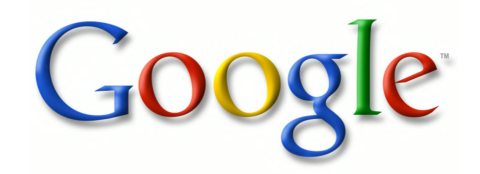
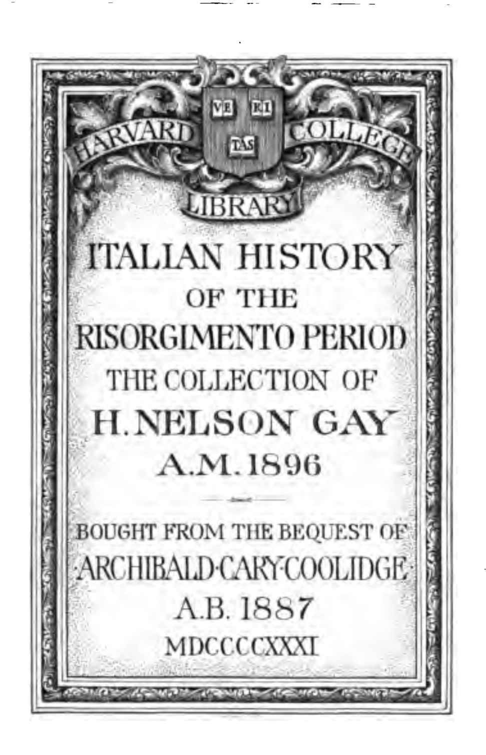
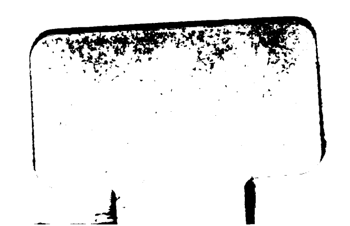



Digitized by Google



VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
ITALIAN HISTORY
OF THE
RISORGIMENTO PERIOD
THE COLLECTION OF
H. NELSON GAY
A.M. 1896
BOUGHT FROM THE BEQUEST OF
ARCHIBALD·CARY·COOLIDGE
A.B. 1887
MDCCCCXXXI



Die

Kämpfe in Europa

in den letzten zwölf Jahren

(1848—1859),

ein Cyklus von Gefechtsbildern und biographischen Skizzen

von

Max Siffart,

Oberlieutenant und Schützenoffizier im K. württemb. 2. Infanterieregiment.



Stuttgart.

Gebrüder Scheitlin.

1860.

Wien.
Rud. Lechner's Universitätsbuchhandlung.

Berlin.
Plahn'sche Buchhandlung.

Die

Kämpfe in Europa

in den letzten zwölf Jahren

(1848—1859),

ein Cyklus von Gefechtsbildern und biographischen Skizzen

von

Max Siffart,

Oberlieutenant und Schützenoffizier im K. württemb. 2. Infanterieregiment.



Stuttgart.

Gebrüder Scheitlin.

1860.

Wien.
Rud. Lechner's Universitätsbuchhandl.

Berlin.
Plahn'sche Buchhandlung.

Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Vorwort.

Während auf der einen Seite hoher Aufschwung der Cultur, des Handels und der Industrie und zahlreiche segensvolle Erfindungen unsere Zeit kennzeichnen, ist es wieder auf der andern Seite eine Kette der traurigsten Ereignisse, von Aufständen und Revolutionen, von blutigen Kämpfen und Kriegen, die in fast ununterbrochener Folge Europa erschüttert und durchzuckt haben und jetzt noch mit einer gefährlichen Krise drohen. Dabei folgten sich diese Ereignisse so schnell, daß sie an denen, welche sie miterlebten, wie die Bilder einer Zauberlaterne flüchtig vorüberschwebten und nur einen unvollkommenen Eindruck zurückließen. Immer verwischte das gesteigerte Interesse für das neue herauftauchende Bild den Eindruck des eben betrachteten und so kam es, daß viele der eifrigsten Zeitungsleser doch keine klare bestimmte Anschauung des Verlaufes dieser Kämpfe gewinnen konnten.

Wir glauben daher in einer Zeit, wo das Interesse für den Gang der Begebenheiten so allgemein sich kundgibt, uns keine undankbare Aufgabe gestellt zu haben, wenn wir dem freundlichen Leser eine zusammenhängende Darstellung der kriegerischen Ereignisse der letzten daran so reichen zwölf Jahre in einem Cyklus von Schlachten- und Gefechtsbildern, sowie von biographischen Skizzen der bedeutendsten darin handelnd auftretenden Männer vor Auge führen und ihm dabei in den einzelnen Kämpfen jene begeisternden Thaten des Heroismus vergegenwärtigen,

welche den Heldenthaten altrömischer und griechischer Tapferkeit würdig zur Seite stehen und den europäischen Armeen unserer Zeit die Bewunderung unserer Generation und der Nachwelt gesichert haben.

Im Interesse des besseren allgemeinen Verständnisses wurden den Gefechtsbildern jedes einzelnen Krieges eine kurze Darstellung seiner Entstehung und seines Verlaufes, wo es nöthig schien auch eine Beschreibung des Kriegsschauplatzes vorangestellt. Als Schlußstein des Bildercyklus folgt eine biographische Skizze Napoleons III., des Brennpunkts der politischen und kriegerischen Ereignisse der letzten Zeit.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Die Kriege in Italien
1848 und 1849.

---

1. Ursachen der Kriege der Oestreicher in Italien in den Jahren 1848 und 1849.

Graf Johann Maria Mastai Ferretti, aus römischem Adel, in seiner Jugend zu einem weltlichen Berufe bestimmt, im Jahre 1846 in einem Alter von 48 Jahren zur höchsten Würde der Christenheit erhoben, ist der Name, an welchen sich von Außen her genommen die Bewegung anknüpft, welche den Geist Italiens von der Zeit seines Regierungsantritts plötzlich ergriff und ihn weit über das Ziel hinaus, welches ihm der edle Mann in seinem Sinne gesetzt haben mochte, in unklarer, leidenschaftlicher Erhitzung zu dem blutigen Ausbruche der Empörung trieb, deren Folgen die Veranlassung zu den Feldzügen gaben, mit denen wir uns hier beschäftigen wollen.

Die italienischen Fürsten hatten bis dahin ohne Verfassung ihre Völker regiert. Als daher der wohlgesinnte Kirchenfürst seinen Regierungsantritt mit Amnestiemaßregeln und Reformen bezeichnete, begrüßte ganz Italien mit schwärmerischer Begeisterung diese Handlungen des Papstes und nach und nach steigerte sich der Gedanke nationaler Freiheit und Unabhängigkeit bis zum Grade krankhafter Erregbarkeit, so daß ohne alle andere Veranlassung das friedliche Verhältniß, in welchem bis dahin die verschiedenen Nationalitäten des wunderbar zusammengesetzten alten Staates gelebt, sich umgestaltet hatte. Unentschlossen und mit Zögern sahen die italienischen Fürsten der päpstlichen Politik zu, die ihre Unabhängigkeit bedrohte und Karl Albert von Sardinien war der Einzige, der die Reformbestrebungen Pius IX. begünstigte, in der Hoffnung, den Traum seiner Jugend zu verwirklichen und Hand in Hand mit dem Haupte seiner Kirche für die Nationalität und Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu wirken. Er betrachtete sich in der That als den einzigen italienischen Regenten neben dem Papste, da die Andern lauter Oestreicher und Bourbonen waren, und äußerte sich bereits im Herbste 1846 in einem Briefe an einen Vertrauten:

„Wenn die Vorsehung uns den Krieg der italienischen Unabhängigkeit befiehlt, so steige ich mit meinen Söhnen zu Pferde, stelle mich an die Spitze meines Heeres und mache es wie Schamyl in Rußland. Wie schön wird der Tag sein, an welchem man zum Kriege für die Unabhängigkeit Italiens wird aufrufen können!“ Diese und ähnliche Aeußerungen wurden bekannt und erregten durch ganz Piemont den lautesten Jubel und schon hörte man vereinzelte Volksrufe, welche Karl Albert als König Italiens begrüßten, und nicht nur dort, sondern auch im übrigen Italien wurde der Gedanke eines italienischen Bundes mit Ausschluß von, ja in Feindschaft gegen das gehaßte Oestreich von andern Staaten, oder wenigstens von den Stimmführern der öffentlichen Meinung ergriffen. Reibungen, welche im Anfange des Jahres 1847 wegen Ferrara entstanden, nährten und steigerten den Haß. Die Errichtung der Nationalgarden versprach endlich eine unermeßlich zahlreiche heldenmüthige Armee zur endlichen Vertreibung der „Barbaren.“ Die freier gewordene Presse schürte und trieb, was sie konnte und durfte und erfüllte das ganze Land mit politischem Brandstoff.

Oestreich beobachtete seinerseits aufmerksam dieses Treiben und schloß damals den bekannten Vertrag mit Modena ab, der es zur militärischen Besetzung des Landes ermächtigte und in den Stand setzte, Piemont ganz zu umfassen und von Mittelitalien abzusperren.

Am 20. October endlich überraschte Karl Albert seine Unterthanen mit einer Reihe von Reformen, die das ganze Land mit begeistertem Jubel aufnahm und ihre Rückwirkung äußerte sich in einer immer tiefer gehenden, Italien erschütternden Bewegung. Die Agitation in Rom nahm zu Anfang des Jahres 1848 einen drohenden Charakter an, in der Lombardei und im Venetianischen entstanden Volksbewegungen, in Palermo endigte am 12. Januar ein blutiger Aufstand mit der Einsetzung einer provisorischen Regierung und Sizilien schien für die Krone Neapel verloren. Der König rettete es, indem er am 29. Januar eine Verfassung gab.

Hinter diesem Beispiele durfte Sardinien nicht zurückbleiben und schon am 8. Februar erschien eine königliche Proclamation, welche Grundzüge der zu gewährenden Verfassung verkündete. Die Kunde, daß Sardinien in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten, flog im Nu durch ganz Italien und stellte Karl Albert sofort an die Spitze der nationalen Bewegung. In Rom schlug die letzte Stunde der Cardinalherrschaft und ein Laienministerium trat an deren Stelle, auch der Großherzog von Toscana gab seinem Volke am 17. Febr. eine Verfassung. So drängte sich die allgemeine Bewegung immer näher auch an Mailand heran, wo unter den Augen einer zahlreichen östreichischen Armee die Empörung ihr Haupt erhob. Wie im fernen Donner das Gewitter, so kündigte sie sich in einzelnen Aufregungen an, in den Rauchunruhen, in den Bemühungen sich im Umgang zu trennen, den Frauen den Umgang mit den Fremden zu verbieten. Die ersten Bewegungen wurden leicht unterdrückt, aber die wenigen Opfer waren Märtyrer der Freiheit, die nach Rache schrieen.

In **Mailand** regierte damals als östreichischer Vicekönig der apatische Erzherzog Rainer, den Oberbefehl über die Truppen aber führte der greise, damals schon 82 Jahre alte **Feldmarschall Radetzky**.

Dieser merkwürdige Greis, der sich schon in den Revolutionskriegen der 90r Jahre und als Chef des k. k. Generalstabs in den letzten Kriegen gegen Napoleon ausgezeichnet hatte, war schon längst im Klaren über das, was kommen würde und hatte wiederholt die Regierung in Wien vor einer nahe bevorstehenden großen Revolution in Italien gewarnt, um Verstärkungen gebeten, den Ausbau der Citadelle von Mailand, die Befestigung Verona's 2c. verlangt und vor den Absichten des Sardenkönigs gewarnt. Der alte Metternich hielt das für furchtsame Besorgniß des noch älteren Feldmarschalls und das Ganze, was die Regierung that, war, daß man 16 Bataillone bestimmte, nach und nach ein Reservecorps zu bilden.

Die Gährung nahm indessen immer zu und wurde gesteigert durch die Nachrichten, daß die sardinische Armee zum Kriege gerüstet an der Grenze stehe, bereit, sofort in's Feld zu rücken. Der Feldmarschall erließ dagegen am 19. Jan. einen Armeebefehl, worin er sagte: „S. M. der Kaiser ist fest entschlossen, Seine Staaten gegen jeden feindlichen Angriff, komme er von Außen oder Innen, recht- und pflichtmäßig zu vertheidigen. Noch ruht der Degen fest in meiner Hand, den ich durch 65 Jahre mit Ehren auf so manchem Schlachtfelde geführt. Möge man uns nicht zwingen, die Fahnen des Doppeladlers zu entfalten, die Kraft seiner Schwingen ist noch nicht gelähmt.“ Mit Jubel begrüßten die Truppen diese Worte, aber ihre Kriegslust steigerte andererseits die Erbitterung der Patrioten. Am 8. Februar erfolgten von Studenten von Padua und Bergamo Angriffe auf Militärpersonen. Da verkündete die östreichische Regierung, zu keinerlei Concessionen geneigt, der wachsenden Aufregung gegenüber, in dem Augenblick, wo das übrige Italien seinen Constitutionen zujubelte, für die Bewohner der Lombardei und Venetien das **Standrecht** (21. Febr.). Augenblicklich trat Ruhe ein und murrend und zähneknirschend, Rache im Herzen, gehorchten die Lombarden. Als aber am 15. März die Revolution auch die östreichische Hauptstadt erfaßte, da waren die wildwogenden Wellen des Aufruhrs nicht mehr zurückzuhalten. Wie mit Einem Schlage brach der Aufruhr im ganzen Lande, am heftigsten aber in Mailand aus. Noch konnte er gedämpft werden, als zugleich Karl Albert, fortgerissen von der Volksbewegung, mit seinem Heer und Freischaarenzügen am Tessin erschien und sechs Tage später die Grenze überschritt. Damit war der Krieg ausgebrochen, in welchem während zwei blutigen Feldzügen das Schicksal der schönen Lombardei entschieden werden sollte!

2. Kurzer Abriß der Geschichte der beiden Feldzüge.

Die Nachricht von den blutigen Kämpfen in Mailand und dem Siege des Aufstandes daselbst hatte die Bevölkerung Sardiniens in die fieberhafteste Aufregung versetzt, welche zur Folge hatte, daß Freischaarencolonnen aus Genua und Turin nach der lombardischen Grenze aufbrachen und über den

Tessin gingen. Karl Albert, hingerissen von der Volksbewegung, die er heraufbeschworen hatte, und aufgefordert von der provisorischen Regierung beschloß den günstigen Zeitpunkt zu benützen und unter der Maske als Vertheidiger Italiens, in der That aber zur Befriedigung seiner Vergrößerungsgelüste den Degen zu ziehen. Am 23. März verkündete der König diesen Entschluß dem Volke und am Tage darauf überschritt die piemontesische Armee den Tessin.

Radetzky gab sofort mit rascher Entschlossenheit die Lombardei auf und zog sich in die feste Stellung am Mincio zurück, wo sein durch Desertionen und Verluste auf 46,000 Mann zusammengeschmolzenes Heer eine Vertheidigungsstellung einnahm. Das 71,000 Mann starke piemontesische Heer folgte ihm rasch nach. Schon am 8. April griff Karl Albert mit Erfolg die noch nicht ganz zerstörten Brücken über den Mincio an, aber anstatt über diesen Fluß zu gehen, machte der in allen seinen Operationen eine fabelhafte Unentschlossenheit an den Tag legende König einen vergeblichen Versuch, ohne Belagerungsartillerie die Festung Peschiera einzunehmen, über deren Zustand er schlecht unterrichtet war. Auf diese fruchtlose Unternehmung folgte eine ähnliche gegen Mantua. Kleinere Treffen fielen zum Vortheil der sardinischen Waffen aus: als aber Karl Albert, auf einen in Aussicht gestellten Aufstand in Verona bauend, am 6. Mai die Stellung Radetzky's bei Santa Lucia angriff, wurde er mit großem Verluste zurückgeschlagen, ebenso am Curtatone. Der Sieg von Goito am 30. Mai und die Einnahme von Peschiera am 30. Mai waren die letzten Erfolge der piemontesischen Waffen.

Während Karl Albert, nicht wissend, wohin er sich wenden sollte, eine unnütze Bewegung auf das Plateau von Rivoli machte, wandte sich Radetzky, der indessen Verstärkungen an sich gezogen, gegen seinen rechten Flügel, schlug ihn bei Curtatone, dann gegen Vicenza, schlug dort die toskanischen Truppen unter Durando auf's Haupt und kehrte dann in seine feste Stellung vor Verona zurück, wo er mit klugem Zögern die günstige Gelegenheit zum Angriff auf das sardinische Heer abwartete. Am 22. Juli brach er endlich hervor, vertrieb den piemontesischen General Broglio von den Höhen von Sommacampagna und schlug das Hauptheer der Gegner vollständig bei Custozza. Nur 25,000 Mann stark erreichte es auf dem Rückzug Mailand, das es vergeblich zu halten suchte. Karl Albert mußte eine Capitulation unterzeichnen, welche der Stadt unbehinderte Auswanderung der Bürger und Amnestie für die Zurückbleibenden zusicherte, die Sardinier aber zum sofortigen Abzug verpflichtete. Der Pöbel Mailands, der sich nicht gerührt hatte, die eigene Stadt gegen die Oestreicher zu vertheidigen, schrie jetzt Verrath, und meuchelmörderische Kugeln, von Italienern entsendet, umsausten das Haupt des Königs, der unter dem Schutze der Truppen und der Nacht Mailand verlassen mußte und Radetzky zog in Mailand ein.

Mit dem Waffenstillstande, welcher die ganze Lombardei und Venetien nebst den Herzogthümern der militärischen Occupation der Oestreicher überließ und die Ticinogrenze wiederherstellte, hatte der Krieg für dieses Jahr ein Ende, aber der Friedensschluß, der die italienische Frage definitiv regeln sollte, kam

nicht zu Stande, ja nicht einmal der Congreß trat zusammen, der in Brüssel über denselben verhandeln sollte.

Italien zu einigen war der Zweck dieses Kriegs; sein unglücklicher Ausgang hatte gerade die entgegengesetzten Folgen. Schroffer als je standen sich jetzt die Partheien gegenüber. Die Republikaner und Radikalen schrieen über Verrath, die Liberalen theilten sich in die föderative und municipale Parthei, von welchen erstere die Bildung eines starken norditalienischen Reiches immer noch als Ziel verfolgte, letztere sich mit der Ausbildung der neuerworbenen Institutionen in Sardinien begnügen wollte. Obwohl letztere Parthei die stärkste war und sogar das damalige Ministerium Revel-Pinelli zu seinen Anhängern zählte, mußte sie doch der Strömung der immer noch kriegerisch gesinnten öffentlichen Meinung weichen, zumal da der König, vor Begierde brennend, die erlittenen Niederlagen zu rächen, ebenfalls die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen wünschte, sobald es die Verhältnisse erlaubten. Alle Vorbereitungen dazu wurden getroffen, das Heer wieder auf 135,000 Mann gebracht, die Nationalgarde bewaffnet und der Pole Chrzanowski zum Oberbefehlshaber ernannt. Die Revolution war eben in Ungarn siegreich und nahm einen großen Theil der östreichischen Streitkräfte in Anspruch. Die Gelegenheit erschien günstig und es erfolgte sofort am 12. März 1840 die Kündigung des Waffenstillstands. Mit dem letzten Schlage der Stunde, mit welcher der Waffenstillstand ablief, überschritten die Oestreicher am 20. März den Tessin, umgingen in kühnem Flankenmarsch das sardinische Heer und griffen es in der rechten Flanke bei Mortara am 21. und bei Novara am 23. März an. Um 8 Uhr Abends war der Sieg entschieden. Die Schlacht war verloren, das Heer hatte sich aufgelöst und wehrlos war Sardinien der Gnade des Siegers überlassen. Karl Albert erkannte, daß er nur auf eine Weise für sein Land einen billigen Frieden erlangen könne — durch seine sofortige Abdankung. Er entschloß sich ohne Zögern dazu und legte die Regierung in die Hand seines Sohnes Viktor Emanuel nieder.

Die inneren Zustände Sardiniens und die Auflösung seiner Armee legten dem neuen König die Nothwendigkeit auf, den Krieg so rasch als möglich zu beendigen. Oestreich hatte ebenfalls insbesondere der bedrohlichen Verhältnisse in Ungarn wegen Grund, Frieden zu schließen und so kam zunächst am 24. März ein Waffenstillstand zu Stande.

Der definitive Friede ward am 6. August in Mailand unterzeichnet. Sardinien erlitt keine Gebietsverminderung, verlangte und erhielt Amnestie der Lombarden und Venetianer, zahlte aber eine Kriegsentschädigung von 60 Millionen Francs, nach deren Tilgung die Oestreicher Alessandria, das sie dem Waffenstillstande gemäß gemeinsam mit den Sardiniern besetzt hielten, wieder räumen sollten.

So hatte dann dieser Krieg Italien nur Blut und Geld gekostet und Nichts von dem war erreicht worden, was dabei erstrebt wurde. Die Mißstimmung darüber war allgemein. Die sardinische Deputirtenkammer weigerte sich, den Friedensvertrag zu bestätigen, in der seltsamen Verblendung, an der

bitteren Nothwendigkeit noch etwas ändern zu können. Die Regierung sah sich deßhalb genöthigt, sie aufzulösen und aus den neuen Wahlen ging eine Kammer hervor, die sich besser in die Umstände zu schicken wußte und, ohne weniger patriotisch zu sein, das von ihr verlangte Opfer brachte. Am 7. Jan. 1850 genehmigte sie auf den Antrag des Berichterstatters Graf Balbo durch ein stilles Votum den Vertrag. Man wich der eisernen Nothwendigkeit, insgeheim den Augenblick der Rache herbeiwünschend, der auch wirklich nach zehn Jahren kam, wo wir den Krieg neuerdings und zwar blutiger und großartiger in den Gefilden Norditaliens werden wüthen sehen.

3. Der Aufstand in Mailand und Abzug der Oestreicher aus der Lombardei.

Brandstoff war, wie wir bereits in der Einleitung gesehen, in Hülle und Fülle vorhanden. Am 17. März waren die ersten Nachrichten von den Ereignissen in Wien nach Mailand gekommen; am 18. wurde bekannt gemacht, daß der Kaiser seinen Staaten eine Verfassung im Geiste der Zeit verliehen habe. Der Vicekönig begab sich nach Verona und legte sein Amt in die Hände des Civilgouverneurs O'Donnell nieder. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung, und das Volk erschien trotz des strömenden Regens zahlreich in den Gassen. Hunderte von Barrikaden entstanden, das Pflaster wurde aufgerissen und die schweren Granitplatten der Trottoirs entweder vor Gräben, die man quer über die Straßen zog, oder vor den aus Kutschen, Matratzen, Meubles aller Art errichteten Barrikaden aufgestellt. Um 1 Uhr Mittags wurden die Massen bewegter und mit Schlag 2 Uhr wurde mit vielen Glocken Sturm geläutet und eine, theilweise bewaffnete Volksmenge zog, den Stadtrath und den Grafen Casati an der Spitze, nach dem Gubernialgebäude, überwältigte die dort aufgestellte Wache und wenige Minuten nachher flatterte die italienische Tricolore vom Broletto, dem Sitzungsgebäude des Stadtraths. Da ließ der Feldmarschall vom Castell aus, wohin er sich begeben hatte, Allarmschüsse geben und die Truppen ausrücken, um die Ruhe und Ordnung in der Stadt herzustellen. Die Truppen fanden zwar hartnäckigen Widerstand und mußten die bereits errichteten Barrikaden mittelst Geschützfeuer zerstören, doch gelang es gegen Abends 10 Uhr, obwohl mit schweren Opfern, die Gassen zu leeren. Das Ihrige hatten dabei der Einbruch der Nacht und der starke Regen gethan.

Am Sonntag den 19. begann mit Tagesanbruch der Donner der Kanonen, die theils an den Thoren, theils vom Kastell, theils im Innern der Stadt die Barrikaden fegten. Die Stadt hat zwar innerhalb ihrer inneren Umwallung viel von Häusern entblößten Raum; aber nach dem Kerne der Stadt zu, um den Dom und das Königl. Schloß herum, findet sich die Masse der Häuser eng zusammengedrängt. Dort sind die Straßen eng und krumm, die Häuser hoch und nur von Stein, daher leicht zu Barrikaden zu benutzen und von Artillerie nicht zu bestreichen. Der Wall, bloß zur Sicherung der Steuer ist gegen einen geregelten Angriff nicht zu vertheidigen, die Thore offen, nur mit eisernen Gittern zu schließen. Auf der Westseite der Stadt steht

das feste, vertheidigungsfähige Kastell, ein geschlossenes Viereck verbunden mit Mailand durch die glänzende marmorne Porta Sempione oder Arco della Pace. Hier im Kastell lagen die drei Brigaden der Mailänder Besatzung, welche nun den Kampf gegen die rebellische Stadt eröffneten. Den Reigen führte ein ungarisches Grenadierbataillon, welches gegen den mitten in der Stadt gelegenen kaiserlichen Palast vorrückte. Ein lebhaftes Feuer aus den Fenstern, ein Hagel von Steinen und Ziegeln von den Dächern empfing die braven Truppen, die unbekümmert darum ihren Weg über mehrere Barrikaden stürmend fortsetzten und ohne viel Verlust den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Das Regierungspalais wurde ebenfalls wieder genommen und besetzt. Der Kampf nahm, je länger, je mehr, beiderseitig den Charakter steigender Erbitterung, Verwüstung und Verwüstungswuth an. Die Insurrektion machte von allen Mitteln gegen das Militär Gebrauch und der Soldat nahm heißblutige Rache, wenn die Reihe der Vergeltung an ihn kam. Einzelne Scenen waren wirklich gräßlich. Nächst der Porta Tosa wohnte ein Bäcker, ein ehmaliger Militärlieferant. Die Grenzer wollten Brod; der Bäcker hatte sein Haus verschlossen, die Fenster besetzt und er selbst streckte zwei Mann nieder. Nun kannte die Wuth keine Schranken, das Haus wurde erstürmt und der Körper des Besitzers später im eigenen Backofen verbrannt gefunden. An andern Orten wurden den Soldaten die verlangten Nahrungsmittel in zuvorkommender Weise verabreicht, aber es war eine vergiftete Danaergabe und mehr als ein Mann bezahlte den Labetrunk mit seinem Leben. Ein Augenzeuge berichtet von acht in solcher Weise gemeuchelten Soldaten, deren nackte Leichname er im Straßengraben liegen gesehen; der Besitzer einer Rosogliofabrik habe sich nachmals der That öffentlich gerühmt.

Daß durch solche Grausamkeiten die Wuth der Soldaten auf's Höchste gesteigert und auch von ihrer Seite keine Schonung erwartet werden durfte, ist klar, doch hat sich nirgends erwiesen, daß die Croaten allein aus Habgier gemordet und den Leichen der Ringe wegen die Finger abgeschnitten haben; häufig beruhen solche haarsträubenden Schilderungen einzelner Gräuelscenen nur auf Hörensagen.

Inzwischen hatte sich der Aufstand in der ganzen Stadt verbreitet und von allen Thürmen tönte das Geheul der Sturmglocken. Mit furchtbarem Geschrei ermunterte sich das Volk in allen Straßen zum Barrikadenbau. Seit sechs Stunden hatte der Kampf schon gedauert und überall hatten die Truppen sich gehalten. Die Tyroler Jäger unterhielten vom Thurme St. Ambrosio herab ein lebhaftes Feuer und den Domplatz hielt Artillerie und eine Jägerabtheilung auf der untern Gallerie des Domes fest. Um eine Verbindung in dem Kastell zu haben, ließ endlich Radetzky Abends 5 Uhr das Stadthaus am Broletto nehmen. Immer noch tobte in den engen Straßen der Kampf, bei dem die Lombarden, geleitet von einem gewissen Lechi wenig persönlichen Muth zeigten und nur aus sichern Hinterhalten, hinter bedeckten Fenstern, Dach- und Kellerlucken hervorfeuerten. Darüber war die Nacht herangekommen und die dichte Dunkelheit beendete den Kampf. Düstere Schatten legten sich über die Stadt und hüllten sie immer tiefer ein. Weder das Licht der Laternen, die

meist eingeschlagen waren, noch das Licht der Sterne, die sich hinter dichtem Gewölk verbargen, erhellten die Finsterniß; der Regen strömte ohne Unterlaß und in den Straßenrinnen rauschte unheimlich das blutgefärbte Regenwasser. Auf mehr als fünfzig Thürmen hämmerte es ununterbrochen an den Glocken und schauerlich bis in's innerste Mark dringend war der Eindruck, den solch Zusammenheulen hervorbrachte. In solcher Nacht, ohne Obdach, in nasser Kälte mußten die aufgestellten Truppen das Morgengrauen erwarten, das ihnen neuen Kampf und neue Leiden bringen sollte. Der Kampf begann mit erneuter Wuth unter den so mißlichen Verhältnissen und die Truppen leisteten Alles, was man von braven Soldaten verlangen konnte. Abgeschnitten und vereinzelt, mitten in einem aufrührerischen Lande, gegenüber der volkreichen, in hellem Aufruhr entbrannten Stadt, allen Entbehrungen ausgesetzt, ohne Nachrichten von Außen, ohne Verbindung mit dem Mutterlande schlugen diese Truppen Schlachten der Verzweiflung! In solcher Lage konnte die Zuversicht ihres vom Alter gebleichten, aber nicht gebeugten heldenmüthigen Führers nur eines aufrecht erhalten: der Hinblick auf die unverdrossene Opferfreudigkeit seiner braven Soldaten, die freilich wohl niemand gleich ihm, mit seinem schlichten, herzlichen, gegen Jedermann freundlichen Benehmen gewonnen, fesseln, begeistern konnte.

Noch immer hoffte der Feldmarschall die Stadt zu behaupten, um aber seine Truppen nicht unnöthig zu opfern und zu zersplittern, beschloß er, die innere Stadt zu räumen und nur die Thore und das Kastell besetzt zu halten. Eine Brigade besetzte den nördlichen Wall, vom Kastell bis zur Porta orientale, eine andere hielt die Südseite bis zur Porta Tosa.

Dieser Abzug aus dem Innern gab dem Aufstande nun freilich erst rechte Kraft, er konnte sich organisiren, was auch sofort geschah. Eine provisorische Regierung wurde eingesetzt und General Lecchi zum Befehlshaber der Nationalgarde, in welche jeder Lombarde vom 20—60. Jahre eintreten sollte, ernannt. Nun galt es ein Thor der Stadt zu gewinnen, um mit dem Aufstand außerhalb der Stadt in Verbindung zu kommen, denn auch in den andern Städten der Lombardei war auf die Nachricht von den Mailänder Ereignissen der Aufstand ausgebrochen. Zu diesem Zwecke suchten die Insurgenten sich der Porta Ticinese zu bemächtigen. Von der Seite her erwarteten sie Hilfe von Piemont. Hier behauptete sich zwar Graf Clam mit seiner Brigade, aber im Westen der Stadt gingen durch Verrath die von italienischen Truppen besetzte Kaserne S. Francesco und das Gebäude des Geniewesens verloren. Die folgende Nacht verging gleich der vorigen unter wenig unterbrochenem Regen, unter dem keinen Augenblick rastenden Geheul der Sturmglocken. An einigen Endpunkten der Stadt standen Häuser in Flammen und durchbrachen mit blutigem Schein die Finsterniß.

Die Ermüdung der Truppen hatte den höchsten Grad erreicht. Die Unruhe der Bereitschaft, welche jeden Augenblick des Tages und der Nacht auf irgend ein Ereigniß gefaßt halten mußte, schloß alle stärkende Erholung aus. Die Truppen auf den Wällen und an den Thoren hatten zum Abkochen weder

Zeit noch Gelegenheit, häufig auch wohl keinen Gegenstand; Brod und Salz fehlte fast überall. Der Soldat war durch all dieß so erschöpft, daß er, wo das Gefecht eine Zeit stille hielt, im Glied stehend einschlief. Nicht besser erging es den armen Thieren; die Pferde waren durch vier Tage und Nächte der Geschirre und des Sattels nicht los. Frische Kräfte standen nicht in Aussicht, dagegen jeden Tag ein starker Feind, dessen Heeresspitzen, wie man wußte, bereits den Tessin überschritten. Unter solchen Umständen beschloß Radetzky die Stadt zu räumen.

Am 21. März wurden die Einleitungen zum Abmarsche getroffen. Seit dem Beginne des Aufruhrs in der Stadt war kein Offizier, selbst der Feldmarschall nicht wieder in seiner Behausung gewesen, und nun mußte sie verlassen werden, vielleicht auf immer. Nicht nur, daß so empfindliche Verluste bevorstanden, sondern Keiner hatte nur, was die nächste Zeit des Krieges nothwendig zu fordern schien.

Die Truppen wurden nun, wo sie detachirt waren, herbeigezogen und die Nacht vom 22. auf den 23. war zum Abzuge bestimmt. Dieser mußte um die Stadt herum, über den Wall und auf der Circumvallationsstraße nach den östlichen Thoren gehen. Der Train, welcher zu decken war, Flüchtlinge, Verwundete und Kranke, Effekten aller Art, nahm einen Weg von 5 Stunden ein und schon seit 2 Tagen dauerte der Abzug dieser Beschwerde des Abmarsches der Truppen. Den Train vermehrten eine Menge Familien von Civil- und Militärbeamten, die man nicht der Wuth des fanatischen Pöbels überlassen konnte. Die Nacht war grausenhaft, kalt und stürmisch; aber stellenweise taghell erleuchtet von in Brand gesteckten Barrikaden, lichterloh brennenden Häusern. Schweigend, tief in ihre Mäntel gehüllt, zogen die tapferen Truppen hier an Schutthaufen, geröthet von der im Sterben begriffenen, an den letzten zehrbaren Ueberresten nagenden, theilweise in Flammen und Flämmchen hervorbrechenden Glut, dort an todten oder verwundeten Leuten, an gefallenen Pferden vorüber, den Thoren zu. Den Marsch begleitete das nahe und ferne Knattern des Gewehrfeuers und das ununterbrochene nun schon 5 Tage und 5 Nächte gleichmäßig fortheulende Sturmläuten.

Zwischen 4 und 5 Uhr Morgens hatten die letzten Züge der Hauptcolonne die Porta Romana verlassen. Beim Hauptcorps und zwar bei der Brigade Rath befand sich Radetzky mit dem Hauptquartiere. Nachdem er den Fuß aus den Thoren Mailands gesetzt hatte, blickte er noch einmal zurück und sprach gegen die Stadt gewandt, wobei Muth und Unmuth die sonst so freundliche Stirn in drohende Falten zogen: „Wir werden wiederkehren!“

Dieser denkwürdige Rückzug ist eines jener traurigen Meisterstücke der Kriegskunst, in dem sich nur die Geistesstärke des Feldherrn und die ungebeugte Tapferkeit der von Hunger und Ermüdung erschöpften Truppen bewundern läßt. Nur der Hunger und die heranrückende piemontesische Armee konnten den Feldmarschall, der bis zum letzten Augenblick Sieger geblieben, zwingen, Mailand zu verlassen, weder die feindlichen Kugeln noch die Ziegel und das siedende Oel von den Dächern hätte ihn daraus vertrieben.

Als die letzten Truppen abgezogen waren, erstürmten die jubelnden Volksmassen die noch verrammelten Thore. Um 4 Uhr Morgens war Alles, Jung und Alt, auf den Straßen, man illuminirte die Häuser, so gut man es in der Geschwindigkeit konnte; ein ungeheurer Jubel begann, die Schönen Mailands schwenkten von den Balkonen die Tücher, warfen Blumen und dreifarbige Kokarden herab und der donnernde Ruf: **Evviva l'Italia libera, Evviva Pio IX.**, wiederhallte in den Straßen.

Die Mailänder glaubten wirklich, ihre unüberwindliche Tapferkeit habe die Oestreicher vertrieben und der Aufstand, der im Lande ausgebrochen war, werde ohne Mühe die auf dem Rückmarsch begriffenen Truppen vollends aufreiben. „Der Feind flieht aus Mailand," rief man den Ortsbehörden und Pfarrern zu, „Ihr werdet durch jedes Mittel für Eure Vertheidigung und für die baldige Vernichtung dieser wilden Horden sorgen." Anfangs folgte das Volk diesen Aufforderungen und bereitete der Armee wenn auch wenig Widerstand, doch Aufenthalt der störendsten Art, bis Radetzky das unweit Mailand gelegene Städtchen Melegnano, dessen Bürger sich dem Durchmarsch widersetzen wollten, plündern und einäschern ließ. Am 24. ging die Armee nach Lodi und bezog hinter der Adda das Lager. Hier trafen den Feldmarschall die betrübenden Nachrichten von dem Falle Venedigs und dem verrätherischen Abfalle vieler seiner italienischen Truppen in Venedig, Wien, Treviso, Padua, Cremona und Brescia. Er mußte im eigenen Lager täglich Aehnliches erwarten. Bei jedem Schritte rückwärts lösten sich mindestens alle die ab, welche ihrer Heimath nahe waren. Der Lombarde dient ungern, er will friedlich zu Hause sein, seine Wiesen, seinen Wein, seine Seide bauen, sein schönes Klima in Ruhe und Heiterkeit genießen. Die Strenge und Härte des Soldatenlebens ist ihm zuwider. Er verließ im Ganzen und im Einzelnen die Fahnen, nicht um gegen die Deutschen, sondern um gar nicht zu dienen. Wurde deßhalb auch die Armee durch die häufigen Desertionen geschwächt, so war der Verlust insofern minder beklagenswerth, als dadurch die Armee von den unzuverlässigen Elementen gesäubert wurde, ohne die Flüchtlinge als Gegner im feindlichen Lager zu sehen.

Am 25. brach der Feldmarschall mit dem ganzen Corps von der Adda auf, schickte die zuverlässige Brigade Wohlgemuth nach Mantua und marschirte selbst in 5 kleinen Märschen hinter die Chiese. Das Wetter, die Wege waren fürchterlich, die Truppen litten viel, und die Armee bot einen Anblick, welcher ungewohnten Augen der einer förmlichen Auflösung schien.

Am 31. März ging die Armee über den Mincio und nahm nun eine feste Stellung zwischen der Etsch und dem Mincio ein, in dem Dreieck, welches die festen Plätze Verona, Mantua und Peschiera bilden, am Fuße der Gebirge, da, wo die große Straße aus Tyrol in die Ebene der Lombardei einlenkt. Hier blieb Radetzky stehen, wie angewurzelt, um Verstärkungen aus Deutschland an sich zu ziehen, und den Feind so lange abzuwehren, bis er selbst zum Angriff übergehen könne.

4. Die Schlacht von Sta. Lucia am 6. Mai.

Italien war frei; von allen Thürmen wehte die Trikolore, nur die Zinnen der vier Festungen Mantua, Verona, Peschiera und Legnago zeigten noch Oestreichs Banner.

Zehn Brigaden stark, in 2 Armeecorps unter General Bava und General de Sonnaz und 1 Reservedivision unter dem Herzog von Savoyen getheilt, rückte die piemontesische Armee gegen sie heran und langte am 9. April am Mincio an, wo sich bei Goito ein kleines Vorpostengefecht entspann. Eine östreichische Jägerkompagnie hatte den Ort besetzt und ließ sich von unzeitigem Muthe verleiten, das Gefecht am rechten Ufer anzunehmen. Sie wurde angegriffen und nach hartnäckigem Widerstande zurückgeworfen.

In den nächsten Tagen überschritt die piemontesische Armee den Mincio und suchte in der beklagenswerthesten Unsicherheit über das, was sie eigentlich beginnen sollte, nach einer Unternehmung. Man wußte, daß das Gros der Oestreicher bei Verona vor der Festung auf dem Abfalle von Sta. Lucia und S. Massimo stehe und ein kleines Corps zur Deckung der Straße nach Tyrol, nach Pastrengo vorgeschoben sei. Dieses vereinzelte Corps mit Uebermacht zu erdrücken griff Karl Albert am 30. April bei Pastrengo an und drängte es vom Plateau in's Thal hinab. Von hier marschirte er mit der ganzen disponiblen Armee gegen die Stellung der Oestreicher vor Verona vor. Als Hauptangriffspunkte hatte er sich Sta. Lucia und Croce Bianca ersehen.

Das Terrain des Schlachtfeldes von Sta. Lucia ist eines der günstigsten, was eine Vertheidigungsschlacht finden kann. Fast eine deutsche Meile lang, von Chievo bis Tombetta zieht sich in einem Halbmond ein jäh abfallender Erdrücken, der Thalrand der Etsch, auf dem die Dörfer Croce Bianca, San Massimo auf der Höhe und Sta. Lucia da, wo der Erdrücken flach gegen die Etsch hin verläuft, liegen. 30,000 Mann hielten die starke Stellung besetzt. Zunächst suchte man deren Vertheidigungsfähigkeit noch künstlich zu erhöhen. Die Ortschaften bestehen nach italienischer Weise aus festem Gemäuer, dem Brande nicht leicht ausgesetzt; die Gassen wurden nun durch Barrikaden gesperrt und die Mauern mit Schießscharten versehen. Die ganze Gegend ist mit Maulbeerbäumen so bepflanzt, daß eine übersichtliche Leitung des Gefechtes für den Angriff ebenso wie eine Uebersicht der feindlichen Stellung ungemein erschwert ist. Man hieb die Bäume nieder, wo sie der Vertheidigung hinderlich waren und errichtete Verhaue. Dazu tritt noch eine Eigenthümlichkeit des Bodens, welche gleichfalls der Vertheidigung sehr günstig war. Der Boden besteht, wie fast durchweg am Fuße der Alpen, in Italien auf viele Meilen hin ursprünglich aus einem groben Kiesgerölle von Stücken, die oft 6″ im Durchmesser haben. Diese hat die Kultur von der Oberfläche nach und nach zusammengelesen und davon lange Steinwälle gebildet, die in häufigen Wiederholungen das Terrain meistens parallel mit dem Thalabfalle durchziehen und die vorzüglichsten Stellungen für Tirailleurketten bilden. Alle diese Vortheile zusammen machten die Stellung außerordentlich stark, zumal im schlimmsten

Falle die Festung Verona in zweiter Linie einen sicheren Zufluchtsort gewährte, der jeder Verfolgung des Feindes augenblicklich Stillstand gebot.

In diesem durch Natur und Kunst starken Halbkreise stand die östreichische Armee, ohne die Garnison Verona's 30,000 Mann stark, in den ersten Tagen des Mai; der linke Flügel vom ersten, der rechte vom zweiten Armeecorps besetzt. Das erste Corps hatte als Gefechtsstellung die Linie von Roveggia über Chioda, Sta. Lucia bis Pellegrino, das zweite von da bis Bianca. In Lucia selbst stand das 1000 Mann starke 10. Jägerbataillon und ein Bataillon des Regiments Erzherzog Sigismund.

Schon am 5. Abends meldeten die Vorposten, daß starke feindliche Colonnen aus der Ebene von Villafranka nach den Höhen von Sommacampagna und Sona marschirt seien und am 6. bei Tagesgrauen begann der Angriff, dessen Hauptstoß gegen Sta. Lucia gerichtet war. Dort hatten die Jäger den Dorfeingang, einen großen Garten, die Kirche und rechts davon den mit einer Mauer umschlossenen Kirchhof und noch weiterhin einen Steindamm besetzt, der dem Kirchhof flankirte.

Mit Schwärmen von Tirailleurs, denen dichte Colonnen folgten, drangen mit großer Entschlossenheit die Piemontesen gegen diese starke Stellung vor, erlagen aber dem mörderischen Feuer und dem Bajonnet der tapferen Jäger und Grenadiere. Während sechs Stunden wiederholten die Piemontesen immer wieder mit frischen Truppen den Angriff, bis endlich um 1 Uhr Mittags, als die Munition anfing auszugehen, Sta. Lucia und die vorliegenden Punkte geräumt wurden und die beiden Bataillone sich gegen den Abfall hinter eine Steinlinie zwischen Castellegrino und Sta. Lucia zurückzogen.

Herren des Schlüssels der Stellung griffen die Piemontesen nun auch den östlich von Sta. Lucia gelegenen Theil der Gefechtsstellung der Brigade Strassoldo und besonders das Dorf Chioda an, wo ein italienisches Bataillon des Regiments Erzherzog Sigismund sich zwar vortrefflich schlug, aber zuletzt auch zurückgedrängt sich hinter die Straße zurückzog, welche von dem Rondel vor der Porta Nova nach Sta. Lucia führt. Dadurch wich auch der linke Flügel nach dem Rondel zurück.

Der rechte Flügel war nur schwachen Angriffen ausgesetzt. Dagegen warf sich der Feind mit aller Heftigkeit gegen Croce Bianca im Centrum, wurde aber auch hier zweimal mit großen Verlusten zurückgewiesen und das Gefecht beschränkte sich nur noch auf Artilleriefeuer. So standen die Verhältnisse Nachmittags 2 Uhr, als der Wendepunkt der Schlacht eintrat.

Der Feldmarschall, seinen linken Flügel, wo bis jetzt nur fünf Bataillone gefochten, weichen sehend, verstärkte ihn durch 2 Bataillone, und mit Löwenmuth drangen nun die Oestreicher gegen Chioda und Roveggia vor, fanden aber dort so furchtbaren Widerstand, daß der Angriff mit großem Verluste aufgegeben werden mußte.

Indessen hatte Graf Reischach mit einem Bataillon seines Regiments Prohaska den Feind umgangen und war geraden Weges gegen seinen Rücken marschirt, als er gewahr wurde, daß der Frontalangriff abgeschlagen und er in

die Gefahr gerathen war, abgeschnitten zu werden. Er wandte sich daher gleichfalls nach dem Rondel zurück. Mit 2 frischen Bataillonen, die aus Verona geholt worden waren, wurde jedoch der Angriff sofort erneuert und fand höchst unerwartet kaum einen Widerstand mehr, denn der Feind verließ plötzlich in regelloser Flucht alle Punkte, die er mit so großer Anstrengung genommen hatte. Um 5 Uhr Abends waren die Oestreicher bei Chioda und Roveggia vollkommen Sieger!

Gleichzeitig hatte um 4 Uhr das zweite Corps seinen Angriff damit begonnen, daß es seine ganze Artillerie, 36 Geschütze, vornahm. Vier Kompagnien des ungarischen Grenadierbataillons Weiler und ein Bataillon Erzherzog Sigismund nahmen nach heldenmüthigem Kampfe den Ort wieder und setzten sich fest, während der Feind mit einem fluchtähnlichen Rückzuge gewichen war.

Als nach 5 Uhr die Piemontesen so auf allen Punkten vor der östreichischen Stellung sich zurückgezogen hatten, bezog die östreichische Armee ihre Linie wieder, wie sie sie vor der Schlacht inne gehabt, zufrieden mit dem erreichten Zwecke, den Feind von sich abgewiesen und ihm gezeigt zu haben, auf welche ernsthaften Kämpfe er sich vorzubereiten habe für die Zeit, wo sie durch eingetroffene Verstärkungen aus ihrer passiven Rolle heraustreten könne. Genug, sie hatten gesiegt und das Glück war zu ihnen zurückgekehrt. Freilich kostete der Sieg große Verluste, und besonders das 10. Jägerbataillon und die Brigade Strassoldo hatten stark gelitten. Von den höheren Offizieren wurden General Salis und Oberst Pokorni verwundet. Unter den Kämpfenden befand sich auch der jetzige Kaiser Franz Josef, der eine ungewöhnliche Ruhe und Kaltblütigkeit im Gefechte gezeigt haben soll.

5. Der Angriff auf die Linien am Curtatone 25. und 29. Mai.

Der Sieg von Santa Lucia befreite die beschränkte östreichische Armee für den ganzen Rest des Feldzugs von dem Andringen des Feindes, der trotz des überlegenen und ungestümmen Anpralls blutig zurückgeworfen seinen übermüthigen Siegesmarsch an dem Widerstande weniger Bataillone zerschellen sah. Vertrauensvoll blickte die östreichische Armee jetzt auf ihren greisen Führer, den Augenblick ersehnend, wo sie im Stande wäre, zum Angriff gegen den verhaßten Feind vorgeführt zu werden. Nicht weniger als die Armee wünschte dieß auch ihr Feldherr; allein es ließ sich mit 40,000 Mann gegen 80,000 keine erfolgreiche Offensive denken, ohne erst Verstärkungen abzuwarten. Diese wußte man bereits im Anmarsche, da der thätige Kriegsminister Latour, trotz der häuslichen Stürme, die gleichzeitig in Wien den habsburgischen Thron erschütterten, eine Armee unter dem Feldzeugmeister Nugent zusammengebracht hatte. Schon am 17. April hatte zwar dieses Corps seine Operationen begonnen, allein der im Venetianischen ausgebrochene Aufstand, der Widerstand der Städte Udine, Padua, Treviso, Vicenza &c., die vielen Schwierigkeiten des Terrains und die große Menge der gewaltsam zu überschreitenden Flüsse mußte seinen Marsch verzögern und es ließ sich die Vereinigung des Corps mit

der Hauptarmee erst gegen Ende des Mai erwarten. Bis dahin beschloß Radetzky das Uebergehen zur Offensive zu verschieben und benützte die Zwischenzeit, seine starke Stellung vor Verona durch ein Reboutensystem am Abfalle des Thalrandes noch mehr zu befestigen.

Feldmarschallieutenant Nugent begann seine Operationen mit etwa 20,000 Mann und 30 Geschützen. Er nahm zuerst Udine ohne Schwierigkeit, marschirte langsam gegen die Piave vor, als an diesem Flusse bei Conegliano die römischen Truppen und Contingente der kleineren italienischen Staaten unter General Durando, etwa 7000 Mann stark, und ein Freiwilligencorps von 10,000 Mann unter General Ferrari gegenüberstanden und Miene machten, seinen weiteren Marsch hindern zu wollen. Den Kern des Ganzen bildeten zwei Schweizerregimenter und die römische Cavallerie. Zwar hatte das ganze italienische Corps, wie es in der Eile von den mit Piemont sympathisirenden Regierungen zusammengebracht war, den Befehl, zu Karl Albert zu stoßen, aber der gefahrdrohende Anmarsch des Nugent'schen Corps ängstigte die Einwohner der venetianischen Provinz und man drängte von Venedig aus heftig in Durando, dem bedrängten Lande zu Hilfe zu eilen. Er entschloß sich endlich auch dazu, schickte ein aus Toskanern, Modenesern und Neapolitanern bestehendes Beobachtungscorps gegen Mantua und eilte mit allen seinen übrigen Truppen in drei Tagmärschen über Rovigo und Padua bis Treviso, Nugent entgegen. Die Oestreicher waren unentschlossen, ob sie den Marsch nach Verona fortsetzen oder nach Treviso den Italienern gegenübertreten sollten. Sie thaten endlich das letztere. Als Durando nun sah, daß der Feind sich mit ganzer Macht nach der Ebene von Treviso gewendet, zog er sofort alle seine Abtheilungen an sich heran, um über Castelfranco nach Citadella zu gehen, sich hinter der Brenta aufzustellen, um den Feind zu einem mehr oder minder großen Umwege zu zwingen. Von dieser richtigen Ansicht und Operation wurde er aber durch die Bewohner von Treviso abgebracht, die, einen Sturm fürchtend, nichts sparten, den General zum Marsche nach Treviso zu bewegen, um die Stadt zu schützen. Kaum hatten die Oestreicher diese Bewegung bemerkt, so brachen sie aus ihrem Lager an der Piave auf, erreichten in einem forçirten Marsch Fontanara an der Brenta und marschirten nach einem unbedeutenden Gefecht bei Padua am 20. Mai gegen Verona weiter. Graf Thurn führte für den schwer erkrankten General Nugent den Oberbefehl. Am 23. machte das Corps noch einen Scheinangriff auf Vicenza, wo General Durando indeß mit seiner ganzen Macht eingetroffen war und erreichte endlich, nachdem die Schwierigkeiten beseitigt worden, die vor Verona stehende Hauptarmee.

Dieser gegenüber hatten die Piemontesen nach der Schlacht von Sta. Lucia das Plateau von Rivoli bezogen und ihre Stellungen verschanzt. Unter dem Schutze dieser starken Stellung hatte sich ein Theil der Armee mit erneuter Kraft der Belagerung von Peschiera zugewendet.

Der Feldmarschall beschloß, sie darin zu stören und zugleich sich durch eine Bewegung aus seiner beengten Lage, allein auf die nächste, von Lebens-

mitteln entblößte Umgegend von Verona und auf die sehr unergiebige Verbindungslinie mit Tyrol beschränkt, zu befreien. Er suchte dieses Ziel durch einen Marsch mit der Armee an den untern Mincio und über Mantua in die rechte Flanke des Feindes zu erreichen. Die Operation sollte mit einem Angriff auf die verschanzten Linien des Feindes beginnen und dadurch der Feind über den darauf folgenden Rückmarsch getäuscht werden; dann wollte er bei Mantua den Mincio, bei Legnago die Etsch wieder überschreiten, hierauf nach Vicenza marschiren, diesen Platz besiegen und sich dadurch rückenfrei machen und dann in Gewaltmärschen wieder nach Verona zurückkehren. So der Plan.

Mit Eintritt der Nacht am 27. Mai Abends ward der Marsch in 3 Colonnen angetreten. Abends 9 Uhr bestieg der greise Marschall sein Streitroß; etwas Mundvorrath und Wäsche selbst tragend, führte der 83jährige Greis die ganze Nacht und den folgenden Tag unaufgehalten die Armee vor Mantua, während gleichzeitig Oberst Baron Zobel durch einen Scheinangriff in der linken Flanke des Feindes dessen Aufmerksamkeit von dem kühnen Flankenmarsche ablenkte. Durch einen Theil der Garnison von Mantua verstärkt, beschloß der Feldmarschall am 29. die verschanzte Linie des Feindes am Curtatone, von Peschiera bis Mantua (6 Meilen) reichte, in drei Colonnen anzugreifen. Die erste, bestehend aus den Brigaden Benedeck und Wohlgemuth ging als rechter Flügel über Castelnuovo nach Curtatone, die zweite unter Fürst Carl Schwarzenberg mit den Brigaden Clam und Strassoldo nach Montanara, die dritte, Brigade Fritz Lichtenstein nach Buskoldo gegen Montanara; die Brigade Simbschen wurde gegen Gorevnolo als Beobachtungscorps geschickt. Curtatone und Montanara wußte man stark verschanzt.

Um 10 Uhr Morgens wurde der Befehl zum allgemeinen Angriff gegegeben. Der heldenmüthige Oberst Benedeck, der sich mit dem äußersten rechten Flügel dem Feinde schon mehr genähert hatte, begann das Gefecht sehr bald. Er fand dort die Stellung der Piemontesen durch eine doppelte Linie von stark profilirten mit Geschützen gespickten Schanzen gesichert. Nach längerem Tiralliren wurde gegen dieselben gegen 1 Uhr Nachmittags aus 2 Kanonenbatterieen, 1 Raketen- und 1 Haubitzbatterie das Feuer eröffnet und vom Feinde gut erwiedert. Es flog ein Pulverwagen in die Luft und richtete in den Schanzen Verwirrung und Schaden an. Da rückte gleichzeitig die Infanterie, Regiment Baumgarten und Prohaska, zu beiden Seiten der Straße zum Sturme vor. Ein fürchterliches Feuer lichtete ihre Reihen und zweimal ward der Angriff zurückgewiesen, aber beim dritten Anlaufe nahm die rechts von der Straße vorrückende Colonne die Schanze. Der Feind (Toskaner und Neapolitaner) floh, verfolgt von einem Jägerbataillon und einer Eskadron Cavallerie. Ein ganzes Bataillon Neapolitaner wurde gefangen. Mit einem Theile seiner Brigade wandte sich nun Benedeck längs des Curtatone, um den Angriff auf Montanara, der noch im heftigsten Gange war, in seiner rechten Flanke zu unterstützen.

Noch hartnäckiger und wüthender als auf dem rechten Flügel wurde bei Montanara gekämpft. Dort war der Feind stärker und hatte bedeutende

Reserven. Als die Artillerie den Angriff eine Zeitlang vorbereitet hatte, griff auch hier die Infanterie mit Entschlossenheit an und drang zuletzt in die feindlichen Verschanzungen ein, als der Feind durch den Angriff der Colonne Fritz Lichtenstein in Flanke und Rücken genommen, erst schwankte, dann floh. Die Umgehung dieser Brigade hatte den Sieg entschieden, aber alle Truppen hatten mit Löwenmuth gestritten und Todesverachtung, musterhafte Treue in dieser ruhmvollen und blutigen Schlacht bewiesen; 2000 Gefangene waren gemacht und 11 Kanonen genommen. Der Verlust der kaiserlichen Armee betrug etwa 100 Todte und 600 Verwundete, worunter 40 Offiziere. Besonders hatte Zobels Corps gelitten, der gegen fünffache Uebermacht sich schlagend fast eben so viel Offiziere als Soldaten verloren hatte.

Am Abend bezog die siegreiche Armee eine Stellung um Mantua, siegeshoffend dem grauenden Tag entgegensehend, dessen Sonne blutigroth wieder für sie aufgehen sollte.

6. Das Gefecht bei Goito 30. Mai.

Der heranbrechende Morgen des 30. Mai traf das östreichische Lager in vollem Aufbruche. In 2 Colonnen getheilt marschirte die Armee vorwärts, die erste Colonne und das Reservecorps über Rivalta gegen Goito, die zweite über Rovigo gegen Cesarea. Offenbar glaubte der Feldmarschall nicht, an diesem Tage auf die Piemontesen zu stoßen, welche aber schon im Laufe des 28. Nachricht davon erhalten hatten, daß der größte Theil der östreichischen Armee nach Mantua marschire. Sofort rückten sie gegen Goito vor, von dessen Höhen am 29. Nachmittags der König durch Ferngläser in der Richtung von Mantua brennende Häuser und Kanonenfeuer entdecken konnte. Gegen Abend hatten toskanische Offiziere die Nachricht gebracht, daß ihr Corps eine völlige Niederlage erlitten, der linke Flügel bei Curtatone geschlagen, der rechte bei Montanara wahrscheinlich gefangen sei. Sofort setzte sich die piemontesische Armee, 2 Cavallerieregimenter und 1 Batterie unter General Bava an der Spitze, gegen den Brückenkopf Goito in Bewegung, besetzte den Ort und verschanzte sich an den Dörfern Segrada und Valle di Burato.

Auf diese Truppen stieß Nachmittags 3½ Uhr die Benedeck'sche Brigade und wurde mit einem überlegenen Artilleriefeuer empfangen. Die Brigade Wohlgemuth wurde links neben der Brigade Benedeck vorgezogen und die Brigade Strassoldo gegen des Feindes rechte Flanke dirigirt. Der Feind dagegen hatte Infanterie-Abtheilungen und 4 Geschütze durch Goito über den Mincio gehen lassen, welche von daher den rechten Flügel der Oestreicher beschossen. Ein Angriff der Brigade Wohlgemuth auf dem Thalrande von Goito hatte keinen Erfolg, da er von der Brigade Benedeck, die viel vom Artilleriefeuer litt, nicht unterstützt werden konnte; nicht mehr Erfolg hatte die Brigade Strassoldo bei ihrem Angriffe gegen Longhino. Die Reservebrigade Clam eilte zur Unterstützung der Brigade Benedeck herbei und hielt das Gefecht auf dem rechten Flügel, ohne jedoch vordringen zu können. Das zweite Armeecorps, welches gegen Cesarea marschirte, konnte wegen zu großer Entfernung nicht

zum Gefechte herangezogen werden, und es wünschte daher der Feldmarschall das Gefecht abzubrechen, was indessen seine Schwierigkeiten hatte, da die Truppen sich förmlich verbissen hatten und mit Thränen in den Augen ihre Offiziere baten, sie in's Feuer zu führen.

Die hereinbrechende Nacht machte endlich dem Kampf ein Ende, bei dem die Oestreicher nirgends einen Erfolg errungen und 600 Mann verloren hatten. Beide Theile behielten die Stellungen, die sie vor dem Gefecht inne gehabt, und die Vorposten waren sich so nahe, daß man von den Gegenüberstehenden die Gesichtszüge deutlich unterscheiden konnte. Noch während der Nacht wurde das zweite Armeecorps näher an das erste auf die Straße von Castelluchio herangezogen und das Hauptquartier nach Rivalta verlegt, während der Feind auf den Höhen von Volta Stellung nahm.

Besonders ausgezeichnet hatte sich Fürst Felix Schwarzenberg, der mit seinen Truppen trotz des heftigsten Geschützfeuers in der Vorstadt von Goito eindrang und dabei einen Schuß in den rechten Arm erhielt; ebenso die tapfern Obersten Döll und Oberstlt. Freysauff, welche von einer und derselben Kanonenkugel getroffen den Tag von Goito mit ihrem Leben bezahlten.

Des folgenden Tages fing es heftig an zu regnen und 4 Tage lang schoß das Wasser ununterbrochen in platzregenartigen Strömen vom Himmel, so, daß die Wege in der niedrigen Gegend, in der die Armee sich befand, in so grundlosen Zustand versetzt wurden, daß sie für Artillerie ganz unbrauchbar waren und die Fortsetzung der Operationen ausgesetzt werden mußte, während die auf den Höhen stehenden Piemontesen weniger zu leiden hatten. Um das Maß voll zu machen, trafen die Nachrichten von den Wienerereignissen des 26. Mai ein und endlich noch am 3. Juni die Hiobspost von dem

7. Fall von Peschiera am 31. Mai.

Karl Albert hatte sich die Einnahme der Festung sehr angelegen sein lassen, aber doch nichts ausgerichtet, bis der Hunger ihn zum Ziele führte. Der muthige Befehlshaber der kleinen Festung hatte mit Karl Albert sich nie in Verhandlungen eingelassen und erst in dringender Noth einen zwanzigstündigen Waffenstillstand erbeten. Nach Ablauf desselben fingen die Feindseligkeiten am 27. Mai um 2 Uhr Nachmittags wieder an. Nach wenigen Stunden jedoch hörte das Feuern von der Festung gänzlich auf und ein Parlamentär erschien im Lager Karl Alberts, um auf einen neuen Waffenstillstand von vier Tagen anzutragen. Dieß schlug der König ab, da vorauszusehen war, daß ihn die Besatzung nur dazu anwenden würde, um die bedeutend beschädigten Werke der Festung einigermaßen herzustellen. Außerdem wußte man im piemontesischen Lager, daß der Mangel an Lebensmitteln in der Festung bis zur gänzlichen Hungersnoth gestiegen war, indem schon seit mehreren Tagen die Bürger sowie die Garnison sich mit einer Drittelsration Haferbrod begnügen mußten. Dieß hatte Oberst La Marmora erfahren, als er am 26. mit verbundenen Augen zum Commandanten der Festung geführt wurde. Während er durch die Straßen schritt, schrie das versammelte Volk um Gnade und um Errettung

vom Hungertode, dem zu entgehen man sich schon der Ratten als Nahrungsmittel bediente.

Am 28. begannen nun die Feindseligkeiten auf's Neue und als in der Nacht vom 29. auf den 30. die Besatzung Verona's, 30,000 Mann stark, zum Entsatz oder der Verproviantirung von Peschiera vergebens einen Ausfall gemacht hatte und vom Herzog von Savoyen, der dabei verwundet wurde, und der Division Bava zurückgeschlagen worden war, übergab der Commandant der Festung, keine Rettung mehr hoffend, Peschiera dem Könige Karl Albert. Am 31. Morgens zog sofort das 13. piemontesische Regiment und ein parmesanisches Bataillon in die Festung ein. Mittags marschirte die noch aus 1600 Croaten bestehende östreichische Besatzung mit den Waffen ab, die sie jedoch beim Flußübergang in Gegenwart des Herzogs von Savoyen und des 14. Regiments ablegten. Nur die Offiziere durften ihre Degen behalten. Am 1. Juni langte die Besatzung unter Bedeckung in Brescia an.

Eine große Menge Kriegsmaterial fiel den Piemontesen in die Hände; die Oestreicher hatten sich bis auf's Aeußerste gehalten, die Mundvorräthe waren gänzlich aufgezehrt, sämmtliche Pferde geschlachtet und das Salz ausgegangen. Von den übrig gebliebenen Artilleristen hatte zuletzt Jeder zwei Kanonen bedienen müssen.

Die Kapitulation Peschiera's ist in diesen Feldzügen der letzte Erfolg der piemontesischen Waffen und bald werden wir das Kriegsglück wieder dem östreichischen Doppelaare sich zuneigen sehen in der blutigen

8. Schlacht bei Vicenza am 10. Juni.

Der Regen, der überlegene Feind, der erfolglose Kampf bei Goito, die Wiener Nachrichten und endlich das nicht mehr zu rettende Peschiera, sowie der Mangel an Aussichten auf Verstärkungen — all dieß veranlaßte den Marschall, vorerst, so schwer es dem alten Helden auch ankommen mochte, den Gedanken an die Fortsetzung der unternommenen Bewegung aufzugeben und ohne langes Schwanken ertheilte er der Armee den Befehl zum Rückzug nach Mantua, der auch sofort in der nächsten Nacht angetreten wurde. Er hatte die Armee in kühnem Marsche vorgeführt und nun mußte er sie, durch die Gewalt der Umstände zur Rückkehr gezwungen, ebenso rasch zur Wiedereroberung der venetianischen Provinzen zurückführen, um dann, auf diese sichere Basis gestützt, von den Ereignissen der Zukunft den späteren Zeitpunkt abzuwarten, welcher unter besseren Verhältnissen eine abermalige Offensive der Armee erlauben würde.

Noch wußte man Vicenza von den päbstlichen Truppen unter Durando besetzt. Auf diese marschirte Radetzky los und schon am 10. stand die ganze Armee auf dem Kamme des Gebirges Berico gegen Madonna del Monte dicht vor Vicenza.

Hier hatte sich seit drei Wochen Durando festgesetzt und alles Mögliche gethan, um der Stadt eine fortifikatorische Stärke gegen einen gewaltsamen Angriff zu geben. Die alten Barrikaden der Stadt wurden verstärkt, neue ange-

legt, die Thore befestigt und auf dem Monte Berico Schanzen gebaut. Nebenbei wurden Milizen organisirt. Den Kern der Truppen aber bildeten 2 Schweizerregimenter unter Durando; die andern etwa 12,000 Mann starken Truppen befehligte General Antonini.

Mitten unter diesen Vorbereitungen hieß es plötzlich nach der Schlacht von Goito, Marschall Radetzky stehe mit 24,000 M. bei Montagna und schon am 9. Juni erschien derselbe bei Tagesanbruch bei Montegaldella, ging über den Bacchiglione und durchschnitt die Straße, die nach Padua führt. Eine andere östreichische Colonne näherte sich dem Monte Berico und eine dritte kam auf der Straße von Verona. Nun wußte Durando, daß der Angriff seiner Stellung in Vicenza gelte und traf sogleich seine Anordnung.

Mit 2 Bataillonen Schweizern, den Freiwilligen von Vicenza und der 1300 M. starken Legion Galliano unter Oberst Azeglio besetzte er den Monte Berico und gab ihm die Modeneser unter Cialdini zur Reserve. An den Fuß des Berges postirte er ein Freiwilligen-Bataillon von Faenza und ein weiteres der römischen Universität; die Legion grande an der Porta di Padova und die Vorstadt; das Bataillon des Niederrheins an die Porta di Sta. Lucia, das 16. Füselier-Bataillon an die Porta Sta. Croce, die Jäger der Linie an die Porta Castello. In der Stadt blieben als Reserve 2 Bataillone Schweizer, die Karabiniers und die schweizer- und einheimische Artillerie.

Am 10. Juni Morgens 6½ Uhr dröhnten die ersten Kanonenschüsse von den Höhen der Monti Berici herab, das Vorspiel zum großen Kampfe eröffnend. Es war noch in der Nacht ein Bataillon der Brigade Culoz, die von Verona frisch herbeigezogen worden war, aufgebrochen, um die Höhe von St. Margerita wegzunehmen, von wo aus das stark vom Feinde besetzte Castel Rombaldo beschossen werden konnte. Die Hindernisse auf dem Wege wurden in aller Stille weggeräumt, der Weg hergestellt, S. Margerita und später Castel Rombaldo genommen. Der Feind zog sich auf die mit einem Blockhause versehene Redoute auf dem Hügel Bel-Vista zurück. Vom Blockhause wehte die rothe Fahne. Mit Raketen und Haubitzgranaten beworfen gerieth die dichtgedrängte Besatzung in Unordnung und Schwanken. Dieß sehend stürzt sich der Oberstlieutenant Jorich mit 2 Comp. Infanterie auf die Schanze und nahm sie mit Sturm. Die Rauchsäule und das Feuer des sofort angezündeten Blockhauses verkündeten der in der Ebene vorrückenden Armee, daß bereits ein Theil des schweren Tagewerkes vollbracht sei. Der eigentliche Angriff begann aber erst um 10 Uhr Vormittags.

Die Geschütze des General Culoz griffen die in guten Verschanzungen stehende Artillerie des Feindes auf dem Monte Berico an. Im Thale war die Brigade Clam bis auf Kanonenschußweite gegen die Villa rotonda vorgedrungen und hatte bis drei Uhr das feindliche Feuer hier zum Schweigen gebracht. So konnte zu dieser Zeit fast gleichzeitig der Sturm auf die Verschanzungen des Monte Berico oben und auf die Villa rotonda unten angeordnet werden. Der tapfere Oberst Reischach, dessen Namen wir in diesen Feldzügen, wie auch später 1859 überall da begegnen, wo es galt, dem Tode

in's Auge zu sehen, führte selbst 4 Compagnien seines Regiments Prohaska, unterstützt von 3 andern Compagnien, zum Sturme heran. Er und zwei andere Offiziere, die sich an die Spitze der Sturmkolonnen stellten, wurden zwar verwundet, aber durch das gleichzeitige Vorgehen der Brigade Wohlgemuth auf dem linken Ufer des Bacchiglione wurde immer mehr Terrain gewonnen und endlich die ersten Häuser der Porta Lucia erreicht.

Auf dem Monte Berico schritt der Feind, die Schweizer, getäuscht über die Stärke des General Culoz, selbst zum Angriff; gegen 3 Uhr rückten sie mit vieler Kühnheit vor. Der General hatte bis jetzt seine Artillerie verdeckt aufgestellt. In nächster Nähe aber plötzlich mit einem Kartätschenhagel überschüttet wankten die Bataillone einen Augenblick, da stürzte ihm die Infanterie mit gefälltem Bajonnet entgegen und warf sie zurück. Unter Oberst Kopal, der hier einen Arm verlor, drang das brave 10. Jägerbataillon, von Sta. Lucia her bekannt, den Weichenden nach, legte im Laufe eine Viertelstunde Wegs unter dem furchtbarsten Kartätschen- und Kugelregen zurück und erstürmte die steile Höhe und die Verschanzungen des Monte Berico. Die übrige Infanterie der Brigade drängte so heftig nach, daß der Feind nicht mehr Zeit hatte, das für eine weitere Vertheidigung so günstig gelegene Kloster Madonna del Monte zu besetzen. Der Versuch, einige Häuser, selbst die Kirche zu vertheidigen, hielt die Siegestrunkenen nicht auf, Alles wurde erstürmt und zuletzt wüthete der Kampf nur noch in dem Bogengange, der vom Berge herunter in die Stadt führte. Aber auch hier durch die von der Villa rotonda her vorrückende Brigade Clam bei der Säulenhalle umgangen und angegriffen widerstand der Feind nicht länger und zog sich völlig in die Stadt. Der Feldmarschall hatte dieß ganze Gefecht von einem niederen Hügel des Monte Berico, der die ganze Ebene übersehen ließ, selbst geleitet.

Auf den andern Punkten fochten die Brigade Lichtenstein und Taxis. Erstere griff in 2 Colonnen den Borgo Padua und Borgo Sta. Lucia, die Brigade Taxis die Porta Lucia selbst an. Der Feind, der überall in starken, durch Erdaufwürfe für die Geschütze noch mehr gesicherten Häusermassen verschanzt und gedeckt war, mußte überall erst durch das Feuer der Artillerie erschüttert werden; sobald dieß aber gelungen, bildeten sich überall Sturmkolonnen, welche mit größter Entschlossenheit, ihre heldenmüthigen Führer an der Spitze vorgingen und meist ihren Zweck, freilich mit schmerzlichen Verlusten, erreichten. Hier starben Fürst Wilhelm Taxis und der tapfere Oberst Kavanagh den Heldentod.

Nach dem Verluste des Monte Berico fühlte der Feind wohl, daß er keine Hoffnung mehr habe, einen erfolgreichen Widerstand zu leisten und plötzlich von einer großen Uebermacht erdrückt, fühlte er sich entmuthigt, und war überdieß durch Wachen, Kampf und Hunger ermüdet. Dazu begann Munitionsmangel einzutreten.

Gegen Abend krönten die Oestreicher, die Herren der Höhen vor der Stadt, diese mit zahlreichen Batterien von Kanonen, Haubitzen und Raketen und eine dieser Batterien konnte schon gegen 4 Uhr Abends ihr Feuer gegen

die Stadt eröffnen, in die sie bis zur Nacht 80 Bomben herabschleuderte. Alle Vorkehrungen der Oestreicher zeigten, daß Radetzky einen Straßenkampf vermeiden und der Wirkung seiner Artillerie die noch übrige Unterwerfung des in die Stadt gedrängten Feindes überlassen wollte.

Unter diesen Umständen mußte Durando an eine Kapitulation denken. Seine Parlamentäre erschienen um Mitternacht bei den Vorposten des 2. Corps und in der Nacht noch wurde die Kapitulation abgeschlossen, die den päpstlichen Truppen freien Abzug mit allen militärischen Ehren gewährte, wogegen sie sich verpflichten mußten, drei Monate nicht gegen Oestreich zu dienen. Am andern Tage Mittags zwischen 11 und 12 Uhr räumten die päpstlichen Truppen die Stadt und begaben sich auf dem kürzesten Wege nach Este und von da über Rovigo jenseits des Po. Die Verluste der Oestreicher am Schlachttage von Vicenza betrugen nur 800 Mann, worunter 1 General und 2 Oberste.

* * *

So war nun das schwere Werk schnell und glücklich vollendet. Der Unterwerfung von Vicenza folgte wenige Tage darauf die Uebergabe des vom Feinde verlassenen Padua und bald darauf bezwang der Feldmarschall-Lieutenant v. Welden mit dem zweiten Reservecorps auch Treviso, womit die ganze Terra ferma Venetiens wieder unterworfen und die freie gerade Verbindung mit den Kronländern der Monarchie hergestellt war. Zugleich war mit der Wiedereroberung dieser reichen Provinzen die Armee im Rücken gedeckt und hatte sich eine sichere Basis zu künftigen Offensivoperationen erkämpft, wenn auch gleich der glühende Wunsch der Armee, dieselben sogleich zu beginnen, noch einer etwas späteren Zeit vorbehalten blieb. Außerdem war das moralische Bewußtsein der Armee und das Vertrauen in ihre Kraft wieder bedeutend erhöht und Alle beseelte die feste Zuversicht, den Doppelaar ihres Kaisers bis an die alten Grenzen siegreich zurückzutragen!

Noch an demselben Abend trat ein Theil der Armee den Rückmarsch nach Verona an, um welchen wichtigen Centralpunkt sich alsbald auch in den folgenden Tagen zwischen den festen Schanzen das ganze Heer sammelte. Ihm gegenüber standen auf dem Plateau von Rivoli bis an die Zähne verschanzt die Piemontesen, die die 10 Tage, die seit dem Abmarsche Radetzky's von Curtatone verflossen waren, damit zugebracht hatten, mit sechsfach überlegenen Kräften die östreichische Brigade Zobel, die in ihrer linken Flanke den Scheinangriff gemacht, vom Plateau von Rivoli zu vertreiben!

Von diesem Augenblicke ging aber auch der Unglücksstern für die Piemontesen auf und das Kriegsglück fesselte sich an Oestreichs Fahnen.

9. Schlacht bei Sommacampagna und Custozza 22—27. Juli.

Die Unternehmung von Curtatone, die Unterwerfung von Vicenza und Venetiens hatte die Initiative der Bewegungen wieder in die Hände des Feldmarschalls gelegt, der sofort den Feind anzugreifen beschloß. Dieser stand, wie man wußte, außerordentlich fest verschanzt auf dem Plateau von Rivoli und sein Centrum auf den Höhen von Sona und Sommacampagna. Seine Linien

waren unverhältnißmäßig lang und dehnten sich von Custozza über Sommacampagna und Sona bis Sta. Justina aus und konnten daher nur mit verhältnißmäßig wenigen Truppen besetzt sein, so daß ein überlegener Angriff auf Einem Punkte Gelegenheit genug geben konnte, die Stellung zu durchbrechen. Hienach machte Radetzky seinen Schlachtplan. Die Sicherheit des Erfolgs zu erhöhen beorderte er ein 8000 Mann starkes Corps unter Graf Thurn am 22. Juli zu einem Scheinangriff auf das Plateau von Rivoli vom Monte Baldo her. Der Feind schien auf den Besitz des Plateau's solches Gewicht zu legen, daß zu erwarten war, er werde es durch eine dahin entsendete Verstärkung zu halten suchen und hiedurch seine Mitte schwächen. Gegen diese war der Hauptangriff gerichtet, zu welchem Zwecke sich die Hauptarmee am Abend des 22. hinter Sta. Lucia und S. Massimo sammelte und Morgens 1 Uhr in zwei Hauptcolonnen — rechter Flügel 18,000 M. unter F.M.L. d'Aspre gegen St. Giustina und Sona; linker Flügel, 18,000 M. unter Graf Wratislaw gegen Sommacampagna zum Angriff vorging. Den Colonnen folgte ein 12,000 M. starkes Reservecorps unter General v. Wocher in der Weise, daß es die eine oder andere unterstützen konnte.

Der Scheinangriff des Grafen Thurn gelang vollkommen. Er umging alle Stellungen des Feindes in seiner Linken, nahm sehr bald die Linie von Spiazzi und drängte den Feind mit seiner Uebermacht bis Rivoli zurück, obwohl man sehr viel mit Hindernissen zu kämpfen hatte und einen Weg in die Felsen hauen mußte, um mittelst Holzbahnen Geschütz und Geschoße auf die Höhen zu bringen. Alsbald jedoch zogen die Piemontesen Verstärkungen an sich und die Oestreicher sahen sich gezwungen, den weitern Angriff aufzugeben und ein Lager bei Pazzone zu beziehen. Die Piemontesen verfolgten sie nicht und gingen nach Peschiera zurück.

Die Hauptcolonnen hatten sich um 1 Uhr Nachts gesammelt und waren eben im Vorrücken begriffen, als sie ein so furchtbares Gewitter überfiel, daß sie eine Zeitlang den Marsch einstellen mußten, da es so dunkel wurde, daß Keiner seinen Nebenmann mehr gewahr werden konnte. Sie kamen deßhalb erst gegen 5 Uhr vor der feindlichen Stadt an. Die Truppen glaubten allgemein eine sehr schwierige und blutige Aufgabe von zweifelhaftem Erfolge vor sich zu haben, da nach den Gerüchten die Verschanzungen der Piemontesen von ungeheurer Stärke sein sollten. Indessen ließen schon die ersten Recognoscirungen diese Besorgnisse großentheils schwinden und nachdem sich die Colonnen gegen 7 Uhr unter den Höhen formirt hatten, schritten sie zum Angriff. Fast ohne Widerstand zu finden und mit verhältnißmäßig unbedeutendem Verlust bemächtigten sich die Oestreicher der gefürchteten Stellung und schon um 9 Uhr war der Feind nach allen Richtungen auseinander gesprengt und floh gegen den Mincio. Sein geschlagener und zersprengter linker Flügel wendete sich nach Peschiera und konnte in den nächsten 2 Tagen sich mit dem Hauptheere nicht vereinigen.

In dieser günstigen Lage traf die östreichische Armee der 24. Juli, an dem die östreichischen Waffen einen kleinen Stoß empfangen sollten, der in

ihre Offensivbewegungen gegen den Mincio etwas störend eingriff. Es wurde nämlich die Brigade Simbschen, die zu der Recognoscirung der vor Mantua stehenden feindlichen Truppen vorgeschickt worden und dann zum Anschluß an die Hauptarmee zurückbeordert worden war, bei Villafranca von den Piemontesen förmlich überfallen und zersprengt. Der Commandant der Brigade hatte jede Sicherungsmaßregel versäumt und war sorglos den Piemontesen, die er im Rückmarsch, um die Verbindung mit ihrem geschlagenen linken Flügel herzustellen, begriffen glaubte, in die Hände gelaufen.

Die Meldung von diesem unglücklichen Vorfall war zwar etwas spät in das östreichische Hauptquartier nach Alzareo gekommen, aber noch früh genug, um die nöthigen Anordnungen für den 25. zu geben. Da im Laufe des 24. der Feind nicht nur von Peschiera gänzlich abgezogen, sondern auch alle Mincioübergänge bis Goito aufgegeben hatte, so war es sicher, daß der Gegner mit einem großen Theile seiner Macht am linken Ufer von Villafranca stand und eher seinen getrennten linken Flügel gegen den rechten ziehen wollte, als, wie man früher glaubte, umgekehrt. Am Abend des 24. standen, wie man wußte, die Hauptmacht der Piemontesen bei Sommacampagna, Staffalo, Gherla und die Reservecavallerie und das Hauptquartier in Villafranca. Im piemontesischen Hauptquartier war man zunächst entschlossen, Valleggio wieder zu nehmen. Um 9 Uhr sollte es die Brigade Aosta angreifen und stieß auf das Corps des General d'Aspre, das, als es Verstärkungen erhielt, nach hartnäckigem und blutigem Kampfe die Piemontesen zurückwarf. Großentheils herrschte Tirailleurgefecht vor und in einem Terrain, wie das des Schlachtfeldes von Custozza war, mit Kultur bedeckte Hügel, die keine Uebersicht für die höhere Leitung zulassen, nahm der Kampf den Charakter des Ringens zweier Athleten an, die an Kräften ziemlich gleich sind, wellenartig, hier ein Stückchen vor, dort eines zurück, bis endlich die Ermattung beide Theile ergreift und der nächste Druck des einen oder des andern die Entscheidung herbeiführt.

Der Hauptkampf tobte um Valleggio. Dort hatten sich die Brigaden Wohlgemuth und Strassoldo trefflich eingenistet und den an sich schon sehr vertheidigungsfähigen Ort, so schnell es anging, befestigt, entschlossen, ihn um jeden Preis zu behaupten.

Um 9 Uhr griffen, geführt von Karl Albert selbst, die Piemontesen an, wurden aber mit Leichtigkeit und sehr empfindlichen Verlusten zurückgeschlagen und auf ihrem Rückzuge von zahlreicher östreichischer Cavallerie in der Flanke angegriffen und so zugerichtet, daß die Truppen sich beeilten, Villafranca zu erreichen. Darauf trat auf dieser Seite des Schlachtfeldes mehrere Stunden Ruhe ein. Nachmittags aber fing der Feind an, im Teonethal vorzudringen und den linken Flügel der Brigade Clam zu bedrohen, der bis an den Monte Vento zurückbog. Von dort aus warfen sich die Jäger des braven 10. Bataillons und eine Zwölfpfünder-Batterie dem Feind entgegen. — Die Brigade Clam kehrte um, stürzte sich mit dem Bajonnet auf den Feind und trieb ihn aus allen Stellungen heraus, die er gewonnen hatte. Riga und der Monte

Mannor wurde wieder gewonnen und die Piemontesen wichen in Eile gegen Custozza. Es war Abends 6 Uhr.

Zu dieser Zeit nahm auch die Schlacht am Monte Godio und von la Berettera bis Sommacampagna eine andere Wendung.

Dort hatten sich während der rasendsten Hitze, die auf 28° R. stieg, die Oestreicher den ganzen Tag geschlagen und waren bis zum Tode ermüdet. Es war so heiß, daß man kaum athmen konnte und viele Soldaten auf beiden Seiten erlagen dem Sonnenstich. Da erhielten sie eine Verstärkung von 2 Bataillonen und 9 Compagnien und waren im Ganzen am Monte Godio 7 Bataillone stark. General d'Aspre, der sich vorerst begnügt hatte, Karl Albert zurückgeschlagen zu haben, ging sofort zum Angriff über und alsbald wich der Feind, räumte Sommacampagna und wurde von allen Höhen in die Ebene von Villafranca hinabgeworfen. Abends 7 Uhr war auf allen Punkten des Schlachtfeldes das Gefecht zu Ende und die Oestreicher überall Sieger. Von 12 anwesenden Brigaden hatten die Oestreicher nur 7 in's Feuer geführt und nur die große Ermüdung der Truppen schützte die piemontesische Armee vor einem nächtlichen Verfolgen und gänzlicher Vernichtung.

10. Rückzug bis Mailand und hinter den Tessin, Schluß des Feldzugs, 26. Juli bis 4. August.

Die aufgehende Sonne des 26. Juli beleuchtete im östreichischen Lager auf den Höhen von Custozza ein reges Treiben. Starke Colonnen entwickelten sich und eisernen Riesenschlangen gleich ziehen sie durch die Ebene gegen Volta. Eine feindliche Colonne bewegt sich ihnen entgegen von Goito her. In diesem Orte selbst stoßen die Spitzen zusammen und bald ist derselbe, in Pulverdampf gehüllt, der Schauplatz eines hitzigen Gefechts. Häuser und Straßen werden genommen und verloren. Es wurde Nacht, die Leitung des Gefechts war nicht mehr möglich. Die Einwohner nahmen am Kampfe gegen die Oestreicher Theil; der Krieg tobte in seiner schlimmsten Gestalt, Bürgerkrieg und Plünderung. Es war eine furchtbare Nacht.

Mit dem Tage suchte man einige Ordnung in das Gefecht zu bringen. Der Feind zog Verstärkung auf Verstärkung an sich und auch die Oestreicher führten noch die Brigade Schwarzenberg in's Feuer. Das Gefecht selbst blieb noch unentschieden. Um Mitternacht endlich begannen die Piemontesen unverfolgt und in aller Ordnung den Rückzug.

Der Krieg, insoweit er noch ein Ringen mit einigermaßen gleichen Kräften ist, hatte jetzt eigentlich sein Ende erreicht. In der piemontesischen Armee riß durch die unerbittliche rasche Verfolgung eine solche Entmuthigung ein, daß sie mit jedem Tage unfähiger wurde, sich zu schlagen. Karl Albert machte nun Waffenstillstandsanträge, aber der Feldmarschall verlangte die Räumung der ganzen Lombardei und Venedigs, Bedingungen, die man im italienischen Hauptquartier für zu erniedrigend fand, als daß sie könnten eingegangen werden. Man beschloß zunächst über den Oglio zurückzugehen. Der Rückzug begann am 27. Abends 9 Uhr und ward im Laufe des 28. vollzogen. Doch auch am

Oglio fand die sardinische Armee keine Ruhe. Am Morgen des 29. sah man in der Richtung gegen Cremona lange Staubwolken, die ihren Rückmarsch verkündeten und den Feldmarschall aufforderten, durch ein rastloses und rasches Verfolgen die Früchte seiner harterkämpften Siege zu sammeln. Er rückte rasch nach und schon am 30. standen die Piemontesen in Cremona. Dicht vor dieser Stadt fand ein kleines Vor- und Nachhutgefecht statt, bei dem sich wieder die Jäger des 10. Bataillons auszeichneten und dem Feinde eine Kanone abnahmen. Am 1. August gingen die Piemontesen hinter die Adda zurück, deren Vertheidigung aber ebenso wenig möglich ward, so daß der Befehl zum Rückzug nach Mailand gegeben wurde. Am Mittag des 3. kamen die Truppen der Hauptkolonne vor Mailand an, vor dessen Thoren noch einige Kämpfe stattfanden.

Die Piemontesen zogen alle Truppen in die Stadt, in der natürlich Rathlosigkeit, Verzweiflung und eine gräuliche Verwirrung herrschte. Das Volk, unfähig, die Ursachen des schlimmen Ausgangs des Kriegs zu erkennen, sah in Allem nur Verrath und hatte zuletzt keinen andern Wunsch, als sich an denen zu rächen, die ihn geübt haben sollten und fast wäre der König selbst ein Opfer ihrer Wuth geworden.

Folgen wir hier in der Schilderung dieser Mailänder Begebenheiten der Darstellung des General Bava, des tapfersten und intelligentesten der italienischen Heerführer.

Karl Albert hatte den großen und edlen Entschluß gefaßt, das bedrohte Mailand zu schützen und bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Alle Straßen wurden durch Barrikaden gesperrt, durch einen Theil der Truppen besetzt und einen anderen Theil mit der Artillerie an den Wällen postirt. Die Vertheidigung wurde mit hohem Muthe geführt und auf der ganzen Circumvallationslinie entbrannte wüthend der Kampf. Der König selbst begab sich in den dichtesten Kugelregen und ließ sich erst, als 3 Pferde aus seinem Gefolge fielen, bereden, seine Person nicht ohne Nutzen der Gefahr auszusetzen. Bis in die Nacht dauerte der Kampf.

Indessen standen die Sachen doch mißlich. Der größte Theil des piemontesischen Artillerieparks hatte von der Adda aus den Weg nach Piacenza eingeschlagen und war über den Po gegangen und da die kleinen Munitionsparks geleert waren, um die in der Schlacht gebrauchten Patronen zu ersetzen, so konnte man nur zunächst auf die rechnen, die die Mannschaft in der Tasche hatte. Lebensmittel waren nur für wenige Tage, Geld gar keines vorhanden. In Erwägung dieser schlimmen Umstände, die einen längern Widerstand als eine Unmöglichkeit erscheinen ließen, der überdieß nur dazu führen konnte, die Stadt in eine Gefahr zu bringen und den Rückzug der Armee über den Po und Ticino abschneiden zu lassen, berief Karl Albert in der Nacht seine Generale zu einem Kriegsrath. Einstimmig erklärten alle Mitglieder desselben, daß es unabweislich wäre, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten, ihm die Räumung der Stadt anzubieten und hinter den Ticino zurückzugehen.

Karl Albert sandte zu Radetzky, um über die Bedingungen eine Convention zu unterhandeln.

Kaum wurde die Nachricht hievon ruchbar, so schrie Alles Verrath! Das fanatische Geschrei pflanzte sich in den Straßen fort und nach einer halben Stunde hörte man in der Stadt Generalmarsch schlagen, es entstand ein furchtbarer Lärm im Hofe des Palastes Greppi, wo der König sich befand und eine Pöbelrotte stürzte sogar die Reisewagen desselben um, um die Abreise zu hindern. Begütigende Reden des General Bava, der auf den Balkon trat, beantwortete der Volkshaufen mit Schimpfreden und endlich erschien sogar ein wüthender Haufen, der den Hof des Palastes überschwemmte und die große Treppe hinaufstürzte und sandte eine Deputation an den König. Er empfing sie gütig und freundlich und fragte, was sie wollte. Krieg oder Tod war die Antwort, der noch freche mordandrohende Aeußerungen beigefügt wurden. Der König schien betroffen vor solcher Verwegenheit und entließ sie mit der Antwort, er werde sehen, was zu thun sei. Dieß beruhigte das Volk nicht, es entstand ein ungeheurer Lärm und mit Ungestümm wurde verlangt, daß der König sich auf dem Balkone zeige. Heraustretend wurde er mit Beifall und Zischen zugleich empfangen; es herrschte völliger Wahnsinn, bis endlich, nachdem verschiedene Reden gehalten worden, das Volk sich beruhigte und abzog. In der Nacht wiederholte sich das unsinnige Treiben; Flintenschüsse wurden gegen die Fenster des Königs abgefeuert und Einige stiegen auf Bäume, um besser in die Zimmer zielen zu können; Brennstoffe wurden am Thore des Palastes zusammengetragen und jeden Augenblick mußte man befürchten, daß die Rasenden den Palast in Brand stecken würden.

Indessen war es dem General Bava gelungen, ein Bataillon Garde und eine Jägerkompagnie aus dem Lager zu holen, bei deren Anblick die wilden Rotten zerstoben. In Mitte dieser Truppen begab sich der König mit seinem Sohne zu Fuß hinaus in's Lager.

Um 2 Uhr Morgens am 6. verließ der König das Collegium Calchi Naegi, um unter derselben Bedeckung, welche ihn aus dem Palast Greppi begleitet, nach der Porta Vercellina zu kommen. Rasendes Geschrei, häufige Flintenschüsse, das Sturmläuten aller Glocken begleitete ihn und sein Gefolge durch die in dichte Finsterniß gehüllten Straßen, die nur streckenweise von brennenden Häusern beleuchtet waren, welche Bosheit und Plünderungssucht angezündet hatten. Die Soldaten sahen in den bewaffneten Bürgern, die ihnen häufig begegneten, nur Meuchelmörder; sie warfen sie nieder und hielten sie fest, bis der König vorüber war. Die Porta Vercellina war durch brennende Barrikaden geschlossen; nur mit Mühe war das Feuer zu löschen; die Artillerie konnte durchziehen, der König war gerettet.

Die Armee trat am folgenden Tage den Rückzug an und ging über Magenta und Abbiate Grasso über den Tessin zurück, den sie 20 Wochen früher mit der größten und zuversichtlichsten Siegeshoffnung überschritten hatte!

11. Einzug Radetzky's in Mailand *) 6. August 1848.

Während der Kampf vor Mailands Mauern wüthete, war der alte Marschall auf das Wahlfeld geritten. Um Mailand ist die dichteste Gartenkultur, so daß man von der Straße nur gerade aus sehen kann, indem man links und rechts Bäume, Rebengelände, Häuser ꝛc. hat, welche alle Fernsicht verhindern. Die Stadt Mailand ist bei ihrer ebenen Lage durch die Cultur so versteckt, daß man ihrer eigentlich erst gewahr wird, wenn man das Thor erreicht; nur die Spitze des Doms erhebt sich über die Cultur. Plötzlich wurde der greise Marschall und sein Gefolge dieser Spitze des Domthurmes mit der von der Sonne beleuchteten, vergoldeten Madonna ansichtig. Beim Anblick desselben zog sich die Stirne des Feldmarschalls, und Aller, die ihn umgaben, in ernste Falten. Die Erinnerung an den Verrath der Märztage trat lebhaft vor Aller Gedächtniß. Wie damals, so heulten auch jetzt noch die Sturmglocken, aber es war ein nutzloses Gelärme, denn Niemand zog ihr mehr zu Hilfe, im Gegentheile, Tausende von Flüchtlingen bedeckten die Straßen, die nach der Schweiz führen oder folgten der piemontesischen Armee, ihrer Heimath den Rücken kehrend, und vor den Thoren stand der Mann, den sie auf's Niedrigste geschmäht und vertrieben mit 60,000 tapferen Soldaten und 200 Feuerschlünden!

In ernster Betrachtung hatte der Feldmarschall sein Pferd angehalten, den Blick auf Mailand gerichtet. Noch war das Loos der rebellischen Stadt nicht entschieden, noch stand es in Radetzky's Macht, sie mit Bomben, Brandraketen und glühenden Kugeln zu überschütten, aber in seinem milden Herzen waren Rache und Haß längst erloschen und sein versöhnliches Benehmen bildete einen grellen Contrast gegen das Gebahren der provisorischen Mailänder Regierung, die als Sieger wohl nicht so milde und menschlich verfahren wäre, wie Radetzky.

Am 6. August, 10 Uhr Vormittags, zog er in Mailand, dessen Barrikaden weggeräumt worden waren, ein.

Umgeben von mehreren Mitgliedern des K. Hauses, von vielen Generalen und einem zahlreichen Generalstabe, ritt der Feldmarschall auf seinem Schimmel, in seinem grauen Röcklein und kleinem Hute durch die Porta Orientale in die Hauptstadt ein; hinter ihm zog das 2. Armeecorps, wie die ganze siegreiche Armee grüne Reiser an der Kopfbedeckung tragend, wohlgemuth und jubelnd ein, im Innern frisch und muthig, aber im Aeußern alle Spuren des Kampfes und der Strapazen an sich tragend. In ruhiger schöner Haltung folgte der Einzug. Nicht Rache, nicht Zorn sprachen aus dem Auge des Feldmarschalls, mit gewohnter Milde grüßte er das ihm häufig zujauchzende Volk, das sich überall gegen die Oestreicher vollkommen freundlich zeigte. Man sah wohl manche finstere Physiognomien, auf denen Haß und Rache deutlich geschrieben standen, aber doch bei Weitem mehr Gesichter, die mit stummen

*) Vergl. Schneidawind's Vater Radetzky.

Freudenthränen in den Augen dem Feldmarschall und seinem Heere für die Befreiung aus ihrer bisherigen Lage dankten.

Radetzky schlug sein Hauptquartier wieder in der Villa reale auf. Die Truppen lagerten in Mailand und führten sich so meisterhaft auf, daß man sogar von den gefürchteten Croaten sagen konnte: „sie ruhen wie Lämmer um ihre Wachfeuer.“

Am 7. August dankte der Feldmarschall durch einen Tagesbefehl seinen braven Soldaten: „von den Wällen des rebellischen Mailands weht wieder das Kais. Banner und kein Feind steht mehr auf lombardischem Boden!“

Rasch, wie die Bilder eines Zauberspiegels wechseln, waren die Begebenheiten in Italien auf einander gefolgt. In majestätischem Fluge erhob sich der Aar, dessen Schwingen zu lähmen die Revolution vergebens versucht hatte. Der moderne Kreuzzug hatte geendet, wie seine Vorgänger im Mittelalter und die Männer, die mit unerträglichem Hochmuthe die Friedensanträge des östreichischen Ministeriums zurückgewiesen hatten, die Oestreichs Macht bereits zertrümmert glaubten, irrten nun, ihrer erträumten Herrlichkeit quitt, Hilfe flehend in der Fremde herum. Das war das Werk Radetzky's und schon herrschte allgemein der Glaube, daß dauernder Frieden nun Italien beglücken werde, als bald darauf Karl Albert, von der radikalen piemontesischen Partei getrieben, den Waffenstillstand aufkündigte und den Krieg neuerdings begann.

12. Kündigung des Waffenstillstands und Marsch an den Po.

Es war am 16. März 1849 Nachmittags 2 Uhr, als der piemontesische Major Cadorna mit der Kriegserklärung Karl Alberts in den Hof der Villa reale einfuhr. Als man die Ankunft dieses Offiziers Radetzky meldete, errieth dieser schnell den Zweck seiner Sendung. Als derselbe in unverkennbarer Verlegenheit mit seiner Depesche in der Hand in's Zimmer trat, ging ihm der Feldmarschall mit der ihm eigenen Freundlichkeit mit den Worten entgegen: „ich weiß schon, was Sie mir bringen und danke Ihnen dafür“ und las dann ruhig das Actenstück. Nachdem er es gelesen, lud er freundlich und dringend den Major zur Tafel ein, der aber diese Einladung ablehnte und die Wohnung des Feldmarschalls in solcher Eile verließ, daß er ganz vergaß, die Empfangsbescheinigung mitzunehmen und deßhalb wieder umkehren mußte. Bei dieser Gelegenheit konnte er noch Zeuge einer halb komischen, halb rührenden Scene sein, denn als der Feldmarschall mit den Worten in sein Vorzimmer trat: „Meine Herren, man hat uns gekündigt,“ stürzten sich die Ordonnanzoffiziere vor Freude einander in die Arme. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch das ganze Haus bis auf die Straßen Mailands. Ein Offizier warf sich auf sein Pferd und sprengte auf den Exerzierplatz, wo die Truppen der Garnison zur Waffenübung ausgerückt waren und verbreitete die frohe Botschaft. Alle Soldaten nahmen sie mit Jubel auf und geberdeten sich in ihrer Freude, als zögen sie schon in die Thore von Turin ein. Sogleich nahm der Soldat das in der östreichischen Armee übliche, in einem

grünen Reis bestehende Feldzeichen an sich und wo er einem Offizier begegnete, mußte es sich dieser gefallen lassen, mit dem Soldaten zu theilen.

Gegen Abend des denkwürdigen Tages füllte sich der Hof der Villa reale mit Tausenden von Offizieren und Soldaten; Fackeln warfen ihren rothen Schein auf das Haus und die Baumgruppen und zitternde Strahlen auf das Gold der Uniformen und die blitzenden Waffen. Sechs Musikchöre zogen festen Schrittes in den Hof hinein, um dem Feldmarschall, ihrem Vater Radetzky, durch ein Ständchen ihren Dank zu sagen, „daß er sie nach dem schönen Turin führen wolle.“ Ununterbrochen donnernde Vivats, dem Kaiser und ihm dargebracht, zerrissen die Luft und als endlich der Feldmarschall unter seine Soldaten heraustrat und sich „unter seinen Kindern“ umschaute, mit den klugen, freundlichen und herzlichen Worten zu ihnen sprach, da wollte der Jubel gar nicht enden und Vielen sind Thränen in den Bart gelaufen. Dem Feldmarschall selbst traten Thränen in die Augen, als er sich das Feldzeichen aufsteckte. Es war eine Kampfslust, ein Leben, eine Bewegung, wie man sie noch nie gesehen und seltsam abstechend gegen die stillen, flüsternden Gruppen, in welchen die Italiener umherstanden, theils besorgt für die Zukunft dem Jubel zuschauend, theils den jauchzend vorübergehenden Kriegsmännern hohnlächelnd nachblickend, da viele Lombarden sich wieder leichtsinnig dem eitlen Gedanken überließen, daß das „Schwert Italiens“ dieses Mal dem Siegestraume bald ein Ende machen werde.

Wenige Stunden nach der Ankunft des Major Cadorna flogen Kouriere nach allen Richtungen, und Tags darauf sah man alle Straßen mit Colonnen bedeckt, die dem Vereinigungspunkte der Armee zuzogen. Alles war schlagfertig, denn auf den Bruch des Waffenstillstands war man längst gefaßt.

Der östreichische Operationsplan, von dem intelligenten Chef des Generalstabs Heß entworfen, war höchst einfach. Alle verfügbaren Truppen, die Besatzungen der Kastelle von Mailand, Bergamo, Brescia und der Festungen am Mincio und der Etsch sollten am 19. März 1849 in fünf Feldcorps um Pavia vereinigt sein. Hier sollte die Armee den Tessin überschreiten, den feindlichen linken Flügel von der Hauptarmee trennen und „wahrscheinlich bei Novara“ (so äußerte sich Heß schon in Mailand) eine Schlacht liefern. Dann wollte man sich umwenden, bei Casale über den Po gehen, den rechten Flügel des Feindes ebenfalls schlagen und dann gegen Turin marschiren. Ueber den Plan der Kriegsoperationen herrschte das tiefste Geheimniß und der trefflichen Anlage des Feldzugsplanes entsprach eine musterhafte Thätigkeit und Genauigkeit bei dessen Ausführung. Es mochten kaum zweimal 24 Stunden seit der Kriegserklärung vergangen sein, so waren sämmtliche Truppen im Marsch nach der Adda, denn um die Piemontesen zu täuschen, wollte er scheinbar Mailand räumen, vor ihnen weichen und thun, als ob er hinter der Adda Schutz suchte, dann aber in ihre Flanke vorbrechen.

Es war ein wunderschöner Frühlingsmorgen, als der Feldmarschall mit seinem Stabe Mailand verließ, in der Richtung gegen Lodi abziehend. Die Straße dahin führte durch die Porta Romana, während jene nach Turin durch

die Porta Vercellina gerade auf der entgegengesetzten Seite Mailands zieht. Auf die Worte des Feldmarschalls in seinem Tagsbefehle anspielend, worin er die Truppen nach „Turin“ zu führen versprochen, hatte sich daher ein Witzkopf erlaubt, an die Porta Romana „Via per Torino“ zu schreiben. Dieser Witz machte die Oestreicher herzlich lachen, weil sie sich schon im Geiste die Gesichter der verblüfften Mailänder dachten, wenn sie durch die Porta Vercellina zurückkehren würden. Das Heer zog in hellem Sonnenlichte, unter schmetternder Feldmusik, siegestrunken dahin, seiner Kraft sich wohl bewußt. Aus allen Orten zogen Tausende von Zuschauern heran. Statt jedoch nach Lodi, wie man allgemein glaubte, wandte sich Radetzky plötzlich rechts und traf Nachmittags an demselben Tage in seinem Hauptquartier St. Angelo ein. Eine dichte Vorpostenkette am Tessin maskirte diese Bewegung.

St. Angelo liegt in der Niederung, aus welcher sich in der Mitte des Ortes ein altes Castell erhebt und die ganze Umgegend beherrscht. Es ist mit festen Thürmen, Mauern und großen Thoren versehen und breite steinerne Treppen führen von der Hauptterrasse in einen etwas verwilderten Garten, um den alte Gebäude herumliegen, deren großen Bogenfenstern man es wohl ansieht, daß sie bessere Zeiten gesehen, wie auch den colossalen Löwen, die im Garten Wache halten, deren Krallen aber längst das Wappen der Familie entfallen ist, die das Schloß gebaut. In dieses Castell verlegte Radetzky sein Hauptquartier. Abends bot das alte Schloß in wonnevoller Abendbeleuchtung einen herrlichen Anblick. Es ward eine militärische Reunion abgehalten; die Thore des Gartens wurden von allen Seiten geöffnet und bald war derselbe mit Tausenden von Soldaten und Offizieren in den verschiedensten Uniformen in Gold, Silber und allen Farben glitzernd, bedeckt, die Fenster der umliegenden Häuser füllten sich mit lieblichen Zuschauerinnen und bald bot das Ganze das fröhlichste Durcheinander. Das Musikchor spielte einen heiteren Steyrer, die Tyroler Schützen, die Wiener Freiwilligen, die Steyrer Jäger fassen einander an, tanzen und jauchzen umher und ziehen endlich auch die bärtigen, ernsten ungarischen Grenadiere in ihren Jubel mit hinein. Selbst die alten Herren bleiben nicht ganz vom Taumel verschont und der ehrwürdige Feldmarschall steht mitten in dem Jubel seelenvergnügt und lacht herzlich über den ungeheuren Lärm und sieht froh, als ob es sich um ein militärisches Fest, nicht aber in wenigen Tagen um Italiens Besitz handle, dem munteren Treiben zu.

Endlich verstummte der fröhliche Lärm, die Bivouaks, die Quartiere wurden bezogen, die Nacht schwang ihren schwarzen Schleier, umflorte die müden Augen, es wurde immer, immer stiller und bald hörte man im ganzen Hauptquartier und Lager Nichts mehr als den einförmigen wiederkehrenden Schritt der Schildwachen und Ronden.

Am 19. März Nachmittags 4 Uhr verließ das Hauptquartier St. Angelo und bewegte sich auf der Straße gegen Pavia. Den glänzenden Zug eröffneten 40 Seressaner in rothem mit Gold besetztem Costüm, die kleinen munteren Pferde reich geschmückt, dann folgten die Stabsdragoner, Uhlanen, Husaren

und endlich das eigentliche Hauptquartier, dessen glänzende Waffen und Gold-gestickte Uniformen in der Sonne glänzend einen herrlichen Anblick gewährten. Es dämmerte schon, als das Hauptquartier Torre bianca erreichte. Morgens 6 Uhr wurde wieder abgeritten und um 8 Uhr früh erreichte das Hauptquartier Pavia, wo der Feldmarschall im Gasthof zur „Lombardei" abstieg. Sein Gefolge saß ab, ohne eine Ahnung zu haben, was hier vor sich gehen sollte. Daß hier die ganze Armee über den Tessin gehen würde, wußten bis jetzt nur Wenige; erst als Regiment um Regiment, Batterie an Batterie, verwundert, sich alle hier um den Feldmarschall zu sehen, unter klingender Musik zum Tessin defilirte — da ging plötzlich Allen ein Licht auf, daß hier der Uebergang der ganzen Armee stattfinden sollte.

In und um Pavia fand Radetzky 60 Bataillone, 40 Schwadronen und 182 Geschütze versammelt. Das 1. Armeecorps stand bei Missabello, das 2. in Pavia und hielt den Tessin besetzt, das 3. bei Motta San Damiano, das 4. bei Belgiojoso und das 1. Reservecorps bei Vossarmato und Bimonone.

Auf allen Straßen, die von Osten und Norden her nach Pavia führen, waren die Colonnen des kaiserlichen Heeres herangerückt. Ungefähr 3 Stunden dauerte es, bis die verschiedenen Armeecorps die Aufstellung genommen hatten, nach deren Reihenfolge sie das feindliche Gebiet betreten sollten. Als endlich der Befehl zum Flußübergang erfolgte, setzte sich die Armee in Bewegung und durchzog vom Norden nach Süden mit klingendem Spiele die Stadt Pavia.

Bei Pavia bildet nicht der Tessin selbst, sondern ein weiter westlich gelegener Seitenarm desselben, der Gravellone, die Grenze. Auf die von dem Gravellone und dem Tessin eingefaßte Insel führt aus Pavia über letzteren eine große steinerne gedeckte Brücke, auf deren Mitte eine Kapelle steht. Die Insel selbst, mit dichtem Gehölze bewachsen, verbarg dem Feinde Alles, was am eigentlichen Tessin vorging und gewährte überdieß den Oestreichern die Möglichkeit, ohne Verletzung des Waffenstillstandes unterhalb der steinernen Brücke 2 Pontonsbrücken über den Tessin zu werfen; der Bau von noch 2 anderen Birago'schen Brücken war ebenfalls auf den Augenblick des Uebergangs festgestellt.

Der Marsch gegen die Brücken dauerte ununterbrochen fort und in gedrängten Massen standen die Truppen, des Augenblicks harrend, bis der Schlag der 12. Stunde, Mittags den 20. März, den Ablauf des Waffenstillstandes verkünden würde. Wie ein elektrischer Funke eine lange Reihe sich anfassender Menschen mit einem Schlage erschüttert, so wirkte der Schlag der 12. Stunde vom Thurme Pavia's auf das Heer. „Vorwärts nach Turin!" erscholl es von jedem Munde, die Brücken wurden geschlagen und der Uebergang begann. Die Ungeduld der Soldaten war dabei so groß, daß ein Theil der Vorhut den Bau der Laufbrücken nicht abwarten mochte und bis an's Knie im Wasser watend über den Gravellone setzte.

Der Feldmarschall stand auf einem Balkon des Gasthauses „Lombardei," um die vorüberziehenden Truppen zu sehen. Kaum wurde die Spitze ihres Feldherrn ansichtig, so erhob sich ein ungeheurer Jubelruf, der sich von Regi-

ment zu Regiment, von Corps zu Corps fortpflanzte, bis der letzte Soldat seinen geliebten Führer aus dem Auge verloren hatte. Betäubend war der Lärm des donnernden tausendstimmigen Vivat, Eljen, Evviva und Civio der Soldaten, das Schmettern und Klingen der Feldmusik, das Dröhnen der Schritte von Menschen und Pferden, das Rasseln der Batterien — und dieß Alles in der engen, von Menschen vollgepfropften Gasse! So wogte es beständig unter dem lautesten Jauchzen dahin! Dazu wehende Fahnen, glänzende Säbel und Bajonnete, herzliche Grüße an Kameraden, Abschiede, vielleicht für ewig! — Grüß' Dich Gott, wie geht's? — Gut! — Leb' wohl — und die bekannten Gesichter verschwanden im allgemeinen Getümmel — ein einziger Händedruck und der muntere Marsch mahnt an's Weiterschreiten. Bei den drei Brücken am Flusse neuer Jubel, neuer Lärm! Die Pferde wieherten gegen das Wasser, die Balken und Pontons der Brücken stöhnten und knarrten unter dem gewaltigen Drucke der Kanonen und Wagen, das Hochrufen der Soldaten zerriß die Luft und gewann am Umfange, je mehr man sich dem Ufer näherte. Husaren, Dragoner, Infanterie sangen lustige Lieder und die Jägerbataillone ließen ihre volksthümlichen Juchzer laut und kräftig nach Piemont hinein erschallen. Ein eigenes, merkwürdiges Bild bot die Truppenmasse dar, als sie aus der Stadt, zwischen deren Häuser sie eingedrängt war, hervor und über die Brücken in das Schlachtfeld trat. Es war ein Strom, der, zwischen Felsen eingedämmt, schäumend und tobend vorwärts raste. Seine Wellen spielten in allen Farben und glänzten, vom Sonnenlichte bestrahlt, in Gold und Silber. Die schwarzgelben Fahnen flatterten gleich Adlern darüber hin und das Gewoge und Rauschen dieses Flusses hörte man stundenweit.

Von 12 Uhr Nachmittags bis 2 Uhr Nachts dauerte der Uebergang über den Tessin.

Vom Feinde war unmittelbar am Tessin Nichts zu sehen. Feldzeugmeister d'Aspre bildete die Spitze der Armee und sollte ihn angreifen, wo er ihn fände. Ein Theil dieses Corps — 2 Bataillone vom Regimente Giulay und 1 Zwölfpfünderbatterie unter Oberst Benedek stieß Mittags 1 Uhr bei San Martino auf Piquets des lombardischen Schützenbataillons der Division Ramorino, welche sich nach kurzem Plänkeln an den Po zurückzogen. Dem zweiten Armeecorps folgte das dritte und beide kaiserlichen Corps setzten ihren Marsch über Carbonare nach Gropello fort, wo sie Abends lagerten. Das vierte Armeecorps rückte über San Martino nach La Cora und das erste gegen Zerboloro, das erste Reservecorps lagerte vor Gravellone. Die Brigade Wimpffen blieb einstweilen als Deckung des Rückens der Armee zu Pavia. Dort blieb auch der Feldmarschall während der Nacht.

13. Die Tage von Mortara, Gambola und Sforzesca 21. März.

Während nun das östreichische Heer schon durch die kühn ausgeführte Bewegung in der rechten Flanke des feindlichen Hauptheeres stand, glaubte man im Heere Karl Alberts den Feldmarschall Radetzky auf der Flucht nach der Adda begriffen.

Am 20. Früh, an dem Tage, an dem der Waffenstillstand ablief, befanden sich die fünf piemontesischen Divisionen, an deren Spitze der König Karl Albert und der Pole Chrzanowsky in die Lombardei eindringen wollten, in ihren Aufstellungen am mittleren Tessin, des Befehls zur Ueberschreitung dieses Flusses gewärtig. Die Division des Herzogs von Genua stand vorwärts bei Trecate und hatte eine Vorhut an der Brücke von Buffalora; die Division Perrone stand links bei Galliate, die Division Bes rechts bei Cerane, die Division des Herzogs von Savoyen bei Novara auf der Straße nach Mortara, die Division Solaroli bei Oleggio und Belinzago, die Division Durando bei Vespolate.

Chrzanowsky erfuhr denselben Tag, daß die Oestreicher Mailand geräumt und gegen die Adda marschirt seien; von der Sammlung der Streitkräfte Radetzky's am untern Tessin hatte man nicht die leiseste Kenntniß; in der Richtung nach Pavia herrschte damals noch die tiefste Stille. Von den Oestreichern sah man am Tessin Nichts mehr, wo konnte also das östreichische Heer anders sein, als auf dem Rückzuge nach der Adda? Um die Mittagsstunde lief der Waffenstillstand ab. Noch eine Stunde verweilte das piemontesische Hauptheer, in der Erwartung, vom Feinde angegriffen zu werden. Es war vergebens. Nun beschloß man, eine größere Recognoscirung vorzunehmen. In Paradeuniform überschritt um 1 Uhr Mittags an der Spitze seiner Division der Herzog von Genua die Brücke von Buffalora, an der die Division Perone zu seiner Unterstützung stehen blieb. Karl Albert wollte der Erste sein, der die Brücke überschritt und mit entblößtem Haupte wie ein Gottfried von Bouillon in den eroberten Tempel Jerusalems einzog, ging der König zu Fuß an der Spitze einer Compagnie Bersaglieri über den Tessin, noch ein Mal — aber zum letzten Mal — auf das Gebiet des Kaisers von Oestreich. Man entdeckte Nichts als einige Husarenpatrouillen, die sogleich verschwanden, und in der Ferne einen großen Rauch, ein Signal zum Rückzug nach Pavia, für die wenigen, am mittleren Tessin zurückgelassenen Truppen. Der König langte in Magenta an, ohne auch die leiseste Kunde vom Feinde erhalten zu haben. Besorgt, es möchte der Feind in Piemont eingefallen sein, kehrten der König und Chrzanowsky mit dem Hauptquartier nach Trecate zurück und ließ nur den Herzog von Genua bei Magenta stehen.

Gegen 9 Uhr Nachts traf ein Offizier des Generalstabs des Generals Bes ein, der den Uebergang der Oestreicher über den Tessin bei Pavia meldete. Diese Nachricht kam unerwartet, und während man im Geiste den greisen Radetzky fliehen sah, hatte dieser die rechte Flanke der Piemontesen gewonnen, den linken Flügel vom Hauptheere getrennt und man war gezwungen, den heimathlichen Herd auf eigenem Boden zu vertheidigen. Hiezu mußte man die Maßregeln schnell treffen. Chrzanowsky gedachte mit 2 Divisionen die Oestreicher bei Mortara aufzuhalten, mit 3 Divisionen aber über Vigevano ihre Verbindung mit Pavia zu unterbrechen und sie in solcher Weise an den Po zu drücken. Zu diesem Zwecke wurde der Herzog von Genua sogleich von Magenta zurückgerufen und er und die Division Perone befehligt, nach Vige-

vano abzurücken, während die Division Durando und der Herzog von Savoyen auf Mortara marschirten und General Bes vor Vigevano Stellung nahm und seine Avantgarde gegen San Siro vorschob. Die Abtheilung des General Solaroli (4 Bataillone) wurde zur Deckung der Brücke von Buffalora aufgestellt. Alle diese Bewegungen sollten bis zum 21. Mittags ausgeführt sein.

Indessen hatte sich am 21. März die östreichische Armee in Bewegung gesetzt und ohne Kenntniß von der Stellung des Feindes mit vereinigten Streitkräften den Marsch gegen Mortara fortgesetzt, wo man auf den Feind zu stoßen hoffte. Die Truppen hatten, ehe sie den Marsch antraten, abgekocht. Die Marschordnung war folgende: Feldzeugmeister d'Aspre mit den Generalen Appel und Wocher sollte auf der Hauptstraße von Pavia gegen Mortara vor-, General der Cavallerie, Wratislaw, über Gambolo gegen Mortara und Feldmarschall-Lieutenant Thurn von La Cova über Derno und San Giorgio gegen Mortara marschiren. Der Feldmarschall selbst verließ mit seinem Gefolge schon Morgens 4 Uhr am 21. Pavia, ritt die abhängige Hauptstraße der Stadt hinab gegen den Tessin, passirte ihn und folgte seinem Heere, das er gegen 10 Uhr Morgens erreichte. In Garlasco machte das Hauptquartier Halt und der alte Herr, heiter und guter Laune, ließ seine Truppen defiliren, während er in einem weiten Hofe, in dessen Mitte ein großer Brunnen war, mit seinen Offizieren ein frugales Frühstück einnahm.

Um 4 Uhr Nachmittags verließ der Feldmarschall mit dem Hauptquartier Garlasco und ritt gegen Trumello, das er 6 Uhr Abends erreichte. Trumello ist ein kleiner unbedeutender Ort, bloß aus einer einzigen Straße bestehend. In dieser spazierte der greise Feldherr mit den Generalen Heß und Schönhals und freute sich sichtlich, als die Truppen, denen er zum Theil wieder vorausgeeilt war, so munter und kräftig an ihm vorbeimarschirten. Donnerndes Hoch erschallte, als sie des alten Führers ansichtig wurden und man sah, mit welcher Lust die Soldaten ihrem Vater Radetzky durch diese Jubelrufe ihre Anhänglichkeit und Liebe bezeugten. Die ganze auf der Straße wogende Einwohnerschaft stimmte freudig in die Jubelrufe ein und bildete einen freundlichen Gegensatz zu den finsteren Mienen und wilden Blicken, die den östreich. Truppen in der Lombardei überall nachgesendet wurden. Alles war heiter und fröhlich, als auf ein Mal das dumpfe Rollen des Kanonendonners Alle in die feierlichste Stimmung versetzte. Es rührte von der Brigade Strassoldo des ersten Armeecorps her, welche, den Feind aufsuchend, den Marsch gegen San Siro und Gambolo angetreten hatte. Das Armeecorps hatte viele Mühe, Geschütz und Fuhrwerk auf dem sandigen Boden fortzubringen und stieß um 1 Uhr in San Siro auf den Feind, der mit 6 Compagnien, 1 Zug Reiterei und 2 Geschützen den Ort besetzt hatte. Oberst Hablitschek griff San Siro an und trieb die Piemontesen zurück, die vor ihrem Abzuge den Ort in Brand steckten. Nach kurzer Rast wurde der Marsch nach Gambolo fortgesetzt. Dort fanden die Oestreicher das 1. Regiment von Savoyen mit 10 Kanonen auf seinen Flügeln aufgestellt. Kaum hatte General Strassoldo seine Angriffscolonnen geordnet, so stürzte Alles unter dem Schalle der Trommeln und

Hörner auf den Ort zu, den der Feind alsbald mit einem Verluste von 200 Gefangenen verließ. Von hier an bewegte sich das 1. Armeecorps, seiner Bestimmung gemäß, in 2 Colonnen getheilt vor, Oberstlieutenant Schantz gegen Vigevano, General Strassoldo in der Richtung gegen Mortara.

Zwischen Gambolo und Vigevano ist bei La Sforzesca eine gute Stellung, wo sich General Bes mit 15 Bataillonen, 1 Compagnie Bersaglieri, 16 Geschützen und 6 Schwadronen aufgestellt hatte und noch durch das 2. Regiment Savoyen verstärkt wurde. Auch der piemontesische Obergeneral Chrzanowsky befand sich auf diesem Punkte. Oberstlieutenant Schantz griff mit 1 Bataillon die feindliche Stellung in Front an, während 3 Compagnien die rechte Flanke zu gewinnen suchten. Allein die Uebermacht der Piemontesen warf die östreich. Infanterie zurück, gleichzeitig drang eine piemontesische Reiterabtheilung in die linke Flanke der Oestreicher. In diesem drohenden Augenblicke warf sich Schantz an der Spitze seiner 2 Schwadronen Radetzky-Husaren auf die piemontesische Infanterie, trieb sie zurück und hieb die feindlichen Tirailleurs fast unter den Mündungen ihrer Kanonen nieder. Dann sammelte er seine braven Husaren aus der Attake, stürzte sich nun auf die seinen Rückzug bedrohenden Lanzenreiter und trieb auch diese zurück. Zu rechter Zeit erschien Feldmarschall-Lieutenant Wohlgemuth auf dem Kampfplatze, der, als er den Kanonendonner hörte, seine Truppen bei Bereguardo überschiffte und mit den zuerst gelandeten Truppen — vier Compagnien Kaiserjäger, 10 Compagnien Oguliner und einer schweren Batterie — den bedrohten Kampfgenossen zu Hülfe eilte. Auch General Strassoldo entsendete 2 Bataillone mit Geschütz gegen La Sforzesca und so gelang es dem Feldmarschall-Lieutenant Wohlgemuth und Oberstlieutenant Schantz, den Feind aus seiner Stellung hinauszuwerfen und nach Vigevano zurückzutreiben, wo das Gefecht endete.

Dem General Strassoldo waren nach seinen Entsendungen nur 8 Compagnien, 2 Schwadronen und 2 Geschütze übrig geblieben. Mit diesen wenigen Truppen stieß er hinter Gambolo auf die Division Perrone, der auch der Herzog von Genua zu Hilfe zu eilen drohte — eine furchtbare Uebermacht. Standhaftigkeit war die einzige Rettung in diesem kritischen Momente. Es krönte sie auch der schönste Erfolg. Die Piemontesen, zufrieden, den Feind abgewiesen zu haben, stellten Abends 9 Uhr ihr Feuer ein und zogen sich aus dem Gefecht zurück. Strassoldo's tapfere Truppen zündeten Feuer an und lagerten.

Die Nacht war finster. — Chrzanowsky sammelte bei Vigevano die Divisionen Bes, Perrone und des Herzogs von Genua, zusammen 30,000 Mann, eine Uebermacht, der das 1. östreichische Armeecorps nur schwer hätte Widerstand leisten können. Allein wegen der zu sehr vorgerückten Zeit verschob der piemontesische Obergeneral den Angriff auf den kommenden Morgen.

Während man indessen so blutig und tapfer bei Gambolo und La Sforzesca focht, fiel ein ungleich heftigerer Kampf bei Mortara vor. Dorthin hatte Chrzanowsky, wie wir wissen, die Divisionen Durando und Herzog von Savoyen dirigirt und den Chef seines Generalstabes, Alexander Della Marmora,

3*

nachgesandt, der gegen 1 Uhr eintraf und die vor der Stadt gelagerte Division Durando mit dem Abkochen beschäftigt fand, während die Division des Herzogs von Savoyen erst gegen 3 Uhr eintraf. Nach vollendetem Abkochen rückten die Truppen in ihre Stellungen.

Das Terrain um Mortara ist eben. Vor dem Thore von Garlasco ziehen zwei Straßen ab: die eine nach Vigevano, die andere durch Garlasco nach Pavia. Von diesem Thore etwas rechts in der Umfassung kommt man an das Thor San Giorgio, alsdann zum Thore Marengo und endlich gegen Norden an das Thor von Novara. Aus dieser kurzen Darstellung erhellt, daß die Oestreicher nur auf den Straßen von Pavia und San Giorgio anrücken konnten.

Durando nahm an der Straße nach Pavia Stellung, auf der Höhe des Klosters San Albino, das er mit 2 Bataillonen besetzte; seinen rechten Flügel bildete die Brigade Aosta, welche er bis an die Straße von Vigevano ausdehnte und durch den mit einer crenelirten Mauer versehenen Kirchhof von Mortara deckte. Ueber einen, beide Brigaden trennenden Graben ward eine Brücke geschlagen. Hinter dem Kloster stellte Durando seine Reiterei und eine Reservebatterie auf, während er den Rest seiner Artillerie hinter seinem Centrum auffahren ließ.

Der Herzog von Savoyen stellte sich in Staffelform hinter dem rechten Flügel Durando's auf, seinen linken Flügel an Mortara lehnend, seinen rechten Flügel gegen Castel d'Agogna ausdehnend; in der Mitte der Division befand sich die sogenannte neue Mühle, die besetzt und zur Vertheidigung eingerichtet war. Rechts stand die Brigade der Garden und hielt Castel d'Agogna, links die Brigade Cuneo und hielt die neue Mühle besetzt; 24 Kanonen waren theils im Centrum, theils auf den Flügeln vertheilt, 8 Geschütze standen mit einem Reiterregimente hinter der Stadt Mortara auf der Straße nach Novara in Reserve, ein anderes hinter der Garde.

Vorposten standen auf den Straßen nach Garlosco und San Giorgio.

Die beiden Divisionen bestanden aus 10 Bataillonen Garde, 19 Bataillonen Linie, mehreren Compagnien Bersaglieri, 16 Schwadronen und 48 Geschützen, zusammen 24,000 Mann.

Die Tageszeit war schon ziemlich vorgerückt und die piemontesischen Generale erwarteten nicht mehr, angegriffen zu werden, als Nachmittags um 4½ Uhr die Vorposten mit der Meldung nach Mortara zurücksprengten, der Feind nähere sich von Garlasco her. Es war das 2. östreichische Armeecorps unter dem Kommando des Feldmarschall-Lieutenant d'Aspre, an der Spitze die Division des Erzherzogs Albrecht, Sohnes des Helden von Aspern; ihr folgte die Division Schaffgotsche. Die Division des Erzherzogs Albrecht rückte in 4 Colonnen vor; die rechte Flügelcolonne bestand aus dem Infanterieregiment Erzherzog Carl mit 2 Compagnien des 9. Jägerbataillons, die linke aus dem Infanterieregimente Kaiser Franz Josef und 4 Compagnien des 9. Jägerbataillons; die beiden Centrumscolonnen formirten die Infanterieregimenter Giulay und Paumgarten und das 11. Jägerbataillon. Eine Cavalleriebatterie war rechts und links des Centrums, eine Sechspfünderfußbatterie im Centrum

selbst placirt. Die Brigadiers waren Graf Stadion und Graf Kolowrat. Die Reiterei stand hinter der im zweiten Treffen stehenden Division Schaffgotsche bei Armando.

Um 5 Uhr Abends sahen die Piemontesen eine Rakete aufsteigen und sogleich donnerten 30 Geschütze auf ihre Infanteriemassen, die eben der Thronerbe Sardiniens, der Herzog von Savoyen, durchritt. Ein lebhaftes Tirailleurfeuer eröffnete den Kampf, der furchtbar mörderisch wurde, als die in einem weiten Bogen mit untermischten Batterien aufgestellten kaiserlichen Kolonnen auf die Piemontesen losdrangen. Anfangs ging zwar wegen der zahlreichen Kanäle und Gräben, die den Boden durchschneiden, das Vorrücken nicht so rasch, als es die Ungeduld und der Muth der Oestreicher verlangte, aber um so schneller ging es, als man dem Feinde in das Weiße des Auges schaute. Den Anblick der glänzenden, Verderben drohenden Bajonnetspitzen, das kräftige Hurrah der Oestreicher, den sicheren todesmuthigen Schritt, mit welchem sich die Sturmcolonnen, den begeisternden Erzherzog Albrecht und die Grafen Stadion und Kolowrat voran, heranwälzten, konnte die Brigade Königin nicht ertragen; sie wankte, wich, löste sich auf und floh nach Mortara, wohin sie Oberst Benedeck mit den Regimentern Giulay und Paumgarten lebhaft verfolgte, sich dabei der äußeren Häuser bei der Porta Milano bemächtigte und den dortigen Eingang von Mortara mit 3 Bataillonen besetzte. Im Innern der Stadt entstand nun eine unbeschreibliche Verwirrung; Artillerie, Bagagewagen, fliehende Einwohner drängten wild und mit Geschrei durcheinander und stürzten den Ausgängen der Stadt zu.

Während so die Brigade Königin geworfen und das piemontesische Centrum gesprengt ward, hatte Graf Kolowrat die am äußersten rechten feindlichen Flügel gelegenen Casini San Albino und das gleichnamige Kloster mit seiner Colonne genommen und rückte auf Mortara los. Die Brigade Aosta war bis jetzt nur in ein Tirailleurgefecht mit den Oestreichern verwickelt; sie sah wohl die Brigade Königin werfen, konnte jedoch derselben nicht zu Hilfe kommen, weil sie durch den oben schon genannten Graben von ihr getrennt und die über denselben führende Brücke bereits in Händen der Oestreicher war. Sie zog sich daher nach Mortara zurück, um diese Stadt zu vertheidigen.

Schon war es finstere Nacht geworden. Bereits hatte Feldzeugmeister d'Aspre den Befehl ertheilt, falls es nicht gelänge, sich bei dem ersten Anlaufe der Stadt zu bemächtigen, das Gefecht abzubrechen, um sich in keinen nächtlichen Straßenkampf zu verwickeln, der nur einen ungewissen Ausgang verspräche, als der tapfere und entschlossene Benedeck mit seiner Colonne den Haupteingang der Stadt forcirte und eindrang. Zwar kam gleichzeitig mit ihm die Spitze der Brigade Aosta an, aber sein ungestümmer Angriff wirkte so furchtbar betäubend auf die Feinde, daß sich ganze Bataillone auflösten, die Waffen streckten und eine gräuliche Verwirrung eintrat. Zwei piemontesische Schwadronen, ein Theil des 21. Regiments, der Rest der Brigade Aosta und die Reservereiterei und Artillerie wandten sich auf die Straße von Novara und verzichteten auf die Vertheidigung der Stadt.

Der Herzog von Savoyen, Zeuge der Niederlage der Division Durando, eilte ihr zu Hilfe. Er ließ 2 Bataillone auf der Straße von San Giorgio stehen und rückte mit dem Reste der Brigade nach Mortara. Als diese Truppen eben in die Stadt rücken wollten, stürzte ihnen eine Menge Flüchtlinge entgegen. Der Herzog versuchte, sie zu sammeln und die Ordnung herzustellen, aber vergebens; er mußte selbst auf seine eigene Sicherheit denken und befahl den Rückzug nach Castel d'Agogna.

Indessen war der kühne Oberst Benedeck in der Hitze des Gefechts in der Hauptstraße bis an den jenseitigen Ausgang der Stadt, der nach Vercelli führt, vorgedrungen, als er plötzlich in seinem Rücken den feindlichen Marsch ertönen, sich im Rücken genommen und von seiner Brigade abgeschnitten sah.

Es waren dieß die 2 Bataillone, die der Herzog von Savoyen auf der Straße von Giorgio hatte stehen lassen und die in der Finsterniß sich lange in bösem Irrthume mit einem Bataillon Königin herumgeschossen hatten. General Alexander della Marmora wollte die drei Bataillone zurückziehen und auf Novara retten; des Weges aber unkundig, der um die Stadt führte, ging er getrost auf die Stadt selbst los, um sich durch sie den Weg mit Gewalt zu bahnen und kam auf diese Weise Benedeck in den Rücken. Die Lage desselben war verzweifelt. Entschlossen aber, wie immer, errichtete er von 2 eroberten Munitionswagen und 5 zusammengestochenen Artilleriepferden in aller Schnelligkeit eine Barrikade gegen das Thor von Vercelli, und indem er mit einem kleinen Theile seines Bataillons den Feind dort im Schach hielt, ordnete er die noch disponible Mannschaft, die rückwärts anrückende Colonne La Marmora's zu empfangen. Der Feind konnte seine geringe Streitmacht nicht übersehen, daher rückte Benedeck ihm bis auf 50 Schritte entgegen und forderte kühn unter dem Kugelregen, der ihn von beiden Seiten mit dem Tode bedroht, die Piemontesen auf, die Waffen zu strecken. Die kecke List gelang; obwohl einige piemontesische Offiziere den Befehl zum Angriff gaben, so befahlen dagegen die Commandanten der 3 Bataillone, die sich von allen Seiten eingeschlossen glaubten und in der Dunkelheit der Nacht weder ihre, noch ihres Gegners Lage zu beurtheilen vermochten, die Waffen zu strecken, zumal da 1 Compagnie des nachrückenden 1. Bataillons Giulay unter Hauptmann Graf Pölting kühn eindrang und die gefährliche Lage seines Obersten erleichterte. La Marmora, von seinen Truppen, die die Waffen streckten, verlassen, bahnte sich mit einigen fünfzig Mann den Weg und entkam zum Herzog von Savoyen, wo er auch Durando fand, der in der finsteren Nacht von seinen Truppen getrennt worden war. Benedeck reinigte noch die Stadt, in die von allen Seiten nun auch andere kaiserliche Truppen eindrangen, von den Piemontesen, eroberte Kanonen, Pulverkarren, eine Menge Bagagen, worunter die des Herzogs von Savoyen, nahm auch den Marstall dieses Prinzen und machte viele Gefangene.

Die Resultate dieses Sieges waren glänzend; 6 Geschütze, viele Kisten mit tausenden trefflicher neuer Gewehre, mit 2000 Gefangenen, mit 66 Offizieren fielen den Oestreichern, die nicht einmal 500 Mann verloren, in die

Hände. Die Armee hatte eine unvergleichliche Tapferkeit gezeigt und berechtigte zu neuen Siegeshoffnungen. Nicht weniger wie ihr kalter Muth trug zum Siege der Eifer und die Umsicht der Generale und Colonnenführer bei, unter denen vor Allen drei Namen hell als Siegessterne glänzen, der des Erzherzogs Albrecht, des General d'Aspre und Oberst Benedeck. Erzherzog Albrecht zeigte sich seines großen Vaters würdig. Er ordnete seine Truppen auf's Rascheste und führte sie mit einer unerschütterlichen Ruhe und Tapferkeit zum Sturme, überall der Erste, wo Gefahr drohte. d'Aspres Scharfblick in der klugen Anordnung seiner Schlachtordnung, die treffliche Wahl des Angriffspunktes und sein Entschluß, die Schlacht noch bei einbrechender Nacht zu liefern, um die Wirkungen der Ueberraschung nicht zu verlieren, sichern ihm eine der hervorragendsten Stellen in der Reihe der östreichischen Generale. Nicht das Wenigste endlich trug zum Siege Benedecks kalter Muth bei, mit dem er Mortara nahm und der überhaupt immer diesen tapferen Mann charakterisirt und ihn auch in der neuesten Zeit als den energischsten kühnsten der östreichischen Generale kennzeichnete.

Am Abende des 21. März lagerte das 2. Armeecorps auf dem eroberten Schlachtfelde bei Mortara und seine Reiterpatrouillen, die gegen Sartirana bis Valenza streiften, erregten in Turin nicht geringe Besorgnisse.

Der Feldmarschall hatte in Trumello Halt gemacht, um sich im Mittelpunkte seiner operirenden Corps zu befinden und jedem bedrohten Punkte nahe zu sein. Er wohnte am oberen Ende des Dorfes in einem alten Schlosse.

Der König Karl Albert brachte die Nacht bei seinen Truppen bei Vigevano in der Mitte der Brigade Savoyen zu unter freiem Himmel, in eine wollene Decke eingehüllt, als Polster unter dem Kopfe den Tornister eines Soldaten, neben ihm einige seiner Diener, welche die Ruhe ihres Gebieters überwachten. Seine lange Gestalt lag ausgestreckt auf dem Boden, sein Gesicht war bleifarben, krampfhafte Zuckungen bewegten die Muskeln desselben, sein rechter Arm war in beständiger Bewegung; schwere Träume schienen die Seele dieses Fürsten zu bewegen. So schildert ein Augenzeuge die ergreifende Scene, die von dem bleichen Scheine der erlöschenden Wachfeuer mit einem gespenstischen Lichte beleuchtet wurde.

Gegen 12 Uhr Nachts brachten zwei lombardische Offiziere die Nachricht von der Niederlage der beiden Divisionen bei Mortara zu Chrzanowsky und dieser beschloß nun den Rückzug nach Novara.

* * *

Im östreichischen Hauptquartier war Alles heiter und guter Dinge. Die Offiziere hatten vor der Wohnung des Feldmarschalls einen engen Kreis gebildet und Anekdoten und Schwänke folgten sich unter dem fröhlichsten Gelächter der Versammelten. Der alte Feldmarschall, die Hände auf dem Rücken, spazierte mit höchst vergnügtem Gesichte umher, bald hier mit einem Offizier sprechend, bald dort einem Soldaten freundlich zuwinkend. „Es war wirklich eine Seligkeit," erzählt ein Augenzeuge, „dem Manne zuzuschauen, wie er so unter seinen Leuten stand und wie jedes Auge an ihm hing und Jeder glück-

selig war, wenn er nur einen Blick von ihm erhaschte. Das Herz war einem so voll, man hätte jeden Augenblick „„Hoch Radetzky““ rufen mögen.“

Das vergnügte Hauptquartier frühstückte im Schloßhofe an einer langen Tafel und hier ereignete sich ein ergötzlicher Vorfall. Schon öfter hatten die Generale den Feldmarschall gefragt, warum er sich den Schnurrbart nicht wachsen lasse? und er hatte rund geantwortet: „Na laßt's mich aus mit Euren Gschichten, ich hab' nach dem Reglement schon lang keinen Bart mehr getragen und werde jetzt nicht wieder anfangen.“ Dieß Thema kam beim Frühstück wieder zur Sprache und als Schönhals und Andere mit lustigen Redensarten und Bitten in ihn drangen, rief der Feldmarschall lachend: „Jetzt paßt's nur auf, ich will Euch was versprechen; wenn wir die Piemontesen in einer großen Schlacht tüchtig klopfen, so lasse ich mir meinen Schnurrbart wachsen.“ Ein allgemeiner Jubel folgte dieser Erklärung und das Frühstück wurde mit großer Heiterkeit beendigt.

Gegen 2 Uhr Mittags kam das Hauptquartier auf den Kampfplatz. Von den Verwüstungen, die das Gefecht hinterlassen, sah man hier wenig. Die Verwundeten und Todten waren bei Seite geschafft; in einer der Straßen jedoch, wo der Kampf heftig gewüthet hatte, sah man ein malerisches Bild der Zerstörung. Neben einem Hause, dessen Fenster von Kartätschenkugeln ganz zerrissen waren, stand ein piemontesischer Munitionswagen quer in der Straße; der Deckel war gewaltsam aufgesprengt und die 4 Zugpferde lagen vor demselben todt in ihren Geschirren niedergestreckt, als habe sie das mörderische Eisen in vollem Laufe erreicht. Zerrissene und blutige Fetzen von Montirungsstücken lagen umher, und einem östreichischen Soldaten, der dicht neben den Pferden lag, hatte die feindliche Kanonenkugel durch die Brust geschlagen.

Nachmittags zog Radetzky in Mortara ein, dessen Straßen noch todt und menschenleer waren, da die Einwohner sich vor Raub und Plünderung fürchteten. Als sie jedoch sahen, daß die kaiserlichen Soldaten in Buden und Wirthshäusern Alles richtig und ehrlich bezahlten und die meisten Truppen, ohne die Glieder zu verlassen, mit klingendem Spiel durch die Stadt marschirten, da öffneten sich bald Fensterläden, Hofthore, Hausthüren und nicht lange dauerte es, so schauten schöne schwarze Augen von den Balkonen der Häuser nicht eben unfreundlich auf die deutschen Barbaren herab.

Radetzky stieg mit seinem Gefolge in einem weitläufigen Gebäude ab, das am Ende eines großen Hofes inmitten der Stadt lag. Zwei Sereschaner lehnten am Haupteingang. Diese modernen Rothmäntel machten auf die Phantasie der Einwohner einen gewaltigen Eindruck. Die jungen hübschen Damen hatten insbesondere große Furcht vor ihnen und behaupteten steif und fest, sie wüßten ganz genau — daß die Sereschaner Menschenfresser seien.

In einem ziemlich großen Palast in der Stadt waren die gefangenen piemontesischen Offiziere untergebracht und schauten Cigarren rauchend zum Fenster heraus. Sie schienen über ihr Schicksal nicht eben untröstlich zu sein und schäkerten mit den gegenüberwohnenden Frauen und Mädchen, was in diesem Augenblicke nicht gerade zu Gunsten des sittlichen Werthes dieser Herren sprach.

Böse Zungen wollten auch behaupten, es sei manchem piemontes. Offizier und Soldaten nicht gerade unangenehm gewesen, gefangen zu werden, und Mancher hätte wohl noch seine fliehende Division begleiten können.

Gegen 4 Uhr Nachmittags brach der Feldmarschall wieder auf und begab sich mit dem Hauptquartier nach Borgo Lavezzaro, wo er das Nachtlager nahm. Wenn und wo er sich nur von Weitem sehen ließ, strömte Alles gegen den Weg, den er nahm, um den geliebten Feldherrn und Vater mit freudigem Zurufe zu begrüßen.

14. Schlacht bei Novara, den 23. März.

Erst am 23. März war es General Chrzanowsky gelungen, alle seine Streitkräfte bei Novara zu concentriren, die im Ganzen etwa noch 54,000 Mann mit 122 Geschützen stark waren.

Novara ist, obgleich Hauptsitz einer piemontes. Provinz und Sitz eines Bischofs, nicht besonders groß. Die Stadt hat etwas über 12,000 Einwohner, liegt auf einer sanften Anhöhe, ist von verfallenen Mauern und Bastionen umgeben und hat ein altes, halbzerstörtes Castell, welches mit seinen geborstenen, mit schönstem Epheu bekleideten Mauern einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Das Gebäude ist viereckig, mit Gräben umgeben und stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert. Ueber dem Eingange sieht man, wiewohl sehr undeutlich, die Schlange aus dem Wappen der Viscontis. Zwei lange gerade Straßen zerschneiden die Stadt in vier Theile. Sie liegt am linken Ufer der Agogna, eine halbe Stunde vom Flusse ab und auf nämliche Entfernung von dem ostwärts in paralleler Richtung mit der Agogna dem Po zuströmenden Terdopio. Das die Stadt umgebende Terrain behält im Allgemeinen den Charakter des Lombardischen bei, d. h. ist mit Baumpflanzungen bedeckt und von Gräben durchschnitten, allein es gewährte doch mehr Umsicht, weil in so früher Jahreszeit das Gartenland und die Baumreihen noch nicht belaubt sind. Südlich von der Stadt erhebt sich der Boden und bildet eine Anhöhe, die die Straße von Mortara fast senkrecht durchschneidet. In Mitte dieser Höhe an der Straße liegt eine Kirche mit einer Häusergruppe, die Biccoca genannt. Von da fällt die Steigung wieder unmerklich bis zu einem unter dem Namen Castellazo bekannten Gebäude und von hier ist das Fallen etwas merklicher bis Olengo. Das sanfte Aufsteigen des Terrains von Süden nach der Stadt ist für die Wirkung des Geschützes bei Vertheidigung dieser Position von großem Vortheil; eine große Anzahl massiver Casinen sind gute Anlehnungspunkte.

Chrzanowsky wählte daher auch diese Position zwischen den Wildbächen Agogna und Terdopio, in der Mitte die Biccoca zum entscheidenden Kampfplatz. Ihre Ausdehnung betrug eine Stunde, konnte aber dadurch etwas verkürzt werden, daß einige, mit den erwähnten Wildbächen parallellaufende Kanäle gute Anlehnungspunkte gewährten. An einen derselben, den Kanal Daffi lehnte Chrzanowsky den rechten Flügel General Durando mit den Brigaden Aosta und Königin an, die an einer großen am Kanal liegenden

Meierei Citadella Stellung nahmen. An den rechten Flügel lehnte sich das Centrum, die Division Bes an; links von dieser bildete die Division Perrone den linken Flügel und besetzte den Ort Biccoca sammt der Kirche und Olengo, den äußersten linken Flügel an den Kanal Roggia di Olengo angelehnt. Dort befinden sich einige günstige Erhöhungen des Bodens, von welchen her der Kanal bestrichen werden kann und welche den äußersten Punkt der Stellung bildeten. Die Divisionen Durando Bes und Perrone dehnten sich in zwei Linien auf dieser Schlachtfronte aus, welche mit Artillerie versehen und durch eine Schützenlinie aus mehreren Bataillons Bersaglieri's gedeckt war. Alle wichtigen Posten waren mit Scharfschützen oder durch ausgezogene Bataillons besetzt und alle kleinen Erhöhungen des Terrains benützt, um die schweren, sechszehnpfündigen Kanonen aufzustellen. Im zweiten Treffen standen der Herzog von Savoyen, der Herzog von Genua und General Solaroli. Der Herzog von Savoyen stand mit seiner Division nächst der Stadt Novara in Massen formirt, um je nach Umständen den rechten Flügel zu unterstützen oder die rechte Flanke zu decken. Links von ihm stand sein Bruder mit den Brigaden Piemont und Pignerole und links von diesem auf der Straße nach Trecate bei dem Flecken S. Aggabio General Solaroli mit 6 Bataillonen Infanterie, 1 Bataillon Seeleute, 1 Scharfschützen-Bataillon, den lombardischen Dragonern und 8 Geschützen. Seine Fronte war durch den Terdopio gedeckt.

In dieser gutgewählten und gedrängten Stellung stand um 9 Uhr Morgens das piemontesische Heer in Schlachtordnung und erwartete den Angriff der Oestreicher.

Im K. K. Hauptquartier war man indessen über die Bewegung des piemontesischen Heeres im Ungewissen und allgemein galt die auch von den Kundschaftern bestätigte Ansicht, daß der Feind Novara nur schwach besetzt habe und sich gegen Vercelli zurückziehe. In der Nacht vom 22. auf den 23. wiederholten sich diese Nachrichten und demgemäß disponirte Radetzky das erste Armeekorps für den folgenden Tag über Robbio gegen Borgo Vercelli, um es von da nach Bedürfniß gegen Vercelli oder Novara senden zu können. Das zweite Armeecorps sollte früh Morgens gegen Novara aufbrechen, das vierte aber erst seinen Marsch gegen Vercelli antreten, wenn es vom zweiten benachrichtigt würde, daß Novara von ihm besetzt sei. Das dritte Armee- und erste Reservecorps sollten dem zweiten in ihrer bisherigen Staffelordnung folgen.

Am 23. März hatte sich der Himmel seit des Heeres Ausmarsch aus Mailand zum ersten Male überzogen und blickte durch graue Wolkenschleier trüb auf die Erde herab. Früh zehn Uhr nach dem Abkochen war der, die vorgeschobene Spitze des österreich. Heeres bildende F.Z.M. Baron d'Aspre mit seinem Corps gegen Novara aufgebrochen. Erzherzog Albrecht bildete mit seiner Division die Vorhut, ihm folgte die Division Schaffgotsche. Es mag etwa 11 Uhr Mittags gewesen sein, als die Spitze des Erzherzogs bei Olengo auf den Feind stieß, worauf sich sogleich ein lebhaftes Tirailleurgefecht entspann. Eben hatte König Karl Albert seine Wohnung in Novara in der Absicht verlassen, die Stellungen des Heeres abzureiten, als ihm Kanonendonner von den

Höhen der Biccoca herab die Ankunft der Feinde verkündete. Karl Albert setzte sein Roß in Galopp und ritt den Höhen zu. Die Truppen, an denen er vorbeisprengte, empfingen ihn zwar mit einem Lebehoch, aber es war nicht mehr der freiwillige Erguß des Enthusiasmus, es waren die letzten Ausbrüche des ersterbenden Vertrauens und der erlöschenden Liebe, die ihm entgegentönten. Ernst schweifte des Königs Blick über die Reihen der Seinen, als fühlte er innerlich, daß der Tag angebrochen, der über den Besitz einer schönen Krone entscheiden sollte.

Baron d'Aspre glaubte immer noch, nur einen schwachen Heerkörper und vielleicht nur die Arrièregarde vor sich zu haben, die den Abmarsch des piemontesischen Heeres nach der Sesia decken sollte und glänzende Erfolge von einem raschen Angriffe hoffend, wie er sie seiner Kühnheit bei Mortara verdankt hatte, schickte er die Division Erzherzog Albrecht geradezu und zunächst ohne Unterstützung ins Gefecht. Links von der Straße ließ d'Aspre 2 Bataillone Erzherzog Franz Karl, 1 Bataillon Paumgarteninfanterie, 1 Bataillon Jäger Nro. 11, 2 Bataillone Giulay, 1 Raketen- und 1 Sechspfünder-Batterie unter Graf Stadion formiren; rechts von der Straße das 9. Jägerbataillon, 2 Bataillone Kaiserinfanterie und 1 Cavalleriebatterie unter Graf Kolowrat; auf der Straße selbst fuhr eine Zwölfpfünder-Batterie vor und 2 Schwadronen Windischgrätz-Chevauxlegers deckten den äußersten linken Flügel. Der Rest des Geschützes und der Reiterei blieb in Reserve.

Die tapfere Division drang mit unwiderstehlichem Ungestümm vor. Der Erzherzog fand zunächst bei Olengo nur Ketten von Bersaglieris und warf sie auf ihre Schlachtlinie zurück. Die Sturmcolonnen folgten entschlossen und rasch, aber eine Batterie von 16 Kanonen schleuderte Tod und Verderben unter sie und zwang das erste Bataillon des Regiments Erzherzog Franz Karl, das mit tollkühnem Muthe unter dem verheerendsten Feuer Moncuca und Mirabello, einige Häusergruppen links an der Straße, genommen hatte, die gewonnene Häuser wieder zu verlassen. Unterstützt jedoch vom zweiten Bataillon dieses Regiments und einer halben Raketenbatterie stellte sie das Gefecht wieder her, nahmen die Häusergruppen zum zweiten Male und stürzten sich mit furchtbarer Wuth auf das 15. Regiment der Brigade Saronna, das sie übel zurichteten. Die Anstrengung der Offiziere dieses Regiments, von denen sich fünf zur Rettung der Fahne opferten, blieben fruchtlos. An seine Stelle rückte das zweite Regiment der Brigade Savoyen; die Marsellaise singend und dazwischen mit dem Rufe vive le roi! griff es, ermuthigt durch die Gegenwart Karl Alberts, diese braven Ungarn an, deren Reihen das Geschützfeuer gelichtet hatte, und eroberte die Häuser zurück bis auf die äußersten, hinter denen sich das weichende Regiment Erzherzog Franz Karl wieder sammelte. Gleichzeitig bedrohten die Piemontesen die linke Flanke, als General Stadion mit 2 Bataillonen und 4 Geschützen anlangte, welche Unterstützung den Erzherzog, der immer im heißesten Kugelregen stand, ermöglichte, einen neuen Angriff anzuordnen. Das Regiment Franz Karl, das keine Patronen mehr hatte und im Kampfe ganz ermattet war, wurde abgelöst. Zwei Geschütze und eine Raketen-

batterie eröffneten den neuen Angriff und brachten das feindliche Geschütz bald zum Schweigen; nun drang die neuformirte Colonne zum Sturme der Häuser und der Biccoca vor; die österreich. Tirailleurs erstiegen die Höhen und die kühnsten gelangten fast bis zum König, wurden aber umringt und gefangen. Alle Tapferkeit half Nichts. Der Feind ersetzte nicht nur seine demontirten Geschütze, sondern brachte sie nach und nach auf 32, die ununterbrochen vereint auf die Sturmcolonnen donnerten. Auch löste der Feind jedes Bataillon, das etwas gelitten hatte, durch neue Truppen ab. Auch der tapfere Benedek, der indessen mit seinem Regimente Giulay herbeigeeilt war, konnte die Uebermacht des Feindes trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit nicht brechen.

Links von der Straße war Graf Kolowrat gegen Castellazzo vorgegangen und hatte mit einer halben Batterie das Feuer eröffnet. Die Piemontesen antworteten jedoch aus 12 Kanonen mit solchem Nachdrucke, daß 2 österreich. Kanonen unbrauchbar wurden. Die zweite halbe Cavalleriebatterie sprengte daher in dem heftigsten Kugelregen vor und nöthigte den Feind zu einer rückgängigen Bewegung. Jetzt rückte Graf Kolowrat an der Spitze seiner braven Infanterie vor und griff zweimal Castellazzo an, mußte aber zweimal der Uebermacht weichen, da das 16. Regiment der Brigade Saronna hier guten Widerstand leistete und das Feuer einer Batterie die Oestreicher in der Flanke faßte.

Schon drei Stunden waren der Erzherzog und seine Truppen im heftigsten und verzweifeltsten Kampfe begriffen, die österreich. Kanonen waren in Gefahr, genommen zu werden, denn die feindlichen Scharfschützen hatten sich ihnen mehrmals bis auf 10 Schritte genähert, Graf Stadion war durch die Brust geschossen und 4 Stabsoffiziere der Division waren getödtet. So mißlich standen die Sachen, die ermüdeten Truppen vermochten kaum noch den Kampf hinzuhalten und immer noch versäumte Baron d'Aspre Unterstützung zu senden und setzte den Erzherzog der Gefahr aus, von 30,000 Piemontesen erdrückt zu werden. Da sendete F.M.L. Schaffgotsche auf eigene Faust Truppen zu Hilfe und zwar 1 Bataillon des Regiments Kinsky und 1 Bataillon Wiener Freiwillige auf den rechten, und 1 Bataillon Fürstenwörther und 1 Landwehrbataillon vom Regiment Kinsky auf den linken Flügel der Division.

Der Kampf belebte sich hierdurch. Das Bataillon Kinsky und die Wiener Freiwilligen drangen stürmend vor und warfen den Feind nach Biccoca hinein, allein aus diesem Dorfe eröffnete letzterer ein so mörderisches Kleingewehr- und Kartätschenfeuer, daß die beiden östreichischen Bataillone außerhalb der Schußweite Stellung nehmen mußten. Mit der größten persönlichen Anstrengung dagegen hielt der tapfere Erzherzog Albrecht den linken Flügel der Schlachtordnung fest, behauptete die eroberten Casinen und suchte nicht nur den Feind von der Offensive aufzuhalten, sondern sich selbst eine Bahn nach der Biccoca zu brechen.

Der linke Flügel der Division links von der Straße war, wie wir oben sahen, auch durch 2 Bataillone verstärkt worden und erstürmte mit Hilfe

dieser Unterstützungen die Casa Castellazzo. Stürmend und jubelnd drang die Kolowrat'sche Colonne über Erdwellen und Wasserrisse bis zur Meierei Forsada vor. Allein hier hatte der Feind seine Reserven stehen und empfing den Sturm mit lebhaftem, mörderischem Feuer. Doch waren schon die Oestreicher im Begriffe, das verrammelte Hausthor zu sprengen, als eine Abtheilung piemontesischer Lanzenreiter in ihrem Rücken erschien und die verstärkt vorrückende piemontesische Infanterie die Oestreicher zurückwarf.

Inzwischen war auch die Brigade Lichtenstein in die erste Schlachtlinie eingerückt und hatte das Dorf Olengo besetzt, so daß nun auch die Division Schaffgotsche mit dem Feinde im Kampf verwickelt war.

Der hartnäckige Kampf und die Aussage der Gefangenen öffneten endlich dem Baron d'Aspre über seinen Irrthum die Augen und er erkannte, daß er es mit dem Könige und seinem Heere und nicht mit einer bloßen Arrieregarde zu thun habe. Er ließ sogleich den Feldmarschall-Lieutenant Appel zum raschen Nachrücken mit dem 3. Corps nach Novara auffordern und den Feldmarschall-Lieutenant Thurn einladen, seinen Marsch nach Vercelli aufzugeben und nach Novara zu rücken. Thurn war aber bereits auf dem Wege dahin, denn der immer lauter werdende Kanonendonner hatte ihn belehrt, daß d'Aspre auf starken Widerstand gestoßen und in einer Schlacht begriffen sei.

Der Kanonendonner war indessen auch in's kaiserl. Hauptquartier gedrungen. Eben hatte man im Hofe des Hauses, wo Radetzky wohnte, das Frühstück beendet, als gegen 11 Uhr die ersten Kanonenschüsse von Novara her vernommen wurden. Doch fielen dieselben anfangs nur vereinzelt, so daß Alles glaubte, der Vortrab d'Aspre's beunruhige die Nachhut des Feindes, welche derselbe vielleicht zur Deckung seines Rückzugs dort gelassen habe. Die Gewißheit, es bei Novara mit der Hauptmacht König Karl Alberts zu thun zu haben, war zu schön, als daß man sie unbedingt hätte glauben können. „Hält uns bei Novara die piemontesische Armee," sagte General Heß, „so kann ihr nur Gott allein weiter helfen." Bald wurde der Donner der Geschütze stärker, anhaltender und ganze Lagen wechselten häufig mit einzelnen Schüssen.

Das Hauptquartier bot nun ein lebhaftes, kriegerisches Bild. Den Tisch, woran man gefrühstückt, bedeckten bald große Landkarten; die Wagen und Handpferde wurden gepackt, alle Pferde gesattelt und bereitgestellt und was zum Hauptquartier gehörte, stand im Hofe in einzelnen Gruppen, plauderte oder hörte mit gespannter Erwartung auf den fernen Kanonendonner oder kommende Meldungen. Adjutanten und Ordonnanzoffiziere flogen dahin. Die „Kibitze des Feldmarschalls" standen bei ihren Pferden, des Winkes harrend, der sie in die Schlacht schicken sollte. Der greise Feldherr spazierte auf und ab, eine Hand in die Seite gestemmt, horchte hie und da auf den fernen Kanonendonner, warf dann einen Blick auf die Karte und sah ernst und ruhig aus. Es kam Meldung auf Meldung und nicht nur die immer bedenklicher werdende Sprache des Feldzeugmeisters d'Aspre, sondern auch der immer stärker werdende Kanonendonner lehrte, daß der Feind bei Novara und nicht bei Vercelli stand. Es hielt den Feldmarschall nicht länger in Lavezzaro, er setzte

sich zu Pferde und eilte in scharfem Jagdgalopp dem Schlachtfelde zu. Er beeilte sich, es zu erreichen, ward aber in der Schnelligkeit seines Rittes oft durch das Fuhrwerk des 2. Armeecorps, welches auf der Straße stand, und das man auffahren zu lassen vergessen hatte, durch nachrückende Truppenabtheilungen, lange Züge von Sanitätswagen, die dem Orte ihrer Bestimmung zueilten, durch Geschütze rc., welche streckenweise die Landstraße bedeckten, gestört. Diese Fuhrwerke störten auch den Marsch des 3. Armeecorps. Radetzky beschleunigte das Nachrücken der Truppen. Ungeheuer war die Lust, mit welcher die Soldaten diesem Befehle Folge leisteten; es schienen selbst die Pferde der Batterien begierig, in den Kampf zu kommen; sie wieherten hell dem Pulverdampf entgegen. Die Bataillone gingen im Laufschritt vor und selbst der Anblick entgegenkommender Verwundeter frischte ihren Muth noch mehr auf und tröstend riefen sie den Kameraden zu: „Wir werden's ihnen heimgeben."

In Nibiola, einem kleinen Dorfe, keine volle Stunde vom Kampfplatz, wehte die blutrothe Fahne; es war der Hauptverbandplatz. Hier sah es schon schauerlich und schmerzlich aus. In der Geschwindigkeit hatte man Betten und Stroh herbeigeschafft, so viel als möglich und da lagen nun die armen Menschen mit zerrissenen Gliedern, in ihr Schicksal ergeben. Die weniger schwer Verwundeten lehnten an den Mauern oder saßen auf dem Pflaster und hoben öfters die Hand empor, wenn der Feldmarschall vorbeiritt. Wie man die Fahne grüßt, still und feierlich, so grüßte auch der Feldmarschall und Alle vom Hauptquartier die verwundeten Soldaten — Alles ritt mit unbedecktem Haupte vorüber.

Bald ließ der Feldmarschall und sein Gefolge den Verbandplatz mit den geschäftigen Aerzten, ihren schrecklichen Instrumenten zwischen den Haufen blutiger Leinwand hinter sich und sprengte einer Anhöhe zu, welche mit einem Bauernhofe besetzt und am Anfange der Schlacht von den Kaiserlichen genommen worden war. Durch Haufen von Todten ritt der Feldmarschall bei diesen Häusern vorbei und hielt endlich an einer Stelle, links die Biccoca vor sich habend, still. Das Schlachtfeld lag vor seinen Blicken, sowie die Stadt Novara, welche sich durch den Schleier des Pulverdampfes nur grau in grau, aber deutlich am Horizonte abzeichnete. Es war ein trüber neblichter Tag; mehrmals fing es an zu regnen, hörte aber bald wieder auf. Es schien, als ob der furchtbare Geschützdonner den Regen nicht Herr werden ließe.

Der Feldmarschall und sein Gefolge stieg ab; große und kleine Fernröhren wurden aus ihren Futteralen herausgezogen und mit Eifer und Interesse alle Bewegungen des Feindes und der Waffenbrüder beobachtet. Wie ein Panorama lag das Schlachtfeld vor den Beschauenden. Ruhig und ernst stand der greise Feldherr neben seinem Rosse, beobachtete das Schlachtfeld, folgte mit aufmerksamem Auge den kämpfenden Truppentheilen, ordnete an, sagte Bewegungen voraus, ließ Nachrichten einholen, gab Antworten auf Berichte, ertheilte Befehle rc. und lenkte mit sicheren Blicken und festem Sinne die Schlacht.

Noch kämpften mit derselben Ausdauer und Tapferkeit Erzherzog Albrecht

und Schaffgotsche gegen den übermächtigen Feind und ihre wiederholten hartnäckigen Angriffe, obwohl immer mit den alten Bataillonen ausgeführt, hatten die Division Perrone erschüttert und in Unordnung gebracht; ihr Führer war gefallen. Chrzanowsky befahl daher dem Herzog von Genua, mit seiner Division vorzurücken und den Feind zu werfen. Ihm folgte die Reserve, die Brigade Pignerol. Trotz der heldenmüthigen Vertheidigung der Kaiserjäger gelang es dem klug angeordneten Angriff des Herzogs, sich des tieferen Theiles des Dorfes Olengo zu bemächtigen, aber auch hier warf sie alsbald der Brigadier Bianchi wieder hinaus und kühn vordringend verfolgte er über die sumpfigen Wiesen und Felder der Niederung die Piemontesen bis Forsada, wo sie jedoch ihre frühere Stellung einnahmen und die heranstürmenden kaiserl. Truppen mit einem fürchterlichen Kartätschenfeuer empfingen. Zugleich mußten die ermüdeten kaiserl. Bataillone sich vor einem Reiterangriff in einem Wasserrisse zu decken suchen und alle wiederholt versuchten Angriffe scheiterten an der Müdigkeit der Truppen und dem verheerenden Feuer des Feindes.

Der kritische Höhepunkt der Schlacht war eingetreten. Hielten die Oestreicher noch eine halbe Stunde Stand, so traf Hilfe durch die übrigen Corps ein und die Schlacht war gewonnen. Allein schon sanken den Tapfersten bereits die Waffen aus der Hand und die Ermüdung des 2. Corps hatte den höchsten Grad erreicht. 15,000 Mann hatten gegen mindestens 50,000 Mann durch 5 Stunden, ohne besiegt zu werden, das Gefecht gehalten. In diesem gefährlichen Moment führte General Chrzanowsky frische Truppen in Uebermacht in's Feuer und drohte eine entschiedene Offensive einleiten zu wollen.

Die 3. Nachmittagsstunde hatte geschlagen, d'Aspre, mit dem Ordnen und Festhalten der Seinen beschäftigt, warf oft ernste Blicke auf die Straßen, von woher das 3. Armeecorps kommen sollte, als sich plötzlich dessen Fahnen entfalteten und im Laufschritt die Spitze desselben heranzog. Wie ein elektrischer Schlag zuckte es durch die Reihen des tapferen 2. Corps, denn nun war der Sieg gesichert. Dem 3. Armeecorps folgte das 1. Reservecorps auf dem Fuße.

Die eben eingerückten Bataillone des 3. Corps fingen auch wacker zu arbeiten an. Die Piemontesen, die an diesem Tage energischer, selbst mit großer Tapferkeit fochten, blieben ihnen anfangs nichts schuldig und schlugen einen Frontangriff zweier östreichischer Bataillone zurück. Es war, als hätten die feindlichen Batterien nur auf diesen Moment und die frische Mannschaft, die ihnen entgegentrat, gewartet, denn wie auf ein Zeichen begann der Kanonendonner heftiger als je. Vielleicht mehr als hundert Feuerschlünde begrüßten einander und spieen Tod und Verderben. Man kann sich keine Idee machen von der Masse der Kugeln und Granaten, die sich in der Luft kreuzten; vor und neben dem Platz, wo Feldmarschall Radetzky mit seinem Stabe stand, schlugen die schweren zwölfpfündigen Kugeln in den Boden, hier eine Furche einreißend, daß die Erde hoch emporflog, dort einen Baum wie einen Strohhalm zerknickend. Die schwere Geschützkugel heult tremulirend durch die Luft; die Flintenkugel pfeift, die Granate zischt und platzt. Wo eine Granate richtig

einfiel und zerplatzte, da that sie eine fürchterliche Wirkung. Einem Offizier schlug eine Granate vor die Brust, zerplatzte in demselben Augenblicke, schlug rechts und links einige Mann nieder und riß dem Offizier den Oberkörper dergestalt auseinander, daß das entsetzte Pferd eine Strecke weit mit den Füßen des Todten davonjagte. Man sah überhaupt schreckliche Todesbilder. Da — unweit von Radetzky — lag ein piemontesischer Artillerist, dem eine matte sechspfündige Kugel den Kop feingeschlagen hatte, ohne ihn zu zerschmettern — ein schauerlicher Anblick. Ein Husar war durch eine Kugel, welche durch den Hals des Pferdes ihm in die Brust drang, zu gleicher Zeit mit seinem Roß getödtet worden und beide waren zusammengestürzt, der Reiter noch fest im Sattel, den Säbel in der Faust. Das Hinstürzen der Menschen in voller Lebenskraft ist der entsetzlichste Anblick: hier bricht Einer, vom tödtlichen Blei getroffen, lautlos zusammen, dort springt ein Anderer, mit grauenhaftem Todesschrei einen unglaublichen Sprung, überschlägt sich und liegt starr und todt; dort wankt Einer, das tödtliche Blei in der Stirn, an sein Gewehr gestützt, wie ein Betrunkener langsamen Schrittes einher und stürzt dann plötzlich zusammen.

Ueber der Stadt Novara hatte der Pulverdampf von den vielen Batterien einen riesenhaften Fächer gebildet, der wie die Krone einer Pinie, unbeweglich auf den Häusern ruhte. Jeder Schuß, jede Lage zeichnete sich auf dem grauen Himmel eigenthümlich ab; der Dampf flog schneeweiß aus dem Rohr und breitete sich aus mit feiner, so sonderbarer Zeichnung und haarscharfer Contur, als sei sie mit der Nadel auf das Gewölk radirt. Um und in Novara brannten einige Häuser und der Rauch hievon, schwerfällig und schmutzig grau, vom Winde seitwärts getrieben, zerriß den Pulverdampf und färbte ihn mit einem trüben Tone. Dazwischen sah man deutlich die feurigen Bogen, die die Raketen beschrieben und die leuchtenden hellen Blitze der schweren Geschütze.

Der Kampf wogte, scharf ging es hin und her. Die Linien der östreichischen Aufstellung, verstärkt durch die Brigaden Alman und Maurer, ergriffen mit Energie die Offensive, gewannen immer mehr Boden und nahmen die Casa Castellazzo weg. Die Kaiserjäger erstürmten die Meierei Forsada und nahmen die dort befindliche halbe sechspfünder Batterie weg. Auch gegen die Biccoca gewann Erzherzog Albrecht immer mehr Fortschritte und drängte den Gegner aus einer Stellung in die andere. Die piemontesischen Batterien, von den sich zurückziehenden Truppen verlassen, fuhren ab, die östreichischen auf und der linke Flügel der Piemontesen war rasch gegen Novara gedrängt. Um sich Luft zu machen, wollte Chrzanowsky mit seinem rechten Flügel, der bis jetzt am wenigsten gelitten, die Offensive ergreifen und führte selbst die Division Durando zum Angriff vor, aber das Feuer einer östreichischen Zwölfpfünderbatterie und des Erzherzogs Albrecht feste Bajonnete wiesen den Angriff ab, von dem Chrzanowsky ohnedieß durch die Gefahr abgerufen wurde, die bereits der Biccoca drohte.

Das erste Reservecorps war angelangt; gegen halb 6 Uhr Abends zogen die Grenadiere desselben am Feldmarschall vorüber. Bei ihrem Anblick lächelte

er ganz vergnügt und meinte: „Wenn meine Grenadiere noch an die Arbeit kommen, da wird's ein schnelles Ende haben.“ Er ließ aus den fünf prächtigen Bataillonen sofort Angriffscolonnen bilden und wollte mit ihnen und einigen schweren Batterien der Reserve das feindliche Centrum sprengen. Mit froher Ungeduld harrten die Grenadiere auf den Befehl zum Vorrücken, als aufsteigende Raketen zugleich die Ankunft des 4. Armeecorps ankündigten und auf der linken Seite des kaiserlichen Heeres Reiter mit weißen Mänteln aus dem Hügellande emportauchten. Es war die Spitze des 4. Corps, das nach Vercelli marschiren sollte, aber, als man den Kanonendonner bei Novara hörte, sich dahin gewendet hatte, über die Agogna ging und sich à cheval der Straße gegen die rechte Flanke des Feines aufstellend Durando hart bedrängte, der zugleich vom Erzherzog in der Fronte angegriffen war.

Die östreichische Schlachtlinie hatte kaum die Ankunft des 4. Corps vernommen, als die Linien gleichmäßig sich vorwärts bewegten. Von allen Seiten begann ein neuer fürchterlicher Kanonendonner; es war ein furchtbares Krachen, daß der Boden unter den unzähligen Schlägen erdröhnte. Plötzlich hörte das Krachen auf und nur einzelne Schüsse rollten noch; bald herrschte für den Augenblick Stille, aber nur für den Augenblick, denn nun begann das Kleingewehrfeuer mit furchtbarer Heftigkeit. Dumpf wirbelten die Trommeln und ein ungestümmes Hurrah ertönte aus den Sturmcolonnen der Oestreicher, die, ihre Offiziere an der Spitze, mit glänzender Tapferkeit die vorliegenden Casinen, die Biccoca selbst erstürmten und die piemontesischen Geschütze wegnahmen. Alles erlag dem Eifer der Stürmenden, auch Durando und Bes mußten weichen. General Chrzanowsky traf bei der Biccoca ein, aber nur um Zeuge ihrer Falls zu sein. Grenzenlose Unordnung war in den Reihen der Piemontesen eingerissen. Chrzanowsky machte den letzten Versuch, der Gefahr Einhalt zu thun und befahl dem Prinzen von Genua vorzurücken. Der junge Prinz, der bereits 3 Pferde unter dem Leibe verloren hatte, raffte 3 Bataillone zusammen und führte sie tapfer zu Fuß dem Feinde entgegen, mußte aber dem heftigen Kleingewehr- und Kartätschenfeuer und dem Andrang der Oestreicher weichen. Die piemontesischen Fahnen sanken nieder vor dem kaiserlichen Aar. Ein nicht endenwollendes Hurrah zeigte dem Feldmarschall an, daß der Feind mit dem Bajonnete geworfen sei.

Die Piemontesen zogen sich nach der Stadt zurück, theilweise in regelloser Flucht. König Karl Albert war einer der letzten, die die Biccoca verließen, um nach Novara zurückzukehren, vor dessen Thoren die entsetzlichste Unordnung und Verwirrung herrschte. Als General Durando mit seinen weichenden Truppen sich der Stadt näherte, empfing ihn das Kartätschenfeuer der eigenen Waffenbrüder, die ihn für den Feind hielten. Es begann stark zu nachten, vom Himmel hingen Wolken schmutzig und grau wie lange Schleier herab auf die blutgetränkte Erde, leise und gleichförmig fiel der Regen hernieder und wusch, die Pflichten weit entfernter Lieben übernehmend, den Todten mitleidig das wachsbleiche Antlitz.

Um 8 Uhr Abends war kein Piemontese, außer Todten und Sterbenden,

vor der Stadt. Die Oestreicher waren im Besitz aller, die Stadt beherrschenden Stellungen und ihre Batterien feuerten mit Lebhaftigkeit auf die Stadt. Die Piemontesen antworteten von deren Wällen.

Endlich schwieg auch das Feuer der Batterien; die Schlacht von Novara war gewonnen.

Die kaiserlichen Truppen hatten ihre Pflicht erfüllt; die Nacht war da, die Soldaten ermüdet hatten Anspruch auf Ruhe und alsbald glänzten ihre Wachtfeuer bis dicht vor Novara durch die Nacht.

Der Feldmarschall verweilte noch einige Zeit auf dem Siegesfelde und ritt dann mit seinem Stabe nach Vespolate, das zum Hauptquartier bestimmt war.

Den folgenden Tag setzten sich die Oestreicher in den Besitz von Novara, das inzwischen ein Bild der Verwirrung, der Trostlosigkeit und des Schreckens geworden war. Die des Zügels der Disciplin durch den Kampf und Rückzug ledigen piemontesischen Soldaten stürzten über die Häuser und Einwohner her, plünderten und zertrümmerten Alles. In den Gassen erschallte wildes wüstes Geschrei 2c. Das Ansehen der Offiziere ward verkannt; gegen die Einschreitenden schoß man, selbst gegen den König, der die Straßen durchritt, um dem Plündern und Brandstiften Einhalt zu thun, erhoben Rasende die Hand. Der Zustand der Stadt war wirklich schauderhaft und es wurden daher mit ungeheuchelter Freudenbezeugung und Segenswünschen die in Novara einziehenden östreichischen Truppen empfangen.

Der Verlust der Piemontesen betrug in der Schlacht von Novara 4000 Todte und Verwundete und über 3000 Gefangene. Gefallen waren die Generale Perrone und Passalacqua, 7 Stabsoffiziere und 24 Offiziere. Unter den Verwundeten befanden sich Durando, 8 Stabsoffiziere und 62 Offiziere.

Der Verlust der Oestreicher war nicht geringer und besonders groß im Verhältniß zu der Truppenzahl, die wirklich im Feuer gestanden hatte; von der gesammten Einbuße trafen 5/7 das 2. Armeecorps. Besonders viel gelitten hatten die Regimenter Franz Karl, Paumgarten, Kinsky, Giulay, die Jäger Nr. 9 und 11 und die Wiener Freiwilligen. Verwundet waren die Generalmajore Aleman und Graf Stadion, der Oberst Graf Kielmannsegge, Oberstlieutenant Rühling, todt Major Schulz. Verwundet sonst 94 Offiziere. Das Regiment Paumgarten war von 12 auf 3 Compagnien geschmolzen.

Beide Heere dürfen auf den Tag von Novara, das östreichische mit Stolz, das piemontesische ohne Erröthen blicken. Die Standhaftigkeit im Ausharren, das Ungestümm im Angriff von Seiten der Oestreicher sind fast beispiellos in der Geschichte. Jeder Einzelne war ein Held. Die Armee hatte ihr Wort, zu siegen, rühmlichst gelöst.

Aber auch der Feldmarschall löste sein Wort, das er in Trumello wegen des Sieges gegeben. Wenige Tage nach der Schlacht keimte, von Allen mit Jubel begrüßt, aus der Oberlippe des lieben alten Herrn ein grauer Schnurrbart hervor. Und diesen Schnurrbart trug er zum Andenken an den schönen Tag von Novara bis an sein Ende.

15. Letzte Stunden eines Königs.

Der König Karl Albert hatte keinen aktiven Einfluß auf den Gang von Novara genommen. Er befand sich dagegen stets im stärksten Feuer und war einer der letzten, der die Höhen von Biccoca verließ, von wo er öfters, im dichtesten Feuer sein Pferd anhaltend, sich gegen die nachdringenden Oestreicher wendete und dann im Schritt der Stadt zuritt. In Novara angelangt begab er sich auf die Wälle, wo die piemontesischen Kanonen den östreich. Batterien antworteten. Hier stand er zwischen seinen Geschützen, seine Blicke schweiften über das Feld, wo er, das fühlte er wohl, seine Krone gelassen, vollkommen gleichgültig gegen die Verheerungen, die die dicht neben ihm einschlagenden Kugeln anrichteten. Jeden Augenblick glaubte man ihn sinken zu sehen. Da nahm ihn endlich General Durando beim Arm und wollte ihn mit Gewalt von einer Stelle entfernen, wo er sich unnützerweise der Gefahr aussetzte. „Lassen Sie mich, General," rief er aus, „es ist der letzte Tag meines Lebens, lassen Sie mich sterben." Es war der 23. März, jener Tag, an dem er vor einem Jahre sein Kriegsmanifest gegen Oestreichs Herrscher geschleudert hatte und seine Truppen über den Tessin rücken ließ!

Bald überzeugte sich der König, daß jeder Widerstand nutzlos sei und faßte einen neuen Entschluß. Er schickte den General Cassato zu Radetzky und ließ ihm einen Waffenstillstand und sofortige Einstellung der Feindseligkeiten vorschlagen. Dann entfernte er sich vom Walle und ritt in die Stadt, um dort der Plünderung und Zerstörung Einhalt zu thun.

Cassato kam Nachts halb 9 Uhr bei Radetzky an. Dieser lehnte den Antrag Karl Alberts, namentlich die unverzügliche Einstellung der Feindseligkeiten ab, erlaubte jedoch die Anknüpfung von Unterhandlungen für den nächsten Tag. Stumm empfing Karl Albert diese Antwort.

Um 9 Uhr Nachts versammelte er seine Söhne, Minister und Generale um sich und erklärte mit fester, aber dumpfer Stimme: „sein Tagwerk sei geschlossen, er fühle, daß seine Person das einzige Hinderniß eines Friedens sei, der nun eine gebieterische Nothwendigkeit werde. Er wolle somit seinem Lande das letzte Opfer bringen und seiner Krone zu Gunsten seines Sohnes, des Herzogs von Savoyen, entsagen." Vergebens drangen Alle in ihn, den Entschluß zu widerrufen, er entgegnete mit großer Ruhe und Festigkeit: „Mein Entschluß ist gefaßt, dort steht Euer Monarch, mein Sohn Viktor Emanuel!"

Darauf umarmte Karl Albert alle Umstehenden, die in Thränen zerflossen und winkte an der Schwelle seines Zimmers nochmals seinen Söhnen und Generalen das letzte Lebewohl zu. Nachdem er einen Brief an die Königin geschrieben, verschwand er aus dem Palaste von Novara.

Nachts 11 Uhr erschien vor dem kleinen Landhause, in welchem Feldmarschall-Lieutenant Graf Thurn sein Quartier genommen, eine Berline, aus welcher ein langer, hagerer Mann, dessen ernstes und düsteres Gesicht, von einer erschreckenden Blässe bedeckt, aber von edler und freier Haltung, ausstieg. Vor den kaiserl. Commandanten geführt, den er zu sprechen wünschte,

stellte er sich diesem als Grafen de Barge vor, piemontesischer Cavallerieoberst, und stellte die Bitte, frei passiren zu dürfen, da er nach der Schlacht den Dienst verlassen habe und auf seine Güter bei Nizza gehen wolle. Die Armee, setzte er hinzu, sei vollständig geschlagen, befinde sich in gänzlicher Auflösung, ja in offenbarer Meuterei gegen die Offiziere, welche der Plünderung der eigenen Landsleute Einhalt thun wollen; Karl Albert habe der Krone entsagt und es seien bereits Unterhandlungen mit dem Feldmarschall angeknüpft.

Während der Paß ausgefertigt wurde, bot Thurn ihm, in der kalten Nacht — der Regen goß herab — eine Tasse Kaffee an, die er dankbar annahm, dann entließ er ihn. Ein junger Mann, der draußen gewartet, setzte sich ebenfalls in den Wagen und so schnell die Pferde laufen konnten, fuhren sie davon. Es war Karl Albert, einst König von Sardinien. So verließ er sein Heer, seine Staaten und seine Familie, um ein Asyl in den ferneren Gestaden von Portugal zu suchen, wo er nach kurzer Zeit an gebrochenem Herzen starb.

„Karl Albert war," sagt ein östreichischer Veteran in seinen Erinnerungen, „ein kriegerischer Fürst, d. h. er hatte Kriegsgelüste und besaß den seiner Raçe eigenen persönlichen Muth. Dieses Gefühl nahm er für Feldherrngenie. Seine Schmeichler und Hunderte von Versefschmiedern, die ihn das Schwert Italiens nannten, bestärkten ihn darin. Im vollsten Sinne des Wortes paßt auf ihn, was Voltaire von Karl XII. sagt: „„Er war nicht Alexander, aber er wäre sein erster Soldat gewesen."" Karl Albert war von ungewöhnlich hoher Gestalt; seine äußerliche Erscheinung war nicht angenehm. Seine Miene war kalt und regungslos, seine Haltung stolz und steif. Er trug einen großen Schnurrbart, den er absonderlich fächerartig und aufwärts gekämmt hatte. Zu Pferd nahm er sich besser aus als zu Fuß, denn er war ein kühner und fester Reiter. Im Getümmel der Schlacht verlor er die Haltung nicht, die er in der Mitte seiner Hofleute annahm. Diese Erscheinung, in Stahl gehüllt, auf hohem Rosse, an der Spitze einer Ritterschaft, würde im Mittelalter Epoche gemacht haben, zu einem Feldherrn der neueren Zeit gingen ihm aber die nöthigsten Eigenschaften ab: er hatte keinen Ueberblick, keinen Entschluß, keine Festigkeit und kein Vertrauen zu sich selbst."

16. Radetzky in Novara und die Zusammenkunft in Vignale 24. März.

In aller Frühe kam General Cassato in's kaiserl. Hauptquartier zu Vespolate, um dem Feldmarschall von Seiten des neuen Königs von Sardinien den Wunsch auszudrücken, nicht allein einen Waffenstillstand abzuschließen, sondern die Feindseligkeiten so lange einzustellen, bis der König die Kammer von Turin in Kenntniß gesetzt habe. Radetzky wies den Antrag zurück und wollte nur dem Wunsche des Königs, in der Nähe von Novara mit ihm zusammenzutreffen, entsprechen.

Um die Mittagszeit setzte sich Radetzky zu Pferde und erreichte mit seinem

Gefolge bald das Schlachtfeld. Heute, hell von der Sonne bestrahlt, zeigten sich deutlich die schrecklichen Verwüstungen, die namentlich die schweren Geschütze der Piemontesen angerichtet. Fußdicke Bäume waren wie Halme zerknickt, breite und tiefe Furchen hatten die Granaten in die aufkeimenden Saaten gerissen, Wegsteine und massive Garteneinfassungen lagen zerschmettert umher, jubelnde Lerchen aber, die rechts und links emporstiegen, schienen den armen Gefallenen, die zerrissen und blutend den ewigen Schlaf schliefen, von einer fröhlichen Auferstehung zu singen.

Der Ritt des Feldmarschalls war ein wahrer Triumphzug; überall jubelten die Truppen ihm zu und selbst die armen Verwundeten, die auf Tragbahren und Wagen vorbeigeführt wurden, ließen, wenn sie den Feldmarschall erblickten, ein schwaches Vivat, ein dumpfes Eljen hören und die gesunde Hand hob sich zur Begrüßung in die Höhe. Auf den Straßen der Biccoca standen dicht gedrängt die Einwohner und schwenkten ihre Hüte; die Straßen von Novara waren mit weißen Fahnen geziert, von allen Balkonen winkten Frauen und Mädchen freundlich entgegen und die männliche Bevölkerung empfing den greisen Sieger mit sichtbaren Zeichen der Freude und Ehrfurcht.

Radetzky ritt durch Novara nach Vignale, einem kleinen Ort auf der Straße nach Borgo Manero, 3 Miglien von Novara entfernt, wo die Zusammenkunft mit Viktor Emanuel stattfinden sollte. Radetzky war zuerst zur Stelle und als er eine Zeitlang gewartet, kam der König in vollem Galopp mit seinem Gefolge angesprengt. Der König und der Feldmarschall stiegen vom Pferde. Der König küßte den Feldmarschall und das Gefolge begrüßte sich gegenseitig. Viktor Emanuel trug einen reich verschnürten polnischen Rock, einen ebensolchen als Dollmann und auf dem Kopfe, stark auf's rechte Ohr gesetzt, eine Feldmütze mit rother Einfassung. Er ist klein und hat einen ungeheuern hellblonden Schnurr- und Knebelbart. In seinem Gefolge waren, ebenso phantastisch aufgeputzt, die beiden Generale della Marmora. Der König, der Feldmarschall und der General Heß begaben sich nun in den Hof eines naheliegenden Hauses, wo nach viertägigem Feldzuge über das Ende der Feindseligkeiten unterhandelt wurde. Es war ein großer historischer Moment! Die drei Männer standen in der Mitte des Hofes zusammen und in weitem Kreise um sie herum Sereschaner in ihren reich verzierten Kostümen und rothen Mänteln. Eine Stunde dauerte die Unterhandlung. Man kam über einen Waffenstillstand überein und die Convention sollte am folgenden Tage in Novara abgeschlossen werden.

Ehe der König sich wieder entfernte, schenkte ihm Radetzky mit der größten Liebenswürdigkeit den schönen englischen Rapphengst, welcher Viktor Emanuel gehört hatte, aber vom Regimente Giulay in Mortara erbeutet und dem Feldmarschall zum Geschenk gemacht worden war. Der König entfernte sich hierauf mit seinem Gefolge und der Feldmarschall kehrte nach Novara zurück, wohin das Hauptquartier verlegt worden war. Obgleich die Straße dahin mit Truppen aller Art bedeckt war, ritt Radetzky und sein Gefolge sehr scharf nach der Stadt, voran die Sereschaner und Stabsdragoner mit ihren flattern-

den Mänteln. Am östlichen Himmel hatte sich ein Gewitter zusammengezogen, die Donner rollten, die Blitze leuchteten, die Wachtfeuer flammten empor, die Lunten der Artilleristen glühten wie Leuchtkäfer durch die Nacht, die Soldaten schrieen jubelnd ihren Gruß, die Pferde sprangen und scheuten — es war ein wilder Ritt.

17. Radetzky's Einzug in Mailand 28. März.

Nur 10 Tage war der Feldmarschall mit seinem Hauptquartier von Mailand abwesend gewesen, in das er jetzt wieder triumphirend zurückkehren sollte. Nur 5 Tage hatte der ganze Krieg gedauert und schon am 25. war zu Novara der Waffenstillstand abgeschlossen worden. Am 28. erging in Novara der Befehl: „Das Hauptquartier begibt sich morgen nach Mailand zurück."

Am 28. März Morgens 6 Uhr bestieg Radetzky seinen Wagen und fuhr von Novara nach Mailand ab. Das 3. Armeecorps war ihm vorausgegangen, um sich auf Brescia zu dirigiren, das 1. Reservecorps folgte ihm. Der Regen goß in Strömen herab. Trotz des schlechten Wetters standen in Novara und den Dörfern Hunderte von Einwohnern, dem Feldmarschall einen freundlichen Abschiedsgruß zuzurufen.

Die marschirenden Truppen waren trotz des Regens heiter und guter Dinge. Die dahinziehenden Colonnen sahen das Schlachtfeld von Novara durch den niederstürzenden Regen wie mit einem grauen Schleier verhüllt. Dort lagen gar Viele in der tiefen Erde kalt und starr, die noch vor wenigen Tagen, den grünen Busch auf dem Hute, lustig ausmarschirt waren. Rauher Wind fuhr über die Fläche und beugte die kleinen Holzkreuze, welche die Ruhestellen der Gefallenen bezeichneten, daß sie ängstlich hin- und herfuhren. Vernahmen die ruhigen Schläfer wohl das Schnauben der Pferde, das Rasseln der Geschütze, die klingelnde Feldmusik und die lustigen Lieder der heimziehenden Kameraden?

Als man in die Nähe von Mailand vor die Porta Vercellina kam, hatte sich das Wetter aufgehellt und Radetzky beschloß an der Spitze des 1. Reserve-Corps hoch zu Roß seinen Einzug in die Stadt zu halten. Gegen 10 Uhr Morgens stieg Feldmarschall Radetzky zu Pferde, um den erstaunten Mailändern, die den raschen Durchzug des 3. Corps, das nach Brescia ging, für eine Flucht gehalten, und die östreichische Armee geschlagen glaubten, den Anblick seines feierlichen Einzugs zu gewähren. Den Vortrab bildeten die Stabsdragoner und Sereschaner, den Karabiner oder Säbel hoch in der Faust haltend, dann 2 Oberoffiziere des Generalstabs, dann der Sieger selbst inmitten der Erzherzoge Karl Ferdinand und Leopold, der Generale Heß, Schönhals, Wocher ꝛc. und einer großen, glänzenden Umgebung. Alles was von Offizieren aller Waffen und Grade nur möglicher Weise sich anschließen konnte, folgte dem Siegerzuge und die ganze breite Straße Mailands, durch die man zog, glänzte in Gold, Silber, Helm und Federbusch.

Der greise Marschall an der Spitze ritt, wie gewöhnlich, einen Schimmel und sah heiter und vergnügt aus. Die Straßen waren zum Erdrücken voll. Zwanzig Jahre hatten die Mailänder den Feldmarschall unter sich wandeln

sehen, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihn kennen zu lernen. Jetzt waren ihre Blicke mit einer Neugierde auf ihn gerichtet, als sähen sie ihn heute zum ersten Mal. Dem Gefolge des Feldmarschalls, das mit dem Charakter der Mailänder einigermaßen bekannt war, gewährte es ein eigenthümliches Interesse, den Eindruck zu beobachten, den seine Rückkehr von der ganz entgegengesetzten Seite seines Abzugs auf die Meisten machte. Trotz war in vielen, Niedergeschlagenheit in allen Mienen zu lesen, doch bemerkte man auch manches bekannte Gesicht, das nur schwer seine Zufriedenheit mit der Wendung der Dinge verbergen konnte. Obgleich längs den Häusern tausendweise, massenhaft zusammengedrängt die Zuschauer standen und die Balkone bis in die obersten Stockwerke dicht mit Menschen angefüllt waren, dennoch kein Laut, kein Gemurmel hörbar, keine Bewegung in dieser unzähligen Menge, Alles starr vor Erstaunen und Entsetzen. Denn am Ende waren alle Berichte von den piemontesischen Siegen, die in Mailand verbreitet wurden, doch falsch, am Ende war es doch wahr, daß die Oestreicher gesiegt. Der alte Soldat da vorne auf dem Schimmel sah gar nicht so aus, als hätte er eine Schlacht verloren, die blaue Farbe der eroberten piemontesischen Geschütze sah doch etwas abgeschossen und verwittert aus und nicht so frisch, daß man glauben konnte, wie ein Spaßvogel meinte, die Oestreicher hätten die Kanonen nur blau angestrichen, um sie für eroberte piemontesische auszugeben, endlich noch der stolze verachtende Blick der 4000 Grenadiere, die finster unter ihren Bärenmützen hervorschauten, waren nicht geeignet, die Siegeshoffnungen der Mailänder zu beleben. Hatten die eroberten Kanonen in langer Reihe daherziehend schon einen tiefen Eindruck gemacht, so wurden die Mailänder aus ihrem geträumten Siegeshimmel vollends gestürzt, als über den Bärenmützen neben den alten zerschossenen, nur in einzelnen Fetzen flatternden k. k. Fahnen neu und glänzend eine piemontesische Fahne in den italienischen Farben mit dem weißen Kreuze Sardiniens wehte! Jetzt erst glaubten die Mailänder an den Sieg von Novara. Viele sah man wehmüthige Thränen weinen und besonders zeichnete sich ein Geistlicher aus, der so bitter weinte, daß er endlich auch die ernsten Mienen der ungarischen Grenadiere zum Lachen brachte.

Auf dem gedrängt vollen Domplatze ließ Radetzky die siegreich einziehenden Truppen defiliren. Vorüber am prachtvollen Dom, der schon auf so viele Heere herabgeblickt, zogen die Bataillone mit ruhigem festem Schritte und begrüßten mit freudigem Zuruf ihren geliebten Feldherrn. Die eroberten feindlichen Kanonen rasselten auf dem Pflaster: je mehr ihrer zum Vorschein kamen, desto finsterer wurden die Mienen der Zuschauer, desto länger die gestern noch trotzigen Gesichter. Als endlich gar die piemontesische Fahne, von stolzen Siegern getragen, erschien, da wogt die Menge vor und zurück, ein Gemurmel erhebt sich und schwillt wie Meeresbewegung an. Man versteht kein Wort, aber man sieht, daß gewaltige Aufregung die Herzen der Zuschauer zerreißt. Es war der Glaube an den Sieg von Novara aufgedrungen!

Ueber den Corso der Porta orientale ritt der Feldmarschall nach der

Villa reale und als er abstieg, grüßte das Gefolge den geliebten Feldherrn mit einem dreimaligen donnernden Hoch für die treffliche Führung des beendigten Feldzugs.

18. Einzug Radetzky's in Venedig 30. August.

Das lombardisch-venetianische Königreich war wiedererobert und lag auf's Neue zu den Füßen seines Kaisers; nur Venedig hielt die Fahne des Aufruhrs hoch. Fast anderthalb Jahre dauerte der Kampf um die Stadt und erst im August 1849 beugte sie sich unter das verhaßte Joch. Am 22. August ward die Kapitulation abgeschlossen und am 28. August nahm Gorczkowsky, General der Cavallerie, Besitz von der Stadt und den Forts von Venedig. Am 39. hielt Feldmarschall Radetzky seinen Einzug in die bezwungene Stadt des hl. Markus.

Der Himmel hatte sich in sein schönstes, reinstes Blau gekleidet, die Sonne ihren blendendsten Glanz auf die Kuppeln und Thürme der Stadt ausgegossen und spiegelte sich bedeutungsvoll in den Symbolen des Glaubens, die auf ihren Spitzen thronen. Vom St. Markusthurm wehte eine große schwarz-gelbe Fahne und auf drei Masten vor der Kirche ebenfalls kaiserliche Flaggen. Die Paläste und Häuser am Kanal grande waren festlich geschmückt mit Teppichen, Blumenguirlanden und Fahnen. Auf dem ebenfalls geschmückten Markusplatze gegenüber dem vicekönigliche Palaste standen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele die östreichischen Bataillone und eine große Anzahl Offiziere versammelte sich auf der Piazza, den hochverehrten Führer zu erwarten. Ferner Kanonendonner verkündete bald seine Ankunft und langsam und feierlich sah man endlich die großen kaiserlichen Hofgondeln aus der Mündung des großen Kanals herabschwimmen. Da entluden sich die Geschütze der im Hafen aufgestellten Kriegsschiffe, die sich zugleich wie mit einem Zauberschlage beflaggten. Feierlich mischte sich der erhabene Ton der großen Markusglocke in diesen kriegerischen Gruß. Eine Gondel nach der andern fuhr vor die Stufen der Piazza und herausstiegen die edlen ritterlichen Gestalten der wackeren Kämpfer der italienischen Armee. Endlich nahte die letzte Gondel, da stand der Feldmarschall selbst, an seiner Seite der Viceadmiral Dahlerup, der Generalquartiermeister Heß und einige höhere Offiziere und Adjutanten Radetzky's.

Als der Feldmarschall die Stufen der Piazetta erstiegen hatte, brachten der Pfarrer der Markuskirche und der Podesta auf prachtvollem Kissen die goldenen Schlüssel Venedigs, die Radetzky unter donnerndem Hochrufe der Offiziere mit entblößtem Haupte empfing, und musterte hierauf unter den Klängen der Nationalhymne, dem Donner der Kanonen, dem Schalle der Glocken und dem Jubelrufe der Truppen die aufgestellten Bataillone. Bei manchem Decorirten blieb der Feldmarschall stehen und richtete an sie einige von jenen freundlichen Worten, die, aus dem Munde des angebeteten Führers kommend, den Soldaten zu den kühnsten Thaten entflammen. Nach Besichtigung der Truppen begab sich der Feldmarschall mit seinem Gefolge in die St. Markuskirche, um Gott für das Ende eines Kampfes zu danken, der seinem Heere so viele

tapfere Soldaten gekostet, der die Wohlfahrt Venedigs auf lange Zeit, vielleicht für immer vernichtet haben würde, hätte der Kaiser nicht großmüthig die Vergangenheit verziehen und vergessen! Nach dem Hochamte, das der Patriarch in Person hielt, defilirten die Truppen vor dem vicekönigl̈ichen Palaste vor dem Feldmarschall.

Am Abend war der Markusplatz mit Gascandelabern glänzend erleuchtet; Musikcorps spielten abwechselnd. Zahlreicher noch als am Morgen fand sich das Publikum ein; ungestört und ungekränkt wandelten die Weißröcke unter dem Volke umher. Radetzky selbst erschien auf dem Platze und wurde mit lebhaftem Zurufe und allen Zeichen der Ehrerbietung empfangen. Es war eine so ruhige und heitere Bewegung auf dem Platze, daß man, erstaunt darüber, sich unwillkürlich befragte: Ist es wirklich wahr, daß vor sechs Tagen noch die Kugeln Leben und Eigenthum dieser Bevölkerung bedrohten und Hunger, Elend und Krankheit täglich zahllose Opfer forderten?

19. Radetzky und seine Truppen*).

Den Cyklus der italienischen Kriegsbilder von den Jahren 18⁴⁸/₄₉ glauben wir nicht würdiger schließen zu können, als mit einer kurzen biographischen Schilderung Radetzky's, des Sternes, der hell in diesen Kriegen Alles überstrahlt und dessen Blitzesleuchten die welsche Arglist und Lüge zerstieben machte.

Die Burg Radetz, ein ehemaliger Edelsitz im Bidschower Kreise, vielleicht schon im Hussitenkriege zerstört, war der ursprüngliche Sitz der Radetzky, eines uralten (schon 1329 genannten) czechischen adeligen Geschlechts, aus dem der Feldmarschall Josef Wenzel Anton Graf Radetzky von Radetz entsprossen ist. Er war der Sohn des Grafen Peter Eusebius Radetzky von Radetz, k. k. Kämmerers und Maria Veronika, einer Tochter des Freiherrn Ignaz Bechenin von Lazan und wurde zu Trzebenitz, einem Markte im Klattauer Kreise des Königreichs Böhmen am 2. November 1766 geboren. Durch eine sorgfältige Erziehung im elterlichen Hause vorbereitet, trat er am 1. August 1784 als Cadet in das 2. Kürassierregiment ein, wurde am 3. Februar 1786 zum Unterlieutenant, 1787 zum Oberlieutenant befördert und machte 1787 und 1788 die Feldzüge gegen die Türken mit als Ordonanzoffizier des Feldmarschalls Lacy. Bald nun sehen wir Radetzky's Namen in den französischen Revolutionskriegen glänzen. In den Feldzügen 1793 und 1794 war sein Regiment bei der k. k. Hauptarmee und 1795 bei der Armee des Niederrheins. Im Jahr 1794 zum Rittmeister befördert, machte Radetzky den folgenden Feldzug 1796 als Adjutant des Kommandirenden der Armee in Italien, Feldzeugmeister Beaulieu mit und zeichnete sich bei Voltri aus. Am 19. Mai 1796 zum Major im Pionniercorps ernannt, wohnte er theils als Commandant des genannten Corps, theils als Generaladjutant des

*) „Radetzky steht einzig da, denn in dem Alter, in welchem bei Andern die Lorbeeren vertrocknen, erwarb Er seinen Lorbeerkranz.“

König Ludwig von Bayern.

General Melas den Feldzügen 17⁹⁷/₉₉ bei. Am 1. Mai 1799 wurde er zum Oberstlieutenant und am 5. November desselben Jahrs zum Oberst ernannt und am 5. September 1800 als Commandeur zum Regiment Erzherzog-Albert Kürassiere versetzt, ging von Valeggio nach Deutschland und wohnte der Schlacht von Hohenlinden und dem Reste des Feldzugs 18⁰⁰/₀₁ bei. Als Anerkennung seiner dabei geleisteten Dienste erhielt er 1801 das Theresienkreuz. Es war dieß der leuchtende Anfang einer glänzenden Reihe von Ordenssternen und Auszeichnungen. Am 1. September 1805 zum Generalmajor befördert, machte Radetzky unter Erzherzog Karl den Feldzug in Italien mit. In dem denkwürdigen Feldzuge 1809, in welchem Napoleon den Zauber der Unbesiegbarkeit bei Aspern verlor, erwarb sich Radetzky öffentliches Lob, das Komthurkreuz des Maria-Theresien-Ordens und die Würde eines Feldmarschall-Lieutenants. In den Jahren 18¹⁰/₁₂ war er als wirklicher Hofkriegsrath und Chef des Generalquartiermeisterstabs in Wien und im großen Freiheitskriege 1813 und 1814 leistete er als Generalquartiermeister des Fürsten Karl von Schwarzenberg und der großen verbündeten Armee der Sache Europa's Dienste. Kulm, Leipzig, Höchst, Brienne, Arcis, La Fère Champenoise 2c. sind ewig leuchtende Punkte in Radetzky's Strahlenkranze. Nach dem ersten pariser Frieden wurde Radetzky zum Truppeninspektor in Ungarn ernannt und im Feldzug 1815 wurde er wieder Chef des Generalquartiermeisterstabs des Fürsten Karl von Schwarzenberg. Nach dem zweiten pariser Frieden, mit der k. k. Geheimenrathswürde beehrt, wurde Radetzky als Divisionär in Oedenburg und Ofen angestellt, 1829 zum General der Cavallerie befördert und am 24. November desselben Jahres zum Gouverneur von Olmütz ernannt. Am 26. Februar 1831 wurde Radetzky zur k. k. Armee in Italien versetzt und ihm das Kommando der Truppen im lombardisch-venetianischen Königreiche übertragen. Im Jahre 1836 erhielt er die Feldmarschallswürde.

In einem Alter von 60 Jahren, wo bei den meisten Menschen die Kräfte nachlassen und das Bedürfniß der Ruhe eintritt, wurde Radetzky an die Spitze der italienischen Armee gestellt, und es gehörte die ihm eigene rastlose Thätigkeit, Frische des Geistes und glückliche Anschauung der Lebensverhältnisse dazu, wollte er die ihm gestellte Aufgabe glücklich lösen. Aber er war hiezu der rechte Mann, er kannte die schwache, er kannte die starke Seite seines Heeres; erstere suchte er zu verbessern, letztere zu heben, und auf wie viele Hindernisse er auch stoßen mochte, er ließ sich durch Nichts abschrecken.

Zunächst richtete Radetzky sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Vervollkommnung in der taktischen Beweglichkeit und der praktischen Ausbildung seiner Truppen, und alljährlich ließ er im Herbste Concentrirungen der Truppen in Lagern vornehmen und größere Manöver an den strategischen Punkten des Landes ausführen. Bei allen diesen Gelegenheiten war Radetzky selbst, wie immer, unermüdet thätig, es gab keine Truppenabtheilung, von deren Fortschritten er sich nicht persönlich überzeugt hätte, und der Ruf seiner Manöver drang selbst über die Alpen und rief Offiziere aller Nationen als lernende Zuschauer herbei.

Ein weiteres Verdienst erwarb sich Radetzky während der Friedenszeit in Italien durch die Befestigung Verona's, die auf vielen Widerstand stieß, aber doch endlich zum Heile der östreichischen Monarchie durchgesetzt ward, wie wir im Feldzuge 1848 zu sehen Gelegenheit hatten.

So bereitete Radetzky im tiefsten Frieden, als noch kein Wölkchen den politischen Horizont Europa's trübte, in einer Art von instinktmäßigem Vorgefühle sich und seine Wehrkraft für den möglichen Fall eines Krieges vor, so gut es ging, und fuhr darin trotz des Mißfallens der Behörden mit rastloser Thätigkeit fort.

Eine Hauptstärke suchte Radetzky seiner Armee dadurch zu geben, daß er ähnlich dem Hannibal in Spanien seinen aus so vielen und verschiedenartigen Völkerschaften zusammengesetzten Truppencorps die moralische Einheit des kriegerischen Ehrgefühls und nationalen Wetteifers als eigentliche Spannkraft einzuflößen, das Heer dadurch förmlich zu verkitten suchte, was ihm auch vollkommen gelang. Von nicht geringem Einflusse dabei war Radetzky's Person selbst, in der die Einheit des Heeres zusammenfloß, der „Vater Radetzky", den Alle, der Grenzer, der Tyroler, der Ungar gleichmäßig ob der stets wachsamen Sorge für sie als Vater und Ernährer ehrten. Ein weiteres Moment, welches die Verkittung der Armee in sich und mit ihrem Führer begünstigte und förderte, war die eigene Gabe Radetzky's, mit den Soldaten umzugehen und sich ihre Liebe und Verehrung, die an's Unglaubliche grenzte, zu erwerben. Sah er eine Gruppe Grenadiere oder Jäger oder was gerade in der Nähe war, so trat er hinzu, erkundigte sich theilnehmend nach ihren Verhältnissen oder richtete freundliche, ermunternde Worte an sie. Oft konnte man sehen, wie er zu einzelnen Schildwachen ging und denselben, da sie auf dem Posten nichts annehmen durften, einige Zwanziger in die Patrontasche steckte oder sie auf einen nahen Stein, freundlich zuwinkend, bis zur Ablösung hinlegte u. dgl. m.

Die Armee Radetzky's war aus allen Nationalitäten des Kaiserreichs zusammengesetzt und im Ganzen in derselben Mischung, wie sie Schiller im Lager Wallensteins dargestellt: Deutsche, Böhmen, Slaven, Wallonen, Italiener, Ungarn &c. Betrachtete man dieses Kriegsvolk in seiner ausdrucksvollen Kräftigkeit, gelassenen Bewegung, mäßigen Lebensart, so mußte man sich wohl bekennen, ein ausgeprägtes Bild des deutschen Charakters vor Augen zu haben, und wenn man sich gegenüber die italienische und französische Beweglichkeit, üppige Lust und entzündbare Leidenschaft dachte, so glaubte man jenen Kräften um so sicherer vertrauen zu dürfen, als man sie von fester Feldherrnhand geführt wußte.

Hackländer schildert in seinen Bildern aus dem Soldatenleben im Felde verschiedene Theile dieser Armee: „. . Von allen Cavallerieregimentern sah man kommen und gehen: der ungarische Husar courbettirend und in kurzem Galopp, den Schnurrbart hinaufgewichst, keck um sich schauend; der Dragoner, der deutsche Reiter, ernst und besonnen, in ruhiger Haltung im Schritt, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen. Ebenso verschieden sind diese Reiter im Gefechte. Der Husar jagt mit wildem kräftigem Hurrah dem Feinde in

vollem Rosseslauf entgegen. Sein Choc ist gewaltig und darauf berechnet, im ersten Anlauf die feindlichen Reitermassen auseinander zu sprengen. Er fliegt mit Windeseile dahin, Pferd und Reiter voll Kampfeslust; sein Dollmann weht, sein Auge blitzt, sein glänzendes buntes Kleid spielt in der Sonne, wie die erzürnte Schlange, die auf ihren Raub losstürzt. Weicht der Feind, dringt der Husar in seine Glieder und kann er einen Flüchtigen verfolgen, so geht seine Kampflust erst recht an. Auf leichtem gewandtem Pferde folgt er dem Feinde und haut ihn nieder. Findet er dagegen ernsten Widerstand, so kann er ebenso leicht zurückgeschlagen werden, denn so tapfer der einzelne ungarische Husar ist, so wenig ist die Fechtart in geschlossener Fronte seine Lieblingssache. Der deutsche Reiter dagegen rückt langsam und besonnen vor und wirft er auch auf seinem gewaltigen Rosse den Feind nicht zurück, so beißt er sich doch in seine Glieder ein und dringt, mit dem schweren Säbel Alles niederhauend, bedächtig, aber unaufhaltsam vor. — Die östreichischen Schützen- und Jägerbataillone, die besten der Welt, bestehen meist aus Steyrern und Tyrolern, die von Jugend auf große Fußmärsche und Bergklettern gewohnt sind und mit der Büchse vortrefflich umzugehen wissen. Ihre Bekleidung ist einfach und zweckmäßig, von grauem Tuche mit grünen Aufschlägen, dazu den bekannten aufgeschlagenen Hut. Die steyrischen Freiwilligen haben auf demselben Gemsbart und Spielhahnfedern; die andern Schützen den dunkelgrünen Federbusch. Ihre Gewehre, die Kammerbüchsen sind von zweckmäßiger Construction, sie schießen sicher und weit. Dazu sind die Schützenbataillone das lustigste und vergnügteste Volk von der Welt; gewandt, unermüdlich, vorzüglich sowohl im Vorpostendienst, wie im Sturme, dabei insbesondere den feindlichen Batterien gefährlich. — Sehr interessant sind die Croatenregimenter, die Grenzer, sowohl durch den Eindruck, den sie im Ganzen, als auch durch den, welchen die einzelnen Soldaten machen. Sie haben statt der weißen Waffenröcke, wie die übrige Infanterie, braune und sind sehr tüchtige Regimenter. Der Soldat ist meistens groß und schlank, schön gewachsen, mit fremdartigen hell-broncefarbigen Gesichtszügen. Die zahlreichen Zigeuner, die sich unter ihnen befinden, erkennt man auf den ersten Blick. Der Ausdruck ihres Gesichts ist ganz eigenthümlich, ihre Hautfarbe dunkler, die Haare straffer und pechschwarz. Von Jugend auf gewohnt, im Freien zu leben, und jedem Geräusche um sie her ein aufmerksames Ohr leihend, sind sie zum Vorposten- und Patrouillendienst sehr brauchbar. Soll aber der Croat in das Feuer gehen, so muß vor allen Dingen der Offizier voraus. In geschlossener Front zu stürmen, das Lieblingsmanöver der deutschen Infanterie, ist nicht ihre Sache, dagegen weiß Keiner, wie der Croat, beim Plänkeln jeden Terrainvortheil zu benützen und dem Feinde unbemerkt näher zu schleichen. Als nächtliche Schleichpatrouillen sind sie vorzüglich. Wenn zwanzig Mann des Nachts daher kommen in ihren langen Mänteln, so hört man keinen Schritt, keinen Laut. An den Häusern schleichen sie hin und wenn man glaubt, der Grenzer sehe nur auf seine Füße — denn er geht meist mit gesenktem Kopf — so entschlüpft seinem Blick doch nicht das Geringste, was sich um ihn her bewegt. Von ihrem Talente, sich

fremdes Eigenthum anzueignen, können sie bei der strengen Disciplin in der östreichischen Armee nur da Gebrauch machen, wo eine Stadt oder ein Dorf der Plünderung preisgegeben wird. Alsdann raffen sie aber auch Alles zusammen, was ihnen gerade unter die Hände fällt, ob sie es brauchen können oder nicht, und man erzählt von einem Croaten, der eine Standuhr, einem andern, der altes Eisen, und wieder einem, der gar einen kleinen Ambos als Beutestück mit in die Heimath nehmen wollte. Auf dem Marsche und im Bivouac ist keine Truppe so gut mit Lebensmitteln versehen, wie die Croaten. Wo sie es oft herbekommen, weiß der Himmel, aber immer haben sie etwas Apartes und wenn man den Deckel von ihren Kesseln hebt, so schauen sehr häufig die gelben Füße einer Ente oder eines Welschen vorwitzig aus der Suppe; überhaupt haben sie im Einfangen von Geflügel eine merkwürdige Fertigkeit."

Zur weiteren Charakterisirung der Soldaten Radetzky's sei es uns noch vergönnt, einige Züge anzuführen.

In der Schlacht von Novara stand ein junger, frischer Bursch des 9. Jägerbataillons, der als Feldzeichen einen ungeheuren Busch, einen kleinen Wald auf dem Hute trug, hinter einem fußdicken Baum, heiter und guter Dinge, denn er schoß fast nie fehl; plötzlich reißt eine Kanonenkugel den Gipfel des Baumes herunter, schleudert ihn auf die Erde, so daß der Jäger unter den Aesten und Zweigen für einen Augenblick vollkommen begraben liegt. Lachend windet er sich endlich hervor und sucht einen tüchtigen Erdhaufen, hinter welchem er sein Geschäft eifriger als zuvor fortsetzte.

Ein Wiener Freiwilliger, 18 Jahre alt, durch einen Streifschuß am Arm verwundet, wurde widerstrebend zurückgeführt. „Laßt mich los," rief er immer, „ist so ein Streifschuß der Mühe werth, sich verbinden zu lassen, ich will zurück in's Feuer zu meinen Kameraden!" Umsonst war es, ihn zu halten, er riß einem andern Soldaten, welcher das Gewehr seines Kameraden trug, dieses aus der Hand und eilte in die Feuerlinie.

In der Schlacht bei Sta. Lucia riß eine Kanonenkugel dem Obersten Pottornazi den Vorderarm ab. Ruhig ritt er zu dem in der Nähe befindlichen Corpscommandanten F.M.L. d'Aspre und redete ihn mit den Worten an: „Ich melde Euer Excellenz, daß ich den rechten Arm verloren habe und mich aus dem Gefechte zurückziehen muß." Die Annalen Sparta's haben keinen großartigeren Zug von Selbstverläugnung aufzuweisen.

In einem Momente, wo ein Piquet Husaren einen Zug piemontesischer Lanzenträger attakirte, sprengte einer dieser Uhlanen heran und ruft: „ter hozzánh mûs Magaroth vaggunk!" „Kommt zu uns, wir sind ja auch Ungarn!" Ihm jagt ein Husar entgegen, haut ihn mit einem furchtbaren Hieb vom Pferde und schreit ihm in die Ohren: „En pedig Nemeth vagoth" „Aber ich bin ein Deutscher!"

So hatte Radetzky sich sein Heer geschaffen. Wenn der Donner der Schlacht erdröhnte, so zuckte es freudig aufblitzend über die Gesichter der Soldaten und jedes Bataillon will zum Kampfe das erste sein. Im dichtesten

Gewühle des Manövers, des Marsches oder der Schlacht reichte ein einziger Blick hin, um den berühmten Helden augenblicklich herauszufinden, nicht als ob er auffallend gekleidet gewesen oder seine Figur eine hervorragende gewesen wäre; im Gegentheile er war der kleinste seines Gefolges und doch mußte Jeder, der ihn auch zum ersten Male sah, sagen, dieser und kein Anderer ist der Marschall. Er hatte zu Fuß und zu Pferde etwas so Bestimmtes und Eigenthümliches, das ihn vor allen Andern auszeichnete, wie es vielleicht nur bei Friedrich dem Großen und Napoleon gewesen war.

Seine Persönlichkeit schildert uns ein deutscher Offizier folgendermaßen: „Radetzky ist nicht groß, aber kräftig gebaut, ohne jedoch stark zu sein; sein Gang verräth den alten Kriegsmann; seinen Kopf trägt er nicht auffallend gebückt, schaut aber frei um sich, die Züge seines Gesichts sind das Einzige, woran man sein hohes Alter erkennt, doch haben sie dabei einen ungemein gewinnenden Ausdruck und zeigen sichtbar das Gepräge seiner Herzensgüte. Sein Kopf ist eher rund wie länglich, seine Stirne hoch, der Blick seines Auges freundlich und beredt und wenn er mit Jemand spricht, sieht er ihn fest an. Sein Haar ist weiß und ebenso sein Schnurrbart, seine Stimme tief und kräftig. Hört er einem wichtigen Vortrag zu, so senkt er nachdenkend den Kopf und stützt wohl eine Hand in die Seite. Er geht mit schnellen Schritten umher. Ist er in seinem Zimmer, so hat er gern die Hände auf seinem Rücken, spricht er mit Jemand, den er wohl leiden kann, so schiebt er seinen Arm unter den des Andern oder nimmt ihn auch bei der Hand und spaziert mit ihm auf und ab."

Radetzky ritt fest und sicher und liebte die schnellen Gangarten. Seine Pferde waren Mecklenburger, meistens Schimmel, sein Sattel deutsch mit reichgestickter Feldmarschallsschabrake, das Kopfzeug des Pferdes mit goldenen Nägeln besetzt. Sein Anzug war immer der Interimsanzug eines Generals der Cavallerie, der hechtgraue Rock, der Cavalleriesäbel und der Hut mit den grünen Federn.

Die ruhmvollen Feldzüge in den Jahren 1848 und 1849 in Italien hatten ganz Europa in Erstaunen gesetzt und Auszeichnungen aller Art wurden daher auf den großen Helden gehäuft, theils während, theils nach dem siegreichen Kampfe.

Für die glänzenden Tage von Sommacampagna und Custozza belohnte den greisen Helden ein höchst anerkennendes Handschreiben des Kaisers Ferdinand und das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens, die Siege von Mortara und Novara brachten ihm nächst dem kaiserlichen Danke den Orden des goldenen Vließes. Außerdem ließ der Kaiser zu Ehren Radetzky's eine Medaille prägen.

Der Kaiser von Rußland sandte Radetzky unter Ernennung zum russischen Feldmarschall den Marschallstab, sowie den St. Georgsorden erster Klasse und verlieh ihm die Inhaberstelle eines russischen Husarenregiments; der König Max II. von Bayern verlieh dem Heldengreise den Orden des hl. Hubertus, der König von Preußen den schwarzen Adlerorden in Brillanten, sowie den rothen Adlerorden erster Klasse mit den Schwertern; auch aus Hannover,

Sachsen rc. folgten hohe Dekorationen. König Ludwig von Bayern ließ die Büste Radetzky's von Künstlerhand anfertigen und in der Walhalla aufstellen. Die Städte Wien, Brünn, Preßburg u. a. verliehen dem Marschall das Ehrenbürgerrecht; die Wiener Nationalgarde verehrte ihm einen prachtvollen Ehrensäbel, das Offiziercorps der siegreichen italienischen Armee einen kostbaren Marschallstab von reinstem Golde. Außerdem liefen Tausende von Adressen ein. Radetzky nahm das Alles mit dankerfülltem Herzen, er strebte nicht nach Glanz und Ruhm, sondern nur nach Liebe.

Die Kriegesstürme schwiegen in Italien und Ruhe und Friede war an die Stelle der Revolution zurückgekehrt. Der alte Held stand als Generalgouverneur an der Spitze des lombardisch-venetianischen Königreichs, dessen Besitz er dem Kaiserhause erhalten. Güte der Strenge vorziehend, regierte er das Land mit Gerechtigkeit, Festigkeit und Milde, Segen schaffend, wohin er die Saaten der Ruhe, der Zufriedenheit und des Glücks auf empfänglichen Boden streuen konnte. Er umspannte sein Italien mit der aufrichtigen Liebe, welche er, kaum aus den Stürmen des Lebens hervorgetreten, verheißen hatte!

Mancher Freudentag erhellte noch den Lebensabend des greisen Marschalls. Die Berufungen und der Aufenthalt Radetzky's in Wien, Olmütz, Preßburg rc., der Besuch des Kaisers in der Lombardei, die Besuche des Königs von Sachsen, des Königs Ludwig von Bayern, des Prinzen Luitpold von Bayern rc. beim alten Feldmarschall in Verona, die Vermählung seines Monarchen waren vor Allem hohe erquickende Tage. Ein Familienfest, das das ganze Land umschlang, war der 1. Sept. 1855, wo es gerade 50 Jahre waren, seit Radetzky zum General befördert worden. Dörfer wetteiferten mit den Städten, Soldaten mit den Bürgern und durch alle italienischen Gauen erklangen die Feldmusiken und Glocken zur hehren Feier. Von seinem Kaiser und dem Kaiserhause, vom In- und Auslande flogen dem Jubilar die herzlichsten Glückwünsche zu. Leider sollte dieser Freudentag einer der letzten sein. Nachdem der 91jährige Heldengreis in einer Dienstzeit von 72 Jahren 7 Monaten unter fünf Kaisern treu gedient, wurde er auf sein Ansuchen am 28. Febr. 1857 in Ruhestand versetzt. Bald darauf erlitt er einen Beinbruch, (21. Mai), von dem er sich jedoch gegen Ende Juli wieder erholte. Doch sollte es nicht von langer Dauer sein. Am 20. Dec. befiel ihn leichtes Unwohlsein, wozu sich eine Grippe mit heftigem Husten gesellte und am 5. Jan. Morgens 8 Uhr verschied der edle Greis an einer vollständigen Lungenlähmung. Im Parke zu Wetzdorf inmitten einer Schaar von Heldenstandbildern und Büsten von Erz in einem Mausoleum ruht die Hülle des Marschalls, bei deren Bestattung am 19. Jan. der Kaiser selbst anwesend war. Es war ein ergreifender Moment, als die Truppen das Gewehr präsentirten, die beflorten Fahnen sich senkten, der Radetzky-Trauermarsch einfiel und der Kaiser selbst salutirte! Alle Umstehenden wurden da von tiefer Rührung ergriffen; der Schmerz malte sich nicht bloß in den Zügen der gebräunten Soldaten, sondern auch auf den Gesichtern des Volkes. Ganz Oestreich empfand, daß es einen Helden verloren!

Böhmen hat seinem großen und edlen Landsmanne ein Monument auf dem Kleinseitner Ring zu Prag errichtet. Der Entwurf ist ein Werk des Bildhauers Joh. Max. Der Feldmarschall steht entblößten Hauptes, in der Rechten den Säbel, in der Linken die Fahne Oestreichs haltend, auf einem Schild, den im Kreise acht Repräsentanten der verschiedenen Volksstämme und Waffengattungen emporhalten, welche dessen Siege erkämpfen halfen; es sind ein Tyroler, ein Croate, ein Artillerist, ein ungarischer Husar, ein Italiener (Matrose), ein Jäger, Uhlane und Grenadier. Ein Granitsockel mit der Inschrift „viribus unitis" trägt das Ganze. Zum Guß hat S. M. der Kaiser 100 Ctr. eroberter piemontesischer Geschützröhren gespendet.

20. Das Hauptquartier Radetzky's.

Der Schilderung des Feldherrn folge die seines Hauptquartiers. Zwar stand Radetzky im Mittelpunkt aller Geschäfte desselben, wollte man aber das Bild der rechten Hand gebrauchen, so müßte man sagen, er hatte während der Feldzüge deren zwei: F.M.L. v. Heß und F.M.L. v. Schönhals.

F.M.L. v. Heß war in diesen Feldzügen Chef des Generalstabs. Er war damals etwa 60 Jahre alt. Er ist ein kleiner, magerer, schwacher Mann, mit sprechendem geistreichem Auge, hellblondem Haare, frischer Gesichtsfarbe, mit großem Geiste und ein militärischer Stern erster Größe. Wie gewöhnlich überaus beschäftigte Männer zu thun pflegen, theilt er sich dann gern mit, wenn das Gespräch sich nicht mehr um banale Gegenstände bewegte. Dann bietet sein solider und in fester Ueberzeugung sich aussprechender Geist dem Zuhörer aber auch in kurzem Gespräche oft mehr Bemerkenswerthes, als die Lektüre bändereicher Werke gewähren dürfte.

F.M.L. v. Schönhals war in den berühmten Feldzügen des Feldmarschalls sein erster Generaladjutant. Er war fast in gleichem Alter mit Heß, ein schlanker Mann, eine große, ritterliche Gestalt und sein Gesicht mit offenen, edlen Zügen hätte jugendlich genannt werden können, wenn Bart und Haupthaare nicht schneeweiß gewesen wären. Er blickte frei und offen in die Welt und Jedem ging der Blick seines glänzenden sinnenden Auges zu Herzen. Seine Bewegungen waren ruhig und sicher, seine Sprachweise gewählt und gemessen. Ein Franzose sagte von ihm, daß er mehr vom Diplomaten, als vom Krieger gehabt habe.

Der zweite Generaladjutant war Oberst Schlitten, ein junger Mann voll Talent und Eifer. Nebst ihm umgaben den Feldmarschall noch die Flügeladjutanten, Generaloffiziere, Intendanturbeamte, sowie die Ordonnanzoffiziere, die berühmten „Kibitze des Feldmarschalls." Wie der Kibitz unermüdlich hin- und herfliegt und seinen Weg sucht durch Röhricht und Moor, durch Gestrüpp und Sumpf, dabei aber immer heiter und wohlgemuth ist, so auch die Ordonnanzoffiziere und deßhalb ihr Name „Kibitze".

Beim Hauptquartier des Feldmarschalls befand sich auch eine Abtheilung von 40 Sereschanern im rothen, mit Gold besetzten Costüm, die kleinen munteren Pferde mit eben solchen Quasten geschmückt. Der Ban von Croatien hatte

sie dem Feldmarschall geschickt. Ihre glänzende orientalische Bewaffnung und Kleidung frischte die Erinnerung an die alten Panduren oder Rothmäntel auf.

Für den Dienst beim Hauptquartier hatte Radetzky während seiner Feldzüge nach altem Brauch wieder eine starke Schwadron Stabsdragoner errichtet. Diese Art Feldgensdarmerie wurde aus den verschiedenen Regimentern — tüchtige Leute mit guten Pferden — gezogen. Ueber einer grauen Reithose trugen sie einen schwarzen Waffenrock mit weißen Metallknöpfen. Die Cartouche saß an einem weißen Bandelier und an einer ebenfalls weißen Säbelkuppel hing ein schwerer, fast gerader Säbel mit reich verziertem Korb. Der schwarze Filzhut in mittelalterlicher Form vervollständigte den Anzug. Dieser Hut, an der rechten Seite heraufgeschlagen, war mit einem schwarzen Federbusch verziert, der über den Rand der Krämpe nach dem Rücken herabfiel. Ein weißer, weiter Mantel bildete den Schlußstein der Tracht, welche dem Aeußern der Stabsdragoner etwas eigenthümlich Kühnes, ja Abenteuerliches verlieh. Wenn man einen Grafen Forgatos oder andern Offizier in dem dunkeln Anzuge so dahinfliegen sah, mit dem schwarzen Stulphandschuh das Säbelgefäß haltend, den schwarzen, grünschillernden Federbusch im Winde fliegen lassend, so konnte man glauben, man sei in eine alte Zeit zurückgeworfen, und ein Reiteroffizier aus dem dreißigjährigen Kriege sprenge daher.

II. Die Kriege in Ungarn

1848 und 1849.

---

1. Der Kriegsschauplatz.

Das schöne Land der Ungarn ist das große fruchtbare mittlere Thalbecken des mächtigen Donaustromes. Mit einem majestätischen Felsen- und Eisgürtel umkränzen im Norden und Osten dasselbe die Ketten der Karpathen. Von der Neumarker Ebene erhebt sich dieses massige Urgebirge als inselartiger Hochgebirgskamm mit der Tatra im Nordwesten des Landes im großartigsten Charakter des Hochgebirges. Ueber dem 6000′ hohen Kamm steigen noch 2000′ höhere, säulenartige und thurmförmige kahle Felsberge empor, deren in die Wolken getauchte Gipfel höchstens einen Monat lang im Jahre schneefrei sind, deren tiefe Schluchten aber ewige Eis- und Schneemeere und schöne, von Felsen umstarrte außerordentlich tiefe Bergseen bergen. Unter dem Namen Beskiden zieht sich das von großen Tannen- und Fichtenwaldungen bedeckte Gebirge nordwärts zum oberschlesischen Plateau und zwischen der Waag und March als kleine Karpathen nach der Donau hinab. Schöne Wein- und Obstgärten kleiden die Hänge dieser Höhenzüge, Laub- und Nadelwälder die Kuppen. In gleicher Weise und Charakter streichen die Höhenzüge des Neutragebirges zwischen der Waag und Neutra, und das Fatragebirge eine prachtvolle mineralreiche Gruppe von Basaltbergen zwischen der Neutra und Gran von der Tatra nach der Donauebene hinab.

Südlich von der Tatra, durch's obere Waagthal von ihr getrennt, erhebt sich die Vorgebirgskette der niedrigen Tatra oder der Liptauer Alpen in gleichem Hochgebirgscharakter, wie die Tatra, und südlich von dieser, durch die obere Gran getrennt, die vulkanische Gebirgsgruppe der Ostrowskyberge, das reiche Mexiko Ungarns.

Zwischen der Eipel und Theiß lagert sich das Neograder Gebirge, eine aus der Ebene sich erhebende Bergmasse von Nagelfluh und Molasse, aus denen sich aber zahllose Basaltberge und Porphyrblasen heben. Der Kern des

Höhenzuges ist das weinreiche trachytische Matragebirge mit dem schlummernden Vulkan Desko.

Oestlich von der Tatra, zwischen den ungarischen und galizischen Ebenen in langen Linien streicht das karpathische Waldgebirge hin, ein unfruchtbares, mit Kohlen-, Torf- und Salzlagern bedecktes trümmervolles und ungastliches Sandsteingebirge, in dessen zahlreichen Querthälern sich eine dünne Bevölkerung nährt. Der lange Querast zwischen Hernath und Bodrop endet mit der vulkanischen, weinreichen Kette Hegyallya, den Bergen von Tokaj.

Die genannten Ketten bilden also den großen Gebirgsgürtel, der sich im Norden des Ungarlandes erhebt. Im Vereine mit dem Gebirgssystem der türkisch-griechischen Halbinsel bilden die Karpathen das große mittlere Donaubecken, das sich in zwei Hauptabschnitte theilt: die kleine ungarische Tiefebene und die große ungarische Tiefebene.

Der Bakonywald und das gegenüber liegende, bis an die Donau herabstreichende Neograder Gebirge trennen die obere oder kleine ungarische Tiefebene von der großen. Die Donau, Ungarns große Hauptwasserader, betritt diese Ebene bei Preßburg, eine ungemein fruchtbare Gegend, den „goldenen Garten“ genannt, mit ihrem Silberbande durchschneidend. Unterhalb dieser Stadt bieten die Ufer einen einförmigen Anblick dar; grüne Wiesen, Weiden, Pappeln, Schilf, Wasservögel und Schiffsmühlen bilden die ganze Scenerie der Landschaft. Die Ebene ist übrigens im nördlichen Theile fruchtbar und stark bevölkert. Die vielfach zertheilte Donau bildet in ihr zwei große Inseln, die große Schütt und die kleine Schütt, außerdem noch unzählige kleinere Inseln, von denen sie die einen bald wieder zerstört, um neue zu gestalten. Leytha und Raab, Waag, Neutra und Gran münden hier in die Donau.

Im westlichen und südlichen Theil sind öde Sand- und Haidestrecken zwischen Sümpfen, Morästen und Lachen, oder weite, unabsehbare, seichte, schmutzige Wasserflächen, darunter der Neusiedler See mit seinem salzigen, aber dennoch fischreichen und stark bewegten Wasser und der von ihm durch 1½ Meilen lange Damm getrennte Hansaymorast (schwimmender Wasen). Letzterer hat zwei bedeutende Holzungen, mehrere Seen und ist von Fischottern, Füchsen, vielen Wölfen und in den dicken Rohrgebüschen von unzähligen Wasservögeln bewohnt.

Verfolgen wir nun den Lauf der Donau, so gelangen wir unterhalb Preßburg an den Wällen von Komorn vorüber nach Gran, der kirchenreichen Hauptstadt der ungarischen Primase. Unterhalb Gran verengt sich das Thal und auf beiden Ufern treten die grünen mit Eichen bewachsenen Berge bis zur Donau heran und man nähert sich Wyschegrad, dem ehemaligen Sitz der ungarischen Könige, dessen weitläufige Trümmer stolz von einem Felsen aufragen. Bald darauf erscheinen die hübschen Gebäude und der neue Kai der Stadt Waitzen, bei der sich, ihre dritte Thalpforte durchbrechend, die Donau nach Süden wendet. Wandartig treten die Berge am rechten Ufer heran, während sie auf dem linken Ufer schon zurücktreten und sich nach dem flachen

Pesth ausbreiten, bei dem der Strom mit breitem, klarem Spiegel in die große ungarische Tiefebene hinaustritt.

Auf dieser unermeßlichen Fläche erhebt sich kaum ein Hügel 100′ über den Donauspiegel, welcher bei Ofen am oberen Ende der Ebene 338, bei Zombor in der unteren Gegend 265′ über dem Meere liegt. Die Ebene ist äußerst fruchtbar, theils Sumpf- und Flugsand; Waldungen sind sehr selten und statt des Holzes brennt man das Rohrgebüsch der Sümpfe. Sie gleicht einer asiatischen Steppe, auf welcher der nach Lebensweise und Bildung jetzt noch einem asiatischen Nomaden gleichende Magyar sein Wesen treibt. An der Westgrenze der Ebene fließt die Donau, mitten durch dieselbe die vielfach gewundene fischreiche Theiß, die innerhalb der Ebene ihre Zuflüsse aufnimmt. Der geringe Fall beider Ströme und ihrer Zuflüsse erzeugt längs der Donau und zwischen der Theiß und den Karpathen bedeutende Versumpfungen, die mindestens 120 □Meilen groß sind; was nicht sumpfig ist, das füllt Flugsand. So die 15 □ Meilen große Debrecziner Haide, die meist sandig und wasserarm, ganz unfruchtbar ist; nur im Süden von der Stadt gedeiht Wein und befinden sich Weiden. Der bei weitem größte Theil der ungarischen Ebene aber, etwa 1000 □ Meilen, ist vortreffliches Weizenland oder üppiger Grasboden. Auf letzterem nähren sich zahlreiche Schaaf- und Rinderheerden und treffliche Pferde. Was der Ebene ganz besonders den Stempel der Oede und Einsamkeit aufdrückt, das ist die eigenthümliche Vertheilung der Wohnungen, die wie ausgesäet daliegen, während die volkreichen Städte und Marktflecken oft Tagereisen aus einander liegen. Nachts bietet die Ebene häufig einen eigenthümlichen Anblick durch große unabsehbare Ketten von Feuern, welche die Hirten und Feldarbeiter anzuzünden pflegen.

Gleich der oberungarischen Tiefebene hat auch die niederungarische ein größeres Wasserbecken — den Plattensee, das ungarische Meer, 10 Meilen lang, 18 □ Meilen groß. Die Umgebungen des Sees sind reizende Hügellandschaften, und an den südlichen Ufern liegen hie und da Sumpfstrecken. Das klare, fischreiche Wasser des Sees wird bei der Annäherung eines Gewitters bläulich und dunkel und ist fast immer, besonders Abends, in Bewegung. Durch den Sio fließt der See zur Sarwitz, einem Nebenflusse der Donau, ab.

Folgen wir nun wieder dem Laufe dieses Stroms, den wir bei Pesth verließen. Unterhalb dieser Stadt werden die Flußufer einförmig; in mattem trägem Laufe windet sich der Strom unter zahllosen Krümmungen durch die Ebene und seine Fluthen umarmen die Margaretheninsel, der gegenüber das blutgetränkte Mohacs liegt. Weiter unten erhebt sich am Strom auf hohem Felsen die letzte ungarische Stadt und Festung Peterwardein, nachdem die Donau oberhalb derselben die die Grenze gegen Croatien und Slavonien bildende Drau aufgenommen.

Die obst- und kornreiche slavonische und croatische Tiefebene, die ebenfalls bei unserem Kriege mit in Berührung kommt, umschließt das dicht-

belaubte Warasdinergebirge im Süden und Osten und das isolirte stark-bevölkerte syrmische Gebirge.

Einen eigenen Abschnitt unsers Kriegstheaters bildet das Hochland von Siebenbürgen, zwischen dem Sereth im Osten, der großen ungarischen Tiefebene im Norden und Westen und der wallachischen Tiefebene im Süden. Es ist ein wilder Gebirgshaufen in Gestalt eines Vierecks, dessen am weitesten gegen Südost vorgeschobene Bergmasse hoch und steil aus der nur 100' hohen wallachischen Tiefebene bis zu 9000' ansteigt, während sich die Höhen aus der höher gelegenen ungarischen Tiefebene allmählig und terrassenförmig erheben. Das ganze Gebirge hat großen Mineralreichthum und ergiebigen Bergbau.

Das Innere Siebenbürgens, ein aus tertiären Gesteinen gebildetes, von vielen Flüssen (Maros, Kokel, Szamos) durchfurchtes Hügelland, zeigt einen lieblichen Wechsel niedriger Berge und Hügel, kleiner, nur 3—4 Stunden breiten Ebenen mit schönen Aeckern, Wiesen, Obstwäldern und Weinbergen und enthält auch große Steinsalzbergwerke bei Marosch, Ujvár und Thorenburg. Auf allen Seiten ist das Hügelland von höheren Randgebirgen umschlossen.

Vom Galatzberge bis zum Bozapaß lagert sich ein gewaltiger Urgebirgswall, 30 Meilen lang und 30 Meilen breit zwischen Siebenbürgen und Moldau und hebt seine kahlen Felsspitzen über die unzugänglichen Waldungen der mittleren Regionen des Gebirges bis zu 6000' empor, so den Schneeberg, Büdös, Lakotza.

In gleicher Weise ziehen sich im Süden die transsylvanischen Alpen bis zur Czerna, eine wallartige gewaltige Urgebirgskette voll wilder erhabener Bergscenen, schroffer Wände und zerrissener Felsen. Mit steilen und kurzen Querjochen fällt das Gebirge zur wallachischen Tiefebene ab und ist nur an einem Punkte, dem Rothenthurmpasse, der felsigen Thalpforte der Aluta durchbrochen. Ueber der Waldregion erheben sich zahllose kahle bis 8000' hohe Gipfel. Der Budses, Negoi, Schurul ꝛc., in deren Schluchten der Schnee selbst im heißesten Sommer liegen bleibt. Gegen Südwest läuft der Gebirgskamm im Banater Gebirge aus (zwischen Czerna und dem Tames), einer kleinen aber schönen Gebirgsgruppe aus Höhlenkalk, Nagelfluh und Basalt gebildet. Sie scheidet die Ebenen des Banats von denen der Wallachei, fällt steil zur Donau ab und bildet mit den gegenüberliegenden Gebirgen Serbiens die Thalpforte des eisernen Thores, den vierten und letzten Thaldurchbruch der Donau. Das Gebirge ist ungewöhnlich reich an Metallen und das Städtchen Orawitza der Mittelpunkt seines Bergbaues.

Im Westen Siebenbürgens thürmt sich von der Quelle der Tones bis zur Kraschna ein ausgedehntes, von vielen Flüssen durchbrochenes 12 Meilen breites Bergland auf und bildet die Grenze zwischen Siebenbürgen, Ungarn und dem Banat.

Der von der Szamos durchbrochene Nordwall Siebenbürgens zieht in mehreren Parallelketten 8 Meilen breit an der Nordgrenze bis zu den Quellen

des Biso hin, erhebt sich im Kuhorn bis zu 7000′ und zeigt Granit, Kohlensandstein oder auch Karpathensandstein, im westlichen Theile die goldreichen Gabbro- oder Grünsandsteinformationen von Nagy Banya in Ungarn.

Wir haben nun gesehen, daß nicht nur der Norden Ungarns von mächtigen Gebirgswällen umschlossen, sondern Siebenbürgen selbst ein förmlicher Gebirgskessel ist, dessen Hochgebirgsgrenzwälle, nur an wenigen Punkten für Armeen gangbar, den russischen Colonnen, deren Aufgabe es war, sie zu überschreiten, nicht wenig Hindernisse entgegensetzen mußten.

Ueber das Tatragebirge gibt es nur vier für Armeen gangbare Päße und zwar:

a) den verschanzten Jablunkapaß, an der Straße von Preßburg nach der Donau das Waagthal aufwärts über die Beskidenkette in das Olsathal nach Schlesien;

b) die Straße von Neutra das Neutrathal aufwärts durch die enge Thalpforte der Arva nach Kubin an der Arva aufwärts nach Biala oder über den Podvilkpaß nach Jardanow an die obere Weichsel;

c) Straße von Gran über Neusohl, den Paß von Altgebirg nach Rosenberg an der Waag, dann über den Paß von Dubowa an die Arva;

d) Straße von Kaschau über Kesmark und die Zipserpäße nach Neumark am Dunajec.

Ueber das karpathische Waldgebirge führen drei Straßen:

a) Straße von Pesth über Gyöngyös, Kaschau, Bartfeld und den Duklapaß nach Galizien (Tarnow);

b) der Paß von Uszok auf der Straße von Unghvar nach Jlooslaw;

c) die Straße von Debreczin über den Paß von Vereczke nach Stry und Lemberg;

Die Hauptstraßen im innern Ungarn sind gut, aber nicht zahlreich genug und ein großer Theil des Verkehrs wird auf den sogenannten Vicinalstraßen bewerkstelligt, die aber nach unsern Begriffen nichts anderes als von Räderspuren auf 200′ breit durchfurchte Pußten sind, auf denen Pferde und Wagen bei schlechtem Wetter oft so tief im Kothe einsinken, daß man das Fuhrwerk nicht vom Platze zu bringen im Stande ist.

Die K. K. Regierung sucht jetzt Ungarn nach allen Seiten mit Schienenwegen zu durchziehen, da dieselben aber zur Zeit unseres Krieges nicht vorhanden waren, so bleiben sie auch hier außer Betracht. Ebensowenig fallen bei der Kriegführung die Kanäle und Wasserstraßen Ungarns als Communikationen in's Gewicht, da einerseits das Kanalsystem nicht auf der dem Bedürfniß entsprechenden Stufe steht, andererseits ein großer Theil der Kanäle nur den Zweck der Bewässerung oder Entwässerung hat. Es sind der Sarwitzer Kanal, zur Entwässerung des Sumpfbodens bei Stuhlweißenburg, der Albrechtskanal, zur Entwässerung des großen Sumpfes im Komitat Baranya, der Franzenskanal, zu Verbindung der Donau mit der Theiß, der Begakanal bei Temeswar, in ihn mündend den Temeskanal, und der Theresienkanal zu Entwässerung der vielen Sümpfe bei Beczava.

Nach Siebenbürgen führen folgende Straßen und Pässe:

a) von Pesth über Debreczin und Klausenburg nach dem Szamos, dem Paß von Radna und etwas südlicher über den Paß von Borga an den Pruth;

b) ein Karrenweg von der oberen Aluta über den Gyimespaß nach Okna am Trotusch;

c) von Kronstadt über den Oitospaß nach Jassy und die Moldau;

d) Karrenwege über den Borga-, Tomöscher- und Törzburgerpaß nach der Wallachei;

e) der befestigte Rothenthurmpaß am Alutadurchbruch;

f) der Vulkanpaß am Schylfluß;

g) Straße von Temeswar über Karansebes und den Paß des eisernen Thores nach Karlsburg an der Maros;

h) Straße von Temeswar über den Schlüssel von Slatina und Teregowa nach Alt-Orsowa an der Donau.

Alle diese Pässe über die Hochgebirge bieten beim Uebergang im Winter bedeutende Hindernisse und sind nicht selten wegen tiefer Schneelage gar nicht zu passiren, jedenfalls aber gegen überlegene feindliche Kräfte leicht mit Erfolg zu vertheidigen.

Werfen wir aber einen Blick auf die Karte von Ungarn, so wird es klar in die Augen fallen, daß Ungarns Hauptvertheidigung seine Flüsse, nicht seine Gebirge sind.

Gegen einen Angriff von Westen her bieten die Linien der Waag und der Raab, im Rücken durch waldige Gebirge verstärkt und das mächtige Bollwerk Komorn in der Mitte starke und haltbare Stellungen und theilweise war auch wirklich der Schauplatz der meisten Kämpfe an diese Gegenden der oberungarischen Tiefebene verlegt.

Die zweite Vertheidigungslinie bildet die Donau von der Stadt Waitzen an, bei welcher nicht nur das Gebirge hart an den Fluß rückt und sichere Flügelanlehnung gewährt, während das starke Ofen weiter unten Donauübergänge erschwert. Insbesondere eignet sich auch Waitzen noch dadurch zum Cernirungspunkte einer Vertheidigungsarmee, als dort alle von den Tatra- und Jablunkapässen in's Innere des Landes führenden Straßen fächerförmig zu einem Knoten zusammenlaufen, wodurch der Vertheidiger in den Stand gesetzt ist, vom Vereinigungspunkte Waitzen aus nach jeder beliebigen Straße sich zu wenden.

Nach Verlust der Donaulinie bleibt uns noch die Hauptvertheidigungslinie des Ungarlandes übrig, die breite, durch ihre versumpften Ufer nur schwer zu passirende Theiß und einem auch von hier weichenden Arme bietet sich noch eine treffliche Vertheidigungsstellung hinter der Maros. Diesen Fluß mit der Festung Arad und das befestigte Szegedin vor der Front, den linken Flügel an die Theiß angelehnt, im Rücken das starke Temeswar, ist eine Armee fast unangreifbar.

Auch gegen Süden hat Ungarn eine starke und haltbare Vertheidigungslinie, die Donau und Drau, an der ersteren die starke Festung Peterwardein.

Der siebenbürgische Kessel bietet für die Vertheidigung das herrlichste Terrain; nach allen Seiten hin hohe, schwer zu passirende und leicht zu vertheidigende Pässe zwischen unübersteiglichen Bergen und zahlreichen Flußlinien. Nur so sehr günstiges Terrain konnte es Bem möglich machen, so lange und mit so gutem Erfolg das Land gegen die überlegenen Streitkräfte der Oestreicher und Russen zu halten.

Ehe wir den Kriegsschauplatz verlassen, entwerfen wir noch eine flüchtige Skizze der ihn bewohnenden Nationalitäten. Diese sind keineswegs von einander getrennt, sondern wohnen sehr vermischt mit einander und nur die beiden Nationen, welche den größten Theil der Bevölkerung ausmachen, die Magyaren und Slaven, findet man in zusammenhängenden Länderstrichen als herrschenden Volksstamm. Dagegen sind die Deutschen im ganzen Lande umher zerstreut und es gibt auch nicht einen Komitat, wo sie als die überwiegende und herrschende Nation angesehen werden könnten; dennoch aber ist ihre Zahl in beiden Ländern sehr bedeutend. Nächst ihnen sind die Wallachen ziemlich zahlreich, jedoch erstrecken sich deren Wohnsitze nur über Niederungen, Siebenbürgen und das Banat und nimmt ihre Zahl von Jahr zu Jahr eher ab als zu und das hauptsächlich deßhalb, weil sie in dürftiger Lage leben und von den andern Nationen zurückgedrängt werden. Die Ruthenen im Nordosten von Ungarn sind Slaven, obgleich sie sich in Sitten und Lebensweise sehr von den Slowacken unterscheiden; alsdann sind die Serben (die sogenannten Raizen), Armenier, Juden und Zigeuner in größerer und geringerer Anzahl im Lande vorhanden, bilden jedoch nirgends eine zusammenhängende, einen Landstrich vorzugsweise bewohnende Masse.

An die Spitze der Bevölkerungen Ungarns haben sich von jeher und in der neuesten Zeit vorzugsweise die Magyaren gestellt und das vornehmlich dadurch, daß sie sich als Eroberer und Herren des Landes betrachten, und weil aus ihrem Stamm die meisten Magnaten des Landes entsprossen sind.

Unverkennbar tragen diese Nomadensöhne das Gepräge eines Volksstammes, dessen Wiege eher in nördlichen als in südlichen Gegenden zu suchen ist. Eine gewisse Ungeschmeidigkeit neben einem tapferen, mannhaften und biederen Charakter beurkunden dieß genügend. Als ein von Natur kriegerisches Volk konnte es, wie die Geschichte lehrt, nur durch strenge und zeitweise blutige Gewalt zu höherer Gesittung gedrängt werden. Mit der Einführung der Cultur und dem Aufdringen deutscher Civilisation ward die wildbrausende Kraft dieses Volksstammes gebrochen und nicht mehr stark genug, den äußeren Feinden zu widerstehen und die inneren zu überwinden, war dieser einstige asiatische Volkskoloß in die Nothwendigkeit versetzt, sich an seine Nachbarvölker anzuschmiegen und die ihrem Charakter nach mehr zum Herrschen geborenen Magyaren unterwarfen sich dem Scepter Oestreichs, und begnügten sich, dieser Gewalt ihre hochmüthige sogenannte Constitution oder besser gesagt, ihr Privilegienverzeichniß entgegen zu halten, an dem bis jetzt alle freieren, der Gesittung mehr entsprechenden Gesetzvorschläge für das Gesammtwohl scheiterten.

Wie im Ganzen so im Einzelnen.

Der magyarische Bauer ist ein tüchtiger Viehzüchter, liebt es Pferde zu halten und zu tummeln und weiß den Pflug zu führen, so wie sein Weib Reinlichkeit, Ordnung und Zucht daheim hält. Bei alledem erweist sich der Magyar in seinem ganzen Thun und Lassen stets als ein Held und Elemente von althergestammter kriegerischer Kraft tauchen vielfach im magyarischen Charakter auf, wie z. B. in ihrer Poesie und im Thatenpreis magyarischer Räuber, Tschikoschen, Kanassen rc. in der wirklichen Auschauung und Lust zu kühnem Pferde- und Viehdiebstahl, deren Ausführung fast an's Fabelhafte geht, dann der ächte Kriegergeist in den ungarischen Husarenregimentern.

Die dem Hauptstamm am meisten schadenden Auswüchse, mit dessen Tugenden einer Wurzel entsprossen, sind die staatsbürgerlichen Rechte des Adels. Dieser verzehrt das Mark der übrigen Klassen, ohne sich in dem Grade zu bereichern. Wohin dieser Umstand im Staatshaushalte führen muß, liegt auf der Hand.

Wie wir oben schon erwähnten, ist der Magyar ein geborner Reiter und es ist zum Erstaunen, wie früh sich dies Talent bei ihm entwickelt. Man kann Knaben im zartesten Alter auf wilden Rossen einherjagen sehen, wie sie, die Peitsche schwingend, große Viehheerden vor sich hertreiben. Diese Fertigkeit der Kinder im Reiten kam den Magyaren in vorliegendem Kriege nicht selten gut zu Statten, indem sie im ganzen Lande, wo es bewohnt war, stets Ordonnanzen zum Depeschenwechsel parat hatten. Eine Schilderung hievon gibt uns ein östreichischer Offizier, der an Wunden krank in einem ungarischen Dorfe lag. „So, erzählt er, kam es täglich vor, daß irgend eine Nachricht so rasch wie möglich von einer ungarischen Heeresabtheilung zur andern zu befördern war. Häufig geschah dieß durch Feuersignale, hohe Stangen, mit Maisstroh umwickelt, die von Puste zu Puste loderten. Nachts war stets ein Familienglied auf der Wacht, um nach dem Signal zu spähen und es im nächsten Augenblick weiter zu geben. Noch häufiger aber kamen reitende Boten, gewöhnlich kleine Buben mit Briefen an, die denn sogleich weiter befördert wurden. Sowie ein solcher Bube sich der Puste von Weitem näherte, klatschte er noch im vollen Lauf des Pferdes und erhob ein gellendes Geschrei. Kaum ward dieß gehört, so packte der kleine Mischka das nächste zwei- oder dreijährige Füllen, das in der Nähe weidete, warf demselben ein aus Binsenstricken gefertigtes Halfter über den Kopf und schwang sich auf seinen nackten Rücken. Der ankommende Bote warf ihm die Depesche zu, die gewöhnlich zwischen zwei kleine Holzbretter gebunden war, rief den Ort der Adresse, Mischka knallte tüchtig mit der Peitsche, stieß einen gellenden Pfiff aus und wie ein Pfeil sprengte das muthige Füllen fort über die weite Fläche der nächsten Puste zu. Solch ein Depeschenwechsel dauerte keine Minute und kein Kurier kann rascher und sicherer reiten als diese kleinen ungarischen Buben; sie sind ein wahres Centaurengeschlecht."

Seitenzweige der Magyaren sind in Ungarn die Kumanier und Jazyger, wie in Siebenbürgen die Szeckler. Die ersteren sind durchgehends Edelleute, haben wenigstens alle Vorrechte des Adels; sie stehen

auch unter keiner Komitatsbehörde, sondern erkennen nur den Palatin des Reiches als Herrn und Richter an. In ihnen ist die magyarische Grandezza auf dem Kulminationspunkte repräsentirt. Die Distrikte, welche sie bewohnen, liegen meistens an der Theiß herab. Mit ihnen verkehrend, glaubt man sich in eine Gesellschaft von Bürgern des alten Rom versetzt, denen die Herrschaft der Welt gehörte.

Die Slaven zerfallen in Ungarn in drei Stämme, die sogenannten Slowacken, welche längs den Karpathen von ihrer westlichen Ausästung bis in den nordöstlichsten Theil von Ungarn, die Marmarosch wohnen; die Ruthenen, welche sich dort an sie anschließen und die Illyrier (Croaten und Dalmatiner). Letztere stehen in geistiger Bildung am höchsten, die Ruthenen am tiefsten. Die Slaven sind arbeitsam und thätig, was sie auch bei ihrem undankbaren Boden nöthig haben, wenn sie darauf bestehen wollen. Ihren Fleiß aber scheint sonst eben keine große Häuslichkeit und Sorge für die Zukunft zu unterstützen.

Die Serben oder Raizen wohnen theils im Banat, theils im daranstoßenden Niederungarn. Sie sind zum Theil schon bei der Eroberung der Türken eingedrungen und zum Theil als Spahis (Grundherrn), zum Theile auch als Einwohner des Landes hier geblieben. Ihre Namen sind meist magyarisirt worden; im Ganzen ist die Stärke dieses Volksstammes nicht groß. Neben ihrer Betriebsamkeit zeigen die Raizen eine große Verschlagenheit und nicht allzustrenge Rechtlichkeit und man kann auf sie das graeca fides, nulla fides mit Fug und Recht anwenden.

Die mit nie rastendem Unternehmungsgeiste begabten Armenier sind die Kaufleute und Großhändler von Niederungarn und Siebenbürgen und meistens sehr reich. Den kleinen Handel betreiben die Juden, die, vom Grundbesitz des Bodens ausgeschlossen, gezwungen sind, ihren klugen Geist auf etwas Anderes zu richten. Sie sind die getreuen Helfershelfer der Mächtigen auf Kosten des schwächeren Theils der Bevölkerung, denn sie sind es, die gewöhnlich als Pächter von Realgerechtigkeiten dem bequemen Adel die Consumtionssteuern in die Küche jagen und dieselben im dreifachen Betrage den armen Bauern wieder abschweißen. Wohl liegt dagegen ein eigener Hohn in den Lasten, mit dem dieser heimathlose Stamm bedrückt ist, indem er eine Steuer bezahlen muß, um leben zu dürfen.

Gleich den Juden, unstät und besitzlos, schweifen die Zigeuner im Lande herum, ein abenteuerliches Volk, das die Güte des Kaiser Joseph II., der ihnen feste Wohnsitze anwies, bis jetzt nicht schätzen mochte, außer daß in jedem Dorfe des Landes einer derselben als Feuerarbeiter sich aufhält.

Der weit größere Theil der Zigeuner ist jedoch ansäßig. Sie wohnen gewöhnlich am Ende der Ortschaften in Erdhütten, die sie, wo es die Oertlichkeit gestattet, an emporstehenden Dämmen oder Rändern so anlegen, daß sie sich in dieselben hineingraben und ihre Hütten, die man mit Dachsbauten vergleichen könnte, oben mit Reisern und Erde bedecken. Sie sind, wo man sie zur Arbeit antreibt, fleißig; nur aus freien Stücken thun sie nichts, sondern

lagern sich lieber in der Sonne oder am Feuer. Wenn es ihnen an einem Orte nicht mehr gefällt, wandern sie wieder weiter.

Die walachischen=raizischen Zigeuner haben denselben Glaubens=ritus wie die Serben, verbinden aber auch in Allem einen so bodenlosen Leicht=sinn damit, daß die Gesittung wenig Spuren in diesen oberflächlichen Seelen zurückläßt.

Die magyarischen Zigeuner zeichnen sich durch unverschämte Zudringlich=keit aus und sind Roßtäuscher, Musiker ꝛc., während die Weiber sich mit Zau=bern, Wahrsagen, Medikasterei abgeben. Ihnen gleichen in Lebensweise und Beschäftigung die selteneren deutschen Zigeuner, die alle, um ihren Credit in den Augen des Volkes zu erhöhen, die Namen Aegypter führen.

Für das Landvolk sind die Zigeuner in ihrem verschiedenartigen Treiben unentbehrlich, denn sie sind die flüchtigen Träger verschiedener Künste und ver=pflanzen dieselben unter ihren schwarzverrauchten flatternden Zelten in Dörfer und Gegenden, wo selbst die erfindungsreichsten Juden mit der angestrengtesten Enthaltsamkeit nicht mehr bestehen könnten. So stehen die Zigeuner in Un=garn um die erste Wiege der Gewerbe und Künste und sind vom Volke als solche, wenn auch verachtet, doch geduldet, ernährt und gesucht.

2. Geschichte des Krieges.

In ganz Europa waren auf die kirchlichen Bewegungen der 40r Jahre politische gefolgt und wie überall, so mehrten sich auch in den östreichischen Staaten die Symptome constitutioneller Tendenzen. Hauptsächlich war in Un=garn die Reichstagsopposition, deren Gefährlichkeit die östreichische Regierung nicht zu ahnen schien, mächtig erstarkt und das einflußreichste Mitglied und der gefürchtetste Redner war Ludwig Kossuth, ein Literat, geworden, der mit Hilfe der Presse den schlummernden Nationalgeist der Magyaren zur ver=heerenden Flamme anfachte und den modernen Deutschenhaß im Verein mit Dichtern und enthusiasmirten Damen in Ungarn zur Modesache machte, wie er gleichzeitig in der Lombardei und Venedig es geworden war. Unter dem zur Schau getragenen Nationalgefühl, unter der Asche gleichsam glim=mend, wucherten in diesen Staaten hauptsächlich die Unabhängigkeitsgelüste, die, begünstigt durch die Zeitumstände, bald zum vollen Ausbruch kommen sollten.

Der Kaiser Ferdinand war selbst nach Ungarn gekommen, um sich als ungarischer König Ferdinand V. in Preßburg krönen zu lassen. Diese Gelegenheit und die unmittelbar vorausgegangen verhängnißvollen Märztage des Jahres 1848 benützten die Ungarn, die ihnen in der pragmatischen Sanc=tion vom Jahre 1848 garantirten Rechte und Freiheiten durchzusetzen, indem der Preßburger Reichstag vor der Krönung wie üblich die feierliche Sanctio=nirung der alten Gesetze durch den Kaiser verlangte. Zu den alten Rechten Ungarns hatte Kossuth alle Forderungen der westeuropäischen Schablone, Na=tionalgarde, Schwurgerichte, gleiche Besteuerung, Gleichheit vor dem Gesetz, all=gemeines Wahlrecht, Aufhebung der Grundlasten ꝛc., gesellt und die Einverleibung

Siebenbürgens, eine eigene Nationalbank und Ausschluß des östreich. Papiergeldes verlangt. Kossuth's Forderungen drangen durch und das bewaffnete Volk schreckte den versammelten Reichstag, dessen aristokratische Mitglieder manche der Forderungen nicht wünschen konnten, dergestalt, daß er diese Forderungen adoptirte und sogar den Kaiser Ferdinand von Wien herbeilockte, um durch seine Zustimmung dem Acte volle Gesetzeskraft zu verleihen. Am 11. April 1848 erschien der Kaiser vor dem versammelten Reichstage, von den Ministern und glänzendem Gefolge umgeben, übergab die Sanctionsacte der neuen Gesetze dem Palatin und hielt eine Rede in ungarischer Sprache. Dadurch steigerte er nur den Uebermuth der Magyaren und ihre Unabhängigkeits- und Freiheitsgelüste, welche Handlungsweise sich nur daraus erklären läßt, daß der Kaiser vorerst um jeden Preis Ungarns Forderungen befriedigen wollte, um bei den gleichzeitigen Stürmen in Böhmen, Italien und Wien nicht auch nach einer vierten Seite hin Front machen zu müssen.

Wenige Tage nach dem Schlusse des Preßburger Reichstags hielt das neue ungarische Ministerium in Pesth seinen Einzug. Während es aber suchte, die neue Staatsmaschine in geregelten Gang zu bringen, brach im Süden des Landes der Kampf los.

Zuerst waren es die Serben (welche die unteren Theiß- und Donaugegenden, sowie den östlichen Theil Slavoniens und einige Militärgrenzdistricte Croatiens bewohnen), später die Croaten, Slowaken, Wallachen und Sachsen, welche gegen die Maßregeln des ungarischen Ministeriums sich auflehnten und erklärten, nur die Kaiserliche, nicht aber die Oberherrschaft der Magyaren anerkennen zu wollen.

Ob diese slavischen Völker wirklich der Uebermuth der Magyaren, welche ihre Sprache allen in Ungarn lebenden Slaven aufdringen wollten, zum Aufstande gebracht, oder ob sie durch die Kanzelreden ihrer Popen, die durch die Magyaren den griechisch nicht unirten Glauben gefährdet sehen mochten, oder aber endlich durch die Einflüsterungen östreichischer Emissäre dazu vermocht wurden, welche ihnen vorspiegelten, die ungarische Regierung führe die Vernichtung der serbischen Nationalität im Schilde, bleibt dahingestellt. Jedenfalls war es der östreichischen Regierung nicht wenig daran gelegen, Ungarn vorerst zu beschäftigen, bis es sich in Italien Luft gemacht. Die Serben schickten zuerst eine Deputation nach Pesth, um für die serbische Nation gleiche Rechte, wie die magyarische zu verlangen (8. April). Aber Kossuth anerkannte sie nicht und forderte unbedingte Unterwerfung der Serben. Diese constituirten sich sofort als freie Nation, wählten den Erzbischof von Karlowitz, Rajachich zu ihrem Patriarchen, Stefan Schublikatz zu ihrem Wojewoden und Stamiowich zum Befehlshaber der Volkswehr.

Anfangs Juni begann der Kampf, der bei dem blinden Fanatismus der Serben und der Entfesselung aller Leidenschaften mit Unmenschlichkeit geführt wurde. In dem großen Lager bei Karlowitz an den Römerschanzen und vor Perlaß sammelten sich Tausende bewaffneter Grenzsoldaten, Bauern und Freischaaren unter dem Oberbefehle des in Karlowitz tagenden Central-

ausschusses der serbischen Nation. Diesem Treiben gegenüber sammelte der östreichische F.M.L. Bechtold die zerstreut liegenden Bataillone, that jedoch, einige Scheinangriffe und kleinere Gefechte abgerechnet, Nichts gegen die Serben, welche inzwischen sich verschanzten und verstärkten. Der serbische Aufstand sollte ohne Zweifel zur Sondirung der ungarischen Wehrkraft dienen, dem man durch den Aufstand der Croaten Nachdruck zu verleihen bemüht war.

Diese hatten bereits am 25. März zu Agram ihre Forderungen an den Kaiser gestellt und ihren Liebling, den Baron Jellachich zum Ban ernannt. Dieser hätte sich, gleich den Serben, dem ungarischen Ministerium unterwerfen sollen, that es aber nicht, sondern behauptete eine selbstständige Stellung unter dem Vorwande, die Serben und Croaten dienten dem Kaiserhause zur Abwehr gegen die unbotmäßigen Magyaren. Endlich stellten sich auch noch die slavonischen Grenzer unter den Ban.

Der blutige Kampf entbrannte nun im Banat auf's Heftigste. Die Serben fochten gleich den alten Hussiten, auf und hinter ihren beweglichen Wagenburgen und zeichneten sich durch die lange Vertheidigung von Szent-Tamas und durch mehrere Siege aus, bis im August ihr Lager von dem ungarischen General Kiß gesprengt wurde. Aber nun überschritt endlich der Ban am 11. Septbr. mit 40,000 Mann die Drau, kündigte sich als „Befreier Ungarns" an und rückte in 3 Colonnen vom Plattensee gegen Pesth vor.

An dem Hoflager des geflüchteten Kaisers zu Innsbruck war man über diese Vorgänge in nicht geringer Verlegenheit. Die Serben und Croaten hatten besondere Deputationen dahin geschickt, welche aber, da man mit Ungarn noch nicht zu brechen wagte, abgewiesen wurden, ja es wurde sogar dem heimkehrenden Ban sein Absetzungsdekret vom 10. Juni nachgeschickt. Auch Kossuth hütete sich vorerst noch mit dem Kaiser zu brechen.

Ungarn inzwischen allmächtig geworden, hatte im ungarischen Reichstag die Aushebung von 200,000 Mann Nationaltruppen (Honveds) und das Ausgeben von 42 Millionen Papiergeld (der berüchtigten Kossuthnoten) durchgesetzt, um nöthigenfalls eine Macht zu haben, die einen Widerstand gegen den Kaiser möglich mache. Im Aeußern aber nahm Kossuth die Miene an, als ob ihm am Wohlstand des Reiches Alles gelegen sei. Die Invasion des Bans von Croatien bewog ihn, eine große Deputation von 150 Ungarn nach Wien zu schicken, um dem Kaiser ehrerbietig vorzustellen, er möge selbst nach Pesth kommen, die Regierung Ungarns übernehmen, zunächst aber die in Italien stehenden ungarischen Regimenter heimkehren lassen, um ihr von den Croaten und Serben bedrohtes Vaterland zu schützen. Der Kaiser entschuldigte sich mit Unpäßlichkeit und gab zu erkennen, daß er durch das ungarische Ministerium seine Entschließungen werde bekannt werden lassen. Offenbar war dieser Entscheid für die Ungarn ein ungnädiger und als sie überdieß noch erfuhren, daß der Ban Jellachich durch ein kaiserl. Handschreiben erfreut und in alle seine Aemter wieder eingesetzt worden sei, war der Bruch mit dem Kaiser unvermeidlich geworden. Die Deputirten verließen Wien und pflanzten, indem sie das Dampfschiff bestiegen, die rothe Fahne auf und steckten rothe Federn

auf ihre Hüte. Kossuth stellte sich sofort an die Spitze eines Landesvertheidigungsausschusses und betrieb energisch den Krieg gegen die Croaten, obgleich ein kurz nach Empfang der Deputation erlassenes kaiserliches Rescript den Ungarn verbot, gegen Jellachich zu kämpfen. Durch eine zweite große Deputation, die er nach Wien nicht an den Kaiser, sondern an die Nationalversammlung schickte, fraternisirte Kossuth mit der Demokratenparthei Wiens, hoffend durch eine Revolution in Wien Ungarn von Oestreich losreißen und sich selbst zum Haupte des jungen Staates machen zu können. „Wien muß mit Ungarn siegen oder untergehen“ und „eine Million für eine neue Revolution in Wien!“ waren damals Kossuth's Losungsworte, denen bedeutende Geldsummen, unter dem Proletariat vertheilt, entsprechenden Nachdruck gaben.

Erzherzog Stephan, der Palatin Ungarns, versuchte noch einmal das Land mit dem Kaiser zu versöhnen, aber alle seine Versuche scheiterten und er kehrte endlich mißmuthig nach Wien zurück am 21. December. Als neuen Statthalter an seiner Stelle schickte der Kaiser den General Grafen Lamberg nach Pesth, dem Alles in Ungarn gehorchen sollte. Schon wollte sich ihm Batthyany und sein gemäßigter Anhang unterwerfen, als Kossuth das Volk gegen denselben aufreizte. Als der arme Statthalter über die Donaubrücke bei Pesth fuhr, kam ihm schon ein Schwarm Sensenmänner entgegen, riß ihn aus dem Wagen und schlachtete ihn auf grausame Weise ab, während er, wie zu seiner Rechtfertigung, das kaiserl. Schreiben hoch in der Hand emporhielt (28. Septbr.)

Nun war der Bruch faktisch und Versöhnung unmöglich geworden. Batthyany, der Führer der gemäßigten Parthei, entfloh nach Wien. Am 29. Septbr. stießen die Ungarn unter General Moga mit Jellachich bei Belencze zusammen und zwangen ihn zum Rückzuge nach Stuhlweißenburg. Bald nachher wurden die Generale Rott und Philippowich, die mit 8000 Mann zum Ban stoßen sollten, von den Ungarn unter General Perczel umringt und gefangen. Am 30. ließ Arthur Görgey, einer der neuen ungarischen Generale, den Stuhlweißenburger Administrator Grafen Zichy als Anhänger Jellachichs standrechtlich erschießen.

So folgten sich rasch die unheilvollen Ereignisse, welche den tiefen Riß zwischen Ungarns Regierung und dem Kaiser mehr und mehr unheilbar machten, bis endlich die von Kossuth und seinen Agenten längst vorbereitete Revolution am 6. October in Wien ausbrach, der Kossuth seinen Beistand feierlichst versprochen hatte und wirklich rückte auch General Moga den Wienern zu Hilfe an die Schwechat vor. Aengstlich harrend hockten Fröbel u. a. auf den Stephansthurm, durch Fernröhren die herannahenden Ungarn zu erspähen. Sie sahen auch vom Thurm den Blitz und Rauch der Kanonen — aber nur den der von Jellachich geschlagenen ungarischen Armee.

Wien erlag den energischen Maßnahmen des F.M.L. Fürsten zu Windischgrätz, der mit starker Hand schon in Prag die Revolution niedergeworfen hatte. Was ihm in Prag und Wien gelungen war, sollte er nun auch in Pesth versuchen. Der junge, an die Stelle Ferdinands, der am 2. Decbr. die

Krone niedergelegt hatte, getretene Kaiser Franz Joseph befahl dem Fürsten, Ungarn zu unterwerfen. Möglichst schnell zog er Verstärkungen an sich und begann schon Mitte Dezember den Feldzug.

Ungarn befand sich damals bereits ganz in der Gewalt Kossuths mit einziger Ausnahme der Festungen Arad und Temeswar und des siebenbürgischen Sachsenlandes, welches gut kaiserlich blieb, aber viel zu schwach war, um den Ungarn eine wirksame Diversion im Rücken zu machen. Die Aushebung der Mannschaft (Honveds) wurde durch die in ganz Ungarn verbreiteten Agenten der Revolutionsparthei mit außerordentlicher Thätigkeit betrieben und da die Cadres aus den Offizieren, Unteroffizieren und gedienten älteren Soldaten der im Lande befindlichen Regimenter genommen werden konnten, so waren die Bataillone bald gebildet. Das Einzige, woran die Armee litt, waren Feuergewehre, welchen Mangel Kossuth durch Bestellung einer Lieferung von 100,000 Gewehren in England und Belgien abzuhelfen suchte. Ein großer Theil derselben wurde jedoch an der Grenze aufgehalten und mit Beschlag belegt. So kam es, daß den ganzen Feldzug über ganze Bataillone Honveds nur mit Sensen bewaffnet waren. Von der K. K. Armee waren 26 Bataillone übergetreten.

Die Kavallerie, des Ungarn Hauptwaffe, war ausgezeichnet. Die Husarenregimenter, deren 59 Schwadronen in Ungarn standen, wurden durch die Errichtung der Regimenter Lehel, Boczky, Karoly, Kossuth &c. auf 18 Regimenter und 8 Schwadronen vortreffliche Reiterei gebracht. Dazu kam die irreguläre Reiterei, die Tschikos (Pferdehirten). Es war dieß eine recht tüchtige, leichte Reiterei, wilde, kräftige Gestalten mit braunen Gesichtern, langen herabhängenden schwarzen Haaren, flink und unermüdlich wie ihre kleinen Rosse. Eine solche wilde Schaar bot einen eigenthümlichen Anblick. Plumpe Stiefeln mit langen, verrosteten Sporen, ungesäumte, lange, weite Gatjen von grober weißer Leinwand, ein kurzes weites Hemd, das über dieselben herabhing, dazu ein Köpenyeg, ein langer, weißer, mit bunten Schnüren, wie ein Husarenpelz über dem Rücken befestigter herabhängender Mantel und kleine runde Filzhüte mit breitem Rand und Schnüren mit den ungarischen Farben verziert bildeten ihre Kleidung. Im Lederriemen, der die Gatjen zusammenhält, stack ein Handbeil, das sie mit großer Gewandtheit zum Hauen und Werfen gebrauchten. Ihre Hauptwaffe aber war eine lange Peitsche, an deren feingeflochtener Schnur vorne vier bis fünf Bleikugeln befestigt sind. Diese Peitsche mit nicht sehr langem Stiel, aber gegen 20 Fuß langer Schnur wird wie eine Schleuder gebraucht und ist in der Hand eines geschickten Tschikos eine gefährliche Waffe. In vollem Rosseslauf schleudern sie die Peitsche so, daß die Kugeln sich um den Hals oder Fuß des Menschen oder Thieres, das sie fangen wollen, schlingen und sie dasselbe ganz in ihrer Gewalt haben. Selten verfehlt ein guter Tschiko sein Ziel und mancher Oestreicher verdankt einem solchem Sohne der Pußta Gefangenschaft und Tod.

An Artillerie hatten die Ungarn ebenfalls keinen Mangel, da beim Ausbruch der Revolution 2402 Geschütze, worunter 672 Feldgeschütze im Lande

[illegible]

[illegible] Einen Kampf um die ungarischen [illegible] wagten die ungarischen Generale nicht und man fand es [illegible], den Reichstag jenseits der Theiß nach Debreczin zu ver-legen [illegible] in die bei der schlechten Jahreszeit unwirthlichen [illegible] zu verlocken, wo Krankheiten und Hunger sie aufreiben würden. Kossuth hatte die heil. ungarische Krone von Pesth mitgenommen, um sie vor den Oestreichern in Sicherheit zu bringen. Diese waren inzwischen mit der Hauptmacht bis Pesth vorgerückt, standen aber nun im Winter im innern Ungarn und konnten es bei der großen Kälte nicht wagen, weiter vorzudringen; drei Siege des Gf. Schlick über die Ungarn unter Meszaros bei Kaschau hatten keinen wesentlichen Erfolg.

Die Bewegungen der in drei Corps getheilten ungarischen Armee litten indessen wesentlich durch die Uneinigkeit ihrer Führer und insbesondere durch die Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und Kossuth. Namentlich Görgey widerstrebte auf's Entschiedenste den republikanischen Intriguen desselben und um ihnen einen Damm zu setzen, ließ er seine Armee schwören, daß sie nur

für ihren rechtmäßigen König Ferdinand V., den König von Ungarn und für die ungarische Verfassung kämpften (Franz Joseph erkannten die Ungarn nicht an, weil er die pragmatische Sanction von 1723 nicht beschworen hatte und nicht gekrönt war).

Nach vielen Hin- und Herzügen der ungarischen Armeecorps und mehreren kleineren Gefechten vereinigte sich das ganze ungarische Heer unter Dembinsky's Oberbefehl bei Kapolna. Dahin dirigirte auch Windischgrätz alle seine Kräfte, um mit Einem Schlage dem Kriege ein Ende zu machen. Am 28. Februar entbrannte die blutige Schlacht bei Kapolna, die Schlicks Erscheinen in der rechten Flanke der Ungarn bei Verpelet zu deren Ungunsten entschied. Dembinsky's Unglück zog seinen Sturz nach sich; an seiner Stelle riß Görgey das Obercommando an sich, dem das ganze Heer bis auf den letzten Mann ergeben war, während die Polen anfingen, bei ihm verhaßt zu werden. Der neue Führer begann nun gegen die Oestreicher durch die Ueberrumpelung des General Karper in Szolnok am 5. März (wo Karper 1800 M. und 11 Kanonen verlor) eine kühne Offensive.

Wie Görgey in Ungarn, so war Bem indessen in Siebenbürgen glücklich gewesen. Der Uebermuth der ungarischen Szekler hatte dort den Widerstand der Sachsen und Wallachen heraufbeschworen und dem kaiserl. General Puchner war am 5. Septbr. ein Schlag bei Maros-Vasarhely über 10,000 Szekler geglückt. Bems Ankunft in Siebenbürgen veränderte aber die Situation und in mehr als 10 Gefechten schlug er die Kaiserlichen (vom 17. Dezbr. bis 9. Febr.) zuerst im Norden von Siebenbürgen, dann im Süden. Der kaiserliche Adler hatte sich vor Bems siegreichen Schaaren in die Bukowina flüchten müssen, und als der kühne Urban, den wir im letzten italienischen Feldzuge bewundert, von dort wieder in Siebenbürgen einzubrechen suchte, wandte sich Bem blitzschnell gegen ihn und schlug ihn bei Jaad am 23. Febr. wieder zurück. Zwar riefen die sächsischen Städte Siebenbürgens Hermannsstadt und Kronstadt die unter Lüders an der Grenze stehenden Russen zu Hilfe, die auch 5000 M. stark in Hermannstadt einrückten, aber Bem griff keck Hermannstadt an und jagte am 9. März die Russen wieder hinaus. General Puchner konnte sich nun nicht mehr in Siebenbürgen halten und zog sich in die Wallachei zu den Russen zurück; Siebenbürgen aber gehorchte Bem und seinen Schaaren, die auf's Grausamste plünderten und brannten.

Die genialen Schläge Bems und Görgey's kühnes Vorgehen machten die Hoffnung, die Windischgrätz auf seinen Feldzugsplan gesetzt, zu Schanden. Er war in die Defensive versetzt, und konnte nur mehr rückwärts gehen. Sein Hauptquartier war in Gödöllö; als aber Schlick bei Hort und Jellachich bei Isaszny von Görgey geschlagen wurden, welcher jetzt auf dem kürzesten Wege Pesth erreichen konnte, fand es Windischgrätz für gerathen, dahin zurückzugehen. Sofort warf sich Görgey auf Waitzen, in die linke Flanke der Oestreicher, um Komorn, das immer noch cernirt war, zu entsetzen. Es gelang ihm auch wirklich; am 12. April rieb er bei Waitzen zwei östreichische Brigaden auf und zog am 21. in Komorn ein. Gleichzeitig schlug General

Perczel die Serben, entsetzte Peterwardein, nahm Szent-Tamas und die Römerschanzen mit Sturm, vereinigte sich mit Bem und behauptete im Banat die Oberhand.

Im Süden, wie im Norden, waren die Magyaren Sieger, und das bedrängte Oestreich war nun in der Lage, sich nach Hilfe umsehen zu müssen. Es suchte und fand sie bei Rußland. Der Kaiser Nikolaus war eben in Warschau, wo er große Streitkräfte vereinigt hatte. Die Theilnahme so vieler Polen am Kriege der Ungarn, die leicht später die ungarische Sache zur ihrigen hätten machen und eine Revolution in Polen hätten hervorrufen können, beunruhigte ihn und er handelte also im eigenen Interesse, wenn er Oestreich seine unruhigen Grenznachbarn bezwingen half. Uebrigens war das Verlangen russischer Hilfe von Seiten Oestreichs eben so unnöthig als unklug, da nach der Bezwingung der Revolution in Wien und Sardiniens seine eigene Kraft ausgereicht haben würde, Ungarn zu unterwerfen. Der Dank, zu dem Rußland sich Oestreich verpflichtete, der Undank aber, den es durch seine Haltung im Orientkriege an den Tag legte, hatte im letzten Jahre die Isolirung des Kaiserstaates und den Verlust der Lombardei zur Folge.

Oestreich machte gleich darauf einen zweiten Fehler. Statt die Freiheiten und Verfassungen der unterworfenen Länder zu garantiren, gab der Kaiser Franz Joseph am 4. März die neue östreichische Verfassung, wornach Ungarn, wenn es nicht siegte, seine bisherige Verfassung, seinen Reichstag, seine nationale Sonderstellung verlor. Kossuth säumte daher nicht, Schlag für Schlag zurückzugeben, indem er in Debreczin durch den Reichstag vom 14. April das Haus Habsburg-Lothringen der Krone Ungarns verlustig erklären ließ und provisorisch eine Republik schuf, ein Schritt, den Görgey entschieden mißbilligte und einen heftigen Zwist zwischen ihm und Kossuth hervorrief.

An die Stelle des Feldmarschall-Lieutenants Windischgräz, dessen Feldherrnlaufbahn nun einmal kein Sieg bezeichnen sollte, trat der Feldzeugmeister v. Welden, der sogleich seinen Feldzug mit einem Rückzug nach Raab begann, um von Görgey von Komorn her nicht überflügelt zu werden. In Ofen hatte er eine Besatzung gelassen, die aber dort, als Görgey es am 21. mit Sturm nehmen ließ, das Leben verlor.

An v. Weldens Stelle kam nun Haynau, der von Radetzky's Heer aus Italien herberufen worden war. Er führte 70,000 Mann, der Ban Jellachich im südlichen Ungarn 40,000 Mann, Puchner in Siebenbürgen 12,000 Mann. Gleichzeitig kam die russische Hilfe; das Corps von Lüders an der siebenbürgischen Grenze ward auf 36,000 Mann verstärkt, während das Gros der russischen Armee unter dem Fürsten Paskiewitsch 130,000 Mann mit 500 Geschützen über die Karpathenpässe anrückte. Am äußersten rechten Flügel kam die Division Panintin auf der Eisenbahn durch Schlesien, um über Wien zu Welden zu stoßen. Das russische Centrum und der linke Flügel überschritten die Nordgrenze Ungarns bei Neumarkt und Dukla am 17. Juni. Dieser Macht — 291,000 Mann — hatte Ungarn höchstens 200,000 entgegenzustellen und seine Niederlage war fast gewiß. Im Süden hatte indessen Lüders

wieder versucht, in Siebenbürgen einzudringen, und es begann dort von Neuem der blutigste und wüthendste Kampf, bei dem Bem seine alte Tapferkeit und sein Feldherrntalent bewährte. Während er ein abgesondertes, aus der Bukowina eindringendes russisches Corps unter Grotenjelm angriff und von ihm geschlagen wurde, ward auch sein Unterbefehlshaber Kiß von Lüders selbst geschlagen und Kronstadt und Hermannstadt waren wieder in Händen der Russen (21. Juni). Da schlug sich Bem in Verzweiflung erst mit Lüders, dann mit Grotenjelm, dann wieder mit Clam und obgleich überall geschlagen, warf er sich noch keck in die Moldau, um einen Aufstand gegen die Russen zu erregen. Auch dieß mißlang und blitzschnell war er wieder zurück, lieferte Lüders eine blutige Schlacht bei Schäsburg (31. Juli) und es gelang ihm sogar, indem er sich wieder verstärkte, die Russen aus Hermannstadt zu verjagen. Lüders holte ihn jedoch in forcirtem Marsch ein und schlug ihn in der Nähe der Stadt (7. August), worauf Bem zu Kossuth gerufen wurde und General Stein den immer mehr ermattenden Kampf fortsetzte.

Im Süden Ungarns stand Perczel gegen den Ban, ward aber von ihm bei Karcs am 7. Juni geschlagen und in Folge dessen trotz früher bewiesener großer Tapferkeit und Fähigkeit abgesetzt. Seinem Nachfolger Vetter gelang es am 1. Juli die durch Mangel an Lebensmitteln unhaltbare Festung Arad einzunehmen und nur noch Temeswar, in dessen Mauern es schauderhaft aussah, ließ den kaiserl. Aaren auf seinen Zinnen wehen.

Kossuth saß mit seiner Papierpresse und seiner revolutionären Regierung inzwischen immer noch in Ofen und bewegte von hier aus Himmel und Erde, um das Land, das sein Geschwätz über seine Lage und Zukunft vollkommen verblendet hatte, zum rasendsten Widerstande aufzureizen. Seinen früheren Zufluchtswinkel Debreczin hatte er bereits verloren, seit die Russen ein detachirtes Corps dorthin gesandt hatten. Es war klar, daß er sich auf den Süden, wo der Ban mit Mühe der Uebermacht Widerstand leisten konnte, sich stützen werde, um neue Kräfte zu organisiren, die zerstreuten Corps zu sammeln und dann mit einer großen Macht einen Hauptschlag auszuführen, wobei er vorzüglich auf Bem, der noch Siebenbürgen hielt, gerechnet haben mag. Mit Blitzesschnelle in dieses Spinnengewebe zu fahren und mit kräftiger Faust es zu zerreißen, war der Zweck, den Haynau vor Augen hatte und um so kühner zu verfolgen gedachte, als Temeswar, das getreue, schon in größter Gefahr war, dem Hunger und der in seinen Mauern wüthenden Cholera zu unterliegen.

Haynau dachte daher rasch vorwärts zu dringen, während Görgey seinerseits im Sinne hatte, sich auf Haynau zu werfen und ihn zu vernichten, ehe Paskiewitsch herangekommen wäre. Er griff am 13. Juni Haynau's Vorhut bei Csorna an und schlug sie, aber am 21. erlitt er selbst bei Zsigard und gleichzeitig Klapka auf der Insel Schütt eine Niederlage. Noch einmal wagte Görgey am 2. Juli einen verzweifelten Kampf bei Komorn, wo er aber wieder geschlagen und verwundet ward. An seiner Stelle übernahm Klapka den Befehl und schlug den dritten blutigen Kampf vor Komorn am 11. Juli aber wieder vergebens. Haynau's tapfere Armee hielt Stand.

Die Russen unter Paskiewitsch sollten Dembinsky mit nur 18,000 Mann in dünner Stellung aufhalten. Paskiewitsch schob das Rüdiger'sche Corps nach Waitzen vor, wo es, da Görgey von Komorn ihm entgegenging, zum blutigen Gefechte kam (15. Juli), in dem Görgey die Russen aus Waitzen vertrieb, aber endlich weichen mußte, als Paskiewitsch mit der Hauptmacht vorrückte. In forcirten Märschen durch das Gebirge erreichte er Debreczin. Kossuth hatte sich nach Szegedin zurückgezogen, aber gerade dahin marschirte Haynau mit seiner Armee. Dembinsky sollte ihn aufhalten, glaubte sich jedoch nicht stark genug und ging in die starke Stellung nach Szörek zurück, wo er am 5. August die Schlacht annahm, aber eine furchtbare Niederlage erlitt. Dembinsky floh nach Temeswar, verstärkte sich durch die dort stehende Belagerungsarmee und hielt noch einmal dem furchtbaren Haynau Stand, der ihn aber am 9. abermals schlug und das hartbedrängte Temeswar glücklich entsetzte.

Zu spät eilte Görgey herbei, Temeswar zu retten; in Arad empfing er die Nachricht, daß sein Heer wie Spreu zerstoben war. Mit der Vernichtung des Dembinsky'schen Corps war Kossuth in Görgey's Hand gegeben, der ganz andere Ansichten von jeher als Kossuth hatte, soweit es die Wahrung der Rechte Ungarns galt. Görgey wollte bloß die Erhaltung der ungarischen Nationalverfassung, Kossuth die Republik und sich an der Spitze. Bei der jetzt veränderten Lage der Dinge glaubte nun Kossuth Görgey nicht viel zutrauen zu dürfen und floh, nachdem er abgedankt und den Oberbefehl in Görgey's Hände gegeben hatte, die Reichskleinodien mit sich nehmend, zu Bem.

Görgey hatte nun die Wahl, sich zu schlagen oder zu ergeben. Ein Erfolg war beim Kampfe nicht mehr — bei einer solchen Uebermacht — zu hoffen und Görgey hatte Recht, wenn er den Entschluß faßte, sich zu ergeben und das Blut seiner Soldaten zu schonen. Aber an wen sollte er sich ergeben?

Haynau hatte gleich beim Antritt seines Commandos zwei gefangene ungarische Offiziere, Freunde Görgey's, als Deserteure hinrichten lassen. Diese Strenge mochte es wohl nicht rathsam erscheinen lassen, sich den Oestreichern zu ergeben. Er wählte daher die Russen und war schon einige Zeit darüber in Unterhandlungen mit Rüdiger getreten, dem er durch eine Dame hatte Anträge machen lassen. Auch das Heer, das Haynau haßte und fürchtete, wollte lieber mit den Russen als den Oestreichern capituliren.

Am 12. August zog Görgey nach Villagos und schloß schon am 13. die mit Rüdiger längst verabredete Capitulation. Die 23,000 Mann starke Armee streckte die Waffen und Paskiewitsch konnte an Kaiser Nikolaus schreiben: „Ungarn liegt E. Majestät zu Füßen.“

Kossuth mit Bem und dem Rest der Armee flohen in die Türkei, andere Truppencorps lösten sich vollends auf. Arad, Peterwardein, Munonos ergaben sich, nur in Komorn behauptete sich der tapfere Klapka, erlangte am 27. September eine ehrenvolle Capitulation und durfte frei nach England gehen; Görgey erhielt durch russische Vermittlung freien Aufenthalt in Gräz.

Die ungarischen Flüchtlinge hielten sich Anfangs in Belgrad auf, und en später nach Schumla geschickt. Englische Vermittlung schützte sie gegen

Auslieferung, die Oestreich verlangte, und nach langen Unterhandlungen mit der Pforte durfte Kossuth frei nach England auswandern, während Bem, Kmety, Stein ꝛc. zum Islam übertraten und Pascha's wurden.

Schlimmer ging es den gefangenen Häuptern der Revolution. Nach der Waffenstreckung von Villayos füllten sich die Kerker und bald sühnte das Blut von 15 Opfern das schwer verletzte Gesetz. Ob nicht Oestreich klüger daran gethan haben würde, mit mehr Milde zu verfahren? Es scheint dieß selber eingesehen zu haben, denn bald wurde Haynau, weil er zu eigenmächtig in Ungarn schaltete und verfuhr, nach Wien zurückberufen.

Ungarn blutete aus tausend Wunden; das Land war verheert, mit dem Blute seiner Söhne getränkt! Und welcher Gewinn war erreicht? Es verlor seine bisherige unangefochtene nationale Selbstständigkeit, seine Verfassung, seinen Reichstag, denn unmöglich konnte die Regierung dem empörten Volke die verfassungsmäßigen Waffen wieder zurückgeben, die es eben erst so sehr gegen seinen rechtmäßigen König und Herrn mißbraucht hatte. Mit der alten Verfassung aber fielen auch die Zollschranken und viele Mißbräuche, und jetzt erst, wo bald das brausende Dampfroß in geflügelter Eile die Pußten Ungarns durchschnauben wird, können die natürlichen Reichthümer des von Gott gesegneten Landes sich erschließen und das hochherzige Volk der Magyaren, seinen deutschen Brüdern, die es so sehr mit Unrecht haßte, nahe bringen!

3. Entstehung des Kampfes der Ungarn und Serben in Karlowitz.

Gegenüber von Neusatz liegt die berühmte Veste Peterwardein, von der schon in alten serbischen Liedern die Rede ist. Die Bedeutung derselben während des Krieges ist bekannt; sie ist, wie Komorn, bis zur gänzlichen Bezwingung des ungarischen Aufstandes in den Händen der Ungarn geblieben. Von hier aus widersetzte sich der kühne Grabowsky den contrerevolutionären Bestrebungen der Serben und bombardirte Neustadt und Karlowitz.

Letzteres liegt am Abhang des syrmischen Gebirges zwischen den Bergen und dem rechten Donauufer. Man sieht es von der Höhe der Peterwardeiner Straße herab: aus dem dichten Schatten der Bäume treten malerisch die grauen Dächer der Häuser und die glänzenden Spitzen der Kirchthürme hervor. Hier war am 12. Juni 1848 der Kampf entbrannt und standen die Truppen Grabowsky's bereit, um das Comité von Karlowitz, das angeblich zum Schutze der Rechte des Kaisers gegen die Ungarn zusammengetreten war, auseinander zu jagen. In Karlowitz ahnte man nicht die Zwecke Grabowsky's, weil er selbst erst zwei Tage früher dem Comité beruhigende Nachrichten hatte zukommen lassen. Grabowsky schickte eine Abtheilung des Infanterieregiments Don Miguel mit Kanonen und dem Befehl, das Comité augenblicklich aufzulösen, nach Karlowitz. Die Garnison der Stadt bestand damals nur aus 2 Bataillonen zusammengeraffter Miliz und einigen Abtheilungen Grenzern. Ein Milizbataillon war an der Peterwardeiner Straße postirt. Als sich diesem Bataillon die Abtheilung Grabowsky's näherte, räumte es die Straße und ließ dieselbe unbehindert in Karlowitz einrücken, worauf die Auf=

lösung des Komités erfolgen sollte. Dieses aber weigerte sich und drohte mit Widerstand; Stratimirowitsch, der den Vorsitz führte, sammelte 30—40 Serben und besetzte mit ihnen die Brücke. Sie behaupteten dieselbe standhaft und mit Erfolg und bald entbrannte allgemein der Kampf. Nun ließ Grabowsky seine Geschütze auf die Stadt feuern — es waren die ersten Kanonenschüsse dieses Krieges — aber alsbald sammelten sich die Bauern aus dem Dorfe Piwniza, bewaffneten sich mit Dreschflegeln und warfen sich auf die Kanonen, um sie zu nehmen; einige Kartätschenschüsse reichten freilich hin, die Tollkühnen niederzuwerfen. Die beiden Abtheilungen des Peterwardeinerregiments warfen sich in einzelnen Trupps mit dem Bajonnete auf die Kanonen und zwangen sie zum Rückzug. In demselben Augenblicke erschien Stratimirowitsch mit einer Abtheilung in der rechten Flanke Grabowsky's und zwang ihn zum Rückzuge. Es blieben auf beiden Seiten etwa 40—50 Mann, an und für sich ein unbedeutender Kampf, der aber an Bedeutung gewinnt, insofern er das erste Gefecht dieses blutigen Krieges war!

4. Schlacht an der Schwechat, 28. Oktober 1848.

Im blutigen Gefechte bei Velencze (29. Sept. 1848) hatten die Ungarn den Ban Jellachich geschlagen, den prahlerisch angekündigten kroatischen Feldzug beendet und rückten nun 25,000 Mann stark unter Moga gegen das von Windischgräz und Jellachich hartbedrängte Wien vor, wagten aber die Grenze nicht zu überschreiten, da der Landesvertheidigungsausschuß in Pesth hiezu eine Aufforderung vom Reichstage in Wien erwartete. Zwei Tage vor der Einnahme Wiens überschritt erst das ungarische Heer die Grenze, rückte über den Leythafluß und stieß am 30. Oktober auf die Armee des Fürsten Windischgräz, der mit 70,000 Mann mit 140 Kanonen den Ungarn entgegengerückt war und an der Schwechat Stellung nahm, indem er die Hügelkette bei Mannswörth besetzte, welche die umliegende flache Gegend beherrscht, während die Reiterei, auf beiden Flügeln vertheilt, die Ungarn durch einen kreisförmigen Flankenangriff bedrohen sollte. Die Ungarn hatten ihre Cavallerie gleichfalls auf beiden Flügeln und behielten die irreguläre Infanterie, die Nationalgarden und Sensenmänner in der Mitte, die reitende Artillerie aber zur Sicherung der Flanken und einen Theil derselben zur Eröffnung des Angriffs auf die Mannswörther Hügelkette.

Gegen Mittag begann die Schlacht mit einem Reiterangriffe der Oestreicher. Die Husaren stürmten sofort denselben entgegen und es entspann sich ein blutiges Reitergefecht, das ohne Entscheidung blieb. Nun brach auch die ungarische Infanterie vor, erstürmte unter mörderischem Feuer die Höhen von Mannswörth und warf die Oestreicher aus dem Dorfe, während der rechte Flügel der Ungarn auch die Höhen von Schwechat nahm. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit ward gefochten, aber vergebens, denn die Oestreicher zogen frische Truppen in's Gefecht und der mit überlegener Macht heranrückende kaiserl. General Zeisberg trieb die Ungarn von den Schwechater Höhen wieder hinab und hielt das Dorf. Ein Kartätschen- und Raketenhagel brachte

die Sensenmänner des Komorner Komitats zum Weichen und fliehend rissen sie die hinten stehenden Truppen in wilder Unordnung mit sich fort. Die östreichischen Reitermassen sprengten nun vollends das Centrum der Ungarn und würden die Niederlage derselben wohl vollständig gemacht haben, wenn nicht die reitende ungarische Artillerie vom rechten Flügel zur rechten Zeit Hilfe gebracht und ganze Reihen von dem nachdrängenden kaiserl. Kürassirregimente Wallmoden niedergeschmettert und so den unordentlichen Rückzug des ungarischen Hauptheeres gedeckt hätte.

Die Ungarn waren geschlagen, aber nicht entmuthigt und sammelten sich alsbald bei Preßburg wieder. Unangenehm ward hiedurch Windischgräz enttäuscht, der die „flüchtigen Rebellenhaufen" mit einigen tausend Mann in ein paar Tagen vollends zu vernichten gehofft hatte, denn wenige Wochen nach der Schlacht von Schwechat begann der denkwürdige für die Oestreicher so unglückliche Winterfeldzug unter dem Obercommando des Feldmarschalls Fürsten zu Windischgräz.

5. Die zweitägige Schlacht von Kapolna, 26. und 27. Febr. 1849.

Der Glanzpunkt des Winterfeldzugs ist die Schlacht von Kapolna.

Mit 56 Bataillonen, 72 Schwadronen und 256 Geschützen war Fürst Windischgräz gegen die obere Donauarmee der Ungarn, die unter dem Oberbefehle des nach der Schlacht von Schwechat zum General und am 1. Novbr. zum Oberbefehlshaber der ungarischen Armee ernannten Görgey 30,000 Mann zählte, herangerückt und hatte nach ein paar blutigen Reitergefechten, in denen die kühnen ungarischen Husaren durch ihre behende Fechtart und leichte Bewaffnung bedeutende Ueberlegenheit über die schwere östreichische Cavallerie gezeigt hatten. Raab erreicht, wo Görgey seine Armee concentrirte und den Oestreichern eine Hauptschlacht anbieten wollte. Allein der Eintritt einer furchtbaren Kälte, welche alle Flüsse und Sümpfe, die Stützpunkte der Stellung bei Raab, mit einer dicken Eisrinde überzog, und für alle Waffen vollkommen praktikabel machte, veranlaßte die Ungarn, den Rückzug nach Ofen fortzusetzen, um sich dort mit dem 6000 Mann starken Corps des Generals Perczel — der übrigens auf dem Wege von der Drau dahin von Jellachich, der von Stuhlweissenburg gegen Ofen vorrückte, bei Moór geschlagen wurde — zu vereinigen und die Hauptschlacht anzunehmen. Auch Görgey's Nachhut erlitt auf dem Wege nach Ofen eine Schlappe (28. Dezember) bei Bábolna und endlich entschloßen sich die Ungarn, die Hauptstädte Pesth und Ofen, sowie das Banat und die Bénns bis an die Maros und Theresiopel zu räumen und alle ihre Wehrkräfte hinter den schirmenden Sümpfen der Theiß zu vereinigen und dort um jeden Preis sich zu halten, während Görgey mit 20,000 Mann die Richtung gegen Oberungarn nehmen und die Aufmerksamkeit der Oestreicher von der Theiß abziehen sollte.

Blutige Gefechte zwischen den Oestreichern unter Schlick und den Ungarn unter Klapka begleiteten das Vorrücken der Oestreicher gegen die Theiß, hinter der sich jetzt die ungarischen Wehrkräfte unter dem talentvollen Dem-

auf ihre Hüte. Kossuth stellte sich sofort an die Spitze eines Landesvertheidigungs-ausschusses und betrieb energisch den Krieg gegen die Croaten, obgleich ein kurz nach Empfang der Deputation erlassenes kaiserliches Rescript den Ungarn verbot, gegen Jellachich zu kämpfen. Durch eine zweite große Deputation, die er nach Wien nicht an den Kaiser, sondern an die Nationalversammlung schickte, fraternisirte Kossuth mit der Demokratenparthei Wiens, hoffend durch eine Revolution in Wien Ungarn von Oestreich losreißen und sich selbst zum Haupte des jungen Staates machen zu können. „Wien muß mit Ungarn siegen oder untergehen“ und „eine Million für eine neue Revolution in Wien!“ waren damals Kossuth's Losungsworte, denen bedeutende Geldsummen, unter dem Proletariat vertheilt, entsprechenden Nachdruck gaben.

Erzherzog Stephan, der Palatin Ungarns, versuchte noch einmal das Land mit dem Kaiser zu versöhnen, aber alle seine Versuche scheiterten und er kehrte endlich mißmuthig nach Wien zurück am 21. December. Als neuen Statthalter an seiner Stelle schickte der Kaiser den General Grafen Lamberg nach Pesth, dem Alles in Ungarn gehorchen sollte. Schon wollte sich ihm Batthyany und sein gemäßigter Anhang unterwerfen, als Kossuth das Volk gegen denselben aufreizte. Als der arme Statthalter über die Donaubrücke bei Pesth fuhr, kam ihm schon ein Schwarm Sensenmänner entgegen, riß ihn aus dem Wagen und schlachtete ihn auf grausame Weise ab, während er, wie zu seiner Rechtfertigung, das kaiserl. Schreiben hoch in der Hand emporhielt (28. Septbr.)

Nun war der Bruch faktisch und Versöhnung unmöglich geworden. Batthyany, der Führer der gemäßigten Parthei, entfloh nach Wien. Am 29. Septbr. stießen die Ungarn unter General Moga mit Jellachich bei Belencze zusammen und zwangen ihn zum Rückzuge nach Stuhlweißenburg. Bald nachher wurden die Generale Rott und Philippowich, die mit 8000 Mann zum Bau stoßen sollten, von den Ungarn unter General Perczel umringt und gefangen. Am 30. ließ Arthur Görgey, einer der neuen ungarischen Generale, den Stuhlweißenburger Administrator Grafen Zichy als Anhänger Jellachichs standrechtlich erschießen.

So folgten sich rasch die unheilvollen Ereignisse, welche den tiefen Riß zwischen Ungarns Regierung und dem Kaiser mehr und mehr unheilbar machten, bis endlich die von Kossuth und seinen Agenten längst vorbereitete Revolution am 6. October in Wien ausbrach, der Kossuth seinen Beistand feierlichst versprochen hatte und wirklich rückte auch General Moga den Wienern zu Hilfe an die Schwechat vor. Aengstlich harrend hockten Fröbel u. a. auf den Stephansthurm, durch Fernröhren die herannahenden Ungarn zu erspähen. Sie sahen auch vom Thurm den Blitz und Rauch der Kanonen — aber nur den der von Jellachich geschlagenen ungarischen Armee.

Wien erlag den energischen Maßnahmen des F.M.L. Fürsten zu Windischgrätz, der mit starker Hand schon in Prag die Revolution niedergeworfen hatte. Was ihm in Prag und Wien gelungen war, sollte er nun auch in Pesth versuchen. Der junge, an die Stelle Ferdinands, der am 2. Decbr. die

Krone niedergelegt hatte, getretene Kaiser Franz Joseph befahl dem Fürsten, Ungarn zu unterwerfen. Möglichst schnell zog er Verstärkungen an sich und begann schon Mitte Dezember den Feldzug.

Ungarn befand sich damals bereits ganz in der Gewalt Kossuths mit einziger Ausnahme der Festungen Arad und Temeswar und des siebenbürgischen Sachsenlandes, welches gut kaiserlich blieb, aber viel zu schwach war, um den Ungarn eine wirksame Diversion im Rücken zu machen. Die Aushebung der Mannschaft (Honveds) wurde durch die in ganz Ungarn verbreiteten Agenten der Revolutionspartei mit außerordentlicher Thätigkeit betrieben und da die Cadres aus den Offizieren, Unteroffizieren und gedienten älteren Soldaten der im Lande befindlichen Regimenter genommen werden konnten, so waren die Bataillone bald gebildet. Das Einzige, woran die Armee litt, waren Feuergewehre, welchen Mangel Kossuth durch Bestellung einer Lieferung von 100,000 Gewehren in England und Belgien abzuhelfen suchte. Ein großer Theil derselben wurde jedoch an der Grenze aufgehalten und mit Beschlag belegt. So kam es, daß den ganzen Feldzug über ganze Bataillone Honveds nur mit Sensen bewaffnet waren. Von der K. K. Armee waren 26 Bataillone übergetreten.

Die Kavallerie, des Ungarn Hauptwaffe, war ausgezeichnet. Die Husarenregimenter, deren 59 Schwadronen in Ungarn standen, wurden durch die Errichtung der Regimenter Lehel, Boczky, Karoly, Kossuth rc. auf 18 Regimenter und 8 Schwadronen vortreffliche Reiterei gebracht. Dazu kam die irreguläre Reiterei, die Tschikos (Pferdehirten). Es war dieß eine recht tüchtige, leichte Reiterei, wilde, kräftige Gestalten mit braunen Gesichtern, langen herabhängenden schwarzen Haaren, flink und unermüdlich wie ihre kleinen Rosse. Eine solche wilde Schaar bot einen eigenthümlichen Anblick. Plumpe Stiefeln mit langen, verrosteten Sporen, ungesäumte, lange, weite Gatjen von grober weißer Leinwand, ein kurzes weites Hemd, das über dieselben herabhing, dazu ein Köpenyeg, ein langer, weißer, mit bunten Schnüren, wie ein Husarenpelz über dem Rücken befestigter herabhängender Mantel und kleine runde Filzhüte mit breitem Rand und Schnüren mit den ungarischen Farben verziert bildeten ihre Kleidung. Im Lederriemen, der die Gatjen zusammenhält, stack ein Handbeil, das sie mit großer Gewandtheit zum Hauen und Werfen gebrauchten. Ihre Hauptwaffe aber war eine lange Peitsche, an deren feingeflochtener Schnur vorne vier bis fünf Bleikugeln befestigt sind. Diese Peitsche mit nicht sehr langem Stiel, aber gegen 20 Fuß langer Schnur wird wie eine Schleuder gebraucht und ist in der Hand eines geschickten Tschikos eine gefährliche Waffe. In vollem Rosseslauf schleudern sie die Peitsche so, daß die Kugeln sich um den Hals oder Fuß des Menschen oder Thieres, das sie fangen wollen, schlingen und sie dasselbe ganz in ihrer Gewalt haben. Selten verfehlt ein guter Tschiko sein Ziel und mancher Oestreicher verdankt einem solchem Sohne der Pußta Gefangenschaft und Tod.

An Artillerie hatten die Ungarn ebenfalls keinen Mangel, da beim Ausbruch der Revolution 2402 Geschütze, worunter 672 Feldgeschütze im Lande

waren und der Pferdereichthum des Landes eine vortreffliche Bespannung gestattete.

Dem Mangel an kriegserfahrenen Feldherren suchten sie durch Berufung Fremder, namentlich polnischer Generale, wie Bem, Dembinsky ꝛc. abzuhelfen; an des an der Schwechat geschlagenen Moga Stelle trat der feurige Görgey. Bem, der sich weder mit Görgey noch Kossuth vertragen konnte, erhielt das Commando in Siebenbürgen.

Eine Hauptstärke der ungarischen Armee bestand endlich noch in der fanatischen Ergebenheit der Einwohner des Landes, die ohne Klage Alles zum Opfer brachten und durch die Zuverlässigkeit und schnelle Beförderung der Nachrichten aller Art die Bewegungen der eigenen Truppen wesentlich fördert, und die des Feindes verriethen.

Die K. K. östreich. Armee, der unter dem Oberbefehle des F.M.L. Windischgrätz die Pacification Ungarns übertragen war, zählte in 2 Armeecorps (Ban Jellachich und Grafen Wrbna) nebst dem Reservearmeecorps unter F.M.L. Serbelloni 37 Bat. und 15 Comp. Infanterie, 52 Schwadronen Kavallerie, 216 Geschütze und 10 Brückenequipagen. Dazu kamen noch das bei Gödnig a. d. March stehende aus 5 Bataillonen, 2 Schwadronen und 12 Geschützen bestehende Corps des F.M.L. Simunich und die in Galizien in der Gegend von Dukla sich concentrirende Division des F.M.L. Gf. Schlick mit 8 Bat. Infanterie, 6 Schwadronen und 27 Geschützen. Im Ganzen zählte das Operations-Heer 49,000 M. Infanterie, 8000 M. Kavallerie und 258 Geschütze.

Görgey stand mit seinem Corps vor Preßburg. Gegen ihn wendete sich die östreich. Hauptmacht unter Windischgrätz selbst zuerst und warf ihn nach kurzem Gefechte an die Leytha zurück, so daß er Preßburg aufgeben mußte und nach einem zweiten Gefechte bei Raab gegen den Ban von Croatien nach Ofen zurückwich. Dahin zog sich auch das Corps des General Perczel zurück, nachdem es bei Moor geschlagen worden, und das Corps Wrbna cernirte die starke Festung Komorn. Einen Kampf um die ungarischen Hauptstädte wollten die ungarischen Generale nicht wagen und man fand es daher räthlicher, den Reichstag jenseits der Theiß nach Debreczin zu verlegen und das östreich. Heer in die bei der schlechten Jahreszeit unwirthlichen Ebenen Innerungarns zu verlocken, wo Krankheiten und Hunger sie aufreiben würden. Kossuth hatte die heil. ungarische Krone von Pesth mitgenommen, um sie vor den Oestreichern in Sicherheit zu bringen. Diese waren inzwischen mit der Hauptmacht bis Pesth vorgerückt, standen aber nun im Winter im innern Ungarn und konnten es bei der großen Kälte nicht wagen, weiter vorzudringen; drei Siege des Gf. Schlick über die Ungarn unter Meszaros bei Kaschau hatten keinen wesentlichen Erfolg.

Die Bewegungen der in drei Corps getheilten ungarischen Armee litten indessen wesentlich durch die Uneinigkeit ihrer Führer und insbesondere durch die Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und Kossuth. Namentlich Görgey widerstrebte auf's Entschiedenste den republikanischen Intriguen desselben und um ihnen einen Damm zu setzen, ließ er seine Armee schwören, daß sie nur

für ihren rechtmäßigen König Ferdinand V., den König von Ungarn und für die ungarische Verfassung kämpften (Franz Joseph erkannten die Ungarn nicht an, weil er die pragmatische Sanction von 1723 nicht beschworen hatte und nicht gekrönt war).

Nach vielen Hin- und Herzügen der ungarischen Armeecorps und mehreren kleineren Gefechten vereinigte sich das ganze ungarische Heer unter Dembinsky's Oberbefehl bei Kapolna. Dahin dirigirte auch Windischgrätz alle seine Kräfte, um mit Einem Schlage dem Kriege ein Ende zu machen. Am 28. Februar entbrannte die blutige Schlacht bei Kapolna, die Schlicks Erscheinen in der rechten Flanke der Ungarn bei Verpelet zu deren Ungunsten entschied. Dembinsky's Unglück zog seinen Sturz nach sich; an seiner Stelle riß Görgey das Obercommando an sich, dem das ganze Heer bis auf den letzten Mann ergeben war, während die Polen anfingen, bei ihm verhaßt zu werden. Der neue Führer begann nun gegen die Oestreicher durch die Ueberrumpelung des General Karper in Szolnok am 5. März (wo Karper 1800 M. und 11 Kanonen verlor) eine kühne Offensive.

Wie Görgey in Ungarn, so war Bem indessen in Siebenbürgen glücklich gewesen. Der Uebermuth der ungarischen Szekler hatte dort den Widerstand der Sachsen und Wallachen heraufbeschworen und dem kaiserl. General Puchner war am 5. Septbr. ein Schlag bei Maros-Vasarhely über 10,000 Szekler geglückt. Bems Ankunft in Siebenbürgen veränderte aber die Situation und in mehr als 10 Gefechten schlug er die Kaiserlichen (vom 17. Dezbr. bis 9. Febr.) zuerst im Norden von Siebenbürgen, dann im Süden. Der kaiserliche Adler hatte sich vor Bems siegreichen Schaaren in die Bukowina flüchten müssen, und als der kühne Urban, den wir im letzten italienischen Feldzuge bewundert, von dort wieder in Siebenbürgen einzubrechen suchte, wandte sich Bem blitzschnell gegen ihn und schlug ihn bei Jaad am 23. Febr. wieder zurück. Zwar riefen die sächsischen Städte Siebenbürgens Hermannsstadt und Kronstadt die unter Lüders an der Grenze stehenden Russen zu Hilfe, die auch 5000 M. stark in Hermannstadt einrückten, aber Bem griff keck Hermannstadt an und jagte am 9. März die Russen wieder hinaus. General Puchner konnte sich nun nicht mehr in Siebenbürgen halten und zog sich in die Wallachei zu den Russen zurück; Siebenbürgen aber gehorchte Bem und seinen Schaaren, die auf's Grausamste plünderten und brannten.

Die genialen Schläge Bems und Görgey's kühnes Vorgehen machten die Hoffnung, die Windischgrätz auf seinen Feldzugsplan gesetzt, zu Schanden. Er war in die Defensive versetzt, und konnte nur mehr rückwärts gehen. Sein Hauptquartier war in Gödöllö; als aber Schlick bei Hort und Jellachich bei Isaszny von Görgey geschlagen wurden, welcher jetzt auf dem kürzesten Wege Pesth erreichen konnte, fand es Windischgrätz für gerathen, dahin zurückzugehen. Sofort warf sich Görgey auf Waitzen, in die linke Flanke der Oestreicher, um Komorn, das immer noch cernirt war, zu entsetzen. Es gelang ihm auch wirklich; am 12. April rieb er bei Waitzen zwei östreichische Brigaden auf und zog am 21. in Komorn ein. Gleichzeitig schlug General

Perczel die Serben, entsetzte Peterwardein, nahm Szent-Tamas und die Römerschanzen mit Sturm, vereinigte sich mit Bem und behauptete im Banat die Oberhand.

Im Süden, wie im Norden, waren die Magyaren Sieger, und das bedrängte Oestreich war nun in der Lage, sich nach Hilfe umsehen zu müssen. Es suchte und fand sie bei Rußland. Der Kaiser Nikolaus war eben in Warschau, wo er große Streitkräfte vereinigt hatte. Die Theilnahme so vieler Polen am Kriege der Ungarn, die leicht später die ungarische Sache zur ihrigen hätten machen und eine Revolution in Polen hätten hervorrufen können, beunruhigte ihn und er handelte also im eigenen Interesse, wenn er Oestreich seine unruhigen Grenznachbarn bezwingen half. Uebrigens war das Verlangen russischer Hilfe von Seiten Oestreichs eben so unnöthig als unklug, da nach der Bezwingung der Revolution in Wien und Sardiniens seine eigene Kraft ausgereicht haben würde, Ungarn zu unterwerfen. Der Dank, zu dem Rußland sich Oestreich verpflichtete, der Undank aber, den es durch seine Haltung im Orientkriege an den Tag legte, hatte im letzten Jahre die Isolirung des Kaiserstaates und den Verlust der Lombardei zur Folge.

Oestreich machte gleich darauf einen zweiten Fehler. Statt die Freiheiten und Verfassungen der unterworfenen Länder zu garantiren, gab der Kaiser Franz Joseph am 4. März die neue östreichische Verfassung, wornach Ungarn, wenn es nicht siegte, seine bisherige Verfassung, seinen Reichstag, seine nationale Sonderstellung verlor. Kossuth säumte daher nicht, Schlag für Schlag zurückzugeben, indem er in Debreczin durch den Reichstag vom 14. April das Haus Habsburg-Lothringen der Krone Ungarns verlustig erklären ließ und provisorisch eine Republik schuf, ein Schritt, den Görgey entschieden mißbilligte und einen heftigen Zwist zwischen ihm und Kossuth hervorrief.

An die Stelle des Feldmarschall-Lieutenants Windischgräz, dessen Feldherrnlaufbahn nun einmal kein Sieg bezeichnen sollte, trat der Feldzeugmeister v. Welden, der sogleich seinen Feldzug mit einem Rückzug nach Raab begann, um von Görgey von Komorn her nicht überflügelt zu werden. In Ofen hatte er eine Besatzung gelassen, die aber dort, als Görgey es am 21. mit Sturm nehmen ließ, das Leben verlor.

An v. Weldens Stelle kam nun Haynau, der von Radetzky's Heer aus Italien herberufen worden war. Er führte 70,000 Mann, der Ban Jellachich im südlichen Ungarn 40,000 Mann, Puchner in Siebenbürgen 12,000 Mann. Gleichzeitig kam die russische Hilfe; das Corps von Lüders an der siebenbürgischen Grenze ward auf 36,000 Mann verstärkt, während das Gros der russischen Armee unter dem Fürsten Paskiewitsch 130,000 Mann mit 500 Geschützen über die Karpathenpässe anrückte. Am äußersten rechten Flügel kam die Division Paniutin auf der Eisenbahn durch Schlesien, um über Wien zu Welden zu stoßen. Das russische Centrum und der linke Flügel überschritten die Nordgrenze Ungarns bei Neumarkt und Dukla am 17. Juni. Dieser Macht — 291,000 Mann — hatte Ungarn höchstens 200,000 entgegenzustellen und seine Niederlage war fast gewiß. Im Süden hatte indessen Lüders

wieder versucht, in Siebenbürgen einzudringen, und es begann dort von Neuem der blutigste und wüthendste Kampf, bei dem Bem seine alte Tapferkeit und sein Feldherrntalent bewährte. Während er ein abgesondertes, aus der Bukowina eindringendes russisches Corps unter Grotenjelm angriff und von ihm geschlagen wurde, ward auch sein Unterbefehlshaber Kiß von Lüders selbst geschlagen und Kronstadt und Hermannstadt waren wieder in Händen der Russen (21. Juni). Da schlug sich Bem in Verzweiflung erst mit Lüders, dann mit Grotenjelm, dann wieder mit Clam und obgleich überall geschlagen, warf er sich noch keck in die Moldau, um einen Aufstand gegen die Russen zu erregen. Auch dieß mißlang und blitzschnell war er wieder zurück, lieferte Lüders eine blutige Schlacht bei Schäsburg (31. Juli) und es gelang ihm sogar, indem er sich wieder verstärkte, die Russen aus Hermannstadt zu verjagen. Lüders holte ihn jedoch in forcirtem Marsch ein und schlug ihn in der Nähe der Stadt (7. August), worauf Bem zu Kossuth gerufen wurde und General Stein den immer mehr ermattenden Kampf fortsetzte.

Im Süden Ungarns stand Perczel gegen den Ban, ward aber von ihm bei Kärcs am 7. Juni geschlagen und in Folge dessen trotz früher bewiesener großer Tapferkeit und Fähigkeit abgesetzt. Seinem Nachfolger Vetter gelang es am 1. Juli die durch Mangel an Lebensmitteln unhaltbare Festung Arad einzunehmen und nur noch Temeswar, in dessen Mauern es schauderhaft aussah, ließ den kaiserl. Aaren auf seinen Zinnen wehen.

Kossuth saß mit seiner Papierpresse und seiner revolutionären Regierung inzwischen immer noch in Ofen und bewegte von hier aus Himmel und Erde, um das Land, das sein Geschwätz über seine Lage und Zukunft vollkommen verblendet hatte, zum rasendsten Widerstande aufzureizen. Seinen früheren Zufluchtswinkel Debreczin hatte er bereits verloren, seit die Russen ein detachirtes Corps dorthin gesandt hatten. Es war klar, daß er sich auf den Süden, wo der Ban mit Mühe der Uebermacht Widerstand leisten konnte, sich stützen werde, um neue Kräfte zu organisiren, die zerstreuten Corps zu sammeln und dann mit einer großen Macht einen Hauptschlag auszuführen, wobei er vorzüglich auf Bem, der noch Siebenbürgen hielt, gerechnet haben mag. Mit Blitzesschnelle in dieses Spinnengewebe zu fahren und mit kräftiger Faust es zu zerreißen, war der Zweck, den Haynau vor Augen hatte und um so kühner zu verfolgen gedachte, als Temeswar, das getreue, schon in größter Gefahr war, dem Hunger und der in seinen Mauern wüthenden Cholera zu unterliegen.

Haynau dachte daher rasch vorwärts zu dringen, während Görgey seinerseits im Sinne hatte, sich auf Haynau zu werfen und ihn zu vernichten, ehe Paskiewitsch herangekommen wäre. Er griff am 13. Juni Haynau's Vorhut bei Csorna an und schlug sie, aber am 21. erlitt er selbst bei Zsigard und gleichzeitig Klapka auf der Insel Schütt eine Niederlage. Noch einmal wagte Görgey am 2. Juli einen verzweifelten Kampf bei Komorn, wo er aber wieder geschlagen und verwundet ward. An seiner Stelle übernahm Klapka den Befehl und schlug den dritten blutigen Kampf vor Komorn am 11. Juli aber wieder vergebens. Haynau's tapfere Armee hielt Stand.

Die Russen unter Paskiewitsch hielten Dembinski mit nur 15,000 Mann in schwerer Stellung aufgehalten. Paskiewitsch schob das Rüdiger'sche Corps nach Waitzen vor, wo es, als Görgey von Komorn ihm entgegenging, zum blutigen Gefechte kam (15. Juli), in dem Görgey die Russen aus Waitzen vertrieb, aber endlich weichen mußte, als Paskiewitsch mit der Hauptmacht vorrückte. In forcirten Märschen durch das Gebirge erreichte er Debreczin. Kossuth hatte sich nach Szegedin zurückgezogen, aber gerade dahin marschirte Haynau mit seiner Armee. Dembinsky sollte ihn aufhalten, glaubte sich jedoch nicht stark genug und ging in die starke Stellung nach Szöreg zurück, wo er am 5. August die Schlacht annahm, aber eine furchtbare Niederlage erlitt. Dembinsky floh nach Temeswar, verstärkte sich durch die dort stehende Belagerungsarmee und hielt noch einmal dem furchtbaren Haynau Stand, der ihn aber am 9. abermals schlug und das hartbedrängte Temeswar glücklich entsetzte.

Zu spät eilte Görgey herbei, Temeswar zu retten: in Arad empfing er die Nachricht, daß sein Heer wie Spreu zerstoben war. Mit der Vernichtung des Dembinsky'schen Corps war Kossuth in Görgey's Hand gegeben, der ganz andere Ansichten von jeher als Kossuth hatte, soweit es die Wahrung der Rechte Ungarns galt. Görgey wollte bloß die Erhaltung der ungarischen Nationalverfassung, Kossuth die Republik und sich an der Spitze. Bei der jetzt veränderten Lage der Dinge glaubte nun Kossuth Görgey nicht viel zutrauen zu dürfen und floh, nachdem er abgedankt und den Oberbefehl in Görgey's Hände gegeben hatte, die Reichskleinodien mit sich nehmend, zu Bem.

Görgey hatte nun die Wahl, sich zu schlagen oder zu ergeben. Ein Erfolg war beim Kampfe nicht mehr — bei einer solchen Uebermacht — zu hoffen und Görgey hatte Recht, wenn er den Entschluß faßte, sich zu ergeben und das Blut seiner Soldaten zu schonen. Aber an wen sollte er sich ergeben?

Haynau hatte gleich beim Antritt seines Commandos zwei gefangene ungarische Offiziere, Freunde Görgey's, als Deserteure hinrichten lassen. Diese Strenge mochte es wohl nicht rathsam erscheinen lassen, sich den Oestreichern zu ergeben. Er wählte daher die Russen und war schon einige Zeit darüber in Unterhandlungen mit Rüdiger getreten, dem er durch eine Dame hatte Anträge machen lassen. Auch das Heer, das Haynau haßte und fürchtete, wollte lieber mit den Russen als den Oestreichern capituliren.

Am 12. August zog Görgey nach Villagos und schloß schon am 13. die mit Rüdiger längst verabredete Capitulation. Die 23,000 Mann starke Armee streckte die Waffen und Paskiewitsch konnte an Kaiser Nikolaus schreiben: „Ungarn liegt E. Majestät zu Füßen."

Kossuth mit Bem und dem Rest der Armee flohen in die Türkei, andere Truppencorps lösten sich vollends auf. Arad, Peterwardein, Munonos ergaben sich, nur in Komorn behauptete sich der tapfere Klapka, erlangte am 27. September eine ehrenvolle Capitulation und durfte frei nach England gehen; Görgey erhielt durch russische Vermittlung freien Aufenthalt in Gräz.

Die ungarischen Flüchtlinge hielten sich Anfangs in Belgrad auf, und wurden später nach Schumla geschickt. Englische Vermittlung schützte sie gegen

Auslieferung, die Oestreich verlangte, und nach langen Unterhandlungen mit der Pforte durfte Kossuth frei nach England auswandern, während Bem, Kmety, Stein ꝛc. zum Islam übertraten und Pascha's wurden.

Schlimmer ging es den gefangenen Häuptern der Revolution. Nach der Waffenstreckung von Villagos füllten sich die Kerker und bald sühnte das Blut von 15 Opfern das schwer verletzte Gesetz. Ob nicht Oestreich klüger daran gethan haben würde, mit mehr Milde zu verfahren? Es scheint dieß selber eingesehen zu haben, denn bald wurde Haynau, weil er zu eigenmächtig in Ungarn schaltete und verfuhr, nach Wien zurückberufen.

Ungarn blutete aus tausend Wunden; das Land war verheert, mit dem Blute seiner Söhne getränkt! Und welcher Gewinn war erreicht? Es verlor seine bisherige unangefochtene nationale Selbstständigkeit, seine Verfassung, seinen Reichstag, denn unmöglich konnte die Regierung dem empörten Volke die verfassungsmäßigen Waffen wieder zurückgeben, die es eben erst so sehr gegen seinen rechtmäßigen König und Herrn mißbraucht hatte. Mit der alten Verfassung aber fielen auch die Zollschranken und viele Mißbräuche, und jetzt erst, wo bald das brausende Dampfroß in geflügelter Eile die Pußten Ungarns durchschnauben wird, können die natürlichen Reichthümer des von Gott gesegneten Landes sich erschließen und das hochherzige Volk der Magyaren, seinen deutschen Brüdern, die es so sehr mit Unrecht haßte, nahe bringen!

3. Entstehung des Kampfes der Ungarn und Serben in Karlowitz.

Gegenüber von Neusatz liegt die berühmte Veste Peterwardein, von der schon in alten serbischen Liedern die Rede ist. Die Bedeutung derselben während des Krieges ist bekannt; sie ist, wie Komorn, bis zur gänzlichen Bezwingung des ungarischen Aufstandes in den Händen der Ungarn geblieben. Von hier aus widersetzte sich der kühne Grabowsky den contrerevolutionären Bestrebungen der Serben und bombardirte Neustadt und Karlowitz.

Letzteres liegt am Abhang des syrmischen Gebirges zwischen den Bergen und dem rechten Donauufer. Man sieht es von der Höhe der Peterwardeiner Straße herab: aus dem dichten Schatten der Bäume treten malerisch die grauen Dächer der Häuser und die glänzenden Spitzen der Kirchthürme hervor. Hier war am 12. Juni 1848 der Kampf entbrannt und standen die Truppen Grabowsky's bereit, um das Comité von Karlowitz, das angeblich zum Schutze der Rechte des Kaisers gegen die Ungarn zusammengetreten war, auseinander zu jagen. In Karlowitz ahnte man nicht die Zwecke Grabowsky's, weil er selbst erst zwei Tage früher dem Comité beruhigende Nachrichten hatte zukommen lassen. Grabowsky schickte eine Abtheilung des Infanterieregiments Don Miguel mit Kanonen und dem Befehl, das Comité augenblicklich aufzulösen, nach Karlowitz. Die Garnison der Stadt bestand damals nur aus 2 Bataillonen zusammengeraffter Miliz und einigen Abtheilungen Grenzern. Ein Milizbataillon war an der Peterwardeiner Straße postirt. Als sich diesem Bataillon die Abtheilung Grabowsky's näherte, räumte es die Straße und ließ dieselbe unbehindert in Karlowitz einrücken, worauf die Auf-

lösung des Komités erfolgen sollte. Dieses aber weigerte sich und drohte mit Widerstand; Stratimirowitsch, der den Vorsitz führte, sammelte 30—40 Serben und besetzte mit ihnen die Brücke. Sie behaupteten dieselbe standhaft und mit Erfolg und bald entbrannte allgemein der Kampf. Nun ließ Grabowsky seine Geschütze auf die Stadt feuern — es waren die ersten Kanonenschüsse dieses Krieges — aber alsbald sammelten sich die Bauern aus dem Dorfe Piwniza, bewaffneten sich mit Dreschflegeln und warfen sich auf die Kanonen, um sie zu nehmen; einige Kartätschenschüsse reichten freilich hin, die Tollkühnen niederzuwerfen. Die beiden Abtheilungen des Peterwardeinerregiments warfen sich in einzelnen Trupps mit dem Bajonnete auf die Kanonen und zwangen sie zum Rückzug. In demselben Augenblicke erschien Stratimirowitsch mit einer Abtheilung in der rechten Flanke Grabowsky's und zwang ihn zum Rückzuge. Es blieben auf beiden Seiten etwa 40—50 Mann, an und für sich ein unbedeutender Kampf, der aber an Bedeutung gewinnt, insofern er das erste Gefecht dieses blutigen Krieges war!

4. Schlacht an der Schwechat, 28. Oktober 1848.

Im blutigen Gefechte bei Velencze (29. Sept. 1848) hatten die Ungarn den Ban Jellachich geschlagen, den prahlerisch angekündigten kroatischen Feldzug beendet und rückten nun 25,000 Mann stark unter Moga gegen das von Windischgräz und Jellachich hartbedrängte Wien vor, wagten aber die Grenze nicht zu überschreiten, da der Landesvertheidigungsausschuß in Pesth hiezu eine Aufforderung vom Reichstage in Wien erwartete. Zwei Tage vor der Einnahme Wiens überschritt erst das ungarische Heer die Grenze, rückte über den Leythafluß und stieß am 30. Oktober auf die Armee des Fürsten Windischgräz, der mit 70,000 Mann mit 140 Kanonen den Ungarn entgegengerückt war und an der Schwechat Stellung nahm, indem er die Hügelkette bei Mannswörth besetzte, welche die umliegende flache Gegend beherrscht, während die Reiterei, auf beiden Flügeln vertheilt, die Ungarn durch einen kreisförmigen Flankenangriff bedrohen sollte. Die Ungarn hatten ihre Cavallerie gleichfalls auf beiden Flügeln und behielten die irreguläre Infanterie, die Nationalgarden und Sensenmänner in der Mitte, die reitende Artillerie aber zur Sicherung der Flanken und einen Theil derselben zur Eröffnung des Angriffs auf die Mannswörther Hügelkette.

Gegen Mittag begann die Schlacht mit einem Reiterangriffe der Oestreicher. Die Husaren stürmten sofort denselben entgegen und es entspann sich ein blutiges Reitergefecht, das ohne Entscheidung blieb. Nun brach auch die ungarische Infanterie vor, erstürmte unter mörderischem Feuer die Höhen von Mannswörth und warf die Oestreicher aus dem Dorfe, während der rechte Flügel der Ungarn auch die Höhen von Schwechat nahm. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit ward gefochten, aber vergebens, denn die Oestreicher zogen frische Truppen in's Gefecht und der mit überlegener Macht heranrückende kaiserl. General Zeisberg trieb die Ungarn von den Schwechater Höhen wieder hinab und hielt das Dorf. Ein Kartätschen- und Raketenhagel brachte

die Sensenmänner des Komorner Komitats zum Weichen und fliehend rissen sie die hinten stehenden Truppen in wilder Unordnung mit sich fort. Die östreichischen Reitermassen sprengten nun vollends das Centrum der Ungarn und würden die Niederlage derselben wohl vollständig gemacht haben, wenn nicht die reitende ungarische Artillerie vom rechten Flügel zur rechten Zeit Hilfe gebracht und ganze Reihen von dem nachdrängenden kaiserl. Kürassirregimente Wallmoden niedergeschmettert und so den unordentlichen Rückzug des ungarischen Hauptheeres gedeckt hätte.

Die Ungarn waren geschlagen, aber nicht entmuthigt und sammelten sich alsbald bei Preßburg wieder. Unangenehm ward hiedurch Windischgräz enttäuscht, der die „flüchtigen Rebellenhaufen" mit einigen tausend Mann in ein paar Tagen vollends zu vernichten gehofft hatte, denn wenige Wochen nach der Schlacht von Schwechat begann der denkwürdige für die Oestreicher so unglückliche Winterfeldzug unter dem Obercommando des Feldmarschalls Fürsten zu Windischgräz.

5. Die zweitägige Schlacht von Kapolna, 26. und 27. Febr. 1849.

Der Glanzpunkt des Winterfeldzugs ist die Schlacht von Kapolna.

Mit 56 Bataillonen, 72 Schwadronen und 256 Geschützen war Fürst Windischgräz gegen die obere Donauarmee der Ungarn, die unter dem Oberbefehle des nach der Schlacht von Schwechat zum General und am 1. Novbr. zum Oberbefehlshaber der ungarischen Armee ernannten Görgey 30,000 Mann zählte, herangerückt und hatte nach ein paar blutigen Reitergefechten, in denen die kühnen ungarischen Husaren durch ihre behende Fechtart und leichte Bewaffnung bedeutende Ueberlegenheit über die schwere östreichische Cavallerie gezeigt hatten. Raab erreicht, wo Görgey seine Armee concentrirte und den Oestreichern eine Hauptschlacht anbieten wollte. Allein der Eintritt einer furchtbaren Kälte, welche alle Flüsse und Sümpfe, die Stützpunkte der Stellung bei Raab, mit einer dicken Eisrinde überzog, und für alle Waffen vollkommen praktikabel machte, veranlaßte die Ungarn, den Rückzug nach Ofen fortzusetzen, um sich dort mit dem 6000 Mann starken Corps des Generals Perczel — der übrigens auf dem Wege von der Drau dahin von Jellachich, der von Stuhlweissenburg gegen Ofen vorrückte, bei Moór geschlagen wurde — zu vereinigen und die Hauptschlacht anzunehmen. Auch Görgey's Nachhut erlitt auf dem Wege nach Ofen eine Schlappe (28. Dezember) bei Bábolna und endlich entschloßen sich die Ungarn, die Hauptstädte Pesth und Ofen, sowie das Banat und die Bénns bis an die Maros und Theresiopel zu räumen und alle ihre Wehrkräfte hinter den schirmenden Sümpfen der Theiß zu vereinigen und dort um jeden Preis sich zu halten, während Görgey mit 20,000 Mann die Richtung gegen Oberungarn nehmen und die Aufmerksamkeit der Oestreicher von der Theiß abziehen sollte.

Blutige Gefechte zwischen den Oestreichern unter Schlick und den Ungarn unter Klapka begleiteten das Vorrücken der Oestreicher gegen die Theiß, hinter der sich jetzt die ungarischen Wehrkräfte unter dem talentvollen Dem-

binsky sammelten, während Görgey kühn durch die Bergstädte in der Zips vordrang und bei Kaschau in einem glänzenden Gefecht am 5. Februar das Schlick'sche Corps schlug und es im Vorrücken aufhielt. Am 10. Febr. vereinigte sich Klapka mit Görgey in Kaschau, worauf Dembinsky, der inzwischen mit Perczel die Oestreicher bei Czopled geschlagen hatte, mit allen in Oberungarn stehenden Corps die Offensive ergriff.

Am 20. Februar rückte die ungarische Armee gegen Kapolna vor, während das Gros der östreichischen Armee unter Windischgräz inzwischen gegen Gyöngös vorgegangen war und seine Vorhut bis Kampolt ausgedehnt hatte. Das 1. und 2. ungarische Armeecorps nahm Stellung vor Kapolna und entsendete noch am Vormittage des 26. Febr. eine Expedition von 400 Mann Infanterie, 100 Husaren und 4 Geschützen unter Major Idzikowski gegen Petervasar ab, wo General Schlick mit seinem Corps stand, der sich von dort über Verpelet mit der östreichischen Hauptarmee vereinigen wollte. Dieses Corps sollte das ungarische Detachement angreifen und auf Verpelet sich fechtend zurückziehend alle Brücken und Hohlwege ungangbar machen.

Etwa 3 Stunden nach dem Abmarsch dieses Detachements geriethen bei Kapolna die beiden Armeen an einander und mit dreifach überlegener Macht griffen die Oestreicher das Centrum und den linken Flügel der Ungarn an. Der Kampf entbrannte mit furchtbarer Heftigkeit, große Cavallerieangriffe wechselten mit einem verheerenden Geschützfeuer, aber die Magyaren standen wie Felsen und wichen dem Anprall der Kaiserlichen keinen Schritt! Nach sechsstündigem Ringen ward der Kampf endlich abgebrochen und die Ungarn behaupteten bei Kapolna und Kal, sowie auf der ganzen Linie ihre Stellungen.

Inzwischen war das Detachement vor Petervasar angekommen und hatte eben das Gefecht mit den Vorposten der Oestreicher engagirt, als es den Kanonendonner bei Kapolna hörte und irrigerweise glaubte, die Oestreicher hätten Verpelet schon gewonnen. Von diesen angegriffen ging daher das Detachement gegen Erlau zurück und ließ dem General Schlick die Straße nach Verpelet und in die rechte Flanke der ungarischen Armee offen. Dort erneuerte nun Schlick am Morgen des 27. Febr. den Kampf, indem er den rechten Flügel der Ungarn in Verpelet, wo Klapka mit 4000 Mann stand, angriff, der durch 10,000 Mann des Görgey'schen Corps Morgens 7 Uhr verstärkt werden sollte. Allein es war schon 8 Uhr, als Schlick angriff und Görgey noch nicht da. Der Anprall der Oestreicher gegen Verpelet war fürchterlich; gegen jedes einzelne ungarische Geschütz spie eine ganze Batterie des Feindes Tod und Verderben in die Reihen der Magyaren. Gleichzeitig wurde das Centrum und der linke Flügel der Ungarn von Windischgräz angegriffen; überall ward mit größter Heftigkeit gekämpft und nach 3 Stunden war noch keine ungarische Colonne gewichen. Endlich gelang es, dem furchtbaren Geschützfeuer des Schlick'schen Corps den rechten ungarischen Flügel zurückzudrängen. Die Sturmcolonnen der Oestreicher rückten gegen Verpelet vor und nahmen den Ort. Die ungarische Artillerie protzte auf und jagte vor das Dorf, wo sie sich, um das Debouschiren der Oestreicher aus dem Dorfe zu verhindern,

wieder aufstellte. Eine östreichische Cavallerieabtheilung sprengte jetzt aus dem Dorfe heraus, ward aber im Nu von den ungarischen Husaren theils zusammengehauen, theils in's Dorf zurückgetrieben. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her, endlich aber drängten die Oestreicher mit unwiderstehlicher Gewalt, stets frische Truppen in's Feuer führend, die Ungarn zurück, deren Centrum und linker Flügel auch nicht länger Widerstand leisten konnten, da Hauptcorps und Reserve sich müde gerungen hatten. So rückten nun die Oestreicher nach großen Verlusten vor und nachdem die Ungarn in bester Ordnung eine halbe Stunde weit zurückgegangen waren, erschien endlich — aber zu spät — Görgey mit dem 7. Armeecorps und machte es der ungarischen Armee möglich, beim Dorfe Kerecsend, 3000 Schritte vom Schlachtfelde Stellung zu nehmen.

Windischgräz schickte über die Schlacht bei Kapolna ein großsprecherisches Bulletin nach Wien, das mit den Worten anfing: „Ich habe die Rebellenhorden in ungeheurer Anzahl bei Kapolna getroffen, zersprengt und größtentheils vernichtet; der Ueberrest hat sich gegen die Theiß geflüchtet. Ich hoffe in einigen Tagen in Debreczin zu sein ꝛc.“ Eigentlich aber hatte er seinen mit ungeheurer Redekunst erkämpften Sieg dem Nichteintreffen Görgey's zu danken, der wohl damals schon seine Umtriebe begann, wie er auch bei anderer Gelegenheit seine Mißgunst gegen den Obergeneral Dembinsky durchblicken ließ, den er später ja sogar zur Niederlegung des Armeecommando's veranlaßte.

Mit der Schlacht von Kapolna hatten nun wenigstens die Oestreicher die Möglichkeit erlangt, die Offensive gegen die Magyaren zu ergreifen, aber noch immer waren ihre Operationen sehr von dem Vorrücken der großen russischen Armee bedingt, das aber außerordentlich langsam vor sich ging. Ein Haupthinderniß für die östreichischen Offensivbewegungen war der wichtige, von den Ungarn besetzte Punkt Komorn, dessen Besatzung selbst einen östreichischen Sieg wieder paralisiren konnte, da der geschlagene Feind immer wieder in Komorn seine Stütze und die siegende Armee an seinen Wällen die Grenze einer weiteren Verfolgung ihrer Vortheile fand. Es fielen nun in dieser Periode tagtäglich die einzelnen (in 7—10 geschilderten) Gefechte auf der ganzen Linie von der Raab bis an die Waag vor, die meist unentschieden blieben, da die Ungarn bei jedem ernstlichen Angriff sich sogleich unter ihre Kanonen der Palatinallinie zurückzogen.

Bei diesen Kämpfen zählte die östreich. Armee etwa 60,000 Mann in 59 Bataillonen und 65 Schwadronen mit 270 Geschützen. Fürst Windischgräz war mit der Schlacht von Kapolna vom Kriegsschauplatz abgetreten und an seiner Stelle erschien am 17. April Mittags der neuernannte Oberkommandant F.M.L. v. Welden im östreich. Lager vor Komorn. Er fand die Armee nicht gerade im besten Zustande und 4 Wochen gingen darüber hin, sie nothdürftig zu reorganisiren. Um diese Zeit kam auch der Kaiser, der damals Olmütz verlassen und sein Hoflager in Schönbrunn aufgeschlagen hatte, zur Armee, besichtigte deren Aufstellung von der Rabnitz bis an die Waag und wohnte den Gefechten bei.

Welden war nicht glücklicher als sein Vorgänger. Die ihm zugewiesene Rolle — einer schnellen Eroberung des insurgirten Landes — bezeichnet er in seinen

„Episoden aus seinem Leben" selbst als eine wenig lohnende; es war ein endloses Aufbieten von Kräften, ein ewiges, aber vergebliches Ringen nach einem entscheidenden Resultate und meist alles ohne Erfolg. Auch der kräftigste Körper hätte unter einer solchen Last endlich erliegen müssen und der kränkliche Welden war daher glücklich, als er in der Person des F.M.L. v. Haynau, den er aus Italien hatte kommen lassen, die eiserne Hand gefunden hatte, der er mit voller Beruhigung die Führung der Armee übergeben konnte. Mit der Uebernahme des Oberbefehls durch Haynau kettete sich auch wieder das Kriegsglück an Oestreichs Fahnen und bald erzitterten die Ebenen der Donau und der Theiß unter dem Donner der Geschütze der Oestreicher und Russen, welche in ungeheuren Colonnen über die Karpathenpässe in die Ebene herabstiegen und auf den Spitzen ihrer Bajonnete den Frieden in Ungarns Pußten trugen!

6. Das zerstörte Neusatz 12. Juni 1849.

Neusatz, ehemals der Markt für die ganze Backa und das Banat, eine reiche und volkreiche Stadt, bot in der Mitte Juni 1849 einen öden und traurigen Anblick dar. Wo man hinsah, standen allenthalben die ausgebrannten Reste von Gebäuden; das Feuer hatte nicht bloß die Dächer und oberen Stockwerke zerstört, sondern durchaus alles, was nur irgend in einem Hause brennen konnte. Auf der ganzen Länge der breiten Straßen der einst so schönen Stadt sah man auch nicht ein Dach auf einem Hause, allenthalben öde Fensterhöhlen, zerstörte Mauern, verbrannte Balken und da und dort zeigten auch wohl zwei Reihen von Trümmerhaufen eine ehemalige Straße an.

Der 12. Juni 1849 war es, der aus der blühenden volkreichen 20,000 Einwohner zählenden ersten Hauptstadt des Banats einen öden Ruinenhaufen gemacht hatte. Es war ein für die Stadt schrecklicher Tag, schrecklich sowohl durch die angerichteten Zerstörungen selbst, als durch die unseligen Folgen.

Der Ban Jellachich hatte mit seinen Kroaten Peterwardein und Neusatz immer enger umschlossen und auch die Magyaren waren immer näher gerückt und hatten Neusatz besetzt. Da beschloß die serbische Bevölkerung von Neusatz den Ansichten des Bans gemäß und um ihrer eigenen Rettung willen die Stadt zu verlassen und sie der Grausamkeit und Zerstörungswuth der Magyaren preiszugeben. Die Bewohner von Neusatz waren reich genug, um sich später für den Verlust ihrer Häuser zu entschädigen, wenn dieser auch eintrat, wenn es ihnen nur gelungen wäre, ihr übriges Vermögen zu retten. Der Ban erschien vor Neusatz, um die ungarische Garnison daraus zu verjagen und nach Peterwardein zurückzudrängen, ehe noch die serbische Bevölkerung sich für den Fall einer Belagerung vorgesehen hatte. In der Nacht erschien der Vortrab der Kroaten und hinter diesem das ganze Heer; man versicherte die Serben, es sei nicht mehr nöthig, die Stadt zu verlassen, da sie in wenigen Stunden in den Händen der kaiserl. Truppen sein würde. Kaum jedoch erschienen die Truppen des Ban, als sämmtliche Magyaren die Bewohner von Neusatz und die Garnison selbst ohne Widerstand verließen, über die Brücke zogen und sich in den Schanzen festsetzten; dieß bewies schon, daß etwas Be-

sonderes vorbereitet werde. Und in der That um 3 Uhr Morgens flogen von den Wällen Peterwardeins herab, dessen lange rothe Streifen der backsteinernen Festungswerke in fünf Absätzen am grünen Abhange des Berges jenseits der Donau sich erheben, die Granaten nach allen Enden der Stadt und steckten sie an vielen Punkten in Brand. Der Wind trug die Flammen von Dach zu Dach und im Laufe einer Stunde ergoß sich über die ganze Stadt ein Feuermeer. Sein Vermögen zu retten hatte Keiner mehr Zeit, man suchte nur wo möglich das Leben davon zu bringen. Unter lautem Jammer drängten sich die Einwohner nach den Thoren, viele aber kamen unter den brennenden Trümmern um. Gleichzeitig kamen die Ungarn aus der Festung heraus und jagten die Armen wieder in die brennende Stadt zurück. Zugleich drangen Ungarn und Kroaten hinein und plünderten, was der Brand verschont hatte. Die Einwohner flohen nach allen Seiten und vielen, die an den Bettelstab gebracht wurden, gewährte die benachbarte Türkei gastfreundlich ein Asyl! Was dageblieben und noch am Leben war, führte zur Noth kleine Häuschen und Hütten im nördlichen Theile der Stadt auf und eng darin zusammengepfropft blieben sie allen Entbehrungen und allen Krankheiten des fieberischen Klima's während des Sommers, im Winter aber hilflosem Elende, dem Hunger und der Kälte, ausgesetzt. —

7. Die Kämpfe an der Waaglinie. Treffen bei Zsigárd 16. Juni.

Der erste und mächtige Zusammenstoß der feindlichen Armeen fand an der Waaglinie statt.

Unterhalb Preßburg theilt sich die Donau in zwei ungleiche Arme, die, nachdem sie die große Insel Schütt gebildet, bei Komorn sich vereinen. Der kleinere nördlich fließende Arm nimmt mehrere von Norden kommende Gewässer auf, von welchen die Waag und Neutra die bedeutendsten sind. Dieser Fluß heißt bis zu seiner Vereinigung mit der Waag „der Neuhäuseler Arm," von da bis zu seiner Einmündung bei Komorn die „Waag-Donau." Mehrere Meilen von der Einmündung der Waag und der mit ihr beinahe in gleicher Richtung laufenden Neutra verflacht sich das Gebiet dieser beiden Flüsse in eine unabsehbare Niederung, welche, nur unzureichend durch schwache Dämme gegen die häufigen Ueberschwemmungen geschützt, überall mit Sümpfen und todten Gewässern bedeckt und nur im Hochsommer und bei sehr trockener Jahreszeit gangbar ist. Durch diese Sümpfe wurde Mitte Juni zuerst das zweite und später das dritte ungarische Armeecorps zum Angriff gegen die stärkeren in der günstigsten Stellung stehenden Oestreicher geführt. Am 13. ging das zweite Armeecorps bei Guta über die Waag-Donau und bei Naszwad über die Neutra und stand am 14. Morgens bei Aszód in der Schütt. Zum wirklichen Angriff war der 16. Juni bestimmt.

In der Morgendämmerung dieses Tages überschritt eine ungarische Colonne von 7 Bataillonen, 5 Schwadronen und 4 Batterien unter Oberst Asbóth den Neuhäuseler Arm, seine Richtung gegen Királyrew nehmend, während eine zweite, 1 Bataillon, 1 Schwadron und 1/2 Batterie starke Umgehungs-

Perczel die Serben, entsetzte Peterwardein, nahm Szent-Tamas und die Römerschanzen mit Sturm, vereinigte sich mit Bem und behauptete im Banat die Oberhand.

Im Süden, wie im Norden, waren die Magyaren Sieger, und das bedrängte Oestreich war nun in der Lage, sich nach Hilfe umsehen zu müssen. Es suchte und fand sie bei Rußland. Der Kaiser Nikolaus war eben in Warschau, wo er große Streitkräfte vereinigt hatte. Die Theilnahme so vieler Polen am Kriege der Ungarn, die leicht später die ungarische Sache zur ihrigen hätten machen und eine Revolution in Polen hätten hervorrufen können, beunruhigte ihn und er handelte also im eigenen Interesse, wenn er Oestreich seine unruhigen Grenznachbarn bezwingen half. Uebrigens war das Verlangen russischer Hilfe von Seiten Oestreichs eben so unnöthig als unklug, da nach der Bezwingung der Revolution in Wien und Sardiniens seine eigene Kraft ausgereicht haben würde, Ungarn zu unterwerfen. Der Dank, zu dem Rußland sich Oestreich verpflichtete, der Undank aber, den es durch seine Haltung im Orientkriege an den Tag legte, hatte im letzten Jahre die Isolirung des Kaiserstaates und den Verlust der Lombardei zur Folge.

Oestreich machte gleich darauf einen zweiten Fehler. Statt die Freiheiten und Verfassungen der unterworfenen Länder zu garantiren, gab der Kaiser Franz Joseph am 4. März die neue östreichische Verfassung, wornach Ungarn, wenn es nicht siegte, seine bisherige Verfassung, seinen Reichstag, seine nationale Sonderstellung verlor. Kossuth säumte daher nicht, Schlag für Schlag zurückzugeben, indem er in Debreczin durch den Reichstag vom 14. April das Haus Habsburg-Lothringen der Krone Ungarns verlustig erklären ließ und provisorisch eine Republik schuf, ein Schritt, den Görgey entschieden mißbilligte und einen heftigen Zwist zwischen ihm und Kossuth hervorrief.

An die Stelle des Feldmarschall-Lieutenants Windischgräz, dessen Feldherrnlaufbahn nun einmal kein Sieg bezeichnen sollte, trat der Feldzeugmeister v. Welden, der sogleich seinen Feldzug mit einem Rückzug nach Raab begann, um von Görgey von Komorn her nicht überflügelt zu werden. In Ofen hatte er eine Besatzung gelassen, die aber dort, als Görgey es am 21. mit Sturm nehmen ließ, das Leben verlor.

An v. Weldens Stelle kam nun Haynau, der von Radetzky's Heer aus Italien herberufen worden war. Er führte 70,000 Mann, der Ban Jellachich im südlichen Ungarn 40,000 Mann, Puchner in Siebenbürgen 12,000 Mann. Gleichzeitig kam die russische Hilfe; das Corps von Lüders an der siebenbürgischen Grenze ward auf 36,000 Mann verstärkt, während das Gros der russischen Armee unter dem Fürsten Paskiewitsch 130,000 Mann mit 500 Geschützen über die Karpathenpässe anrückte. Am äußersten rechten Flügel kam die Division Paniutin auf der Eisenbahn durch Schlesien, um über Wien zu Welden zu stoßen. Das russische Centrum und der linke Flügel überschritten die Nordgrenze Ungarns bei Neumarkt und Dukla am 17. Juni. Dieser Macht — 291,000 Mann — hatte Ungarn höchstens 200,000 entgegenzustellen und seine Niederlage war fast gewiß. Im Süden hatte indessen Lüders

wieder versucht, in Siebenbürgen einzudringen, und es begann dort von Neuem der blutigste und wüthendste Kampf, bei dem Bem seine alte Tapferkeit und sein Feldherrntalent bewährte. Während er ein abgesondertes, aus der Bukowina eindringendes russisches Corps unter Grotenjelm angriff und von ihm geschlagen wurde, ward auch sein Unterbefehlshaber Kiß von Lüders selbst geschlagen und Kronstadt und Hermannstadt waren wieder in Händen der Russen (21. Juni). Da schlug sich Bem in Verzweiflung erst mit Lüders, dann mit Grotenjelm, dann wieder mit Clam und obgleich überall geschlagen, warf er sich noch keck in die Moldau, um einen Aufstand gegen die Russen zu erregen. Auch dieß mißlang und blitzschnell war er wieder zurück, lieferte Lüders eine blutige Schlacht bei Schäsburg (31. Juli) und es gelang ihm sogar, indem er sich wieder verstärkte, die Russen aus Hermannstadt zu verjagen. Lüders holte ihn jedoch in forcirtem Marsch ein und schlug ihn in der Nähe der Stadt (7. August), worauf Bem zu Kossuth gerufen wurde und General Stein den immer mehr ermattenden Kampf fortsetzte.

Im Süden Ungarns stand Perczel gegen den Ban, ward aber von ihm bei Karcs am 7. Juni geschlagen und in Folge dessen trotz früher bewiesener großer Tapferkeit und Fähigkeit abgesetzt. Seinem Nachfolger Vetter gelang es am 1. Juli die durch Mangel an Lebensmitteln unhaltbare Festung Arad einzunehmen und nur noch Temeswar, in dessen Mauern es schauderhaft aussah, ließ den kaiserl. Aaren auf seinen Zinnen wehen.

Kossuth saß mit seiner Papierpresse und seiner revolutionären Regierung inzwischen immer noch in Ofen und bewegte von hier aus Himmel und Erde, um das Land, das sein Geschwätz über seine Lage und Zukunft vollkommen verblendet hatte, zum rasendsten Widerstande aufzureizen. Seinen früheren Zufluchtswinkel Debreczin hatte er bereits verloren, seit die Russen ein detachirtes Corps dorthin gesandt hatten. Es war klar, daß er sich auf den Süden, wo der Ban mit Mühe der Uebermacht Widerstand leisten konnte, sich stützen werde, um neue Kräfte zu organisiren, die zerstreuten Corps zu sammeln und dann mit einer großen Macht einen Hauptschlag auszuführen, wobei er vorzüglich auf Bem, der noch Siebenbürgen hielt, gerechnet haben mag. Mit Blitzesschnelle in dieses Spinnengewebe zu fahren und mit kräftiger Faust es zu zerreißen, war der Zweck, den Haynau vor Augen hatte und um so kühner zu verfolgen gedachte, als Temeswar, das getreue, schon in größter Gefahr war, dem Hunger und der in seinen Mauern wüthenden Cholera zu unterliegen.

Haynau dachte daher rasch vorwärts zu dringen, während Görgey seinerseits im Sinne hatte, sich auf Haynau zu werfen und ihn zu vernichten, ehe Paskiewitsch herangekommen wäre. Er griff am 13. Juni Haynau's Vorhut bei Csorna an und schlug sie, aber am 21. erlitt er selbst bei Zsigard und gleichzeitig Klapka auf der Insel Schütt eine Niederlage. Noch einmal wagte Görgey am 2. Juli einen verzweifelten Kampf bei Komorn, wo er aber wieder geschlagen und verwundet ward. An seiner Stelle übernahm Klapka den Befehl und schlug den dritten blutigen Kampf vor Komorn am 11. Juli aber wieder vergebens. Haynau's tapfere Armee hielt Stand.

Die Russen unter Paskiewitsch sollten Dembinsky mit nur 18,000 Mann in dünner Stellung aufhalten. Paskiewitsch schob das Rüdiger'sche Corps nach Waitzen vor, wo es, da Görgey von Komorn ihm entgegenging, zum blutigen Gefechte kam (15. Juli), in dem Görgey die Russen aus Waitzen vertrieb, aber endlich weichen mußte, als Paskiewitsch mit der Hauptmacht vorrückte. In forcirten Märschen durch das Gebirge erreichte er Debreczin. Kossuth hatte sich nach Szegedin zurückgezogen, aber gerade dahin marschirte Haynau mit seiner Armee. Dembinsky sollte ihn aufhalten, glaubte sich jedoch nicht stark genug und ging in die starke Stellung nach Szörek zurück, wo er am 5. August die Schlacht annahm, aber eine furchtbare Niederlage erlitt. Dembinsky floh nach Temeswar, verstärkte sich durch die dort stehende Belagerungsarmee und hielt noch einmal dem furchtbaren Haynau Stand, der ihn aber am 9. abermals schlug und das hartbedrängte Temeswar glücklich entsetzte.

Zu spät eilte Görgey herbei, Temeswar zu retten; in Arad empfing er die Nachricht, daß sein Heer wie Spreu zerstoben war. Mit der Vernichtung des Dembinsky'schen Corps war Kossuth in Görgey's Hand gegeben, der ganz andere Ansichten von jeher als Kossuth hatte, soweit es die Wahrung der Rechte Ungarns galt. Görgey wollte bloß die Erhaltung der ungarischen Nationalverfassung, Kossuth die Republik und sich an der Spitze. Bei der jetzt veränderten Lage der Dinge glaubte nun Kossuth Görgey nicht viel zutrauen zu dürfen und floh, nachdem er abgedankt und den Oberbefehl in Görgey's Hände gegeben hatte, die Reichskleinodien mit sich nehmend, zu Bem.

Görgey hatte nun die Wahl, sich zu schlagen oder zu ergeben. Ein Erfolg war beim Kampfe nicht mehr — bei einer solchen Uebermacht — zu hoffen und Görgey hatte Recht, wenn er den Entschluß faßte, sich zu ergeben und das Blut seiner Soldaten zu schonen. Aber an wen sollte er sich ergeben?

Haynau hatte gleich beim Antritt seines Commandos zwei gefangene ungarische Offiziere, Freunde Görgey's, als Deserteure hinrichten lassen. Diese Strenge mochte es wohl nicht rathsam erscheinen lassen, sich den Oestreichern zu ergeben. Er wählte daher die Russen und war schon einige Zeit darüber in Unterhandlungen mit Rüdiger getreten, dem er durch eine Dame hatte Anträge machen lassen. Auch das Heer, das Haynau haßte und fürchtete, wollte lieber mit den Russen als den Oestreichern capituliren.

Am 12. August zog Görgey nach Villagos und schloß schon am 13. die mit Rüdiger längst verabredete Capitulation. Die 23,000 Mann starke Armee streckte die Waffen und Paskiewitsch konnte an Kaiser Nikolaus schreiben: „Ungarn liegt E. Majestät zu Füßen."

Kossuth mit Bem und dem Rest der Armee flohen in die Türkei, andere Truppencorps lösten sich vollends auf. Arad, Peterwardein, Munonos ergaben sich, nur in Komorn behauptete sich der tapfere Klapka, erlangte am 27. September eine ehrenvolle Capitulation und durfte frei nach England gehen; Görgey erhielt durch russische Vermittlung freien Aufenthalt in Gräz.

Die ungarischen Flüchtlinge hielten sich Anfangs in Belgrad auf, und wurden später nach Schumla geschickt. Englische Vermittlung schützte sie gegen

Auslieferung, die Oestreich verlangte, und nach langen Unterhandlungen mit der Pforte durfte Kossuth frei nach England auswandern, während Bem, Kmety, Stein 2c. zum Islam übertraten und Pascha's wurden.

Schlimmer ging es den gefangenen Häuptern der Revolution. Nach der Waffenstreckung von Villayos füllten sich die Kerker und bald sühnte das Blut von 15 Opfern das schwer verletzte Gesetz. Ob nicht Oestreich klüger daran gethan haben würde, mit mehr Milde zu verfahren? Es scheint dieß selber eingesehen zu haben, denn bald wurde Haynau, weil er zu eigenmächtig in Ungarn schaltete und verfuhr, nach Wien zurückberufen.

Ungarn blutete aus tausend Wunden; das Land war verheert, mit dem Blute seiner Söhne getränkt! Und welcher Gewinn war erreicht? Es verlor seine bisherige unangefochtene nationale Selbstständigkeit, seine Verfassung, seinen Reichstag, denn unmöglich konnte die Regierung dem empörten Volke die verfassungsmäßigen Waffen wieder zurückgeben, die es eben erst so sehr gegen seinen rechtmäßigen König und Herrn mißbraucht hatte. Mit der alten Verfassung aber fielen auch die Zollschranken und viele Mißbräuche, und jetzt erst, wo bald das brausende Dampfroß in geflügelter Eile die Pußten Ungarns durchschnauben wird, können die natürlichen Reichthümer des von Gott gesegneten Landes sich erschließen und das hochherzige Volk der Magyaren, seinen deutschen Brüdern, die es so sehr mit Unrecht haßte, nahe bringen!

3. Entstehung des Kampfes der Ungarn und Serben in Karlowitz.

Gegenüber von Neusatz liegt die berühmte Veste Peterwardein, von der schon in alten serbischen Liedern die Rede ist. Die Bedeutung derselben während des Krieges ist bekannt; sie ist, wie Komorn, bis zur gänzlichen Bezwingung des ungarischen Aufstandes in den Händen der Ungarn geblieben. Von hier aus widersetzte sich der kühne Grabowsky den contrerevolutionären Bestrebungen der Serben und bombardirte Neustadt und Karlowitz.

Letzteres liegt am Abhang des syrmischen Gebirges zwischen den Bergen und dem rechten Donauufer. Man sieht es von der Höhe der Peterwardeiner Straße herab: aus dem dichten Schatten der Bäume treten malerisch die grauen Dächer der Häuser und die glänzenden Spitzen der Kirchthürme hervor. Hier war am 12. Juni 1848 der Kampf entbrannt und standen die Truppen Grabowsky's bereit, um das Comité von Karlowitz, das angeblich zum Schutze der Rechte des Kaisers gegen die Ungarn zusammengetreten war, auseinander zu jagen. In Karlowitz ahnte man nicht die Zwecke Grabowsky's, weil er selbst erst zwei Tage früher dem Comité beruhigende Nachrichten hatte zukommen lassen. Grabowsky schickte eine Abtheilung des Infanterieregiments Don Miguel mit Kanonen und dem Befehl, das Comité augenblicklich aufzulösen, nach Karlowitz. Die Garnison der Stadt bestand damals nur aus 2 Bataillonen zusammengeraffter Miliz und einigen Abtheilungen Grenzern. Ein Milizbataillon war an der Peterwardeiner Straße postirt. Als sich diesem Bataillon die Abtheilung Grabowsky's näherte, räumte es die Straße und ließ dieselbe unbehindert in Karlowitz einrücken, worauf die Auf-

lösung des Komités erfolgen sollte. Dieses aber weigerte sich und drohte mit Widerstand; Stratimirowitsch, der den Vorsitz führte, sammelte 30—40 Serben und besetzte mit ihnen die Brücke. Sie behaupteten dieselbe standhaft und mit Erfolg und bald entbrannte allgemein der Kampf. Nun ließ Grabowsky seine Geschütze auf die Stadt feuern — es waren die ersten Kanonenschüsse dieses Krieges — aber alsbald sammelten sich die Bauern aus dem Dorfe Piwniza, bewaffneten sich mit Dreschflegeln und warfen sich auf die Kanonen, um sie zu nehmen; einige Kartätschenschüsse reichten freilich hin, die Tollkühnen niederzuwerfen. Die beiden Abtheilungen des Peterwardeinerregiments warfen sich in einzelnen Trupps mit dem Bajonnete auf die Kanonen und zwangen sie zum Rückzug. In demselben Augenblicke erschien Stratimirowitsch mit einer Abtheilung in der rechten Flanke Grabowsky's und zwang ihn zum Rückzuge. Es blieben auf beiden Seiten etwa 40—50 Mann, an und für sich ein unbedeutender Kampf, der aber an Bedeutung gewinnt, insofern er das erste Gefecht dieses blutigen Krieges war!

4. Schlacht an der Schwechat, 28. Oktober 1848.

Im blutigen Gefechte bei Velencze (29. Sept. 1848) hatten die Ungarn den Ban Jellachich geschlagen, den prahlerisch angekündigten kroatischen Feldzug beendet und rückten nun 25,000 Mann stark unter Moga gegen das von Windischgräz und Jellachich hartbedrängte Wien vor, wagten aber die Grenze nicht zu überschreiten, da der Landesvertheidigungsausschuß in Pesth hiezu eine Aufforderung vom Reichstage in Wien erwartete. Zwei Tage vor der Einnahme Wiens überschritt erst das ungarische Heer die Grenze, rückte über den Leythafluß und stieß am 30. Oktober auf die Armee des Fürsten Windischgräz, der mit 70,000 Mann mit 140 Kanonen den Ungarn entgegengerückt war und an der Schwechat Stellung nahm, indem er die Hügelkette bei Mannswörth besetzte, welche die umliegende flache Gegend beherrscht, während die Reiterei, auf beiden Flügeln vertheilt, die Ungarn durch einen kreisförmigen Flankenangriff bedrohen sollte. Die Ungarn hatten ihre Cavallerie gleichfalls auf beiden Flügeln und behielten die irreguläre Infanterie, die Nationalgarden und Sensenmänner in der Mitte, die reitende Artillerie aber zur Sicherung der Flanken und einen Theil derselben zur Eröffnung des Angriffs auf die Mannswörther Hügelkette.

Gegen Mittag begann die Schlacht mit einem Reiterangriffe der Oestreicher. Die Husaren stürmten sofort denselben entgegen und es entspann sich ein blutiges Reitergefecht, das ohne Entscheidung blieb. Nun brach auch die ungarische Infanterie vor, erstürmte unter mörderischem Feuer die Höhen von Mannswörth und warf die Oestreicher aus dem Dorfe, während der rechte Flügel der Ungarn auch die Höhen von Schwechat nahm. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit ward gefochten, aber vergebens, denn die Oestreicher zogen frische Truppen in's Gefecht und der mit überlegener Macht heranrückende kaiserl. General Zeisberg trieb die Ungarn von den Schwechater Höhen wieder hinab und hielt das Dorf. Ein Kartätschen- und Raketenhagel brachte

die Sensenmänner des Komorner Komitats zum Weichen und fliehend rissen sie die hinten stehenden Truppen in wilder Unordnung mit sich fort. Die östreichischen Reitermassen sprengten nun vollends das Centrum der Ungarn und würden die Niederlage derselben wohl vollständig gemacht haben, wenn nicht die reitende ungarische Artillerie vom rechten Flügel zur rechten Zeit Hilfe gebracht und ganze Reihen von dem nachdrängenden kaiserl. Kürassirregimente Wallmoden niedergeschmettert und so den unordentlichen Rückzug des ungarischen Hauptheeres gedeckt hätte.

Die Ungarn waren geschlagen, aber nicht entmuthigt und sammelten sich alsbald bei Preßburg wieder. Unangenehm ward hiedurch Windischgräz enttäuscht, der die „flüchtigen Rebellenhaufen" mit einigen tausend Mann in ein paar Tagen vollends zu vernichten gehofft hatte, denn wenige Wochen nach der Schlacht von Schwechat begann der denkwürdige für die Oestreicher so unglückliche Winterfeldzug unter dem Obercommando des Feldmarschalls Fürsten zu Windischgräz.

5. Die zweitägige Schlacht von Kapolna, 26. und 27. Febr. 1849.

Der Glanzpunkt des Winterfeldzugs ist die Schlacht von Kapolna.

Mit 56 Bataillonen, 72 Schwadronen und 256 Geschützen war Fürst Windischgräz gegen die obere Donauarmee der Ungarn, die unter dem Oberbefehle des nach der Schlacht von Schwechat zum General und am 1. Novbr. zum Oberbefehlshaber der ungarischen Armee ernannten Görgey 30,000 Mann zählte, herangerückt und hatte nach ein paar blutigen Reitergefechten, in denen die kühnen ungarischen Husaren durch ihre behende Fechtart und leichte Bewaffnung bedeutende Ueberlegenheit über die schwere östreichische Cavallerie gezeigt hatten. Raab erreicht, wo Görgey seine Armee concentrirte und den Oestreichern eine Hauptschlacht anbieten wollte. Allein der Eintritt einer furchtbaren Kälte, welche alle Flüsse und Sümpfe, die Stützpunkte der Stellung bei Raab, mit einer dicken Eisrinde überzog, und für alle Waffen vollkommen praktikabel machte, veranlaßte die Ungarn, den Rückzug nach Ofen fortzusetzen, um sich dort mit dem 6000 Mann starken Corps des Generals Perczel — der übrigens auf dem Wege von der Drau dahin von Jellachich, der von Stuhlweissenburg gegen Ofen vorrückte, bei Moór geschlagen wurde — zu vereinigen und die Hauptschlacht anzunehmen. Auch Görgey's Nachhut erlitt auf dem Wege nach Ofen eine Schlappe (28. Dezember) bei Bábolna und endlich entschloßen sich die Ungarn, die Hauptstädte Pesth und Ofen, sowie das Banat und die Bénns bis an die Maros und Theresiopel zu räumen und alle ihre Wehrkräfte hinter den schirmenden Sümpfen der Theiß zu vereinigen und dort um jeden Preis sich zu halten, während Görgey mit 20,000 Mann die Richtung gegen Oberungarn nehmen und die Aufmerksamkeit der Oestreicher von der Theiß abziehen sollte.

Blutige Gefechte zwischen den Oestreichern unter Schlick und den Ungarn unter Klapka begleiteten das Vorrücken der Oestreicher gegen die Theiß, hinter der sich jetzt die ungarischen Wehrkräfte unter dem talentvollen Dem-

binsky sammelten, während Görgey kühn durch die Bergstädte in der Zips vordrang und bei Kaschau in einem glänzenden Gefecht am 5. Februar das Schlick'sche Corps schlug und es im Vorrücken aufhielt. Am 10. Febr. vereinigte sich Klapka mit Görgey in Kaschau, worauf Dembinsky, der inzwischen mit Perczel die Oestreicher bei Czopled geschlagen hatte, mit allen in Oberungarn stehenden Corps die Offensive ergriff.

Am 20. Februar rückte die ungarische Armee gegen Kapolna vor, während das Gros der östreichischen Armee unter Windischgräz inzwischen gegen Gyöngös vorgegangen war und seine Vorhut bis Kampolt ausgedehnt hatte. Das 1. und 2. ungarische Armeecorps nahm Stellung vor Kapolna und entsendete noch am Vormittage des 26. Febr. eine Expedition von 400 Mann Infanterie, 100 Husaren und 4 Geschützen unter Major Idzikowski gegen Petervasar ab, wo General Schlick mit seinem Corps stand, der sich von dort über Verpelet mit der östreichischen Hauptarmee vereinigen wollte. Dieses Corps sollte das ungarische Detachement angreifen und auf Verpelet sich fechtend zurückziehend alle Brücken und Hohlwege ungangbar machen.

Etwa 3 Stunden nach dem Abmarsch dieses Detachements geriethen bei Kapolna die beiden Armeen an einander und mit dreifach überlegener Macht griffen die Oestreicher das Centrum und den linken Flügel der Ungarn an. Der Kampf entbrannte mit furchtbarer Heftigkeit, große Cavallerieangriffe wechselten mit einem verheerenden Geschützfeuer, aber die Magyaren standen wie Felsen und wichen dem Anprall der Kaiserlichen keinen Schritt! Nach sechsstündigem Ringen ward der Kampf endlich abgebrochen und die Ungarn behaupteten bei Kapolna und Kal, sowie auf der ganzen Linie ihre Stellungen.

Inzwischen war das Detachement vor Petervasar angekommen und hatte eben das Gefecht mit den Vorposten der Oestreicher engagirt, als es den Kanonendonner bei Kapolna hörte und irrigerweise glaubte, die Oestreicher hätten Verpelet schon gewonnen. Von diesen angegriffen ging daher das Detachement gegen Erlau zurück und ließ dem General Schlick die Straße nach Verpelet und in die rechte Flanke der ungarischen Armee offen. Dort erneuerte nun Schlick am Morgen des 27. Febr. den Kampf, indem er den rechten Flügel der Ungarn in Verpelet, wo Klapka mit 4000 Mann stand, angriff, der durch 10,000 Mann des Görgey'schen Corps Morgens 7 Uhr verstärkt werden sollte. Allein es war schon 8 Uhr, als Schlick angriff und Görgey noch nicht da. Der Anprall der Oestreicher gegen Verpelet war fürchterlich; gegen jedes einzelne ungarische Geschütz spie eine ganze Batterie des Feindes Tod und Verderben in die Reihen der Magyaren. Gleichzeitig wurde das Centrum und der linke Flügel der Ungarn von Windischgräz angegriffen; überall ward mit größter Heftigkeit gekämpft und nach 3 Stunden war noch keine ungarische Colonne gewichen. Endlich gelang es, dem furchtbaren Geschützfeuer des Schlick'schen Corps den rechten ungarischen Flügel zurückzudrängen. Die Sturmcolonnen der Oestreicher rückten gegen Verpelet vor und nahmen den Ort. Die ungarische Artillerie protzte auf und jagte vor das Dorf, wo sie sich, um das Debouschiren der Oestreicher aus dem Dorfe zu verhindern,

wieder aufstellte. Eine östreichische Cavallerieabtheilung sprengte jetzt aus dem Dorfe heraus, ward aber im Nu von den ungarischen Husaren theils zusammengehauen, theils in's Dorf zurückgetrieben. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her, endlich aber drängten die Oestreicher mit unwiderstehlicher Gewalt, stets frische Truppen in's Feuer führend, die Ungarn zurück, deren Centrum und linker Flügel auch nicht länger Widerstand leisten konnten, da Hauptcorps und Reserve sich müde gerungen hatten. So rückten nun die Oestreicher nach großen Verlusten vor und nachdem die Ungarn in bester Ordnung eine halbe Stunde weit zurückgegangen waren, erschien endlich — aber zu spät — Görgey mit dem 7. Armeecorps und machte es der ungarischen Armee möglich, beim Dorfe Kerecsend, 3000 Schritte vom Schlachtfelde Stellung zu nehmen.

Windischgräz schickte über die Schlacht bei Kapolna ein großsprecherisches Bulletin nach Wien, das mit den Worten anfing: „Ich habe die Rebellenhorden in ungeheurer Anzahl bei Kapolna getroffen, zersprengt und größtentheils vernichtet; der Ueberrest hat sich gegen die Theiß geflüchtet. Ich hoffe in einigen Tagen in Debreczin zu sein &c.“ Eigentlich aber hatte er seinen mit ungeheurer Redekunst erkämpften Sieg dem Nichteintreffen Görgey's zu danken, der wohl damals schon seine Umtriebe begann, wie er auch bei anderer Gelegenheit seine Mißgunst gegen den Obergeneral Dembinsky durchblicken ließ, den er später ja sogar zur Niederlegung des Armeecommando's veranlaßte.

Mit der Schlacht von Kapolna hatten nun wenigstens die Oestreicher die Möglichkeit erlangt, die Offensive gegen die Magyaren zu ergreifen, aber noch immer waren ihre Operationen sehr von dem Vorrücken der großen russischen Armee bedingt, das aber außerordentlich langsam vor sich ging. Ein Haupthinderniß für die östreichischen Offensivbewegungen war der wichtige, von den Ungarn besetzte Punkt Komorn, dessen Besatzung selbst einen östreichischen Sieg wieder paralisiren konnte, da der geschlagene Feind immer wieder in Komorn seine Stütze und die siegende Armee an seinen Wällen die Grenze einer weiteren Verfolgung ihrer Vortheile fand. Es fielen nun in dieser Periode tagtäglich die einzelnen (in 7—10 geschilderten) Gefechte auf der ganzen Linie von der Raab bis an die Waag vor, die meist unentschieden blieben, da die Ungarn bei jedem ernstlichen Angriff sich sogleich unter ihre Kanonen der Palatinallinie zurückzogen.

Bei diesen Kämpfen zählte die östreich. Armee etwa 60,000 Mann in 59 Bataillonen und 65 Schwadronen mit 270 Geschützen. Fürst Windischgräz war mit der Schlacht von Kapolna vom Kriegsschauplatz abgetreten und an seiner Stelle erschien am 17. April Mittags der neuernannte Oberkommandant F.M.L. v. Welden im östreich. Lager vor Komorn. Er fand die Armee nicht gerade im besten Zustande und 4 Wochen gingen darüber hin, sie nothdürftig zu reorganisiren. Um diese Zeit kam auch der Kaiser, der damals Olmütz verlassen und sein Hoflager in Schönbrunn aufgeschlagen hatte, zur Armee, besichtigte deren Aufstellung von der Rabnitz bis an die Waag und wohnte den Gefechten bei.

Welden war nicht glücklicher als sein Vorgänger. Die ihm zugewiesene Rolle — einer schnellen Eroberung des insurgirten Landes — bezeichnet er in seinen

„Episoden aus seinem Leben“ selbst als eine wenig lohnende; es war ein endloses Aufbieten von Kräften, ein ewiges, aber vergebliches Ringen nach einem entscheidenden Resultate und meist alles ohne Erfolg. Auch der kräftigste Körper hätte unter einer solchen Last endlich erliegen müssen und der kränkliche Welden war daher glücklich, als er in der Person des F.M.L. v. Haynau, den er aus Italien hatte kommen lassen, die eiserne Hand gefunden hatte, der er mit voller Beruhigung die Führung der Armee übergeben konnte. Mit der Uebernahme des Oberbefehls durch Haynau kettete sich auch wieder das Kriegsglück an Oestreichs Fahnen und bald erzitterten die Ebenen der Donau und der Theiß unter dem Donner der Geschütze der Oestreicher und Russen, welche in ungeheuren Colonnen über die Karpathenpässe in die Ebene herabstiegen und auf den Spitzen ihrer Bajonnete den Frieden in Ungarns Pußten trugen!

6. Das zerstörte Neusatz 12. Juni 1849.

Neusatz, ehemals der Markt für die ganze Backa und das Banat, eine reiche und volkreiche Stadt, bot in der Mitte Juni 1849 einen öden und traurigen Anblick dar. Wo man hinsah, standen allenthalben die ausgebrannten Reste von Gebäuden; das Feuer hatte nicht bloß die Dächer und oberen Stockwerke zerstört, sondern durchaus alles, was nur irgend in einem Hause brennen konnte. Auf der ganzen Länge der breiten Straßen der einst so schönen Stadt sah man auch nicht ein Dach auf einem Hause, allenthalben öde Fensterhöhlen, zerstörte Mauern, verbrannte Balken und da und dort zeigten auch wohl zwei Reihen von Trümmerhaufen eine ehemalige Straße an.

Der 12. Juni 1849 war es, der aus der blühenden volkreichen 20,000 Einwohner zählenden ersten Hauptstadt des Banats einen öden Ruinenhaufen gemacht hatte. Es war ein für die Stadt schrecklicher Tag, schrecklich sowohl durch die angerichteten Zerstörungen selbst, als durch die unseligen Folgen.

Der Ban Jellachich hatte mit seinen Kroaten Peterwardein und Neusatz immer enger umschlossen und auch die Magyaren waren immer näher gerückt und hatten Neusatz besetzt. Da beschloß die serbische Bevölkerung von Neusatz den Ansichten des Bans gemäß und um ihrer eigenen Rettung willen die Stadt zu verlassen und sie der Grausamkeit und Zerstörungswuth der Magyaren preiszugeben. Die Bewohner von Neusatz waren reich genug, um sich später für den Verlust ihrer Häuser zu entschädigen, wenn dieser auch eintrat, wenn es ihnen nur gelungen wäre, ihr übriges Vermögen zu retten. Der Ban erschien vor Neusatz, um die ungarische Garnison daraus zu verjagen und nach Peterwardein zurückzudrängen, ehe noch die serbische Bevölkerung sich für den Fall einer Belagerung vorgesehen hatte. In der Nacht erschien der Vortrab der Kroaten und hinter diesem das ganze Heer; man versicherte die Serben, es sei nicht mehr nöthig, die Stadt zu verlassen, da sie in wenigen Stunden in den Händen der kaiserl. Truppen sein würde. Kaum jedoch erschienen die Truppen des Ban, als sämmtliche Magyaren die Bewohner von Neusatz und die Garnison selbst ohne Widerstand verließen, über die Brücke zogen und sich in den Schanzen festsetzten; dieß bewies schon, daß etwas Be-

sonderes vorbereitet werde. Und in der That um 3 Uhr Morgens flogen von den Wällen Peterwardeins herab, dessen lange rothe Streifen der backsteinernen Festungswerke in fünf Absätzen am grünen Abhange des Berges jenseits der Donau sich erheben, die Granaten nach allen Enden der Stadt und steckten sie an vielen Punkten in Brand. Der Wind trug die Flammen von Dach zu Dach und im Laufe einer Stunde ergoß sich über die ganze Stadt ein Feuermeer. Sein Vermögen zu retten hatte Keiner mehr Zeit, man suchte nur wo möglich das Leben davon zu bringen. Unter lautem Jammer drängten sich die Einwohner nach den Thoren, viele aber kamen unter den brennenden Trümmern um. Gleichzeitig kamen die Ungarn aus der Festung heraus und jagten die Armen wieder in die brennende Stadt zurück. Zugleich drangen Ungarn und Kroaten hinein und plünderten, was der Brand verschont hatte. Die Einwohner flohen nach allen Seiten und vielen, die an den Bettelstab gebracht wurden, gewährte die benachbarte Türkei gastfreundlich ein Asyl! Was dageblieben und noch am Leben war, führte zur Noth kleine Häuschen und Hütten im nördlichen Theile der Stadt auf und eng darin zusammengepfropft blieben sie allen Entbehrungen und allen Krankheiten des fieberischen Klima's während des Sommers, im Winter aber hilflosem Elende, dem Hunger und der Kälte, ausgesetzt. —

7. Die Kämpfe an der Waaglinie. Treffen bei Zsigárd 16. Juni.

Der erste und mächtige Zusammenstoß der feindlichen Armeen fand an der Waaglinie statt.

Unterhalb Preßburg theilt sich die Donau in zwei ungleiche Arme, die, nachdem sie die große Insel Schütt gebildet, bei Komorn sich vereinen. Der kleinere nördlich fließende Arm nimmt mehrere von Norden kommende Gewässer auf, von welchen die Waag und Neutra die bedeutendsten sind. Dieser Fluß heißt bis zu seiner Vereinigung mit der Waag „der Neuhäuseler Arm," von da bis zu seiner Einmündung bei Komorn die „Waag-Donau." Mehrere Meilen von der Einmündung der Waag und der mit ihr beinahe in gleicher Richtung laufenden Neutra verflacht sich das Gebiet dieser beiden Flüsse in eine unabsehbare Niederung, welche, nur unzureichend durch schwache Dämme gegen die häufigen Ueberschwemmungen geschützt, überall mit Sümpfen und todten Gewässern bedeckt und nur im Hochsommer und bei sehr trockener Jahreszeit gangbar ist. Durch diese Sümpfe wurde Mitte Juni zuerst das zweite und später das dritte ungarische Armeecorps zum Angriff gegen die stärkeren in der günstigsten Stellung stehenden Oestreicher geführt. Am 13. ging das zweite Armeecorps bei Guta über die Waag-Donau und bei Naszwad über die Neutra und stand am 14. Morgens bei Aszód in der Schütt. Zum wirklichen Angriff war der 16. Juni bestimmt.

In der Morgendämmerung dieses Tages überschritt eine ungarische Colonne von 7 Bataillonen, 5 Schwadronen und 4 Batterien unter Oberst Asbóth den Neuhäuseler Arm, seine Richtung gegen Királyrew nehmend, während eine zweite, 1 Bataillon, 1 Schwadron und ½ Batterie starke Umgehungs-

Colonne unter Major Rakowsky, von kundigen Führern geleitet, bei Guta übersetzen, dem rechten Waagufer entlang gegen Farkasd vorrücken und sich bei Zsigárd mit der Hauptcolonne vereinigen sollte. Der einzige gangbare Weg von Negyed nach diesem Orte läuft am erhöhten linken Ufer des Flüßchens Feketeviz (Schwarzwasser) hin, das oberhalb Negyed in die Donau fällt. Hart am Schwarzwasser, dessen Ufer durchgehends mit dichtem Gebüsch und hie und da auch mit Wäldern bewachsen sind, zur rechten Seite meilenlange Sümpfe, zieht sich diese kaum einige Klafter breite Erdzunge 2½ Meilen lang bis Királyrew hin. Auf Kähnen übersetzte das Bataillon das Schwarzwasser, verjagte die östreichischen Vorposten und nach sechsstündigem Marsche hatte die Avantgarde Királyrew erreicht, dessen Besatzung, 1 Compagnie, nach kurzem Kampfe den Ort den Ungarn überließ und sich nach Zsigárd zurückzog, wo auf den sanft aufsteigenden Höhen zwischen diesem Orte und Pered eine östreichische Brigade unter General Pott Stellung genommen hatte.

Ungesäumt griffen die Ungarn unter Asboth an und warfen sich mit Ungestümm gegen den rechten Flügel und das Centrum der östreichischen Stellung. Nach einstündigem Kampfe war der rechte Flügel der Oestreicher zum Weichen gebracht, aber Zsigárd, an das sich ihr linker Flügel anlehnte, ward von einer gut postirten Batterie und zwei Bataillonen hartnäckig vertheidigt. Unter der persönlichen Führung des tapfern Commandanten Asboth erstürmten die Ungarn den Ort, während ein glänzender Angriff der Division Beskyhusaren unter dem Major Kaszop die Batterie wegnahm. Nun waren die Ungarn auf der ganzen Linie siegreich, da rückten von Dioszegh her zahlreiche östreich. Verstärkungen in die Linie und stellten das Gefecht wieder her. Feldmarschall-Lieutenant Wohlgemuth, der das Reservecorps auf dem linken Donauufer befehligte, hatte eine Brigade zur Unterstützung Potts nach Pered entsendet, und die Oestreicher eröffneten nun ihrerseits, die Offensive ergreifend, gegen den zu weit vorgerückten ungarischen linken Flügel aus 3 Batterien, worunter 1 Raketenbatterie, ein mörderisches Feuer, welches den Rückzug dieses Flügels, das Aufgeben Zsigárd's und der in den Schanzen daselbst eroberten Geschütze zur Folge hatte. Gleichzeitig brachen starke östreichische Cavalleriemassen gegen Királyrew vor und bedrohten Flanke und Rücken der Ungarn, so daß Asboth den Rückzug anzuordnen gezwungen war.

Die Colonne des Major Rakowsky kam 1 Stunde zu spät, weil wegen Mangel an Fahrzeugen die Ueberschiffung des Detachements bei Guta nur langsam zu bewerkstelligen war. Von Asboths Rückzug heraus ging Rakowsky unverfolgt nach Negyed zurück, besetzte diesen Ort und ermöglichte dadurch den später erfolgten Brückenschlag über die Waag.

Die Ungarn hatten zwar eine Niederlage erlitten, aber sie hatten mit einem doppelt so starken Feind gekämpft und verdankten ihre Schlappe vorzugsweise dem General Knezich, Commandanten des dritten Armeecorps, der, mit seinen Truppen in der Nähe stehend, vor lauter Zögern und Bedenklichkeiten zu keinem festen Entschlusse gelangen konnte und trotz der vorhandenen Fahrzeuge

auf dem andern Ufer mit verschränkten Armen der Niederlage des zweiten Armeecorps zusah.

Der Verlust der Ungarn betrug 500 Mann und 3 Kanonen, welche aus Mangel an Bespannung dem Feinde überlassen werden mußten.

8. Schlacht bei Pered 20. und 21. Juni.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Gefechte des 16. Juni hatte Görgey in das Bivouak bei Aszód getrieben, um durch persönliche Uebernahme des Commandos der losen, unzusammenhängenden Kriegsführung ein Ende zu machen und durch eine glänzende Waffenthat die erlittene Schlappe zu rächen. Auch drängte die Zeit, denn bereits hatten die russischen Truppen die Karpathen überschritten und war General Grabbe in Arva eingerückt.

Am 19. stand das zweite Armeecorps bei Aszód in der Schütt, die kleine Colonne des Major Rakowsky in Negyed am rechten Waagufer, das dritte Armeecorps an der Waag Negyed gegenüber und das erste Armeecorps in Mokfenok.

Der Plan Görgey's war, mit dem ersten Armeecorps bei Aszód über den Neuhäusler Arm zu gehen und die Oestreicher bei Zsigárd anzugreifen, das dritte Armeecorps sollte zur selben Zeit bei Negyed über die Waag setzen und das zweite Corps unterstützen, während das erste Armeecorps durch einen Angriff auf Schintau den Waagübergang erzwingt, über Szered vordringt und sich mit den übrigen Armeecorps auf dem rechten Ufer verbindet. In der Schütt sollten die Komorner Besatzungstruppen die Oestreicher in den Schranken halten.

Am 20. früh war, ohne auf eine östreichische Patrouille zu stoßen, das zweite Armeecorps der Ungarn nach Királyrew gelangt, und ein dichter Nebel, der bei grauendem Morgen auf der Ebene lagerte, hatte beiden Theilen die gegenseitigen Bewegungen verborgen. Es war dieß für die Ungarn ein günstiger Moment zum Angriff auf Zsigárd, der aber versäumt wurde. Indessen ging die Sonne auf, der Nebel verschwand und die erstaunten, keinen Angriff erwartenden Oestreicher sahen einige tausend Schritte vor sich die Ungarn in Schlachtordnung anrücken. Sie beeilten sich, ihre Stellung vom 16. wieder einzunehmen. Man konnte deutlich die Eile und Verwirrung unter den feindlichen Truppen, die im Augenblick nur 2 Brigaden stark waren, wahrnehmen. Da ertönte von der Waag herüber Kanonendonner; es war die Colonne des Major Rakowsky, welche Zsigárd und den Wald angriff. Die Oestreicher, in der Meinung, es sei dort eine starke Macht im Anzuge, verließen nach halbstündigem Gefecht ihre vortheilhafte Stellung bei Zsigárd und nahmen zwischen Pered und A. Szelly, an die sie ihre Flügel anlehnten, Stellung. Die Oestreicher, an Geschütz überlegen, eröffneten nun gegen die anrückenden ungarischen Colonnen ein heftiges Feuer, das etwa eine Stunde dauerte, und auf der ganzen Linie erwiedert ward. Es war 11 Uhr Morgens.

Gegen Mittag versetzten die Oestreicher, im Centrum hart gedrängt, nachdem ihre Cavallerie durch eine glänzende Charge einiger Schwadronen Würt-

[illegible] Husaren geworfen wurden, ihren rechten Flügel und nahmen eine sehr exponirte Stellung im Dorfe.

Major [illegible], der sich unterdessen mit der Hauptcolonne vereinigt und das Commando des rechten Flügels des Armeecorps übernommen hatte, versammelte die Oestreicher nach und nach aus den Waldungen der Waag und in der Stellung vor Pered, dem Schlüssel der östreichischen Stellung, wo er [illegible] seine Colonnen zum Sturm ordnete. Fünf Bataillone und 2 Escadronen unternahmen den Angriff des Dorfes in Front, während [illegible] mit seiner Colonne gegen die linke Seite des Dorfs vordrang. Im heftigsten Granaten- und Kartätschenfeuer rückten sämmtliche Sturmcolonnen in gemessenem Schritte vor. Schon war ein Bataillon der Ungarn bis zur Kirche gedrungen, als die Oestreicher eine versteckt gehaltene Batterie demaskirten und mit einem verheerenden Kartätschenfeuer nicht nur das Bataillon, sondern auch die nachrückenden Abtheilungen und eine Division Würtemberg Husaren empfingen und zurückwarf. Hier [illegible] sammelte schnell die Weichenden, stellte sich an ihre Spitze, drang zum zweiten Mal mit 3 Colonnen gegen das Dorf heran. Todesverachtend folgten ihm die anderen Bataillone, die Hauptgasse wurde erkämpft und in allen Häusern, Höfen und Gärten wüthete der Kampf. Mann gegen Mann stand hier der Deutsche, Böhme und Pole dem Ungarn gegenüber — endlich wichen die Oestreicher, anfangs langsam und ordentlich, dann aber aufgelöst in wilder Unordnung über Deáki nach Galantha. Um 2 Uhr Nachmittags war Pered, mit Verwundeten, Todten und Gefangenen angefüllt, in Händen der Ungarn, aber Görgey, der kurz erst auf dem Schlachtfelde angekommen war, selbst den Oberbefehl übernahm und das zweite Armeecorps und das eben anlangende dritte Armeecorps (9 Bataillone, 14 Schwadronen, 40 Geschütze) vor Pered bivouakiren ließ. Unbegreiflicherweise ließ er die Oestreicher nicht verfolgen und den großen 3000 Schritt vor der Front liegenden Ort Deáki nur mit einem schwachen Picket besetzen.

Die Nacht senkte sich auf das blutige Schlachtfeld, um eine kurze Pause des Kampfes zu machen, aber die aufgehende Sonne sollte schon wieder neue Scenen des Ringens erleuchten und den eben erfochtenen Lorbeerzweig den Ungarn wieder entreißen.

Görgey verdankt seinen Ruhm als Feldherr gewiß nicht diesem Tage und wenn man sein späteres Auftreten in Rechnung zieht, ist man beinahe versucht, zu glauben, er habe absichtlich gefehlt. Görgey wußte, daß in Preßburg 15,000 Mann Russen standen, die auf die erste Nachricht vom Angriff der Ungarn zur Unterstützung der Oestreicher herbeieilen würden, wußte, daß die Oestreicher während der Nacht sich auf die doppelte Stärke gebracht, wußte, daß seine Truppen seit 24 Stunden nicht verpflegt wurden und nach so heißer, angestrengter Arbeit dem Hunger und Durste preisgegeben waren, wußte endlich, daß der von der Waag und dem Neuhäuseler Arm gebildete Sack in seinem Rücken und die mangelhaften Uebergänge über diese Gewässer die Armee für den Fall einer Niederlage auf's Aeußerste gefährden — und doch schlug er die Schlacht von Pered.

Er nahm seine Stellung vor diesem Orte, mit dem dritten Armeecorps rechts an die Waag gelehnt, mit dem zweiten links vom Orte in einem offenen, den maskirten feindlichen Geschützen bloßgestellten Terrain. Auf der äußersten Linken war Királerÿw zur Schonung der Rückzugslinie von Major von Rakowsky mit zwei Bataillonen, einer Batterie und einer Schwadron besetzt. Zwischen diesem Orte und Pered hielten 8 Schwadronen die Verbindung, während die übrige Cavallerie als Reserve hinter dem Dorfe stand.

Um 10 Uhr Vormittags begannen die Oestreicher den Angriff. Ihr mörderisches Geschützfeuer richtete in der offenen Stellung von Pered große Verheerungen an. Bald jedoch zeigte sich, daß dieser Angriff nur zur Beschäftigung diene, während die Hauptmacht der Oestreicher gegen den schwächeren linken Flügel sich dirigirte. Schon um 11 Uhr drangen große Massen Infanterie und Cavallerie in der unbesetzten Ebene gegen A. Szelly vor, um nach Wegnahme dieses Dorfes Királerÿw anzugreifen. Eiligst schickte ihnen Görgey 12 Schwadronen Husaren unter Oberst Piketty entgegen, die aber durch ein verwüstendes Kartätschenfeuer in Unordnung gebracht und gleichzeitig von den östreichischen Reiterschaaren ungestümm attaquirt wurden. Die schon erschütterten Reihen der Ungarn werden geworfen und verfolgt. Der furchtbare Wirbel, in welchem Husaren, Kürassiere und Uhlanen im Kampf wild durcheinander wogen, strömte immer näher gegen Pered heran und der gewaltige Stoß schien schon die ungarischen Schlachtlinien niederwerfen zu wollen, als plötzlich hinter einem kleinen Wäldchen bei Pered das Knattern von Kleingewehrfeuer beginnt. Das Feuer wird immer lebhafter — da wendet sich der östreichische Reiterschwarm und verschwindet in eiligem Jagen hinter den aufgepeitschten Staubwolken. Die Gefahr war vorüber; ihre Beseitigung hatten die Ungarn ihrem 60. Bataillon zu danken, das hinter dem Wäldchen in Masse aufgestellt, beim Herannahen des verwickelten Reiterknäuels sich entgegenstellte und durch seine muthige Haltung den gefährlichen Reiterangriff der Oestreicher abwies.

Während dieser Kampf auf dem rechten Flügel der Oestreicher tobte, rückten sie in der Mitte mit zwei starken Angriffscolonnen zwischen Pered und Királerÿw vor und mit ihnen auf ihrem linken Flügel die russische Armeedivision Paniutine. Ihnen trat rechts von Pered das dritte ungarische Armeecorps und das zweite auf der Straße von Királerÿw entgegen. Pered, das nun mit Uebermacht und von zahlreicher Artillerie angegriffen wurde, konnte, obgleich hartnäckig vertheidigt, doch nicht lange gehalten werden und auch Királyrew ward bald in Händen der Oestreicher. Beide ungarische Armeecorps mußten nun den Rückzug antreten und das zweite, bei dem sich Görgey befand, mußte das auf dem Wege nach Aszód (Schütt) gelegene, von den Oestreichern bereits besetzte Királyrew wieder nehmen. Mit einigen schwachen, ermüdeten Bataillonen vor dem Orte angelangt, ließ Görgey die Colonnen zum Sturme anrücken. Zweimal drangen die Tapferen bis an das Dorf vor, zweimal wurden sie zurückgeworfen, zum drittenmal gesammelt stürmten sie von Neuem und nahmen endlich nach einem furchtbaren Blutbade den Ort. Ein großer Theil der Vertheidiger ward niedergemetzelt, Häuser und Höfe mit

Stadt gegenüber auf der von der großen Donau und dem Raaber Donauarm gebildeten kleinen Schüttinsel liegt das Dorf Revfalu, beherrscht von den noch stehenden Wällen. Starke Verschanzungen waren an dem Punkte angelegt, wo die von Csorna und Wieselburg herführenden Straßen zusammenstoßen, dagegen war versäumt worden, zu Verbindung der beiden Vorstädte Brücken zu schlagen und die Vorstadt Szigeth zu verbarrikadiren.

Fünfmal stärker als die Ungarn rückte gegen Mittag die Hauptmacht der Oestreicher — das erste östreichische Armeecorps und die russische Reservedivision von Hochstraß gegen Abda war, um hier über die Rabnitz zu setzen und die Ungarn in der Fronte zu beschäftigen. Zwei starke Seitencolonnen bewegten sich die eine gegen die Vorstadt Szigeth, die andere gegen das Dorf Revfalu. Das vierte östreichische Corps mit der Cavalleriedivision setzte weiter oben über die Rabnitz, um zwischen diesem Fluß und der Raab über Lésver die Flanke der Ungarn zu bedrohen. Das dritte östreichische Armeecorps unter Ramberg war Tags zuvor schon gegen den auf Ihásza vorgerückten Kmetty disponirt worden.

Pöltenberg besetzte die Verschanzungen der Vorstadt Ujváros mit 2 Bataillonen, 9 Geschützen und 6 Schwadronen Husaren, die Vorstadt Szigeth mit 2 Bataillonen, 8 Geschützen und 2 Schwadronen, Revfalu mit gleicher Stärke. Der Rest des Armeecorps — 4 Bataillone, 8 Schwadronen und 10 Geschütze, nahm bei Ménfö auf der Pàgaer Straße Stellung, um die hier vordringende Umgehungscolonne zurückzuweisen.

Die Abdaer Brücke war abgebrochen, die Schanzen mit Geschütz besetzt, das zuerst die von Hochstraß niedersteigenden östreichischen Colonnen begrüßte, bald aber mußte diese Stellung von den Ungarn verlassen und die rückwärts liegenden Schanzen besetzt werden, da die von Lésrar anrückenden Colonnen die Flanke der Stellung bedrohten.

Die Schlacht begann im großen Halbkreise auf der ganzen Linie von Ménfö bis Revfalu sich auszudehnen. Ueberall wurde mit Tapferkeit und Ausdauer gekämpft, doch überall mußten die Ungarn den stärkeren und muthig vordringenden östreichischen Angriffscolonnen weichen; nur vor Ujváros stand Oberstlieutenant Kossuth mit seinen 2 Bataillonen und 9 Kanonen unbeweglich, einer achtfachen Uebermacht von Infanterie und Geschützen Halt gebietend. Zuerst wurden die Schanzen von Ujváros von einer Brigade, dann von dem östreichischen Reservecorps, endlich, als auch die Hauptmacht der Oestreicher bei Abda die Raab überschritten, von zwei Armeecorps vergeblich angegriffen. Da ließ Schlick zehn Batterien gegen diesen Punkt auffahren und nochmals ein mörderisches Feuer gegen ihn eröffnen. Mehrere Pulverkarren der Ungarn flogen in die Luft, Kanonen wurden demontirt, Pferde und Mannschaft haufenweise niedergeschmettert und noch immer wich die heldenmüthige Schaar nicht, die schon seit drei Stunden der Wuth der Angriffe widerstanden. Da wird Szigeth von den Ungarn verlassen und die hier eingedrungene östreichische Colonne steht im Rücken Kossuths. Hiedurch endlich zum Rückzug gezwungen ging Kossuth nach der inneren Stadt zurück, nachdem

er noch vorher die an den Festungsmauern über die Raab führende Brücke hatte abtragen lassen. Die übrigen Colonnen waren schon früher zurückgegangen. In diesem Momente kam Görgey auf dem Schlachtfelde an und übernahm selbst den Oberbefehl. Alles rückte nun aus Raab auf die Gönyöer Straße, wo Görgey bei dem Taubenwirthshause Abends 6 Uhr seine zurückziehenden Bataillone sammelte und Stellung nahm, um die nachrückenden feindlichen Colonnen vom weiteren Verfolgen abzuhalten. Ein hitziges Arrièregardegefecht dauerte bis spät in die Nacht, unter deren Schutz Görgey den Rückzug fortsetzte.

Der grauende Morgen fand das ungarische Armeecorps Pöltenbergs mit dem zweiten Armeecorps in Acs vereinigt, wo theils auf den Höhen vor diesem Orte, theils in gedeckter Stellung hinter dem Ort vor dem Acser Walde das Lager bezogen wurde.

11. Schlacht bei Acs oder erste Schlacht vor Komorn 2. Juli.

Die verlorenen Schlachten an der Waag und bei Raab, die Erfolge des Banus in den Bác's, das unaufhaltsame Vordringen der Russen im Norden des Landes und in Siebenbürgen — alles das war so schnell hereingebrochen, daß das Volk zum Theil betäubt, zum Theil in banger, gespannter Erwartung den Dingen entgegensah, die da kommen sollten.

Die Donauarmee der Ungarn hatte sich inzwischen ganz nach Komorn zurückgezogen und hielt die am rechten Donauufer aufgeworfenen Schanzen besetzt. Am 30. Juni erschien Haynau mit dem Heere im Angesicht des Feindes und dehnte seine Stellung von Acs bis Kis Bér aus. Allem nach drohte von Seite der Oestreicher ein Angriff auf das verschanzte Lager bei Acs. Haynau ließ die Ungarn nicht lange darüber im Unklaren, denn schon am 2. Juli mit Tagesanbruch dröhnten seine Kanonen vom rechten Ufer gegen Komorn hinüber und verkündeten seinen Anmarsch.

Die Verschanzungen des ungarischen Lagers waren auf einer Uj-Szöny und dem Brückenkopf des rechten Donauufers im Halbkreise umschließenden Hügelreihe angelegt, deren höchster Punkt, der Monostor, hart am Ufer des Stromes gelegen, den Schlüssel der Stellung bildete. Von hier aus kann der Angreifer die Belagerung beginnen, die Donauübergänge beherrschen und die auf der Insel Schütt gegenüberliegende Stadt und Festung beschießen; man hatte daher auf die Befestigung dieser Höhen die größte Sorgfalt verwendet. Im Ganzen waren es zehn Schanzen, sämmtliche stark gebaut und vor den Gräben mit Spitzpfählen und andern Annäherungshindernissen versehen. Die Verbindung des Lagers mit der Insel Schütt wurde mittelst zweier Schiffbrücken unterhalten, deren eine von O-Szöny in die Stadt, die andere von dem Brückenkopfe in die alte Festung führte. Dieser Brückenkopf, der aus einer kasemattirten starken Sternschanze und sechs rechts und links gelegenen kleinen Redouten besteht, ist das Noyau des vorliegenden Lagers.

Die im verschanzten Lager concentrirte Macht bestand aus dem zweiten,

dritten und siebenten Armeecorps und vier Bataillonen der Komorner Besatzung, zusammen 22,000 Mann mit 4000 Pferden und 124 Geschützen.

Gegen acht Uhr Morgens rückte die östreichisch-russische Hauptarmee aus ihrer Stellung vor Igmánd und Acs zum Angriff auf die Schanzen der Ungarn vor. Starke Colonnen näherten sich über Csém und Mocsa gegen den linken Flügel der Ungarn, gleich starke auf der Acser und Lorader Straße, und in den von Uj-Szöny am Donauufer sich hinziehenden Weinhügeln gegen den Monostor vor, während hinter der Mitte der im Halbkreis vorrückenden Massen auf den Csémer Höhen und bei Pußta Herkály die feindlichen Reserven sich entwickelten.

Gleich der erste Zusammenstoß zwischen Mocsa und O-Szöny war für die Ungarn unglücklich. General Leiningen hatte einen Theil seiner Cavallerie unter Piketty gegen die Vorhut des feindlichen rechten Flügels vorrücken lassen, wurde aber geschlagen und dabei eine der besten Batterien von den Oestreichern abgeschnitten und genommen; O-Szöny und das umliegende Terrain mußte ebenfalls an sie überlassen werden. Unter so ungünstigen Verhältnissen für die Ungarn begann die Schlacht, die inzwischen schon auf allen Punkten zu toben angefangen hatte. Schon währte der Kampf längere Zeit, als es den östreichischen Colonnen gelang, die Tirailleurs der Ungarn aus den O-Szönyer Weingärten zu verdrängen und im Sturmschritt gegen die Schanzen des Monostor, den Schlüssel der Stellung, vorzudringen, dessen Besitz die ungarische Armee der Gefahr aussetzte, vom Rückzuge abgeschnitten und in die Donau geworfen zu werden. Schon sind die vorliegenden Flächen genommen, die schwarzgelben Fahnen aufgepflanzt und die Bataillone der Ungarn gehen auf die zweite Linie zurück. Die Oestreicher formiren sich bereits zum Sturme auf diese Verschanzung und sandten unter dem Schutze des hohen Ufers eine Umgehungscolonne am Donaustrande vor. — Da erscheint auf dem bedrohten Punkte und im Moment der höchsten Gefahr Görgey. Sein Erscheinen wirkt ermuthigend auf die zurückweichenden Truppen und da zu gleicher Zeit die vordringende östreichische Umgehungscolonne an der Donau durch das verheerendste Kartätschenfeuer einer verdeckten Strandbatterie der gegenüberstehenden Insel theils niedergeschmettert, theils in die Flucht gejagt war, so gab dieß der Schlacht eine günstige Wendung. Mit den gesammelten Bataillonen stürzt Görgey in die vordringenden östreichischen Massen. Die Flechen werden zurückerobert und die Oestreicher mit dem Bajonnet durch die Weingärten gegen den Acser Wald getrieben. Gleichzeitig mit den vorrückenden Bataillonen fliegen aus allen Intervallen der Schanzen die in Bereitschaft gehaltenen ungarischen Batterien vor und nehmen die östreichischen Colonnen, die rechts und links von der Acser Straße zurückgehen in ein mörderisches Kreuzfeuer, das den Rückzug des östreichischen linken Flügels — 4 Brigaden stark — in Flucht verwandelt. Erst am Acser Walde nahmen die Oestreicher wieder Stellung gegen die nun offensiv aus den Schanzen herausrückende ungarische Armee, deren Cavallerie sich dem Centrum der Oestreicher gegenüber entwickelt.

Minder günstig verlief die Schlacht indessen auf dem linken Flügel der Ungarn, wo man gleich beim Anfange der Schlacht das Dorf O'Szöny den Oestreichern hatte überlassen müssen. Klapka commandirte dort und sammelte Abends 5 Uhr 7 Bataillone des 3. Armeecorps, um mit diesen stürmend das stark besetzte Dorf den Oestreichern wieder zu entreißen. Der Kampf war hartnäckig; zweimal wurden die im Dorfe eingedrungenen Sturmcolonnen zurückgeworfen, erst der dritte Sturm, den Klapka mit neuen Colonnen, zwei Batterien und den vom linken Ufer der Donau herüberreichenden Festungsgeschützen unterstützen ließ, gelang. O'Szöny wurde genommen und die Oestreicher zum eiligen unordentlichen Rückzug unter dem Feuer der ungarischen Geschütze nach Mocsa gezwungen.

12. Zweite Schlacht vor Komorn am 11. Juli.

Nach der Schlacht von Acs war eine vollkommene Waffenruhe eingetreten, während welcher das vereinigte östreichisch-russische Heer auf beiden Ufern heranzog, um sich vor Komorn zu vereinigen. Das 3. Corps war gegen Ofen-Pesth entsendet, um sich dieses wichtigen Punktes, von wo aus Haynau dem russischen Heere die Hand reichen konnte, zu bemächtigen. In dieser bedrohten Lage beschloß Görgey, die östreichische Armee zu durchbrechen und den Kriegsschauplatz auf das rechte Donauufer zu verlegen. Er hoffte vielleicht auch das durch die Entsendung des 3. Corps geschwächte östreichische Heer zu schlagen, von den Russen abzuschneiden und die Donauarmee mit der Theißarmee zu vereinigen.

Beide Heere waren sich an Stärke ziemlich gleich; jedes zählte etwa 40,000 Mann. Begünstigt durch einen starken Nebel brach das ungarische Heer am 11. Juli gegen 10 Uhr Morgens unter dem Oberbefehle Klapka's — Görgey hielt seine Wunde in Komorn zurück — aus seiner verschanzten Stellung hervor. Um 11 Uhr begann die Kanonade zuerst vor Almás, bald darauf auch vom rechten Flügel her, wo Aschermann mit seinen Colonnen durch die Weingärten von Uj-Szöny bis zum Acser Walde vorgedrungen war, aber dort von Schlick mit gewohnter Tapferkeit empfangen ward. Die Cavallerie unter Piketty war in gleicher Höhe mit Aschermanns Colonnen vorgebrochen und Herkóly gegenüber aufmarschirt, versäumte aber den Feind im ersten Anlaufe zu werfen und so die Eroberung des Waldes zu erleichtern. Statt dessen ließ er sich in eine wirkungslose Kanonade ein.

Das 3. ungarische Armeecorps, unter Klapka's persönlicher Führung, stieß erst gegen Mittag auf die Oestreicher bei Csém, welchen Weiler mit seinen anstoßenden Gehöften als den Schlüssel ihres Centrums die Oestreicher mit einer Brigade besetzt hatten. Nach kurzem Gefechte war Csém durch die Ungarn erstürmt. Bevor jedoch der errungene Vortheil durch nachrückende Colonnen behauptet werden konnte, rückte das ganze östreichische Reservecorps und die russische Armeedivision Paniutine in die Schlachtlinie; die geworfene Brigade rückte im Sturmschritt gegen den verlorenen Weiler heran, unterstützt durch 80 Geschütze, die auf den Höhen im Halbkreise auffuhren. Diesem

colonne unter Major Rakowsky, von kundigen Führern geleitet, bei Guta übersetzen, dem rechten Waagufer entlang gegen Farkasd vorrücken und sich bei Zsigárd mit der Hauptcolonne vereinigen sollte. Der einzige gangbare Weg von Aszód nach diesem Orte läuft am erhöhten linken Ufer des Flüßchens Feketewitz (Schwarzwasser) hin, das oberhalb Aszód in die Donau fällt. Hart am Schwarzwasser, dessen Ufer durchgehends mit dichtem Gebüsch und hie und da auch mit Wäldern bewachsen sind, zur rechten Seite meilenlange Sümpfe, zieht sich diese kaum einige Klafter breite Erdzunge 2½ Meilen lang bis Királyrew hin. Auf Kähnen übersetzte das Bataillon das Schwarzwasser, verjagte die östreichischen Vorposten und nach sechsstündigem Marsche hatte die Avantgarde Királyrew erreicht, dessen Besatzung, 1 Compagnie, nach kurzem Kampfe den Ort den Ungarn überließ und sich nach Zsigárd zurückzog, wo auf den sanft aufsteigenden Höhen zwischen diesem Orte und Pered eine östreichische Brigade unter General Pott Stellung genommen hatte.

Ungesäumt griffen die Ungarn unter Asboth an und warfen sich mit Ungestümm gegen den rechten Flügel und das Centrum der östreichischen Stellung. Nach einstündigem Kampfe war der rechte Flügel der Oestreicher zum Weichen gebracht, aber Zsigárd, an das sich ihr linker Flügel anlehnte, ward von einer gut postirten Batterie und zwei Bataillonen hartnäckig vertheidigt. Unter der persönlichen Führung des tapfern Commandanten Asboth erstürmten die Ungarn den Ort, während ein glänzender Angriff der Division Boskyhusaren unter dem Major Kaszop die Batterie wegnahm. Nun waren die Ungarn auf der ganzen Linie siegreich, da rückten von Dioszegh her zahlreiche östreich. Verstärkungen in die Linie und stellten das Gefecht wieder her. Feldmarschall-Lieutenant Wohlgemuth, der das Reservecorps auf dem linken Donauufer befehligte, hatte eine Brigade zur Unterstützung Potts nach Pered entsendet, und die Oestreicher eröffneten nun ihrerseits, die Offensive ergreifend, gegen den zu weit vorgerückten ungarischen linken Flügel aus 3 Batterien, worunter 1 Raketenbatterie, ein mörderisches Feuer, welches den Rückzug dieses Flügels, das Aufgeben Zsigárd's und der in den Schanzen daselbst eroberten Geschütze zur Folge hatte. Gleichzeitig brachen starke östreichische Cavalleriemassen gegen Királyrew vor und bedrohten Flanke und Rücken der Ungarn, so daß Asboth den Rückzug anzuordnen gezwungen war.

Die Colonne des Major Rakowsky kam 1 Stunde zu spät, weil wegen Mangel an Fahrzeugen die Ueberschiffung des Detachements bei Guta nur langsam zu bewerkstelligen war. Von Asboths Rückzug heraus ging Rakowsky unverfolgt nach Negyed zurück, besetzte diesen Ort und ermöglichte dadurch den später erfolgten Brückenschlag über die Waag.

Die Ungarn hatten zwar eine Niederlage erlitten, aber sie hatten mit einem doppelt so starken Feind gekämpft und verdankten ihre Schlappe vorzugsweise dem General Knezich, Commandanten des dritten Armeecorps, der, mit seinen Truppen in der Nähe stehend, vor lauter Zögern und Bedenklichkeiten zu keinem festen Entschlusse gelangen konnte und trotz der vorhandenen Fahrzeuge

auf dem andern Ufer mit verschränkten Armen der Niederlage des zweiten Armeecorps zusah.

Der Verlust der Ungarn betrug 500 Mann und 3 Kanonen, welche aus Mangel an Bespannung dem Feinde überlassen werden mußten.

8. Schlacht bei Pered 20. und 21. Juni.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Gefechte des 16. Juni hatte Görgey in das Bivouak bei Aszód getrieben, um durch persönliche Uebernahme des Commandos der losen, unzusammenhängenden Kriegsführung ein Ende zu machen und durch eine glänzende Waffenthat die erlittene Schlappe zu rächen. Auch drängte die Zeit, denn bereits hatten die russischen Truppen die Karpathen überschritten und war General Grabbe in Arva eingerückt.

Am 19. stand das zweite Armeecorps bei Aszód in der Schütt, die kleine Colonne des Major Rakowsky in Negyed am rechten Waagufer, das dritte Armeecorps an der Waag Negyed gegenüber und das erste Armeecorps in Moksenok.

Der Plan Görgey's war, mit dem ersten Armeecorps bei Aszód über den Neuhäusler Arm zu gehen und die Oestreicher bei Zsigárd anzugreifen, das dritte Armeecorps sollte zur selben Zeit bei Negyed über die Waag setzen und das zweite Corps unterstützen, während das erste Armeecorps durch einen Angriff auf Schintau den Waagübergang erzwingt, über Szered vordringt und sich mit den übrigen Armeecorps auf dem rechten Ufer verbindet. In der Schütt sollten die Komorner Besatzungstruppen die Oestreicher in den Schranken halten.

Am 20. früh war, ohne auf eine östreichische Patrouille zu stoßen, das zweite Armeecorps der Ungarn nach Királyrew gelangt, und ein dichter Nebel, der bei grauendem Morgen auf der Ebene lagerte, hatte beiden Theilen die gegenseitigen Bewegungen verborgen. Es war dieß für die Ungarn ein günstiger Moment zum Angriff auf Zsigárd, der aber versäumt wurde. Indessen ging die Sonne auf, der Nebel verschwand und die erstaunten, keinen Angriff erwartenden Oestreicher sahen einige tausend Schritte vor sich die Ungarn in Schlachtordnung anrücken. Sie beeilten sich, ihre Stellung vom 16. wieder einzunehmen. Man konnte deutlich die Eile und Verwirrung unter den feindlichen Truppen, die im Augenblick nur 2 Brigaden stark waren, wahrnehmen. Da ertönte von der Waag herüber Kanonendonner; es war die Colonne des Major Rakowsky, welche Zsigárd und den Wald angriff. Die Oestreicher, in der Meinung, es sei dort eine starke Macht im Anzuge, verließen nach halbstündigem Gefecht ihre vortheilhafte Stellung bei Zsigárd und nahmen zwischen Pered und A. Szelly, an die sie ihre Flügel anlehnten, Stellung. Die Oestreicher, an Geschütz überlegen, eröffneten nun gegen die anrückenden ungarischen Colonnen ein heftiges Feuer, das etwa eine Stunde dauerte, und auf der ganzen Linie erwiedert ward. Es war 11 Uhr Morgens.

Gegen Mittag versetzten die Oestreicher, im Centrum hart gedrängt, nachdem ihre Cavallerie durch eine glänzende Charge einiger Schwadronen Würt-

Die Russen unter Paskiewitsch sollten Dembinsky mit nur 18,000 Mann in dünner Stellung aufhalten. Paskiewitsch schob das Rüdiger'sche Corps nach Waitzen vor, wo es, da Görgey von Komorn ihm entgegenging, zum blutigen Gefechte kam (15. Juli), in dem Görgey die Russen aus Waitzen vertrieb, aber endlich weichen mußte, als Paskiewitsch mit der Hauptmacht vorrückte. In forcirten Märschen durch das Gebirge erreichte er Debreczin. Kossuth hatte sich nach Szegedin zurückgezogen, aber gerade dahin marschirte Haynau mit seiner Armee. Dembinsky sollte ihn aufhalten, glaubte sich jedoch nicht stark genug und ging in die starke Stellung nach Szörek zurück, wo er am 5. August die Schlacht annahm, aber eine furchtbare Niederlage erlitt. Dembinsky floh nach Temeswar, verstärkte sich durch die dort stehende Belagerungsarmee und hielt noch einmal dem furchtbaren Haynau Stand, der ihn aber am 9. abermals schlug und das hartbedrängte Temeswar glücklich entsetzte.

Zu spät eilte Görgey herbei, Temeswar zu retten; in Arad empfing er die Nachricht, daß sein Heer wie Spreu zerstoben war. Mit der Vernichtung des Dembinsky'schen Corps war Kossuth in Görgey's Hand gegeben, der ganz andere Ansichten von jeher als Kossuth hatte, soweit es die Wahrung der Rechte Ungarns galt. Görgey wollte bloß die Erhaltung der ungarischen Nationalverfassung, Kossuth die Republik und sich an der Spitze. Bei der jetzt veränderten Lage der Dinge glaubte nun Kossuth Görgey nicht viel zutrauen zu dürfen und floh, nachdem er abgedankt und den Oberbefehl in Görgey's Hände gegeben hatte, die Reichskleinodien mit sich nehmend, zu Bem.

Görgey hatte nun die Wahl, sich zu schlagen oder zu ergeben. Ein Erfolg war beim Kampfe nicht mehr — bei einer solchen Uebermacht — zu hoffen und Görgey hatte Recht, wenn er den Entschluß faßte, sich zu ergeben und das Blut seiner Soldaten zu schonen. Aber an wen sollte er sich ergeben?

Haynau hatte gleich beim Antritt seines Commandos zwei gefangene ungarische Offiziere, Freunde Görgey's, als Deserteure hinrichten lassen. Diese Strenge mochte es wohl nicht rathsam erscheinen lassen, sich den Oestreichern zu ergeben. Er wählte daher die Russen und war schon einige Zeit darüber in Unterhandlungen mit Rüdiger getreten, dem er durch eine Dame hatte Anträge machen lassen. Auch das Heer, das Haynau haßte und fürchtete, wollte lieber mit den Russen als den Oestreichern capituliren.

Am 12. August zog Görgey nach Villagos und schloß schon am 13. die mit Rüdiger längst verabredete Capitulation. Die 23,000 Mann starke Armee streckte die Waffen und Paskiewitsch konnte an Kaiser Nikolaus schreiben: „Ungarn liegt E. Majestät zu Füßen."

Kossuth mit Bem und dem Rest der Armee flohen in die Türkei, andere Truppencorps lösten sich vollends auf. Arad, Peterwardein, Munonos ergaben sich, nur in Komorn behauptete sich der tapfere Klapka, erlangte am 27. September eine ehrenvolle Capitulation und durfte frei nach England gehen; Görgey erhielt durch russische Vermittlung freien Aufenthalt in Gräz.

Die ungarischen Flüchtlinge hielten sich Anfangs in Belgrad auf, und wurden später nach Schumla geschickt. Englische Vermittlung schützte sie gegen

Auslieferung, die Oestreich verlangte, und nach langen Unterhandlungen mit der Pforte durfte Kossuth frei nach England auswandern, während Bem, Kmety, Stein ꝛc. zum Islam übertraten und Pascha's wurden.

Schlimmer ging es den gefangenen Häuptern der Revolution. Nach der Waffenstreckung von Villagos füllten sich die Kerker und bald sühnte das Blut von 15 Opfern das schwer verletzte Gesetz. Ob nicht Oestreich klüger daran gethan haben würde, mit mehr Milde zu verfahren? Es scheint dieß selber eingesehen zu haben, denn bald wurde Haynau, weil er zu eigenmächtig in Ungarn schaltete und verfuhr, nach Wien zurückberufen.

Ungarn blutete aus tausend Wunden; das Land war verheert, mit dem Blute seiner Söhne getränkt! Und welcher Gewinn war erreicht? Es verlor seine bisherige unangefochtene nationale Selbstständigkeit, seine Verfassung, seinen Reichstag, denn unmöglich konnte die Regierung dem empörten Volke die verfassungsmäßigen Waffen wieder zurückgeben, die es eben erst so sehr gegen seinen rechtmäßigen König und Herrn mißbraucht hatte. Mit der alten Verfassung aber fielen auch die Zollschranken und viele Mißbräuche, und jetzt erst, wo bald das brausende Dampfroß in geflügelter Eile die Pußten Ungarns durchschnauben wird, können die natürlichen Reichthümer des von Gott gesegneten Landes sich erschließen und das hochherzige Volk der Magyaren, seinen deutschen Brüdern, die es so sehr mit Unrecht haßte, nahe bringen!

3. Entstehung des Kampfes der Ungarn und Serben in Karlowitz.

Gegenüber von Neusatz liegt die berühmte Veste Peterwardein, von der schon in alten serbischen Liedern die Rede ist. Die Bedeutung derselben während des Krieges ist bekannt; sie ist, wie Komorn, bis zur gänzlichen Bezwingung des ungarischen Aufstandes in den Händen der Ungarn geblieben. Von hier aus widersetzte sich der kühne Grabowsky den contrerevolutionären Bestrebungen der Serben und bombardirte Neustadt und Karlowitz.

Letzteres liegt am Abhang des syrmischen Gebirges zwischen den Bergen und dem rechten Donauufer. Man sieht es von der Höhe der Peterwardeiner Straße herab: aus dem dichten Schatten der Bäume treten malerisch die grauen Dächer der Häuser und die glänzenden Spitzen der Kirchthürme hervor. Hier war am 12. Juni 1848 der Kampf entbrannt und standen die Truppen Grabowsky's bereit, um das Comité von Karlowitz, das angeblich zum Schutze der Rechte des Kaisers gegen die Ungarn zusammengetreten war, auseinander zu jagen. In Karlowitz ahnte man nicht die Zwecke Grabowsky's, weil er selbst erst zwei Tage früher dem Comité beruhigende Nachrichten hatte zukommen lassen. Grabowsky schickte eine Abtheilung des Infanterieregiments Don Miguel mit Kanonen und dem Befehl, das Comité augenblicklich aufzulösen, nach Karlowitz. Die Garnison der Stadt bestand damals nur aus 2 Bataillonen zusammengeraffter Miliz und einigen Abtheilungen Grenzern. Ein Milizbataillon war an der Peterwardeiner Straße postirt. Als sich diesem Bataillon die Abtheilung Grabowsky's näherte, räumte es die Straße und ließ dieselbe unbehindert in Karlowitz einrücken, worauf die Auf-

lösung des Komités erfolgen sollte. Dieses aber weigerte sich und drohte mit Widerstand; Stratimirowitsch, der den Vorsitz führte, sammelte 30—40 Serben und besetzte mit ihnen die Brücke. Sie behaupteten dieselbe standhaft und mit Erfolg und bald entbrannte allgemein der Kampf. Nun ließ Grabowsky seine Geschütze auf die Stadt feuern — es waren die ersten Kanonenschüsse dieses Krieges — aber alsbald sammelten sich die Bauern aus dem Dorfe Piwniza, bewaffneten sich mit Dreschflegeln und warfen sich auf die Kanonen, um sie zu nehmen; einige Kartätschenschüsse reichten freilich hin, die Tollkühnen niederzuwerfen. Die beiden Abtheilungen des Peterwardeinerregiments warfen sich in einzelnen Trupps mit dem Bajonnete auf die Kanonen und zwangen sie zum Rückzug. In demselben Augenblicke erschien Stratimirowitsch mit einer Abtheilung in der rechten Flanke Grabowsky's und zwang ihn zum Rückzuge. Es blieben auf beiden Seiten etwa 40—50 Mann, an und für sich ein unbedeutender Kampf, der aber an Bedeutung gewinnt, insofern er das erste Gefecht dieses blutigen Krieges war!

4. Schlacht an der Schwechat, 28. Oktober 1848.

Im blutigen Gefechte bei Velencze (29. Sept. 1848) hatten die Ungarn den Ban Jellachich geschlagen, den prahlerisch angekündigten kroatischen Feldzug beendet und rückten nun 25,000 Mann stark unter Moga gegen das von Windischgräz und Jellachich hartbedrängte Wien vor, wagten aber die Grenze nicht zu überschreiten, da der Landesvertheidigungsausschuß in Pesth hiezu eine Aufforderung vom Reichstage in Wien erwartete. Zwei Tage vor der Einnahme Wiens überschritt erst das ungarische Heer die Grenze, rückte über den Leythafluß und stieß am 30. Oktober auf die Armee des Fürsten Windischgräz, der mit 70,000 Mann mit 140 Kanonen den Ungarn entgegengerückt war und an der Schwechat Stellung nahm, indem er die Hügelkette bei Mannswörth besetzte, welche die umliegende flache Gegend beherrscht, während die Reiterei, auf beiden Flügeln vertheilt, die Ungarn durch einen kreisförmigen Flankenangriff bedrohen sollte. Die Ungarn hatten ihre Cavallerie gleichfalls auf beiden Flügeln und behielten die irreguläre Infanterie, die Nationalgarden und Sensenmänner in der Mitte, die reitende Artillerie aber zur Sicherung der Flanken und einen Theil derselben zur Eröffnung des Angriffs auf die Mannswörther Hügelkette.

Gegen Mittag begann die Schlacht mit einem Reiterangriffe der Oestreicher. Die Husaren stürmten sofort denselben entgegen und es entspann sich ein blutiges Reitergefecht, das ohne Entscheidung blieb. Nun brach auch die ungarische Infanterie vor, erstürmte unter mörderischem Feuer die Höhen von Mannswörth und warf die Oestreicher aus dem Dorfe, während der rechte Flügel der Ungarn auch die Höhen von Schwechat nahm. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit ward gefochten, aber vergebens, denn die Oestreicher zogen frische Truppen in's Gefecht und der mit überlegener Macht heranrückende kaiserl. General Zeisberg trieb die Ungarn von den Schwechater Höhen wieder hinab und hielt das Dorf. Ein Kartätschen- und Raketenhagel brachte

die Sensenmänner des Komorner Komitats zum Weichen und fliehend rissen sie die hinten stehenden Truppen in wilder Unordnung mit sich fort. Die östreichischen Reitermassen sprengten nun vollends das Centrum der Ungarn und würden die Niederlage derselben wohl vollständig gemacht haben, wenn nicht die reitende ungarische Artillerie vom rechten Flügel zur rechten Zeit Hilfe gebracht und ganze Reihen von dem nachdrängenden kaiserl. Kürassirregimente Wallmoden niedergeschmettert und so den unordentlichen Rückzug des ungarischen Hauptheeres gedeckt hätte.

Die Ungarn waren geschlagen, aber nicht entmuthigt und sammelten sich alsbald bei Preßburg wieder. Unangenehm ward hiedurch Windischgräz enttäuscht, der die „flüchtigen Rebellenhaufen" mit einigen tausend Mann in ein paar Tagen vollends zu vernichten gehofft hatte, denn wenige Wochen nach der Schlacht von Schwechat begann der denkwürdige für die Oestreicher so unglückliche Winterfeldzug unter dem Obercommando des Feldmarschalls Fürsten zu Windischgräz.

5. Die zweitägige Schlacht von Kapolna, 26. und 27. Febr. 1849.

Der Glanzpunkt des Winterfeldzugs ist die Schlacht von Kapolna.

Mit 56 Bataillonen, 72 Schwadronen und 256 Geschützen war Fürst Windischgräz gegen die obere Donauarmee der Ungarn, die unter dem Oberbefehle des nach der Schlacht von Schwechat zum General und am 1. Novbr. zum Oberbefehlshaber der ungarischen Armee ernannten Görgey 30,000 Mann zählte, herangerückt und hatte nach ein paar blutigen Reitergefechten, in denen die kühnen ungarischen Husaren durch ihre behende Fechtart und leichte Bewaffnung bedeutende Ueberlegenheit über die schwere östreichische Cavallerie gezeigt hatten. Raab erreicht, wo Görgey seine Armee concentrirte und den Oestreichern eine Hauptschlacht anbieten wollte. Allein der Eintritt einer furchtbaren Kälte, welche alle Flüsse und Sümpfe, die Stützpunkte der Stellung bei Raab, mit einer dicken Eisrinde überzog, und für alle Waffen vollkommen praktikabel machte, veranlaßte die Ungarn, den Rückzug nach Ofen fortzusetzen, um sich dort mit dem 6000 Mann starken Corps des Generals Perczel — der übrigens auf dem Wege von der Drau dahin von Jellachich, der von Stuhlweissenburg gegen Ofen vorrückte, bei Moór geschlagen wurde — zu vereinigen und die Hauptschlacht anzunehmen. Auch Görgey's Nachhut erlitt auf dem Wege nach Ofen eine Schlappe (28. Dezember) bei Bábolna und endlich entschloßen sich die Ungarn, die Hauptstädte Pesth und Ofen, sowie das Banat und die Bénns bis an die Maros und Theresiopel zu räumen und alle ihre Wehrkräfte hinter den schirmenden Sümpfen der Theiß zu vereinigen und dort um jeden Preis sich zu halten, während Görgey mit 20,000 Mann die Richtung gegen Oberungarn nehmen und die Aufmerksamkeit der Oestreicher von der Theiß abziehen sollte.

Blutige Gefechte zwischen den Oestreichern unter Schlick und den Ungarn unter Klapka begleiteten das Vorrücken der Oestreicher gegen die Theiß, hinter der sich jetzt die ungarischen Wehrkräfte unter dem talentvollen Dem-

binsky sammelten, während Görgey kühn durch die Bergstädte in der Zips vordrang und bei Kaschau in einem glänzenden Gefecht am 5. Februar das Schlick'sche Corps schlug und es im Vorrücken aufhielt. Am 10. Febr. vereinigte sich Klapka mit Görgey in Kaschau, worauf Dembinsky, der inzwischen mit Perczel die Oestreicher bei Szopled geschlagen hatte, mit allen in Oberungarn stehenden Corps die Offensive ergriff.

Am 20. Februar rückte die ungarische Armee gegen Kapolna vor, während das Gros der östreichischen Armee unter Windischgräz inzwischen gegen Gyöngös vorgegangen war und seine Vorhut bis Kampolt ausgedehnt hatte. Das 1. und 2. ungarische Armeecorps nahm Stellung vor Kapolna und entsendete noch am Vormittage des 26. Febr. eine Expedition von 400 Mann Infanterie, 100 Husaren und 4 Geschützen unter Major Idzikowski gegen Petervasar ab, wo General Schlick mit seinem Corps stand, der sich von dort über Verpelet mit der östreichischen Hauptarmee vereinigen wollte. Dieses Corps sollte das ungarische Detachement angreifen und auf Verpelet sich fechtend zurückziehend alle Brücken und Hohlwege ungangbar machen.

Etwa 3 Stunden nach dem Abmarsch dieses Detachements geriethen bei Kapolna die beiden Armeen an einander und mit dreifach überlegener Macht griffen die Oestreicher das Centrum und den linken Flügel der Ungarn an. Der Kampf entbrannte mit furchtbarer Heftigkeit, große Cavallerieangriffe wechselten mit einem verheerenden Geschützfeuer, aber die Magyaren standen wie Felsen und wichen dem Anprall der Kaiserlichen keinen Schritt! Nach sechsstündigem Ringen ward der Kampf endlich abgebrochen und die Ungarn behaupteten bei Kapolna und Kal, sowie auf der ganzen Linie ihre Stellungen.

Inzwischen war das Detachement vor Petervasar angekommen und hatte eben das Gefecht mit den Vorposten der Oestreicher engagirt, als es den Kanonendonner bei Kapolna hörte und irrigerweise glaubte, die Oestreicher hätten Verpelet schon gewonnen. Von diesen angegriffen ging daher das Detachement gegen Erlau zurück und ließ dem General Schlick die Straße nach Verpelet und in die rechte Flanke der ungarischen Armee offen. Dort erneuerte nun Schlick am Morgen des 27. Febr. den Kampf, indem er den rechten Flügel der Ungarn in Verpelet, wo Klapka mit 4000 Mann stand, angriff, der durch 10,000 Mann des Görgey'schen Corps Morgens 7 Uhr verstärkt werden sollte. Allein es war schon 8 Uhr, als Schlick angriff und Görgey noch nicht da. Der Anprall der Oestreicher gegen Verpelet war fürchterlich; gegen jedes einzelne ungarische Geschütz spie eine ganze Batterie des Feindes Tod und Verderben in die Reihen der Magyaren. Gleichzeitig wurde das Centrum und der linke Flügel der Ungarn von Windischgräz angegriffen; überall ward mit größter Heftigkeit gekämpft und nach 3 Stunden war noch keine ungarische Colonne gewichen. Endlich gelang es, dem furchtbaren Geschützfeuer des Schlick'schen Corps den rechten ungarischen Flügel zurückzudrängen. Die Sturmcolonnen der Oestreicher rückten gegen Verpelet vor und nahmen den Ort. Die ungarische Artillerie protzte auf und jagte vor das Dorf, wo sie sich, um das Debouschiren der Oestreicher aus dem Dorfe zu verhindern,

wieder aufstellte. Eine östreichische Cavallerieabtheilung sprengte jetzt aus dem Dorfe heraus, ward aber im Nu von den ungarischen Husaren theils zusammengehauen, theils in's Dorf zurückgetrieben. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her, endlich aber drängten die Oestreicher mit unwiderstehlicher Gewalt, stets frische Truppen in's Feuer führend, die Ungarn zurück, deren Centrum und linker Flügel auch nicht länger Widerstand leisten konnten, da Hauptcorps und Reserve sich müde gerungen hatten. So rückten nun die Oestreicher nach großen Verlusten vor und nachdem die Ungarn in bester Ordnung eine halbe Stunde weit zurückgegangen waren, erschien endlich — aber zu spät — Görgey mit dem 7. Armeecorps und machte es der ungarischen Armee möglich, beim Dorfe Kerecsend, 3000 Schritte vom Schlachtfelde Stellung zu nehmen.

Windischgräz schickte über die Schlacht bei Kapolna ein großsprecherisches Bulletin nach Wien, das mit den Worten anfing: „Ich habe die Rebellenhorden in ungeheurer Anzahl bei Kapolna getroffen, zersprengt und größtentheils vernichtet; der Ueberrest hat sich gegen die Theiß geflüchtet. Ich hoffe in einigen Tagen in Debreczin zu sein ꝛc.“ Eigentlich aber hatte er seinen mit ungeheurer Redekunst erkämpften Sieg dem Nichteintreffen Görgey's zu danken, der wohl damals schon seine Umtriebe begann, wie er auch bei anderer Gelegenheit seine Mißgunst gegen den Obergeneral Dembinsky durchblicken ließ, den er später ja sogar zur Niederlegung des Armeecommando's veranlaßte.

Mit der Schlacht von Kapolna hatten nun wenigstens die Oestreicher die Möglichkeit erlangt, die Offensive gegen die Magyaren zu ergreifen, aber noch immer waren ihre Operationen sehr von dem Vorrücken der großen russischen Armee bedingt, das aber außerordentlich langsam vor sich ging. Ein Haupthinderniß für die östreichischen Offensivbewegungen war der wichtige, von den Ungarn besetzte Punkt Komorn, dessen Besatzung selbst einen östreichischen Sieg wieder paralisiren konnte, da der geschlagene Feind immer wieder in Komorn seine Stütze und die siegende Armee an seinen Wällen die Grenze einer weiteren Verfolgung ihrer Vortheile fand. Es fielen nun in dieser Periode tagtäglich die einzelnen (in 7—10 geschilderten) Gefechte auf der ganzen Linie von der Raab bis an die Waag vor, die meist unentschieden blieben, da die Ungarn bei jedem ernstlichen Angriff sich sogleich unter ihre Kanonen der Palatinallinie zurückzogen.

Bei diesen Kämpfen zählte die östreich. Armee etwa 60,000 Mann in 59 Bataillonen und 65 Schwadronen mit 270 Geschützen. Fürst Windischgräz war mit der Schlacht von Kapolna vom Kriegsschauplatz abgetreten und an seiner Stelle erschien am 17. April Mittags der neuernannte Oberkommandant F.M.L. v. Welden im östreich. Lager vor Komorn. Er fand die Armee nicht gerade im besten Zustande und 4 Wochen gingen darüber hin, sie nothdürftig zu reorganisiren. Um diese Zeit kam auch der Kaiser, der damals Olmütz verlassen und sein Hoflager in Schönbrunn aufgeschlagen hatte, zur Armee, besichtigte deren Aufstellung von der Rabnitz bis an die Waag und wohnte den Gefechten bei.

Welden war nicht glücklicher als sein Vorgänger. Die ihm zugewiesene Rolle — einer schnellen Eroberung des insurgirten Landes — bezeichnet er in seiner

„Episoden aus seinem Leben" selbst als eine wenig lohnende; es war ein endloses Aufbieten von Kräften, ein ewiges, aber vergebliches Ringen nach einem entscheidenden Resultate und meist alles ohne Erfolg. Auch der kräftigste Körper hätte unter einer solchen Last endlich erliegen müssen und der kränkliche Welden war daher glücklich, als er in der Person des F.M.L. v. Haynau, den er aus Italien hatte kommen lassen, die eiserne Hand gefunden hatte, der er mit voller Beruhigung die Führung der Armee übergeben konnte. Mit der Uebernahme des Oberbefehls durch Haynau kettete sich auch wieder das Kriegsglück an Oestreichs Fahnen und bald erzitterten die Ebenen der Donau und der Theiß unter dem Donner der Geschütze der Oestreicher und Russen, welche in ungeheuren Colonnen über die Karpathenpässe in die Ebene herabstiegen und auf den Spitzen ihrer Bajonnete den Frieden in Ungarns Pußten trugen!

6. Das zerstörte Neusatz 12. Juni 1849.

Neusatz, ehemals der Markt für die ganze Backa und das Banat, eine reiche und volkreiche Stadt, bot in der Mitte Juni 1849 einen öden und traurigen Anblick dar. Wo man hinsah, standen allenthalben die ausgebrannten Reste von Gebäuden; das Feuer hatte nicht bloß die Dächer und oberen Stockwerke zerstört, sondern durchaus alles, was nur irgend in einem Hause brennen konnte. Auf der ganzen Länge der breiten Straßen der einst so schönen Stadt sah man auch nicht ein Dach auf einem Hause, allenthalben öde Fensterhöhlen, zerstörte Mauern, verbrannte Balken und da und dort zeigten auch wohl zwei Reihen von Trümmerhaufen eine ehemalige Straße an.

Der 12. Juni 1849 war es, der aus der blühenden volkreichen 20,000 Einwohner zählenden ersten Hauptstadt des Banats einen öden Ruinenhaufen gemacht hatte. Es war ein für die Stadt schrecklicher Tag, schrecklich sowohl durch die angerichteten Zerstörungen selbst, als durch die unseligen Folgen.

Der Ban Jellachich hatte mit seinen Kroaten Peterwardein und Neusatz immer enger umschlossen und auch die Magyaren waren immer näher gerückt und hatten Neusatz besetzt. Da beschloß die serbische Bevölkerung von Neusatz den Ansichten des Bans gemäß und um ihrer eigenen Rettung willen die Stadt zu verlassen und sie der Grausamkeit und Zerstörungswuth der Magyaren preiszugeben. Die Bewohner von Neusatz waren reich genug, um sich später für den Verlust ihrer Häuser zu entschädigen, wenn dieser auch eintrat, wenn es ihnen nur gelungen wäre, ihr übriges Vermögen zu retten. Der Ban erschien vor Neusatz, um die ungarische Garnison daraus zu verjagen und nach Peterwardein zurückzudrängen, ehe noch die serbische Bevölkerung sich für den Fall einer Belagerung vorgesehen hatte. In der Nacht erschien der Vortrab der Kroaten und hinter diesem das ganze Heer; man versicherte die Serben, es sei nicht mehr nöthig, die Stadt zu verlassen, da sie in wenigen Stunden in den Händen der kaiserl. Truppen sein würde. Kaum jedoch erschienen die Truppen des Ban, als sämmtliche Magyaren die Bewohner von Neusatz und die Garnison selbst ohne Widerstand verließen, über die Brücke zogen und sich in den Schanzen festsetzten; dieß bewies schon, daß etwas Be-

sonderes vorbereitet werde. Und in der That um 3 Uhr Morgens flogen von den Wällen Peterwardeins herab, dessen lange rothe Streifen der backsteinernen Festungswerke in fünf Absätzen am grünen Abhange des Berges jenseits der Donau sich erheben, die Granaten nach allen Enden der Stadt und steckten sie an vielen Punkten in Brand. Der Wind trug die Flammen von Dach zu Dach und im Laufe einer Stunde ergoß sich über die ganze Stadt ein Feuermeer. Sein Vermögen zu retten hatte Keiner mehr Zeit, man suchte nur wo möglich das Leben davon zu bringen. Unter lautem Jammer drängten sich die Einwohner nach den Thoren, viele aber kamen unter den brennenden Trümmern um. Gleichzeitig kamen die Ungarn aus der Festung heraus und jagten die Armen wieder in die brennende Stadt zurück. Zugleich drangen Ungarn und Kroaten hinein und plünderten, was der Brand verschont hatte. Die Einwohner flohen nach allen Seiten und vielen, die an den Bettelstab gebracht wurden, gewährte die benachbarte Türkei gastfreundlich ein Asyl! Was dageblieben und noch am Leben war, führte zur Noth kleine Häuschen und Hütten im nördlichen Theile der Stadt auf und eng darin zusammengepfropft blieben sie allen Entbehrungen und allen Krankheiten des fieberischen Klima's während des Sommers, im Winter aber hilflosem Elende, dem Hunger und der Kälte, ausgesetzt. —

7. Die Kämpfe an der Waaglinie. Treffen bei Zsigárd 16. Juni.

Der erste und mächtige Zusammenstoß der feindlichen Armeen fand an der Waaglinie statt.

Unterhalb Preßburg theilt sich die Donau in zwei ungleiche Arme, die, nachdem sie die große Insel Schütt gebildet, bei Komorn sich vereinen. Der kleinere nördlich fließende Arm nimmt mehrere von Norden kommende Gewässer auf, von welchen die Waag und Neutra die bedeutendsten sind. Dieser Fluß heißt bis zu seiner Vereinigung mit der Waag „der Neuhäuseler Arm," von da bis zu seiner Einmündung bei Komorn die „Waag-Donau." Mehrere Meilen von der Einmündung der Waag und der mit ihr beinahe in gleicher Richtung laufenden Neutra verflacht sich das Gebiet dieser beiden Flüsse in eine unabsehbare Niederung, welche, nur unzureichend durch schwache Dämme gegen die häufigen Ueberschwemmungen geschützt, überall mit Sümpfen und todten Gewässern bedeckt und nur im Hochsommer und bei sehr trockener Jahreszeit gangbar ist. Durch diese Sümpfe wurde Mitte Juni zuerst das zweite und später das dritte ungarische Armeecorps zum Angriff gegen die stärkeren in der günstigsten Stellung stehenden Oestreicher geführt. Am 13. ging das zweite Armeecorps bei Guta über die Waag-Donau und bei Naszwad über die Neutra und stand am 14. Morgens bei Aszód in der Schütt. Zum wirklichen Angriff war der 16. Juni bestimmt.

In der Morgendämmerung dieses Tages überschritt eine ungarische Colonne von 7 Bataillonen, 5 Schwadronen und 4 Batterien unter Oberst Asbóth den Neuhäuseler Arm, seine Richtung gegen Királyrew nehmend, während eine zweite, 1 Bataillon, 1 Schwadron und ½ Batterie starke Umgehungs-

colonne unter Major Rakowsky, von kundigen Führern geleitet, bei Guta übersetzen, dem rechten Waagufer entlang gegen Farkasd vorrücken und sich bei Zsigárd mit der Hauptcolonne vereinigen sollte. Der einzige gangbare Weg von Aszód nach diesem Orte läuft am erhöhten linken Ufer des Flüßchens Feketewitz (Schwarzwasser) hin, das oberhalb Aszód in die Donau fällt. Hart am Schwarzwasser, dessen Ufer durchgehends mit dichtem Gebüsch und hie und da auch mit Wäldern bewachsen sind, zur rechten Seite meilenlange Sümpfe, zieht sich diese kaum einige Klafter breite Erdzunge 2½ Meilen lang bis Királyrew hin. Auf Kähnen übersetzte das Bataillon das Schwarzwasser, verjagte die östreichischen Vorposten und nach sechsstündigem Marsche hatte die Avantgarde Királyrew erreicht, dessen Besatzung, 1 Compagnie, nach kurzem Kampfe den Ort den Ungarn überließ und sich nach Zsigárd zurückzog, wo auf den sanft aufsteigenden Höhen zwischen diesem Orte und Pered eine östreichische Brigade unter General Pott Stellung genommen hatte.

Ungesäumt griffen die Ungarn unter Asboth an und warfen sich mit Ungestümm gegen den rechten Flügel und das Centrum der östreichischen Stellung. Nach einstündigem Kampfe war der rechte Flügel der Oestreicher zum Weichen gebracht, aber Zsigárd, an das sich ihr linker Flügel anlehnte, ward von einer gut postirten Batterie und zwei Bataillonen hartnäckig vertheidigt. Unter der persönlichen Führung des tapfern Commandanten Asboth erstürmten die Ungarn den Ort, während ein glänzender Angriff der Division Boskyhusaren unter dem Major Kaszop die Batterie wegnahm. Nun waren die Ungarn auf der ganzen Linie siegreich, da rückten von Dioszegh her zahlreiche östreich. Verstärkungen in die Linie und stellten das Gefecht wieder her. Feldmarschall-Lieutenant Wohlgemuth, der das Reservecorps auf dem linken Donauufer befehligte, hatte eine Brigade zur Unterstützung Potts nach Pered entsendet, und die Oestreicher eröffneten nun ihrerseits, die Offensive ergreifend, gegen den zu weit vorgerückten ungarischen linken Flügel aus 3 Batterien, worunter 1 Raketenbatterie, ein mörderisches Feuer, welches den Rückzug dieses Flügels, das Aufgeben Zsigárd's und der in den Schanzen daselbst eroberten Geschütze zur Folge hatte. Gleichzeitig brachen starke östreichische Cavalleriemassen gegen Királyrew vor und bedrohten Flanke und Rücken der Ungarn, so daß Asboth den Rückzug anzuordnen gezwungen war.

Die Colonne des Major Rakowsky kam 1 Stunde zu spät, weil wegen Mangel an Fahrzeugen die Ueberschiffung des Detachements bei Guta nur langsam zu bewerkstelligen war. Von Asboths Rückzug heraus ging Rakowsky unverfolgt nach Negyed zurück, besetzte diesen Ort und ermöglichte dadurch den später erfolgten Brückenschlag über die Waag.

Die Ungarn hatten zwar eine Niederlage erlitten, aber sie hatten mit einem doppelt so starken Feind gekämpft und verdankten ihre Schlappe vorzugsweise dem General Knezich, Commandanten des dritten Armeecorps, der, mit seinen Truppen in der Nähe stehend, vor lauter Zögern und Bedenklichkeiten zu keinem festen Entschlusse gelangen konnte und trotz der vorhandenen Fahrzeuge

auf dem andern Ufer mit verschränkten Armen der Niederlage des zweiten Armeecorps zusah.

Der Verlust der Ungarn betrug 500 Mann und 3 Kanonen, welche aus Mangel an Bespannung dem Feinde überlassen werden mußten.

8. Schlacht bei Pered 20. und 21. Juni.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Gefechte des 16. Juni hatte Görgey in das Bivouak bei Aszód getrieben, um durch persönliche Uebernahme des Commandos der losen, unzusammenhängenden Kriegsführung ein Ende zu machen und durch eine glänzende Waffenthat die erlittene Schlappe zu rächen. Auch drängte die Zeit, denn bereits hatten die russischen Truppen die Karpathen überschritten und war General Grabbe in Arva eingerückt.

Am 19. stand das zweite Armeecorps bei Aszód in der Schütt, die kleine Colonne des Major Rakowsky in Negyed am rechten Waagufer, das dritte Armeecorps an der Waag Negyed gegenüber und das erste Armeecorps in Mokkenok.

Der Plan Görgey's war, mit dem ersten Armeecorps bei Aszód über den Neuhäusler Arm zu gehen und die Oestreicher bei Zsigárd anzugreifen, das dritte Armeecorps sollte zur selben Zeit bei Negyed über die Waag setzen und das zweite Corps unterstützen, während das erste Armeecorps durch einen Angriff auf Schintau den Waagübergang erzwingt, über Szered vordringt und sich mit den übrigen Armeecorps auf dem rechten Ufer verbindet. In der Schütt sollten die Komorner Besatzungstruppen die Oestreicher in den Schranken halten.

Am 20. früh war, ohne auf eine östreichische Patrouille zu stoßen, das zweite Armeecorps der Ungarn nach Királyrew gelangt, und ein dichter Nebel, der bei grauendem Morgen auf der Ebene lagerte, hatte beiden Theilen die gegenseitigen Bewegungen verborgen. Es war dieß für die Ungarn ein günstiger Moment zum Angriff auf Zsigárd, der aber versäumt wurde. Indessen ging die Sonne auf, der Nebel verschwand und die erstaunten, keinen Angriff erwartenden Oestreicher sahen einige tausend Schritte vor sich die Ungarn in Schlachtordnung anrücken. Sie beeilten sich, ihre Stellung vom 16. wieder einzunehmen. Man konnte deutlich die Eile und Verwirrung unter den feindlichen Truppen, die im Augenblick nur 2 Brigaden stark waren, wahrnehmen. Da ertönte von der Waag herüber Kanonendonner; es war die Colonne des Major Rakowsky, welche Zsigárd und den Wald angriff. Die Oestreicher, in der Meinung, es sei dort eine starke Macht im Anzuge, verließen nach halbstündigem Gefecht ihre vortheilhafte Stellung bei Zsigárd und nahmen zwischen Pered und A. Szelly, an die sie ihre Flügel anlehnten, Stellung. Die Oestreicher, an Geschütz überlegen, eröffneten nun gegen die anrückenden ungarischen Colonnen ein heftiges Feuer, das etwa eine Stunde dauerte, und auf der ganzen Linie erwiedert ward. Es war 11 Uhr Morgens.

Gegen Mittag versetzten die Oestreicher, im Centrum hart gedrängt, nachdem ihre Cavallerie durch eine glänzende Charge einiger Schwadronen Würt-

temberg Husaren geworfen wurden, ihren rechten Flügel und nahmen eine mehr concentrirte Stellung bei Pered.

Major Rakowsky, der sich unterdessen mit der Hauptcolonne vereinigt und das Commando des rechten Flügels des Armeecorps übernommen hatte, verdrängte die Oestreicher nach und nach aus den Waldungen der Waag bis in die Lichtung vor Pered, dem Schlüssel der östreichischen Stellung, wo er anhielt und sofort seine Colonnen zum Sturm ordnete. Fünf Bataillone und 2 Batterien unternahmen den Angriff des Dorfes en front, während Rakowsky mit seiner Colonne gegen die linke Seite des Ortes vordrang. Im heftigsten Granaten- und Kartätschenregen rückten sämmtliche Sturmcolonnen in gemessenem Schritte vor. Schon war ein Bataillon der Ungarn bis zur Kirche gedrungen, als die Oestreicher eine verdeckt gehaltene Batterie demaskirten und mit einem verheerenden Kartätschenfeuer nicht nur das Bataillon, sondern auch die nachrückenden Abtheilungen und eine Division Württemberg Husaren empfingen und zurückwarf. Aber Asboth sammelte schnell die Weichenden, stellte sich an ihre Spitze, drang zum zweiten Mal mit 3 Colonnen gegen das Dorf heran. Todtverachtend folgten ihm die tapferen Bataillone, die Hauptgasse wurde erstürmt und in allen Häusern, Höfen und Gärten wüthete der Kampf. Mann gegen Mann stand hier der Deutsche, Böhme und Pole dem Ungar gegenüber — endlich wichen die Oestreicher, anfangs langsam und ordentlich, dann aber aufgelöst in wilder Unordnung über Deáki nach Galantha. Um 2 Uhr Nachmittags war Pered, mit Verwundeten, Todten und Gefangenen angefüllt, in Händen der Ungarn, über die Görgey, der kurz erst auf dem Schlachtfelde angekommen war, selbst den Oberbefehl übernahm und das zweite Armeecorps und das eben anlangende dritte Armeecorps (9 Bataillone, 14 Schwadronen, 40 Geschütze) vor Pered bivouakiren ließ. Unbegreiflicherweise ließ er die Oestreicher nicht verfolgen und den großen 3000 Schritt vor der Front liegenden Ort Deáki nur mit einem schwachen Picket besetzen.

Die Nacht senkte sich auf das blutige Schlachtfeld, um eine kurze Pause des Kampfes zu machen, aber die aufgehende Sonne sollte schon wieder neue Scenen des Ringens erleuchten und den eben erfochtenen Lorbeerzweig den Ungarn wieder entreißen.

Görgey verdankt seinen Ruhm als Feldherr gewiß nicht diesem Tage und wenn man sein späteres Auftreten in Rechnung zieht, ist man beinahe versucht, zu glauben, er habe absichtlich gefehlt. Görgey wußte, daß in Preßburg 15,000 Mann Russen standen, die auf die erste Nachricht vom Angriff der Ungarn zur Unterstützung der Oestreicher herbeieilen würden, wußte, daß die Oestreicher während der Nacht sich auf die doppelte Stärke gebracht, wußte, daß seine Truppen seit 26 Stunden nicht verpflegt wurden und nach so heißer, angestrengter Arbeit dem Hunger und Durste preisgegeben waren, wußte endlich, daß der von der Waag und dem Neuhäuseler Arm gebildete Sack in seinem Rücken und die mangelhaften Uebergänge über diese Gewässer die Armee für den Fall einer Niederlage auf's Aeußerste gefährden — und doch schlug er die Schlacht von Pered.

Er nahm seine Stellung vor diesem Orte, mit dem dritten Armeecorps rechts an die Waag gelehnt, mit dem zweiten links vom Orte in einem offenen, den maskirten feindlichen Geschützen bloßgestellten Terrain. Auf der äußersten Linken war Királerhw zur Schonung der Rückzugslinie von Major von Rakowsky mit zwei Bataillonen, einer Batterie und einer Schwadron besetzt. Zwischen diesem Orte und Pered hielten 8 Schwadronen die Verbindung, während die übrige Cavallerie als Reserve hinter dem Dorfe stand.

Um 10 Uhr Vormittags begannen die Oestreicher den Angriff. Ihr mörderisches Geschützfeuer richtete in der offenen Stellung von Pered große Verheerungen an. Bald jedoch zeigte sich, daß dieser Angriff nur zur Beschäftigung diene, während die Hauptmacht der Oestreicher gegen den schwächeren linken Flügel sich dirigirte. Schon um 11 Uhr drangen große Massen Infanterie und Cavallerie in der unbesetzten Ebene gegen A. Szelly vor, um nach Wegnahme dieses Dorfes Királerhw anzugreifen. Eiligst schickte ihnen Görgey 12 Schwadronen Husaren unter Oberst Piketty entgegen, die aber durch ein verwüstendes Kartätschenfeuer in Unordnung gebracht und gleichzeitig von den östreichischen Reiterschaaren ungestümm attaquirt wurden. Die schon erschütterten Reihen der Ungarn werden geworfen und verfolgt. Der furchtbare Wirbel, in welchem Husaren, Kürassiere und Uhlanen im Kampf wild durcheinander wogen, strömte immer näher gegen Pered heran und der gewaltige Stoß schien schon die ungarischen Schlachtlinien niederwerfen zu wollen, als plötzlich hinter einem kleinen Wäldchen bei Pered das Knattern von Kleingewehrfeuer beginnt. Das Feuer wird immer lebhafter — da wendet sich der östreichische Reiterschwarm und verschwindet in eiligem Jagen hinter den aufgepeitschten Staubwolken. Die Gefahr war vorüber; ihre Beseitigung hatten die Ungarn ihrem 60. Bataillon zu danken, das hinter dem Wäldchen in Masse aufgestellt, beim Herannahen des verwickelten Reiterknäuels sich entgegenstellte und durch seine muthige Haltung den gefährlichen Reiterangriff der Oestreicher abwies.

Während dieser Kampf auf dem rechten Flügel der Oestreicher tobte, rückten sie in der Mitte mit zwei starken Angriffscolonnen zwischen Pered und Királerhw vor und mit ihnen auf ihrem linken Flügel die russische Armeedivision Paniutine. Ihnen trat rechts von Pered das dritte ungarische Armeecorps und das zweite auf der Straße von Királerhw entgegen. Pered, das nun mit Uebermacht und von zahlreicher Artillerie angegriffen wurde, konnte, obgleich hartnäckig vertheidigt, doch nicht lange gehalten werden und auch Királyrew ward bald in Händen der Oestreicher. Beide ungarische Armeecorps mußten nun den Rückzug antreten und das zweite, bei dem sich Görgey befand, mußte das auf dem Wege nach Aszód (Schütt) gelegene, von den Oestreichern bereits besetzte Királyrew wieder nehmen. Mit einigen schwachen, ermüdeten Bataillonen vor dem Orte angelangt, ließ Görgey die Colonnen zum Sturme anrücken. Zweimal drangen die Tapferen bis an das Dorf vor, zweimal wurden sie zurückgeworfen, zum drittenmal gesammelt stürmten sie von Neuem und nahmen endlich nach einem furchtbaren Blutbade den Ort. Ein großer Theil der Vertheidiger ward niedergemetzelt, Häuser und Höfe mit

Stadt gegenüber auf der von der großen Donau und dem Raaber Donauarm gebildeten kleinen Schüttinsel liegt das Dorf Revfalu, beherrscht von den noch stehenden Wällen. Starke Verschanzungen waren an dem Punkte angelegt, wo die von Csorna und Wieselburg herführenden Straßen zusammenstoßen, dagegen war versäumt worden, zu Verbindung der beiden Vorstädte Brücken zu schlagen und die Vorstadt Szigeth zu verbarrikadiren.

Fünfmal stärker als die Ungarn rückte gegen Mittag die Hauptmacht der Oestreicher — das erste östreichische Armeecorps und die russische Reservedivision von Hochstraß gegen Abda war, um hier über die Rabnitz zu setzen und die Ungarn in der Fronte zu beschäftigen. Zwei starke Seitencolonnen bewegten sich die eine gegen die Vorstadt Szigeth, die andere gegen das Dorf Revfalu. Das vierte östreichische Corps mit der Cavalleriedivision setzte weiter oben über die Rabnitz, um zwischen diesem Fluß und der Raab über Lésver die Flanke der Ungarn zu bedrohen. Das dritte östreichische Armeecorps unter Ramberg war Tags zuvor schon gegen den auf Ihásza vorgerückten Kmetty disponirt worden.

Pöltenberg besetzte die Verschanzungen der Vorstadt Ujváros mit 2 Bataillonen, 9 Geschützen und 6 Schwadronen Husaren, die Vorstadt Szigeth mit 2 Bataillonen, 8 Geschützen und 2 Schwadronen, Revfalu mit gleicher Stärke. Der Rest des Armeecorps — 4 Bataillone, 8 Schwadronen und 10 Geschütze, nahm bei Ménfö auf der Págaer Straße Stellung, um die hier vordringende Umgehungscolonne zurückzuweisen.

Die Abdaer Brücke war abgebrochen, die Schanzen mit Geschütz besetzt, das zuerst die von Hochstraß niedersteigenden östreichischen Colonnen begrüßte, bald aber mußte diese Stellung von den Ungarn verlassen und die rückwärts liegenden Schanzen besetzt werden, da die von Lésrar anrückenden Colonnen die Flanke der Stellung bedrohten.

Die Schlacht begann im großen Halbkreise auf der ganzen Linie von Ménfö bis Revfalu sich auszudehnen. Ueberall wurde mit Tapferkeit und Ausdauer gekämpft, doch überall mußten die Ungarn den stärkeren und muthig vordringenden östreichischen Angriffscolonnen weichen; nur vor Ujváros stand Oberstlieutenant Kossuth mit seinen 2 Bataillonen und 9 Kanonen unbeweglich, einer achtfachen Uebermacht von Infanterie und Geschützen Halt gebietend. Zuerst wurden die Schanzen von Ujváros von einer Brigade, dann von dem östreichischen Reservecorps, endlich, als auch die Hauptmacht der Oestreicher bei Abda die Raab überschritten, von zwei Armeecorps vergeblich angegriffen. Da ließ Schlick zehn Batterien gegen diesen Punkt auffahren und nochmals ein mörderisches Feuer gegen ihn eröffnen. Mehrere Pulverkarren der Ungarn flogen in die Luft, Kanonen wurden demontirt, Pferde und Mannschaft haufenweise niedergeschmettert und noch immer wich die heldenmüthige Schaar nicht, die schon seit drei Stunden der Wuth der Angriffe widerstanden. Da wird Szigeth von den Ungarn verlassen und die hier eingedrungene östreichische Colonne steht im Rücken Kossuths. Hiedurch endlich zum Rückzug gezwungen ging Kossuth nach der inneren Stadt zurück, nachdem

er noch vorher die an den Festungsmauern über die Raab führende Brücke hatte abtragen lassen. Die übrigen Colonnen waren schon früher zurückgegangen. In diesem Momente kam Görgey auf dem Schlachtfelde an und übernahm selbst den Oberbefehl. Alles rückte nun aus Raab auf die Göngyöer Straße, wo Görgey bei dem Taubenwirthshause Abends 6 Uhr seine zurückziehenden Bataillone sammelte und Stellung nahm, um die nachrückenden feindlichen Colonnen vom weiteren Verfolgen abzuhalten. Ein hitziges Arrièregardegefecht dauerte bis spät in die Nacht, unter deren Schutz Görgey den Rückzug fortsetzte.

Der grauende Morgen fand das ungarische Armeecorps Pöltenbergs mit dem zweiten Armeecorps in Acs vereinigt, wo theils auf den Höhen vor diesem Orte, theils in gedeckter Stellung hinter dem Ort vor dem Acser Walde das Lager bezogen wurde.

11. Schlacht bei Acs oder erste Schlacht vor Komorn 2. Juli.

Die verlorenen Schlachten an der Waag und bei Raab, die Erfolge des Banus in den Bác's, das unaufhaltsame Vordringen der Russen im Norden des Landes und in Siebenbürgen — alles das war so schnell hereingebrochen, daß das Volk zum Theil betäubt, zum Theil in banger, gespannter Erwartung den Dingen entgegensah, die da kommen sollten.

Die Donauarmee der Ungarn hatte sich inzwischen ganz nach Komorn zurückgezogen und hielt die am rechten Donauufer aufgeworfenen Schanzen besetzt. Am 30. Juni erschien Haynau mit dem Heere im Angesicht des Feindes und dehnte seine Stellung von Acs bis Kis Bér aus. Allem nach drohte von Seite der Oestreicher ein Angriff auf das verschanzte Lager bei Acs. Haynau ließ die Ungarn nicht lange darüber im Unklaren, denn schon am 2. Juli mit Tagesanbruch dröhnten seine Kanonen vom rechten Ufer gegen Komorn hinüber und verkündeten seinen Anmarsch.

Die Verschanzungen des ungarischen Lagers waren auf einer Uj-Szöny und dem Brückenkopf des rechten Donauufers im Halbkreise umschließenden Hügelreihe angelegt, deren höchster Punkt, der Monostor, hart am Ufer des Stromes gelegen, den Schlüssel der Stellung bildete. Von hier aus kann der Angreifer die Belagerung beginnen, die Donauübergänge beherrschen und die auf der Insel Schütt gegenüberliegende Stadt und Festung beschießen; man hatte daher auf die Befestigung dieser Höhen die größte Sorgfalt verwendet. Im Ganzen waren es zehn Schanzen, sämmtliche stark gebaut und vor den Gräben mit Spitzpfählen und andern Annäherungshindernissen versehen. Die Verbindung des Lagers mit der Insel Schütt wurde mittelst zweier Schiffbrücken unterhalten, deren eine von O-Szöny in die Stadt, die andere von dem Brückenkopfe in die alte Festung führte. Dieser Brückenkopf, der aus einer kasemattirten starken Sternschanze und sechs rechts und links gelegenen kleinen Redouten besteht, ist das Noyau des vorliegenden Lagers.

Die im verschanzten Lager concentrirte Macht bestand aus dem zweiten,

dritten und siebenten Armeecorps und vier Bataillonen der Komorner Besatzung, zusammen 22,000 Mann mit 4000 Pferden und 124 Geschützen.

Gegen acht Uhr Morgens rückte die östreichisch-russische Hauptarmee aus ihrer Stellung vor Igmánd und Acs zum Angriff auf die Schanzen der Ungarn vor. Starke Colonnen näherten sich über Csém und Mocsa gegen den linken Flügel der Ungarn, gleich starke auf der Acser und Leraber Straße, und in den vom Uj-Szöny am Donauufer sich hinziehenden Weinhügeln gegen den Monostor vor, während hinter der Mitte der im Halbkreis vorrückenden Massen auf den Csémer Höhen und bei Puszta Herkály die feindlichen Reserven sich entwickelten.

Gleich der erste Zusammenstoß zwischen Mocsa und O-Szöny war für die Ungarn unglücklich. General Leiningen hatte einen Theil seiner Cavallerie unter Piketty gegen die Vorhut des feindlichen rechten Flügels vorrücken lassen, wurde aber geschlagen und dabei eine der besten Batterien von den Oestreichern abgeschnitten und genommen; O-Szöny und das umliegende Terrain mußte ebenfalls an sie überlassen werden. Unter so ungünstigen Verhältnissen für die Ungarn begann die Schlacht, die inzwischen schon auf allen Punkten zu toben angefangen hatte. Schon währte der Kampf längere Zeit, als es den östreichischen Colonnen gelang, die Tirailleurs der Ungarn aus den O-Szönyer Weingärten zu verdrängen und im Sturmschritt gegen die Schanzen des Monostor, den Schlüssel der Stellung, vorzudringen, dessen Besitz die ungarische Armee der Gefahr aussetzte, vom Rückzuge abgeschnitten und in die Donau geworfen zu werden. Schon sind die vorliegenden Flächen genommen, die schwarzgelben Fahnen aufgepflanzt und die Bataillone der Ungarn gehen auf die zweite Linie zurück. Die Oestreicher formiren sich bereits zum Sturme auf diese Verschanzung und sandten unter dem Schutze des hohen Ufers eine Umgehungscolonne am Donaustrande vor. — Da erscheint auf dem bedrohten Punkte und im Moment der höchsten Gefahr Görgey. Sein Erscheinen wirkt ermuthigend auf die zurückweichenden Truppen und da zu gleicher Zeit die vordringende östreichische Umgehungscolonne an der Donau durch das verheerendste Kartätschenfeuer einer verdeckten Strandbatterie der gegenüberstehenden Insel theils niedergeschmettert, theils in die Flucht gejagt war, so gab dieß der Schlacht eine günstige Wendung. Mit den gesammelten Bataillonen stürzt Görgey in die vordringenden östreichischen Massen. Die Flechen werden zurückerobert und die Oestreicher mit dem Bajonnet durch die Weingärten gegen den Acser Wald getrieben. Gleichzeitig mit den vorrückenden Bataillonen fliegen aus allen Intervallen der Schanzen die in Bereitschaft gehaltenen ungarischen Batterien vor und nehmen die östreichischen Colonnen, die rechts und links von der Acser Straße zurückgehen in ein mörderisches Kreuzfeuer, das den Rückzug des östreichischen linken Flügels — 4 Brigaden stark — in Flucht verwandelt. Erst am Acser Walde nahmen die Oestreicher wieder Stellung gegen die nun offensiv aus den Schanzen herausrückende ungarische Armee, deren Cavallerie sich dem Centrum der Oestreicher gegenüber entwickelt.

Minder günstig verlief die Schlacht indessen auf dem linken Flügel der Ungarn, wo man gleich beim Anfange der Schlacht das Dorf O'Szöny den Oestreichern hatte überlassen müssen. Klapka commandirte dort und sammelte Abends 5 Uhr 7 Bataillone des 3. Armeecorps, um mit diesen stürmend das stark besetzte Dorf den Oestreichern wieder zu entreißen. Der Kampf war hartnäckig; zweimal wurden die im Dorfe eingedrungenen Sturmcolonnen zurückgeworfen, erst der dritte Sturm, den Klapka mit neuen Colonnen, zwei Batterien und den vom linken Ufer der Donau herüberreichenden Festungsgeschützen unterstützen ließ, gelang. O'Szöny wurde genommen und die Oestreicher zum eiligen unordentlichen Rückzug unter dem Feuer der ungarischen Geschütze nach Mocsa gezwungen.

12. Zweite Schlacht vor Komorn am 11. Juli.

Nach der Schlacht von Acs war eine vollkommene Waffenruhe eingetreten, während welcher das vereinigte östreichisch-russische Heer auf beiden Ufern heranzog, um sich vor Komorn zu vereinigen. Das 3. Corps war gegen Ofen-Pesth entsendet, um sich dieses wichtigen Punktes, von wo aus Haynau dem russischen Heere die Hand reichen konnte, zu bemächtigen. In dieser bedrohten Lage beschloß Görgey, die östreichische Armee zu durchbrechen und den Kriegsschauplatz auf das rechte Donauufer zu verlegen. Er hoffte vielleicht auch das durch die Entsendung des 3. Corps geschwächte östreichische Heer zu schlagen, von den Russen abzuschneiden und die Donauarmee mit der Theißarmee zu vereinigen.

Beide Heere waren sich an Stärke ziemlich gleich; jedes zählte etwa 40,000 Mann. Begünstigt durch einen starken Nebel brach das ungarische Heer am 11. Juli gegen 10 Uhr Morgens unter dem Oberbefehle Klapka's — Görgey hielt seine Wunde in Komorn zurück — aus seiner verschanzten Stellung hervor. Um 11 Uhr begann die Kanonade zuerst vor Almás, bald darauf auch vom rechten Flügel her, wo Aschermann mit seinen Colonnen durch die Weingärten von Uj-Szöny bis zum Acser Walde vorgedrungen war, aber dort von Schlick mit gewohnter Tapferkeit empfangen ward. Die Cavallerie unter Piketty war in gleicher Höhe mit Aschermanns Colonnen vorgebrochen und Herkóly gegenüber aufmarschirt, versäumte aber den Feind im ersten Anlaufe zu werfen und so die Eroberung des Waldes zu erleichtern. Statt dessen ließ er sich in eine wirkungslose Kanonade ein.

Das 3. ungarische Armeecorps, unter Klapka's persönlicher Führung, stieß erst gegen Mittag auf die Oestreicher bei Csém, welchen Weiler mit seinen anstoßenden Gehöften als den Schlüssel ihres Centrums die Oestreicher mit einer Brigade besetzt hatten. Nach kurzem Gefechte war Csém durch die Ungarn erstürmt. Bevor jedoch der errungene Vortheil durch nachrückende Colonnen behauptet werden konnte, rückte das ganze östreichische Reservecorps und die russische Armeedivision Paniutine in die Schlachtlinie; die geworfene Brigade rückte im Sturmschritt gegen den verlorenen Weiler heran, unterstützt durch 80 Geschütze, die auf den Höhen im Halbkreise auffuhren. Diesem

überlegenen Geschützangriff zu begegnen, führte Klapka den größten Theil seiner Reservebatterien in's Feuer. Eine Stunde lang erdröhnte der Boden vom Donner von mehr als 140 Geschützen, da an diesem Punkte das Schicksal des Tages entschieden werden sollte. Die Wirkung der zahlreichen Geschosse war auf beiden Seiten verheerend, das Feld mit Leichen bedeckt. Batterien wurden demontirt, Pulverkarren flogen in die Luft, aber Keiner wich. Wenn jetzt die Ungarn eine einzige frische Colonne zur Unterstützung erhielten, so hätten die bereits wankenden Linien der Oestreicher dem Stoße nicht widerstehen können. Aber es kam keine; Nagy-Sándor, dahin beordert, rückte zu langsam vor und Piketty rührte sich nicht von der Stelle. Der günstige Moment war verpaßt, die Wagschale des Sieges neigte sich auf Seite der Oestreicher. Csém ward den Ungarn entrissen und auch ein löwenmuthiger Bajonnetangriff Leiningens hatte nur große Verluste zum Erfolg. Auch der heute dreimal erstürmte Acser Wald mußte wieder verlassen werden und bald war der Rückzug der Ungarn nach ihren Schanzen zu auf der ganzen Linie allgemein, jedoch ungestört vom Feinde ausgeführt. Mehr als 2000 ungarische Leichen bedeckten den Boden. Görgey hatte von den Schanzen aus dem Kampfe zugesehen und die Ueberzeugung geschöpft, daß bei der Uebermacht und Stellung des Feindes sein Plan unausführbar sei und der gewagte Versuch eines Durchbruchs aufgegeben werden müsse.

Nach den vielen fruchtlosen Kämpfen an der oberen Donau blieb den Ungarn nun die Alternative, entweder mit der ganzen Armee in Komorn zu bleiben und sich hier einschließen zu lassen oder den Rückzug auf dem linken Donauufer anzutreten. Görgey entschloß sich zu letzterem. Mit Tagesanbruch des 13. verließ das 1., 3. und 7. Armeecorps Komorn, als Besatzung blieb das 2. und 8. Armeecorps, im Ganzen 22 Bataillone, 12 Schwadronen und 48 Feldgeschütze zurück.

Statt daß Görgey nun in forcirten Märschen die Theiß zu erreichen suchte, um sich mit der Theißarmee zu vereinen, marschirte er nach Waitzen, um sich von den Russen schlagen zu lassen und bei Világos die Waffen zu strecken.

13. Treffen bei Waitzen am 13. Juli.

Die zweite Schlacht vor Komorn war geschlagen und 28,000 Mann stark mit 148 Kanonen zog Görgey, das zweite Armeecorps in Komorn zurücklassend, nach Waitzen, wo sie auf Russen unter Bebutoff stießen, die bei der Annäherung der ungarischen Vorhut aus der Stadt wichen. Die Armee derselben glaubte man in Hatvan und Hort. Man täuschte sich aber, denn sie war näher als man dachte, und kaum hatten die Ungarn ihr Lager bezogen, so meldeten die Vorposten schon das Heranrücken der Russen und zogen sich plänkelnd zurück. Das ungarische Armeecorps nahm hinter der Eisenbahn eine treffliche Stellung und erwartete die Vorhut der Russen. Bald zeigte sich diese, vier Cavallerieregimenter rückten aus dem Dorfe Duka heraus und zwei leichte [illegible]rien eröffneten ein heftiges Feuer gegen die Ungarn, wurden aber von

der ungarischen überlegenen Artillerie alsbald gezwungen, in's Dorf zurückzugehen. Unterdessen war die Hauptmacht der Russen, 24,000 Mann stark, angelangt und rückte zum Angriff vor. Sie stellte sich unter dem heftigsten Geschützfeuer der Ungarn vor Duka in Schlachtordnung auf und ihre überlegene Artillerie unterhielt ein furchtbares Feuer gegen die gedeckt stehenden ungarischen Batterien. Das ganze Treffen war eigentlich nur eine großartige Kanonade. Bis drei Uhr waren die Russen keinen Schritt vorgedrungen, aber um diese Zeit rückte ihr rechter Flügel auf den links von Waitzen liegenden Weinberghügeln vor, Schritt für Schritt den Boden erkämpfend, und jeden Fußbreit Boden mit schweren Verlusten erringend. Es litt besonders die russische Artillerie, die ganz ungedeckt dem starken Feuer der Ungarn bloßgestellt den dritten Theil ihrer Leute verlor und dennoch Stand hielt.

Ungefähr bis 7 Uhr dauerte der Geschützkampf. Um diese Zeit versuchte die russische Cavallerie den schwach besetzten rechten Flügel der Ungarn zu durchbrechen und hinter dem Rücken derselben Waitzen zu nehmen. Drei Regimenter regulärer Cavallerie und eine Masse Kosacken rückten gegen den rechten Flügel zum Angriff vor. Die Ungarn, nur 4 Schwadronen Husaren stark, erwarteten den Feind. Als dieser auf beiläufig 200 Schritt angerückt war und sich in Trab setzte, entwichen die Husaren blitzschnell hinter die in ihrem Rücken versteckte Batterie und ein verheerendes Kartätschenfeuer empfing die erschrockenen Russen, die sofort umkehrten und in größter Eile flohen.

Es war schon finster, als die Kanonade aufhörte; kaum auf zwei Kanonenschußweiten schlugen beide Heere ihr Lager auf. Die ungarische Armee war schon seit 6 Uhr concentrirt, doch ließ Görgey nicht mehr als die Hälfte an der Schlacht theilnehmen, weil sonst die Russen geschlagen worden wären, was Görgey, der bereits an Verrath dachte, nicht wollen konnte.

Am 16. lagen beide Armeen einander gegenüber, ohne daß ein Schuß geschah. Gegen Abend erhielten die Ungarn Befehl zum Rückzug. Dieser gab zur heillosesten Verwirrung Anlaß. Es dauerte lange, bis sich das Gepäck und die Reservemunition in Bewegung setzte; der junge Tag zeigte den Russen das verlassene ungarische Lager, sowie eine kleine, zum Schutze der Stadt zurückgelassene Truppe. Diese griffen die Russen rasch an und warfen sie in die Stadt, die nun der Schauplatz eines blutigen Straßenkampfes wurde, an dem auch die Bürger der Stadt sich betheiligten.

Hinter der Stadt stand das 3. ungarische Armeecorps, um den Rückzug der Armee zu decken; hier entspann sich ein Gefecht, das aber keine Entscheidung brachte und nur insofern für die Ungarn mißlich wurde, als die Intendantur, welche sich mit ihren Civilbeamten in der Nähe des Schlachtfeldes nicht wohl befand, mit panischem Schrecken floh. Die nicht bewachten Bauern thaten das Gleiche, schnitten die Zugstränge der Pferde ab und jagten davon, so daß mehr als zwanzig Wagen mit Fourage, Lebensmitteln und Wein ohne Bespannung an der Straße stehen blieben und den Russen in die Hände fielen.

Die Folge davon war, daß die ungarischen Truppen auf ihrem Rückzug unbeschreiblich litten. Von Waitzen an sahen die Truppen weder Brod noch

Fleisch und die armen Soldaten mußten sich unreife Erdäpfel auf den Feldern ausgraben und braten, um den leeren Magen wenigstens mit etwas zu füllen. Kein Trunk Wein erquickte die müden von den Russen gehetzten Soldaten und es war kein Wunder, wenn die Soldaten endlich Verwünschungen gegen die Offiziere und die Regierung ausstießen. Die Pferde bekamen nur Heu und schlechtes Stroh, oft gar nichts; an Haber war nicht zu denken und oft fielen die müden Thiere um und mußten auf der Straße gelassen werden. Die Cavallerie litt in einigen Tagen mehr, als während des ganzen Feldzugs. Das Alles sahen die Offiziere und wußten, daß man dem hätte ausweichen können, wenn nur Görgey gewollt und die Russen angegriffen hätte; aber Niemand traute sich gegen den Mann sich zu erheben, der jetzt als Ungarns Diktator auftrat.

Am 20. kam die Armee nach Losoncz, wo endlich die Soldaten Brod und Fleisch bekamen. Die Nachhut nahm eine sehr feste Stellung hinter der Stadt ein und erwartete den Feind, dessen Avantgarde sich schon um 3 Uhr zeigte, und nicht lange dauerte es, so erschienen russische Offiziere im ungarischen Lager, um die Bedingungen der Waffenstreckung zu unterhandeln.

14. Treffen bei Debreczin 1. August.

Nach dem Treffen bei Waitzen sahen wir die magyarische Armee auf dem Rückzuge begriffen; sie erreichte, gefolgt von den Russen unter General Saß am 22. St. Peter, am 23. Sajo Lád, wo ein kleines Gefecht stattfand, und bezog am 24. Abends eine feste Position hinter dem Hernad zwischen Külzö und Dopsza. In dieser Stellung rastete die Armee am 25., während sämmtliche Bagagewagen bei Tokai über die Theiß setzten und am 26. hatte das Corps des General Leiningen einen siegreichen heftigen Geschützkampf gegen die Russen bei Gesztely. Dieselbe Nacht noch marschirte die Armee gegen Tokai und setzte in der Nacht des 27. über die Theiß. Von dort schickte Görgey das 1. Armeecorps unter Nagy-Sándor gegen Debreczin, um die Flanke zu decken, während er selbst gegen Ascád und Péres ziehen wollte.

Das 5000 Mann starke erste Armeecorps erreichte Debreczin am 1. Aug. und hatte kaum Zeit, sich mit dem dortstehenden Corps des Obersten Corponai (7000 M. mit 41 Kanonen) zu vereinigen, als schon die Russen, die über die Bewegungen der Ungarn ganz genau — vielleicht von Görgey selbst — unterrichtet waren, über Tissa-Füred anrückten. Um 10 Uhr Morgens erschien eine Kosackenabtheilung, welche aber alsbald von den Husaren verjagt wurde, aber zur Genüge bewies, daß die Hauptmacht nicht ferne sein werde. Nagy-Sándor stellte daher sein Armeecorps sogleich hinter den vor Debreczin liegenden kleinen Hügeln in Schlachtordnung auf, den rechten Flügel unter Oberst Corponai an einen Wald, den linken Flügel an einen kleinen Sumpf gelehnt. Das Centrum war durch die Hügel so maskirt, daß man nichts davon sehen konnte.

Nach dem Verschwinden der Kosacken zeigte sich lange nichts vom Feinde und das Lager, in dem die Truppen von den Bürgern von Debreczin reichlich

bewirthet wurden, gewann das Aussehen eines friedlichen Banketts. Nagy-Sándor und die höheren Offiziere glaubten sich für den heutigen Tag so sicher, daß sie sorglos in die Stadt geritten waren, um dort zu speisen. Eben hob der General die Tafel auf, als eine Ordonnanz hereinstürzte und meldete, daß die Russen, von Paskiewitsch geführt, sich mit großem Ungestümm auf den linken Flügel geworfen hätten. Die Meldung bestätigte ein heftiger Kanonendonner von dieser Seite her. Alles warf sich zu Pferde und jagte hinaus. Die Höhen wimmelten bereits von russischen Colonnen und ein mörderischer Geschützkampf hatte sich im ersten Treffen entwickelt. Die Batterien fuhren auf so kurze Distanzen gegen einander auf, daß sie sich mit Kartätschen beschossen. Mit Verzweiflung schlug sich die kleine Schaar der Ungarn gegen die furchtbare Uebermacht der Russen, die, obgleich 60,000 Mann stark, doch bis Abends 6 Uhr keinen Fuß breit Boden gewinnen konnten, als auf einmal das Unglück Schlag auf Schlag über die Ungarn hereinbrach. Dem Hauptmann Csányi, der auf dem rechten Flügel die Artillerie commandirte, riß eine Kanonenkugel den linken Fuß weg; er sank vom Pferde, commandirte aber auf der Erde liegend, mit lauter Stimme weiter. Der plötzliche Fall des Commandanten und der gleichzeitige Verlust der Hälfte der Bedienungsmannschaft hatte die Kanoniere wankend gemacht. Ihr Feuer wurde einen Augenblick schwächer, während die an Geschütz vierfach überlegenen Russen mit verdoppeltem Eifer feuerten. Der rechte Flügel fing an zu weichen und die Reserve mußte vorrücken, um für einige Zeit den Kampf wieder herzustellen. Die Russen, die Schwäche des Flügels erkennend, schickten nun sofort eine ungeheure Cavalleriemasse in die rechte Flanke desselben; die Husaren des rechten Flügels flohen beim Anblick des übermächtigen Feindes und auch die Artillerie protzte auf und jagte davon. Die bedrohten Kanonen des Centrums und linken Flügels wurden schnell zurückgezogen und retirirten in gestrecktem Galopp nach der Stadt; endlich formirte sich auch die Infanterie des Centrums und linken Flügels in Massen und zog sich, auf beiden Flanken durch 4 Schwadronen Husaren und 8 Geschütze gedeckt, durch die Weingärten gegen Szovás. Die Infanterie des rechten Flügels, nur zwei Bataillone stark, hatte sich nicht anschließen können und mußte nun den Angriff der gesammten russischen Cavallerie aushalten, der mit ihrer vollständigen Niederlage endete. Die Russen nahmen nun die Stadt und verfolgten rastlos das auf 4000 Mann herabgeschmolzene ungarische Armeecorps. Die Nacht machte der Verfolgung ein Ende und am Ende des andern Tages langten die Ungarn in Püspäcki an.

Aus der ganzen Marschdisposition des Armeecorps Nagy-Sándors, der Görgey's Gegner war, erhellt, daß Görgey, der längst schon mit Paskiewitsch in Verkehr stand, die Vernichtung dieses Corps mit Letzteren in der Absicht verabredet hatte, damit eine russische Colonne sich Großwardeins früher bemächtigen sollte, als Görgey selbst mit der Hauptarmee dahin gelangen konnte, um dann, von zwei Seiten von einem überlegenen Feinde eingeschlossen, zur Waffenstreckung genöthigt zu sein. — Am 4. August kam Görgey mit dem 3. und 7. Armeecorps nach Großwardein.

15. Der Theißübergang Haynau's bei Szegedin am 5. August.

Bei Szegedin hatte sich ein 40,000 Mann starkes Heer, dem Namen nach unter Meszáros, eigentlich aber unter Dembinsky's Befehl vereinigt, um die Entscheidungsschlacht zu wagen, vereinigt und begann zur Verstärkung seiner Stellung Schanzen aufzuwerfen. Zur Vollendung derselben ließ ihnen aber Haynau keine Zeit, der am 4. August, wo seine Colonnen vereinigt sein mußten, gegen die nicht vollendeten Verschanzungen anrücken wollte. Im ungarischen Lager wußte man den Plan und Dembinsky zog vor, den Angriff nicht abzuwarten, und zog sich nach Szöreg, etwa eine Stunde weiter östlich zurück.

Kossuth, der immer Fliehende, aber im Fliehen noch Aufreizende, floh nach Arad, hinter dessen Wällen, die ihm so lange und rühmlich widerstanden hatten, seine Feigheit Sicherheit zu finden hoffte. Was stets unbegreiflich bleiben wird, ist die Frage, wie es möglich war, daß ein so erklärter Feigling bei einer so tapferen und ritterlichen Nation, wie die ungarische, Anhang finden konnte. Von Arad aus erließ er Depeschen auf Depeschen an Dembinsky, ihn zum äußersten Widerstand auffordernd.

Dieser General hielt zwar noch das jenseitige Ufer der Theiß und die dort angelegten Verschanzungen besetzt; als er aber durch über den Fluß setzende Truppen in der Front und eine Umgehungscolonne in der linken Flanke angegriffen wurde, räumte er seine Stellung und seine Verschanzungen, in der Hoffnung, sich nach Arad zurückziehen und dort mit Görgey vereinigen zu können.

Haynau folgte rasch und obgleich das 1. und 3. Corps noch zurück und der Feind an Streitkräften überlegen war, griff er, der Tapferkeit und Güte seiner braven Truppen vertrauend, den Feind am 5. August an.

Die Stellung des Feindes war concentrirt und stark; die Front war durch einen starken Damm gedeckt, der sich mit dem rechten Flügel an die Maros, mit dem linken an den Wald von St. Ivan lehnte. Hinter diesem Damm hatte er seine ganze Artillerie postirt und mit starken Infanteriemassen denselben besetzt. In seinem Rücken lag das ebenfalls besetzte Szöreg. Um etwa 4 Uhr Nachmittags brach Haynau aus den Verschanzungen des Brückenkopfs von Szegedin hervor. Die ganze Reiterei sollte auf dem rechten Flügel den erwähnten Damm passiren und die feindliche Linie in der linken Flanke nehmen. Sie verlor aber Zeit, indem sie einen Durchbruch durch den Damm zu graben versuchte, was sich später als unnöthig erwies. Vor der Front führte der Artilleriedirektor Hauslab trotz des heftigen Feuers die hinter dem Damm aufgestellte feindliche Artillerie 17 Batterien in's Feuer und erschütterte durch ein mörderisches Kreuzfeuer die feindliche Stellung, die, da sie demselben nicht widerstehen konnte, ihre eigene Artillerie zurückzog. Jetzt rückte gleichzeitig das 4. Corps und die russische Hilfsdivision im Sturme vor und warf die feindliche Mitte über den Haufen, die in wilder Flucht gegen Szöreg eilte.

Während dieß im Centrum vorfiel, hatte auch die Cavallerie am äußersten rechten Flügel den Damm überschritten, stürzte sich auf die feindliche Reiterei und warf sie nach wechselndem Kampfe nach Szöreg zurück, welches bereits von der siegreichen östreichischen Infanterie mit dem Bajonnet genommen war.

Der Feind floh gegen Deszka. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Schon zeigten sich bei den Magyaren Symptome der Auflösung ihrer Armee; die erst in Szegedin neu gebildeten Bataillone lösten sich auf und suchten das Weite; viele derselben wurden am Abend gefangen in's östreichische Lager gebracht.

16. Die Schlacht bei Temeswar am 9. August 1849.

Der Sieg über die feindliche Heeresmacht bei Szegedin schien Haynau eine baldige glückliche und siegreiche Beendigung des beklagenswerthen Kampfes zu versprechen, dafür bürgte ihm sein muthvolles, mit dem unbedingtesten Vertrauen in seinen Feldherrn und sein Glück erfülltes Heer. Noch wußte man zwar im östreichischen Lager nicht, ob Görgey es nicht gelungen sei, sich den verfolgenden Russen zu entziehen und mit Dembinsky zu vereinigen. Wäre aber dieß wirklich der Fall gewesen, so konnte er sicher sein, auf dem Schlachtfelde auch die Russen zu finden und in Gemeinschaft mit ihnen der Empörung mit einem großen Schlage ein Ende zu machen. Jedenfalls gebot die Sachlage schnelles Handeln, wenn nicht der kluge Feind seine zerstreuten Kräfte sammeln und in überlegener Macht über die Oestreicher herfallen sollte.

Haynau begriff das und seine Schnelligkeit vereitelte alle Combinationen des Feindes, dem es nicht gelang, die Vereinigung mit Görgey herzustellen; dagegen zog er einen Theil der Temeswarer Belagerungsarmee und den in der Schlacht bei Raab abgeschnittenen Ueberrest der Division Kméti an sich und 50,000 Mann mit wenigstens 150 Kanonen zählte das Heer der Magyaren, das unter den Wällen Temeswars Haynau's Rächerschwert ereilen sollte.

Dembinsky wählte sein Schlachtfeld nordwestlich von Temeswar; seinen rechten Flügel lehnte er an Szant-András, seinen linken an Szakelház, die Front deckte der sumpfige Nyárabbach. Seine Hauptmassen standen theils in dem Csóker, theils in dem Jagdwalde, theils zwischen beiden Wäldern.

Es war am 9. August früh, etwa 9 Uhr, als die östreichische Vorhut bei Kis-Becskerek auf die feindliche Nachhut stieß. Der die östreichische Cavallerie befehligende Graf Wallmoden warf in ungestümmem Angriffe den Feind und zwang ihn zum Rückzuge auf Neu-Bessenova; das 3. Armeecorps nebst der russischen Hilfsdivision nahmen Stellung auf den Höhen von Kis-Becskerek, worauf sich die Nachhut des Feindes gegen Szant-András zog, aber den Nyárabbach stark besetzt hielt.

Es war gegen Mittag; schon schickten sich die Truppen zum Lagern an und trafen Vorbereitungen zum Abkochen. Niemand dachte daran, daß heute noch eine Schlacht geschlagen werden sollte. Nur das 3. Corps und ein Theil

Stadt gegenüber auf der von der großen Donau und dem Raaber Donauarm gebildeten kleinen Schüttinsel liegt das Dorf Revfalu, beherrscht von den noch stehenden Wällen. Starke Verschanzungen waren an dem Punkte angelegt, wo die von Csorna und Wieselburg herführenden Straßen zusammenstoßen, dagegen war versäumt worden, zu Verbindung der beiden Vorstädte Brücken zu schlagen und die Vorstadt Szigeth zu verbarrikadiren.

Fünfmal stärker als die Ungarn rückte gegen Mittag die Hauptmacht der Oestreicher — das erste östreichische Armeecorps und die russische Reservedivision von Hochstraß gegen Abda war, um hier über die Rabnitz zu setzen und die Ungarn in der Fronte zu beschäftigen. Zwei starke Seitencolonnen bewegten sich die eine gegen die Vorstadt Szigeth, die andere gegen das Dorf Revfalu. Das vierte östreichische Corps mit der Cavalleriedivision setzte weiter oben über die Rabnitz, um zwischen diesem Fluß und der Raab über Lésver die Flanke der Ungarn zu bedrohen. Das dritte östreichische Armeecorps unter Ramberg war Tags zuvor schon gegen den auf Ihász vorgerückten Kmetty disponirt worden.

Pöltenberg besetzte die Verschanzungen der Vorstadt Ujváros mit 2 Bataillonen, 9 Geschützen und 6 Schwadronen Husaren, die Vorstadt Szigeth mit 2 Bataillonen, 8 Geschützen und 2 Schwadronen, Revfalu mit gleicher Stärke. Der Rest des Armeecorps — 4 Bataillone, 8 Schwadronen und 10 Geschütze, nahm bei Ménfö auf der Pápaer Straße Stellung, um die hier vordringende Umgehungscolonne zurückzuweisen.

Die Abdaer Brücke war abgebrochen, die Schanzen mit Geschütz besetzt, das zuerst die von Hochstraß niedersteigenden östreichischen Colonnen begrüßte, bald aber mußte diese Stellung von den Ungarn verlassen und die rückwärts liegenden Schanzen besetzt werden, da die von Lésrar anrückenden Colonnen die Flanke der Stellung bedrohten.

Die Schlacht begann im großen Halbkreise auf der ganzen Linie von Ménfö bis Revfalu sich auszudehnen. Ueberall wurde mit Tapferkeit und Ausdauer gekämpft, doch überall mußten die Ungarn den stärkeren und muthig vordringenden östreichischen Angriffscolonnen weichen; nur vor Ujváros stand Oberstlieutenant Kossuth mit seinen 2 Bataillonen und 9 Kanonen unbeweglich, einer achtfachen Uebermacht von Infanterie und Geschützen Halt gebietend. Zuerst wurden die Schanzen von Ujváros von einer Brigade, dann von dem östreichischen Reservecorps, endlich, als auch die Hauptmacht der Oestreicher bei Abda die Raab überschritten, von zwei Armeecorps vergeblich angegriffen. Da ließ Schlick zehn Batterien gegen diesen Punkt auffahren und nochmals ein mörderisches Feuer gegen ihn eröffnen. Mehrere Pulverkarren der Ungarn flogen in die Luft, Kanonen wurden demontirt, Pferde und Mannschaft haufenweise niedergeschmettert und noch immer wich die heldenmüthige Schaar nicht, die schon seit drei Stunden der Wuth der Angriffe widerstanden. Da wird Szigeth von den Ungarn verlassen und die hier eingedrungene östreichische Colonne steht im Rücken Kossuths. Hiedurch endlich zum Rückzug gezwungen ging Kossuth nach der inneren Stadt zurück, nachdem

er noch vorher die an den Festungsmauern über die Raab führende Brücke hatte abtragen lassen. Die übrigen Colonnen waren schon früher zurückgegangen. In diesem Momente kam Görgey auf dem Schlachtfelde an und übernahm selbst den Oberbefehl. Alles rückte nun aus Raab auf die Göngyöer Straße, wo Görgey bei dem Taubenwirthshause Abends 6 Uhr seine zurückziehenden Bataillone sammelte und Stellung nahm, um die nachrückenden feindlichen Colonnen vom weiteren Verfolgen abzuhalten. Ein hitziges Arrièregardegefecht dauerte bis spät in die Nacht, unter deren Schutz Görgey den Rückzug fortsetzte.

Der grauende Morgen fand das ungarische Armeecorps Pöltenbergs mit dem zweiten Armeecorps in Acs vereinigt, wo theils auf den Höhen vor diesem Orte, theils in gedeckter Stellung hinter dem Ort vor dem Acser Walde das Lager bezogen wurde.

11. Schlacht bei Acs oder erste Schlacht vor Komorn 2. Juli.

Die verlorenen Schlachten an der Waag und bei Raab, die Erfolge des Banus in den Bác's, das unaufhaltsame Vordringen der Russen im Norden des Landes und in Siebenbürgen — alles das war so schnell hereingebrochen, daß das Volk zum Theil betäubt, zum Theil in banger, gespannter Erwartung den Dingen entgegensah, die da kommen sollten.

Die Donauarmee der Ungarn hatte sich inzwischen ganz nach Komorn zurückgezogen und hielt die am rechten Donauufer aufgeworfenen Schanzen besetzt. Am 30. Juni erschien Haynau mit dem Heere im Angesicht des Feindes und dehnte seine Stellung von Acs bis Kis Bér aus. Allem nach drohte von Seite der Oestreicher ein Angriff auf das verschanzte Lager bei Acs. Haynau ließ die Ungarn nicht lange darüber im Unklaren, denn schon am 2. Juli mit Tagesanbruch dröhnten seine Kanonen vom rechten Ufer gegen Komorn hinüber und verkündeten seinen Anmarsch.

Die Verschanzungen des ungarischen Lagers waren auf einer Uj-Szöny und dem Brückenkopf des rechten Donauufers im Halbkreise umschließenden Hügelreihe angelegt, deren höchster Punkt, der Monostor, hart am Ufer des Stromes gelegen, den Schlüssel der Stellung bildete. Von hier aus kann der Angreifer die Belagerung beginnen, die Donauübergänge beherrschen und die auf der Insel Schütt gegenüberliegende Stadt und Festung beschießen; man hatte daher auf die Befestigung dieser Höhen die größte Sorgfalt verwendet. Im Ganzen waren es zehn Schanzen, sämmtliche stark gebaut und vor den Gräben mit Spitzpfählen und andern Annäherungshindernissen versehen. Die Verbindung des Lagers mit der Insel Schütt wurde mittelst zweier Schiffbrücken unterhalten, deren eine von O-Szöny in die Stadt, die andere von dem Brückenkopfe in die alte Festung führte. Dieser Brückenkopf, der aus einer kasemattirten starken Sternschanze und sechs rechts und links gelegenen kleinen Redouten besteht, ist das Noyau des vorliegenden Lagers.

Die im verschanzten Lager concentrirte Macht bestand aus dem zweiten,

dritten und siebenten Armeecorps und vier Bataillonen der Komorner Besatzung, zusammen 22,000 Mann mit 4000 Pferden und 124 Geschützen.

Gegen acht Uhr Morgens rückte die östreichisch-russische Hauptarmee aus ihrer Stellung vor Igmánd und Acs zum Angriff auf die Schanzen der Ungarn vor. Starke Colonnen näherten sich über Csém und Mocsa gegen den linken Flügel der Ungarn, gleich starke auf der Acser und Lorader Straße, und in den von Uj-Szöny am Donauufer sich hinziehenden Weinhügeln gegen den Monostor vor, während hinter der Mitte der im Halbkreis vorrückenden Massen auf den Csémer Höhen und bei Pußta Herkály die feindlichen Reserven sich entwickelten.

Gleich der erste Zusammenstoß zwischen Mocsa und O-Szöny war für die Ungarn unglücklich. General Leiningen hatte einen Theil seiner Cavallerie unter Piketty gegen die Vorhut des feindlichen rechten Flügels vorrücken lassen, wurde aber geschlagen und dabei eine der besten Batterien von den Oestreichern abgeschnitten und genommen; O-Szöny und das umliegende Terrain mußte ebenfalls an sie überlassen werden. Unter so ungünstigen Verhältnissen für die Ungarn begann die Schlacht, die inzwischen schon auf allen Punkten zu toben angefangen hatte. Schon währte der Kampf längere Zeit, als es den östreichischen Colonnen gelang, die Tirailleurs der Ungarn aus den O-Szönyer Weingärten zu verdrängen und im Sturmschritt gegen die Schanzen des Monostor, den Schlüssel der Stellung, vorzudringen, dessen Besitz die ungarische Armee der Gefahr aussetzte, vom Rückzuge abgeschnitten und in die Donau geworfen zu werden. Schon sind die vorliegenden Flächen genommen, die schwarzgelben Fahnen aufgepflanzt und die Bataillone der Ungarn gehen auf die zweite Linie zurück. Die Oestreicher formiren sich bereits zum Sturme auf diese Verschanzung und sandten unter dem Schutze des hohen Ufers eine Umgehungscolonne am Donaustrande vor. — Da erscheint auf dem bedrohten Punkte und im Moment der höchsten Gefahr Görgey. Sein Erscheinen wirkt ermuthigend auf die zurückweichenden Truppen und da zu gleicher Zeit die vordringende östreichische Umgehungscolonne an der Donau durch das verheerendste Kartätschenfeuer einer verdeckten Strandbatterie der gegenüberstehenden Insel theils niedergeschmettert, theils in die Flucht gejagt war, so gab dieß der Schlacht eine günstige Wendung. Mit den gesammelten Bataillonen stürzt Görgey in die vordringenden östreichischen Massen. Die Flechen werden zurückerobert und die Oestreicher mit dem Bajonnet durch die Weingärten gegen den Acser Wald getrieben. Gleichzeitig mit den vorrückenden Bataillonen fliegen aus allen Intervallen der Schanzen die in Bereitschaft gehaltenen ungarischen Batterien vor und nehmen die östreichischen Colonnen, die rechts und links von der Acser Straße zurückgehen in ein mörderisches Kreuzfeuer, das den Rückzug des östreichischen linken Flügels — 4 Brigaden stark — in Flucht verwandelt. Erst am Acser Walde nahmen die Oestreicher wieder Stellung gegen die nun offensiv aus den Schanzen herausrückende ungarische Armee, deren Cavallerie sich dem Centrum der Oestreicher gegenüber entwickelt.

Minder günstig verlief die Schlacht indessen auf dem linken Flügel der Ungarn, wo man gleich beim Anfange der Schlacht das Dorf O'Szöny den Oestreichern hatte überlassen müssen. Klapka commandirte dort und sammelte Abends 5 Uhr 7 Bataillone des 3. Armeecorps, um mit diesen stürmend das stark besetzte Dorf den Oestreichern wieder zu entreißen. Der Kampf war hartnäckig; zweimal wurden die im Dorfe eingedrungenen Sturmcolonnen zurückgeworfen, erst der dritte Sturm, den Klapka mit neuen Colonnen, zwei Batterien und den vom linken Ufer der Donau herüberreichenden Festungsgeschützen unterstützen ließ, gelang. O'Szöny wurde genommen und die Oestreicher zum eiligen unordentlichen Rückzug unter dem Feuer der ungarischen Geschütze nach Mocsa gezwungen.

12. Zweite Schlacht vor Komorn am 11. Juli.

Nach der Schlacht von Acs war eine vollkommene Waffenruhe eingetreten, während welcher das vereinigte östreichisch-russische Heer auf beiden Ufern heranzog, um sich vor Komorn zu vereinigen. Das 3. Corps war gegen Ofen-Pesth entsendet, um sich dieses wichtigen Punktes, von wo aus Haynau dem russischen Heere die Hand reichen konnte, zu bemächtigen. In dieser bedrohten Lage beschloß Görgey, die östreichische Armee zu durchbrechen und den Kriegsschauplatz auf das rechte Donauufer zu verlegen. Er hoffte vielleicht auch das durch die Entsendung des 3. Corps geschwächte östreichische Heer zu schlagen, von den Russen abzuschneiden und die Donauarmee mit der Theißarmee zu vereinigen.

Beide Heere waren sich an Stärke ziemlich gleich; jedes zählte etwa 40,000 Mann. Begünstigt durch einen starken Nebel brach das ungarische Heer am 11. Juli gegen 10 Uhr Morgens unter dem Oberbefehle Klapka's — Görgey hielt seine Wunde in Komorn zurück — aus seiner verschanzten Stellung hervor. Um 11 Uhr begann die Kanonade zuerst vor Almás, bald darauf auch vom rechten Flügel her, wo Aschermann mit seinen Colonnen durch die Weingärten von Uj-Szöny bis zum Acser Walde vorgedrungen war, aber dort von Schlick mit gewohnter Tapferkeit empfangen ward. Die Cavallerie unter Piketty war in gleicher Höhe mit Aschermanns Colonnen vorgebrochen und Herkóly gegenüber aufmarschirt, versäumte aber den Feind im ersten Anlaufe zu werfen und so die Eroberung des Waldes zu erleichtern. Statt dessen ließ er sich in eine wirkungslose Kanonade ein.

Das 3. ungarische Armeecorps, unter Klapka's persönlicher Führung, stieß erst gegen Mittag auf die Oestreicher bei Csém, welchen Weiler mit seinen anstoßenden Gehöften als den Schlüssel ihres Centrums die Oestreicher mit einer Brigade besetzt hatten. Nach kurzem Gefechte war Csém durch die Ungarn erstürmt. Bevor jedoch der errungene Vortheil durch nachrückende Colonnen behauptet werden konnte, rückte das ganze östreichische Reservecorps und die russische Armeedivision Paniutine in die Schlachtlinie; die geworfene Brigade rückte im Sturmschritt gegen den verlorenen Weiler heran, unterstützt durch 80 Geschütze, die auf den Höhen im Halbkreise auffuhren. Diesem

überlegenen Geschützangriff zu begegnen, führte Klapka den größten Theil seiner Reservebatterien in's Feuer. Eine Stunde lang erdröhnte der Boden vom Donner von mehr als 140 Geschützen, da an diesem Punkte das Schicksal des Tages entschieden werden sollte. Die Wirkung der zahlreichen Geschosse war auf beiden Seiten verheerend, das Feld mit Leichen bedeckt. Batterien wurden demontirt, Pulverkarren flogen in die Luft, aber Keiner wich. Wenn jetzt die Ungarn eine einzige frische Colonne zur Unterstützung erhielten, so hätten die bereits wankenden Linien der Oestreicher dem Stoße nicht widerstehen können. Aber es kam keine; Nagy-Sándor, dahin beordert, rückte zu langsam vor und Piketty rührte sich nicht von der Stelle. Der günstige Moment war verpaßt, die Wagschale des Sieges neigte sich auf Seite der Oestreicher. Csém ward den Ungarn entrissen und auch ein löwenmuthiger Bajonnetangriff Leiningens hatte nur große Verluste zum Erfolg. Auch der heute dreimal erstürmte Acser Wald mußte wieder verlassen werden und bald war der Rückzug der Ungarn nach ihren Schanzen zu auf der ganzen Linie allgemein, jedoch ungestört vom Feinde ausgeführt. Mehr als 2000 ungarische Leichen bedeckten den Boden. Görgey hatte von den Schanzen aus dem Kampfe zugesehen und die Ueberzeugung geschöpft, daß bei der Uebermacht und Stellung des Feindes sein Plan unausführbar sei und der gewagte Versuch eines Durchbruchs aufgegeben werden müsse.

Nach den vielen fruchtlosen Kämpfen an der oberen Donau blieb den Ungarn nun die Alternative, entweder mit der ganzen Armee in Komorn zu bleiben und sich hier einschließen zu lassen oder den Rückzug auf dem linken Donauufer anzutreten. Görgey entschloß sich zu letzterem. Mit Tagesanbruch des 13. verließ das 1., 3. und 7. Armeecorps Komorn, als Besatzung blieb das 2. und 8. Armeecorps, im Ganzen 22 Bataillone, 12 Schwadronen und 48 Feldgeschütze zurück.

Statt daß Görgey nun in forcirten Märschen die Theiß zu erreichen suchte, um sich mit der Theißarmee zu vereinen, marschirte er nach Waitzen, um sich von den Russen schlagen zu lassen und bei Világos die Waffen zu strecken.

13. Treffen bei Waitzen am 13. Juli.

Die zweite Schlacht vor Komorn war geschlagen und 28,000 Mann stark mit 148 Kanonen zog Görgey, das zweite Armeecorps in Komorn zurücklassend, nach Waitzen, wo sie auf Russen unter Bebutoff stießen, die bei der Annäherung der ungarischen Vorhut aus der Stadt wichen. Die Armee derselben glaubte man in Hatvan und Hort. Man täuschte sich aber, denn sie war näher als man dachte, und kaum hatten die Ungarn ihr Lager bezogen, so meldeten die Vorposten schon das Heranrücken der Russen und zogen sich plänkelnd zurück. Das ungarische Armeecorps nahm hinter der Eisenbahn eine treffliche Stellung und erwartete die Vorhut der Russen. Bald zeigte sich diese, vier Cavallerieregimenter rückten aus dem Dorfe Duka heraus und zwei leichte Batterien eröffneten ein heftiges Feuer gegen die Ungarn, wurden aber von

der ungarischen überlegenen Artillerie alsbald gezwungen, in's Dorf zurückzugehen. Unterdessen war die Hauptmacht der Russen, 24,000 Mann stark, angelangt und rückte zum Angriff vor. Sie stellte sich unter dem heftigsten Geschützfeuer der Ungarn vor Duka in Schlachtordnung auf und ihre überlegene Artillerie unterhielt ein furchtbares Feuer gegen die gedeckt stehenden ungarischen Batterien. Das ganze Treffen war eigentlich nur eine großartige Kanonade. Bis drei Uhr waren die Russen keinen Schritt vorgedrungen, aber um diese Zeit rückte ihr rechter Flügel auf den links von Waitzen liegenden Weinberghügeln vor, Schritt für Schritt den Boden erkämpfend, und jeden Fußbreit Boden mit schweren Verlusten erringend. Es litt besonders die russische Artillerie, die ganz ungedeckt dem starken Feuer der Ungarn bloßgestellt den dritten Theil ihrer Leute verlor und dennoch Stand hielt.

Ungefähr bis 7 Uhr dauerte der Geschützkampf. Um diese Zeit versuchte die russische Cavallerie den schwach besetzten rechten Flügel der Ungarn zu durchbrechen und hinter dem Rücken derselben Waitzen zu nehmen. Drei Regimenter regulärer Cavallerie und eine Masse Kosacken rückten gegen den rechten Flügel zum Angriff vor. Die Ungarn, nur 4 Schwadronen Husaren stark, erwarteten den Feind. Als dieser auf beiläufig 200 Schritt angerückt war und sich in Trab setzte, entwichen die Husaren blitzschnell hinter die in ihrem Rücken versteckte Batterie und ein verheerendes Kartätschenfeuer empfing die erschrockenen Russen, die sofort umkehrten und in größter Eile flohen.

Es war schon finster, als die Kanonade aufhörte; kaum auf zwei Kanonenschußweiten schlugen beide Heere ihr Lager auf. Die ungarische Armee war schon seit 6 Uhr concentrirt, doch ließ Görgey nicht mehr als die Hälfte an der Schlacht theilnehmen, weil sonst die Russen geschlagen worden wären, was Görgey, der bereits an Verrath dachte, nicht wollen konnte.

Am 16. lagen beide Armeen einander gegenüber, ohne daß ein Schuß geschah. Gegen Abend erhielten die Ungarn Befehl zum Rückzug. Dieser gab zur heillosesten Verwirrung Anlaß. Es dauerte lange, bis sich das Gepäck und die Reservemunition in Bewegung setzte; der junge Tag zeigte den Russen das verlassene ungarische Lager, sowie eine kleine, zum Schutze der Stadt zurückgelassene Truppe. Diese griffen die Russen rasch an und warfen sie in die Stadt, die nun der Schauplatz eines blutigen Straßenkampfes wurde, an dem auch die Bürger der Stadt sich betheiligten.

Hinter der Stadt stand das 3. ungarische Armeecorps, um den Rückzug der Armee zu decken; hier entspann sich ein Gefecht, das aber keine Entscheidung brachte und nur insofern für die Ungarn mißlich wurde, als die Intendantur, welche sich mit ihren Civilbeamten in der Nähe des Schlachtfeldes nicht wohl befand, mit panischem Schrecken floh. Die nicht bewachten Bauern thaten das Gleiche, schnitten die Zugstränge der Pferde ab und jagten davon, so daß mehr als zwanzig Wagen mit Fourage, Lebensmitteln und Wein ohne Bespannung an der Straße stehen blieben und den Russen in die Hände fielen.

Die Folge davon war, daß die ungarischen Truppen auf ihrem Rückzug unbeschreiblich litten. Von Waitzen an sahen die Truppen weder Brod noch

Fleisch und die armen Soldaten mußten sich unreife Erdäpfel auf den Feldern ausgraben und braten, um den leeren Magen wenigstens mit etwas zu füllen. Kein Trunk Wein erquickte die müden von den Russen gehetzten Soldaten und es war kein Wunder, wenn die Soldaten endlich Verwünschungen gegen die Offiziere und die Regierung ausstießen. Die Pferde bekamen nur Heu und schlechtes Stroh, oft gar nichts; an Haber war nicht zu denken und oft fielen die müden Thiere um und mußten auf der Straße gelassen werden. Die Cavallerie litt in einigen Tagen mehr, als während des ganzen Feldzugs. Das Alles sahen die Offiziere und wußten, daß man dem hätte ausweichen können, wenn nur Görgey gewollt und die Russen angegriffen hätte; aber Niemand traute sich gegen den Mann sich zu erheben, der jetzt als Ungarns Diktator auftrat.

Am 20. kam die Armee nach Losoncz, wo endlich die Soldaten Brod und Fleisch bekamen. Die Nachhut nahm eine sehr feste Stellung hinter der Stadt ein und erwartete den Feind, dessen Avantgarde sich schon um 3 Uhr zeigte, und nicht lange dauerte es, so erschienen russische Offiziere im ungarischen Lager, um die Bedingungen der Waffenstreckung zu unterhandeln.

14. Treffen bei Debreczin 1. August.

Nach dem Treffen bei Waitzen sahen wir die magyarische Armee auf dem Rückzuge begriffen; sie erreichte, gefolgt von den Russen unter General Saß am 22. St. Peter, am 23. Sajo Läd, wo ein kleines Gefecht stattfand, und bezog am 24. Abends eine feste Position hinter dem Hernad zwischen Külzö und Dopsza. In dieser Stellung rastete die Armee am 25., während sämmtliche Bagagewagen bei Tokai über die Theiß setzten und am 26. hatte das Corps des General Leiningen einen siegreichen heftigen Geschützkampf gegen die Russen bei Gesztely. Dieselbe Nacht noch marschirte die Armee gegen Tokai und setzte in der Nacht des 27. über die Theiß. Von dort schickte Görgey das 1. Armeecorps unter Nagy-Sándor gegen Debreczin, um die Flanke zu decken, während er selbst gegen Ascád und Péres ziehen wollte.

Das 5000 Mann starke erste Armeecorps erreichte Debreczin am 1. Aug. und hatte kaum Zeit, sich mit dem dortstehenden Corps des Obersten Corponai (7000 M. mit 41 Kanonen) zu vereinigen, als schon die Russen, die über die Bewegungen der Ungarn ganz genau — vielleicht von Görgey selbst — unterrichtet waren, über Tissa-Füred anrückten. Um 10 Uhr Morgens erschien eine Kosackenabtheilung, welche aber alsbald von den Husaren verjagt wurde, aber zur Genüge bewies, daß die Hauptmacht nicht ferne sein werde. Nagy-Sándor stellte daher sein Armeecorps sogleich hinter den vor Debreczin liegenden kleinen Hügeln in Schlachtordnung auf, den rechten Flügel unter Oberst Corponai an einen Wald, den linken Flügel an einen kleinen Sumpf gelehnt. Das Centrum war durch die Hügel so maskirt, daß man nichts davon sehen konnte.

Nach dem Verschwinden der Kosacken zeigte sich lange nichts vom Feinde und das Lager, in dem die Truppen von den Bürgern von Debreczin reichlich

bewirthet wurden, gewann das Aussehen eines friedlichen Banketts. Nagy-Sándor und die höheren Offiziere glaubten sich für den heutigen Tag so sicher, daß sie sorglos in die Stadt geritten waren, um dort zu speisen. Eben hob der General die Tafel auf, als eine Ordonnanz hereinstürzte und meldete, daß die Russen, von Paskiewitsch geführt, sich mit großem Ungestümm auf den linken Flügel geworfen hätten. Die Meldung bestätigte ein heftiger Kanonendonner von dieser Seite her. Alles warf sich zu Pferde und jagte hinaus. Die Höhen wimmelten bereits von russischen Colonnen und ein mörderischer Geschützkampf hatte sich im ersten Treffen entwickelt. Die Batterien fuhren auf so kurze Distanzen gegen einander auf, daß sie sich mit Kartätschen beschossen. Mit Verzweiflung schlug sich die kleine Schaar der Ungarn gegen die furchtbare Uebermacht der Russen, die, obgleich 60,000 Mann stark, doch bis Abends 6 Uhr keinen Fuß breit Boden gewinnen konnten, als auf einmal das Unglück Schlag auf Schlag über die Ungarn hereinbrach. Dem Hauptmann Csányi, der auf dem rechten Flügel die Artillerie commandirte, riß eine Kanonenkugel den linken Fuß weg; er sank vom Pferde, commandirte aber auf der Erde liegend, mit lauter Stimme weiter. Der plötzliche Fall des Commandanten und der gleichzeitige Verlust der Hälfte der Bedienungsmannschaft hatte die Kanoniere wankend gemacht. Ihr Feuer wurde einen Augenblick schwächer, während die an Geschütz vierfach überlegenen Russen mit verdoppeltem Eifer feuerten. Der rechte Flügel fing an zu weichen und die Reserve mußte vorrücken, um für einige Zeit den Kampf wieder herzustellen. Die Russen, die Schwäche des Flügels erkennend, schickten nun sofort eine ungeheure Cavalleriemasse in die rechte Flanke desselben; die Husaren des rechten Flügels flohen beim Anblick des übermächtigen Feindes und auch die Artillerie protzte auf und jagte davon. Die bedrohten Kanonen des Centrums und linken Flügels wurden schnell zurückgezogen und retirirten in gestrecktem Galopp nach der Stadt; endlich formirte sich auch die Infanterie des Centrums und linken Flügels in Massen und zog sich, auf beiden Flanken durch 4 Schwadronen Husaren und 8 Geschütze gedeckt, durch die Weingärten gegen Szovás. Die Infanterie des rechten Flügels, nur zwei Bataillone stark, hatte sich nicht anschließen können und mußte nun den Angriff der gesammten russischen Cavallerie aushalten, der mit ihrer vollständigen Niederlage endete. Die Russen nahmen nun die Stadt und verfolgten rastlos das auf 4000 Mann herabgeschmolzene ungarische Armeecorps. Die Nacht machte der Verfolgung ein Ende und am Ende des andern Tages langten die Ungarn in Püspöki an.

Aus der ganzen Marschdisposition des Armeecorps Nagy-Sándors, der Görgey's Gegner war, erhellt, daß Görgey, der längst schon mit Paskiewitsch in Verkehr stand, die Vernichtung dieses Corps mit Letzteren in der Absicht verabredet hatte, damit eine russische Colonne sich Großwardeins früher bemächtigen sollte, als Görgey selbst mit der Hauptarmee dahin gelangen konnte, um dann, von zwei Seiten von einem überlegenen Feinde eingeschlossen, zur Waffenstreckung genöthigt zu sein. — Am 4. August kam Görgey mit dem 3. und 7. Armeecorps nach Großwardein.

15. Der Theißübergang Haynau's bei Szegedin am 5. August.

Bei Szegedin hatte sich ein 40,000 Mann starkes Heer, dem Namen nach unter Meszáros, eigentlich aber unter Dembinsky's Befehl vereinigt, um die Entscheidungsschlacht zu wagen, vereinigt und begann zur Verstärkung seiner Stellung Schanzen aufzuwerfen. Zur Vollendung derselben ließ ihnen aber Haynau keine Zeit, der am 4. August, wo seine Colonnen vereinigt sein mußten, gegen die nicht vollendeten Verschanzungen anrücken wollte. Im ungarischen Lager wußte man den Plan und Dembinsky zog vor, den Angriff nicht abzuwarten, und zog sich nach Szöreg, etwa eine Stunde weiter östlich zurück.

Kossuth, der immer Fliehende, aber im Fliehen noch Aufreizende, floh nach Arad, hinter dessen Wällen, die ihm so lange und rühmlich widerstanden hatten, seine Feigheit Sicherheit zu finden hoffte. Was stets unbegreiflich bleiben wird, ist die Frage, wie es möglich war, daß ein so erklärter Feigling bei einer so tapferen und ritterlichen Nation, wie die ungarische, Anhang finden konnte. Von Arad aus erließ er Depeschen auf Depeschen an Dembinsky, ihn zum äußersten Widerstand auffordernd.

Dieser General hielt zwar noch das jenseitige Ufer der Theiß und die dort angelegten Verschanzungen besetzt; als er aber durch über den Fluß setzende Truppen in der Front und eine Umgehungscolonne in der linken Flanke angegriffen wurde, räumte er seine Stellung und seine Verschanzungen, in der Hoffnung, sich nach Arad zurückziehen und dort mit Görgey vereinigen zu können.

Haynau folgte rasch und obgleich das 1. und 3. Corps noch zurück und der Feind an Streitkräften überlegen war, griff er, der Tapferkeit und Güte seiner braven Truppen vertrauend, den Feind am 5. August an.

Die Stellung des Feindes war concentrirt und stark; die Front war durch einen starken Damm gedeckt, der sich mit dem rechten Flügel an die Maros, mit dem linken an den Wald von St. Ivan lehnte. Hinter diesem Damm hatte er seine ganze Artillerie postirt und mit starken Infanteriemassen denselben besetzt. In seinem Rücken lag das ebenfalls besetzte Szöreg. Um etwa 4 Uhr Nachmittags brach Haynau aus den Verschanzungen des Brückenkopfs von Szegedin hervor. Die ganze Reiterei sollte auf dem rechten Flügel den erwähnten Damm passiren und die feindliche Linie in der linken Flanke nehmen. Sie verlor aber Zeit, indem sie einen Durchbruch durch den Damm zu graben versuchte, was sich später als unnöthig erwies. Vor der Front führte der Artilleriedirektor Hauslab trotz des heftigen Feuers die hinter dem Damm aufgestellte feindliche Artillerie 17 Batterien in's Feuer und erschütterte durch ein mörderisches Kreuzfeuer die feindliche Stellung, die, da sie demselben nicht widerstehen konnte, ihre eigene Artillerie zurückzog. Jetzt rückte gleichzeitig das 4. Corps und die russische Hilfsdivision im Sturme vor und warf die feindliche Mitte über den Haufen, die in wilder Flucht gegen Szöreg eilte.

Während dieß im Centrum vorfiel, hatte auch die Cavallerie am äußersten rechten Flügel den Damm überschritten, stürzte sich auf die feindliche Reiterei und warf sie nach wechselndem Kampfe nach Szöreg zurück, welches bereits von der siegreichen östreichischen Infanterie mit dem Bajonnet genommen war.

Der Feind floh gegen Deszka. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Schon zeigten sich bei den Magyaren Symptome der Auflösung ihrer Armee; die erst in Szegedin neu gebildeten Bataillone lösten sich auf und suchten das Weite; viele derselben wurden am Abend gefangen in's östreichische Lager gebracht.

16. Die Schlacht bei Temeswar am 9. August 1849.

Der Sieg über die feindliche Heeresmacht bei Szegedin schien Haynau eine baldige glückliche und siegreiche Beendigung des beklagenswerthen Kampfes zu versprechen, dafür bürgte ihm sein muthvolles, mit dem unbedingtesten Vertrauen in seinen Feldherrn und sein Glück erfülltes Heer. Noch wußte man zwar im östreichischen Lager nicht, ob Görgey es nicht gelungen sei, sich den verfolgenden Russen zu entziehen und mit Dembinsky zu vereinigen. Wäre aber dieß wirklich der Fall gewesen, so konnte er sicher sein, auf dem Schlachtfelde auch die Russen zu finden und in Gemeinschaft mit ihnen der Empörung mit einem großen Schlage ein Ende zu machen. Jedenfalls gebot die Sachlage schnelles Handeln, wenn nicht der kluge Feind seine zerstreuten Kräfte sammeln und in überlegener Macht über die Oestreicher herfallen sollte.

Haynau begriff das und seine Schnelligkeit vereitelte alle Combinationen des Feindes, dem es nicht gelang, die Vereinigung mit Görgey herzustellen; dagegen zog er einen Theil der Temeswarer Belagerungsarmee und den in der Schlacht bei Raab abgeschnittenen Ueberrest der Division Kmèti an sich und 50,000 Mann mit wenigstens 150 Kanonen zählte das Heer der Magyaren, das unter den Wällen Temeswars Haynau's Rächerschwert ereilen sollte.

Dembinsky wählte sein Schlachtfeld nordwestlich von Temeswar; seinen rechten Flügel lehnte er an Szant-András, seinen linken an Szakelház, die Front deckte der sumpfige Nyárabbach. Seine Hauptmassen standen theils in dem Csöker, theils in dem Jagdwalde, theils zwischen beiden Wäldern.

Es war am 9. August früh, etwa 9 Uhr, als die östreichische Vorhut bei Kis-Becskerek auf die feindliche Nachhut stieß. Der die östreichische Cavallerie befehligende Graf Wallmoden warf in ungestümmem Angriffe den Feind und zwang ihn zum Rückzuge auf Neu-Bessenova; das 3. Armeecorps nebst der russischen Hilfsdivision nahmen Stellung auf den Höhen von Kis-Becskerek, worauf sich die Nachhut des Feindes gegen Szant-András zog, aber den Nyárabbach stark besetzt hielt.

Es war gegen Mittag; schon schickten sich die Truppen zum Lagern an und trafen Vorbereitungen zum Abkochen. Niemand dachte daran, daß heute noch eine Schlacht geschlagen werden sollte. Nur das 3. Corps und ein Theil

der Cavallerie setzte ihre Bewegungen gegen Temeswar fort, während Alles im östreichischen Lager der Ruhe pflegte. Die Infanterie kochte ab und die Reiter waren eben noch mit der Fütterung der Pferde beschäftigt, die Futterbeutel mit Kukuruz hingen den Rossen um den Hals und auch das Mahl der Reiter, bestehend aus Kukuruzbrei, mit warmem rothem ungarischen Weine angefeuchtet, hing größtentheils noch in den Feldkesseln über dem Feuer, als die Vorposten am Nyáradbache durch lebhaftes Feuer das Anrücken des Feindes signalisirten. Rasch wurde gesattelt, die dampfenden Kessel vom Feuer genommen, ausgeschüttet und auf die Tornister gepackt und in wenigen Minuten standen die Truppen kampfbereit, denn sie kannten die Schnelligkeit und das Ungestümm, das die Magyaren im Angriff überall auszeichnet. Wenige Minuten noch, und man hörte schon das tausendstimmige Eljen Eljen der Magyaren, die unter den Klängen des Rakotzymarsches gegen den Bach in großen Massen anrückten. Das Knattern des Gewehrfeuers am Bache, vermischt mit dem Donner der Geschütze, zeigte, daß der Feind entlang desselben das Gefecht eröffne und dabei zahlreiche Artillerie heranzog, welcher östreichischerseits eine Batterie um die andere entgegengesandt ward. Die Kanonade ward lebhaft und allgemein, aus dem feindlichen Centrum brachen 11 Schwadronen Husaren kühn hervor, wurden aber von der Brigade Simb'schen, unterstützt von 4 Schwadronen Auersperg-Kürassiere, zurückgeworfen. Die Oestreicher gingen sogar über den Nyáradbach, stießen aber hier auf starke Massen feindlicher Infanterie und mußten wieder über den Bach zurückweichen. Haynau erkannte nun, daß die gegen seinen Willen begonnene Schlacht nicht mehr zu vermeiden sei und mit seiner gewohnten Ruhe und Kaltblütigkeit traf er die nöthigen Verfügungen. Auf seinem linken Flügel stand die Brigade Simbschen auf den Höhen von Bessenova, ein Theil der russischen Hilfsdivision mit der ganzen Artilleriereserve, daran schloßen sich in Massen das 3. Corps, dessen exponirter rechter Flügel durch das in Hack aufgestellte Auersperg-Kürassierregiment gedeckt war. Hinter der Mitte standen 4 russ. Bataillone mit 12 Geschützen in Reserve.

Etwa gegen Mittag 12 Uhr traf Bem, der in Siebenbürgen eine vollkommene Niederlage und mit ihm den Schauplatz seines bisherigen Ruhmes und seiner Thätigkeit verloren hatte, von Kossuth gerufen, auf dem Schlachtfelde ein und übernahm sogleich den Oberbefehl über die Armee. Kühn rückte er mit allen seinen Truppen aus den Waldungen in die Ebene zwischen der Bereyssó und Nyárad-Bach vor. Mit gewohntem Feldherrnblick erkannte er sogleich den schwächsten Punkt der östreichischen Schlachtordnung und sandte eine bedeutende Umgehungscolonne gegen Szákalház; der Angriff auf diese Art ward durch Auersperg's Kürassiere zurückgewiesen. Während der Kampf dort tobte, führte Bem 120 Geschütze in eine concentrirte Aufstellung im Mittelpunkte der Schlachtordnung, und unterhielt ein mörderisches Feuer auf die östreichische Masse, bis es nach und nach Haynau gelang, 12 östreichische und 3 russische Batterien gegenüber zu stellen. Es war ein furchtbarer Geschützkampf, in dem die östreichischen Truppen die größte Kaltblütigkeit und

Ergebenheit im Feuerregen an den Tag legten, trotzdem, daß ihr rechter Flügel in Szakálház immer mehr und mehr in's Gedränge kam.

Abends 4 Uhr wurde die östreichische Artillerie über die ungarische Meister und im festen Vertrauen auf den Führer des 4. Corps (Fürst Franz Lichtenstein), das eine Umgehung bewerkstelligen sollte, befahl Haynau das Vorrücken der gesammten Armee. Er hatte sich nicht verrechnet. Zwar hatte sich das Corps etwas verspätet, indem es unterwegs auf den von Arad abfahrenden Belagerungspark gestoßen war, seine Escorte zerstreut und den Park wegnahm, aber rechtzeitig erschien es noch auf dem Schlachtfelde.

Während unter dem Donner der Kanonen und dem Schmettern der Trompeten und den Klängen der Feldmusiken die östreichische Armee gegen die Magyaren vorrückte, entfalteten sich die Fahnen des 4. Corps. Fürst Lichtenstein hatte Szánt-András im Sturm genommen und griff die feindliche Linie mit Ungestümm in ihrer rechten Flanke an. Der Tag war entschieden. Der Rückzug des Feindes begann auf dem rechten Flügel und artete in wilde Flucht aus. Bagagen, Artillerie, Infanterie und Cavallerie, alles drängte sich durch einander auf der gegen Temeswar führenden Straße fort. Nur 3 Husarenregimenter deckten in fester Ordnung dieses Chaos. Auf dem rechten östreichischen Flügel bei Szakalház dauerte der Kampf noch fort, endlich wurde auch der linke Flügel des Feindes in die allgemeine Niederlage mit fortgerissen und floh ebenfalls vom Kampfplatze.

17. Nach der Schlacht von Temeswar. Die Nacht des 10. August.

Die Kanonade von Temeswar, denn eine Schlacht verdient sie eigentlich nicht genannt zu werden, war geschlagen und die Niederlage der Ungarn entschieden.

Bem war in der Schlacht vom Pferde gestürzt und hatte das Unglück, sich dadurch eine Quetschung am Arme zuzuziehen; auch erhielt er von einer Kartätschenkugel einen Streifschuß an dem Kopf, der aber nur leicht verwundete. So kam er mitten in der Nacht nach Rakás und legte sich zur Ruhe. In seiner Umgebung verbreitete sich allgemein das Gerücht, er habe den Arm gebrochen und sei außerdem so schwer verwundet, daß er aller Thätigkeit entsagen müsse. Diese Nachricht schmetterte Kossuth nieder; auch Bem, die einzige Stütze, die er gegen Görgey hatte, schien gefallen und es blieb ihm Nichts übrig, als an seine eigene Rettung zu denken. Er dankte ab und übergab Görgey die Diktatur Ungarns.

Doch wollen wir kurz noch einige Ereignisse erwähnen, die der Abdankung vorausgingen.

Als General Bem, von einem Arzte begleitet, Rekás erreichte, herrschte daselbst eine grenzenlose Verwirrung. Schon im Laufe des vergangenen Tages hatte sich eine Masse zur Armee gehörige Wagen am genannten Orte angesammelt und bis tief in die Nacht dauerte der Zug ununterbrochen fort. Am Abend erschienen einzelne kleine Haufen des zertrümmerten Heeres, die Kunde von der Niederlage verbreitend. Das Getümmel ward immer größer,

die im Ort aufgehäuften Wagen standen hemmend im Wege und mußten, um den Durchgang der nachziehenden Armee zu erleichtern, bespannt werden. Als der Morgen graute, wälzten sich immer größere Massen durch den Ort, die ganze Armee in der schrecklichsten Unordnung war im Anzuge und gewährte das traurigste Bild. Diese langen Colonnen, müde, mit Staub bedeckt, Cavallerie, Artillerie, Infanterie, Alles durcheinander, dabei die Fuhrwerke der flüchtigen, der Armee folgenden Familien bildeten ein Schauderbild des Jammers, der das Herz bluten machte und den Zusehenden die Hände vor das Gesicht führte. Zu diesem Elend fügte sich die Ungewißheit über den Zustand des Generals, der übrigens sich bald als nicht so bedeutend herausstellte, als man anfangs glauben machte, vielmehr raffte sich dieser unerschütterliche Heldengeist alsbald wieder auf und ließ schon am 10. Kossuth, der ihn dringend aufforderte, umgehend nach Arad zu eilen, benachrichtigen: „die Sachen stehen nicht so schlimm, als es im ersten Augenblicke schien, die Reorganisirung des Heeres schreitet im Gegentheil rasch vorwärts. Meine Verwundung ist unbedeutend, der Verlust des Heeres gering, die Vortheile der Kaiserlichen ohne Entscheidung.“

Am Abend des 10. August begab sich Bem nach Lugos und am Abend des 11. trat er die Reise nach Arad an, welches er jedoch nicht erreichte, da er schon in Rádoa die Abdankung Kossuths und Ernennung Görgey's zum Diktator erfahren hatte, was ihn sogleich zur Umkehr bewog.

Kossuth war inzwischen über Lugos in Orsowa an der türkischen Grenze angekommen, ohne die Briefe zu berücksichtigen, in denen Bem ihm die größten Vorwürfe über seine feige Flucht machte und ihn aufforderte, in die Mitte seiner Armee sich zu begeben und durch seine Anwesenheit die Truppen zu neuen Thaten zu entflammen.

Kossuth folgte nicht, ohne Zweifel weil er genauer über die Verhältnisse unterrichtet war als Bem, in dessen Lager sich übrigens schon das dunkle Gerücht verbreitet hatte, Görgey als Diktator von Ungarn habe capitulirt und Ungarn an Rußland abgetreten. Ja es zeigten sich alsbald im ungarischen Lager so entschiedene Sympathien für Rußland, daß die Offiziere bereits über die Capitulation berathschlagten und einer der verdienstvollsten Offiziere, der in vielen Schlachten mit staunenswerther Todesverachtung gekämpft, Vécsey, sein Corps dem Abfalle zuführte und ein großer Theil der ungarischen Armee das Weite suchte.

Die Ueberreste der Armee führte Bem nach Siebenbürgen, wo er sich bis auf den letzten Mann zu schlagen gedachte, aber die Desertion griff immer mehr um sich und Leute, die noch vor Kurzem auf den Feind losstürmten und diesem allenthalben Schrecken einflößten, gingen jetzt, wie nach glücklich vollendeter Arbeit, der Heimath zu.

Mit Wehmuth nahm Bem diesen Zustand der Dinge wahr, als er am 17. August das Lager beritt und die Bataillone ohne Offiziere, Kanonen ohne Bedienungsmannschaft, als er Offiziere in Civilkleidern auf Bauernwagen, mitunter mit schmutzigen Dirnen vermengt fand. Mit einer solchen Armee

die vereinigten Russen und Oestreicher zu schlagen, war unmöglich, und es blieb, um nicht unbedingt die Waffen strecken zu müssen, Nichts übrig, als über die türkische Grenze zu ziehen. Allein schon schien auch dieses Manöver nicht mehr ausführbar, denn die Russen hatten bereits Déra besetzt.

Bem jedoch, rasch entschlossen, die Russen zu schlagen und mit Gewalt durchzubrechen, rückte vor, und nach kurzen Unterhandlungen mit einem russ. Parlamentär zogen sich die Russen, ohne einen Schuß zu thun, zurück, und in der Morgendämmerung des 18. August rückte Bem mit seinen Truppen unaufgehalten in Déra ein.

In der Nacht auf den 19. ging vollends der größte Theil seiner Truppen durch und alle Aussicht auf Widerstand war vergebens.

Um 12 Uhr war ein kurzes Diner in dem im Posthause zu Dobra gelegenen Hauptquartier, an dem Bem, Geyon und etwa 20 Offiziere Theil nahmen. Sie hatten sammt und sonders sich entschlossen, nach der Türkei zu entweichen.

Um 1 Uhr fuhr Bem mit mehreren Offizieren, von einigen Hundert Palatinalhusaren und polnischen Uhlanen begleitet, nach Lesneck. Dort angekommen, bestieg er noch in voller Generalsuniform ein Pferd, während seine Begleiter sich schon größtentheils Civilkleider verschafft hatten. Seine ganze Habe, in ein kleines Säckchen ordinärer Leinwand gebunden, nahm er mit zu sich auf's Pferd. Er nahm nicht einen Heller baarer Münze mit sich und in seiner Handkasse befanden sich einige 1000 Gulden entwertheter ungarischer Noten.

Er lenkte von Lesneck mit seiner Begleitung einen nach dem Gebirge führenden Seitenweg ein und erreichte glücklich den türkischen Boden, um ein Jahr später als Amurad Pascha in Aleppo zu sterben.

18. Haynau entsetzt Temeswar.

Von Temeswars Zinnen wehte noch stolz der kaiserliche Aar, mehr als hundert Tage hatte die treue Veste die Angriffe des ungarischen Belagerungsheeres muthig unter den größten Entbehrungen ausgehalten, aber sie war jetzt auf's Aeußerste gebracht. Die kaum noch ein Drittheil zählende Besatzung nährte sich von Pferdefleisch und einem geringen Vorrath von Zwieback; nur noch zehn Tage, dann war auch diese karge Nahrung erschöpft und das unerschütterliche treue Temeswar, an dessen Wällen alle verzweifelten Versuche der belagernden Magyaren scheiterten, mußte dem Hunger und der in seinen Mauern wüthenden Cholera unterliegen. Was draußen vorging, wußte man im Innern der Festung nicht. Endlich aber zeigte die Unruhe, die im Belagerungsheere herrschte, das Abfahren der Geschütze und der mehr und mehr sich verdünnende Cordon, daß große Dinge geschehen sein mußten. Der Muth der Besatzung, den sie durch kühne und meist gelungene Ausfälle an den Tag legte, belebte sich von Neuem. Endlich verkündete das dumpfe Rollen fernen Kanonendonners, der sich den Mauern Temeswars immer mehr näherte, und zu einer die Erde erschütternden Kraft wuchs, wie blutig um Temeswars Besitz gestritten ward.

Es brach die Nacht herein, der Kanonendonner verhallte, aber den Ausgang des tobenden Kampfes kannte man nicht. In gespannter Erwartung stand die Garnison mit den Waffen in der Hand zum Kampfe bereit und scheu verließ der geängstigte Einwohner sein Haus, um nach dem Gange der Ereignisse zu fragen.

Der Morgen bricht an; in der Nähe des Festungsthores erschienen Reiter; sie sprengen gegen das Thor zu; man erkennt deutlich die kaiserlichen Feldzeichen und öffnet — es war Haynau in eigener Person. Er wollte der Erste sein, der dem treuen Temeswar seine Freiheit brachte. Als der nach allen Richtungen fliehende Feind Haynau seinen entscheidenden Sieg und des Gegners Niederlage verkündete, setzte sich der Feldzeugmeister an die Spitze einiger Schwadronen und einer Cavalleriebatterie und jagte mitten durch die in chaotischer Unordnung fliehenden Feinde, die scheu, wie vor einer gespensterartigen Erscheinung vor ihnen wichen, auf die Stadt zu, deren Thore sich ihrem Befreier öffneten. Unter unsäglichem Jubel der Besatzung und Einwohnerschaft hielt Haynau seinen Einzug in die gerettete Stadt, die er kaum vor einem Jahre krank und mißmuthig verlassen hatte und jetzt als Oberfeldherr eines kaiserlichen Heeres wieder betrat. Nachdem er den standhaften, wahrhaft ritterlichen Vertheidiger, den greisen Rukawina umarmt und der Garnison für ihre Treue und ihren Muth gedankt hatte, kehrte er wieder zu seinem Heere zurück.

19. Die Waffenstreckung von Vilagos, 13. August.

Noch einmal hatte das Glück den ungarischen Waffen geleuchtet in dem glänzenden Siege, den Klapka vor Komorn am 3. August über das östreich. Cernirungscorps erfocht, aber es sollte der letzte Schimmer der Hoffnung sein.

Statt mit der Theißarmee sich zu vereinigen und in forcirten Märschen von Großwardein nach Temeswar zu eilen, wo sie unter Dembinsky stand, marschirte Görgey, dem die Russen auf den Fersen folgten, am 5. August von Großwardein ab und gelangte am 9. August nach Neu-Arad. Am 10. Morgens ging die Avantgarde der Ungarn über die Maros und schlugen an dem Wäldchen von Ság, wo 16,000 Mann stark die Oestreicher unter Schlick standen, ihr letztes, siegreiches Gefecht, welches aber durch die Abends im Lager eingetroffene Nachricht von der vollständigen Niederlage Dembinsky's bei Temeswar paralysirt wurde.

Am 10. setzte die ganze görgey'sche Armee über die Maros, vereinigte sich mit dem 1. Armeecorps und stellte sich in Schlachtordnung auf; die Truppen bezogen das Lager und erfuhren dort zum ersten Male die Kunde von dem Abtreten Kossuths und die Uebergabe der Regierungsgewalt an Görgey, der schon lange im Geruche des Verraths oder wenigstens der Unterhandlungen mit Rußland stand. Alles staunte und schüttelte die Köpfe, wußte man doch, daß die Russen Görgey mit Bewunderung und Complimenten überschütteten und General Rüdiger ihm als „Zeichen seiner Achtung" ein paar

kostbar gearbeitete Pistolen geschickt hatte, deren Läufe mit **Diamanten** geladen waren. Doch bald sollte der Schleier gänzlich fallen!

Am 12. Morgens marschirte die ganze Armee nach Vilagos; sie war eine noch immer imposante Macht, zählte 24,000 Mann mit 140 Kanonen. Vereinigte sie sich mit der Theißarmee, so konnte man eine Armee von 60,000 Mann mit 250 Kanonen zusammenbringen, während in Oberungarn noch ein Corps von 14,000 Mann bei Munkáts stand und Arad noch 45,000 Besatzungstruppen zählte. Es war noch eine imposante Macht, mit welcher man sich noch lange schlagen und ehrenvolle Bedingungen auswirken konnte.

Gleich nachdem die Armee in Vilagos angekommen war, versammelte Görgey die Generale und höheren Stabsoffiziere und stellte ihnen die Nothwendigkeit der Waffenstreckung und die Uebergabe an die Russen vor, als geboten durch die Uebermacht des Feindes, die Demoralisation der Armee und die gänzliche Hoffnungslosigkeit eines glücklichen Erfolges in fernerem Kampfe. Er erbot sich, das Commando einem Anderen zu übergeben, wenn man ihn für einen Verräther halte, und mit dem Gewehre in der Hand unter ihm zu dienen.

Die Generale hatten den Kopf verloren und theilten, verblüfft und die Verzweiflung im Herzen, den Entschluß des Diktators den Truppen mit. Den größten Schmerz sah man unter den Gemeinen und Görgey, der im Lager umherritt und zu den Soldaten redete, wurde überall mit Murren empfangen und bei manchen Abtheilungen flog er nur vorüber, da ihn Flüche und Verwünschungen empfingen. Den Soldaten wurde, um sie zu beruhigen, glauben gemacht, daß die Waffenstreckung nur zum Scheine geschehen, und daß sie in einigen Tagen die Waffen wieder bekommen und vereint mit den Russen gegen die Oestreicher kämpfen würden.

Am 13. Morgens wurden zwischen Szöllös und Kis Jenö, wo beide Armeen in Parade ausrückten, die Waffen gestreckt. Nachdem die Infanterie „präsentirt“ hatte, stellte sie die Gewehre in Pyramiden, die Husaren saßen ab und verließen ihre treuen Rosse, die sie in so vielen Schlachten siegreich getragen. Manches Schluchzen und mancher Fluch zitterte durch die Luft und weinend nahmen die Offiziere Abschied von ihren braven Soldaten, die mit abgewandtem Gesichte dastanden, um nicht die geliebten Führer scheiden zu sehen. — Es war das Vorspiel der großen Katastrophe, von Ungarns Untergang, der jetzt mit Riesenschritten herannahete!

20. Uebergabe von Komorn.

Auf allen Punkten des Königreichs war der Aufstand besiegt und über ganz Ungarn hin rauschte wieder mächtig der stolze Flügelschlag des kaiserlichen Aares, nur Komorn allein, Ungarn mächtigstes Bollwerk, hielt sich noch. Klapka commandirte dort, der Unermüdliche, Tapfere, und betrieb die Vertheidigungsanstalten der Festung mit allen zu Gebot stehenden Kräften und hatte 22 Bataillone, 12 Escadronen und 48 Feldgeschütze zu seiner Disposition, eine be-

trächtliche Macht, hinreichend, nicht nur die Festung und ihren Rayon zu halten, sondern auch ein Vorrücken der östreichischen Armee gegen die in den untern Gegenden operirenden ungarischen Corps im Rücken zu gefährden.

Komorn liegt am östlichen Ende der großen Schütt an der Mündung der Waagdonau in den sogenannten alten oder großen Ister. Die Festungswerke sind von großer Ausdehnung und ungemeiner Vielfältigkeit in der Anlage und Ausführung. Den Mittelpunkt bildet die im 16. Jahrhundert erbaute, auf der äußersten Inselspitze liegende alte Festung, welche durch die Werke der neuen Festung gegen die Schütt gedeckt wird. In der alten Festung befinden sich die Depots, Dampfmühlen, Bäckereien, Waffenfabriken, eine Kanonengießerei ꝛc., in der neuen die bombenfesten Kasernen. Von den Wällen dieser mächtigen aus den Gewässern emporsteigenden Werke werden die Uebergänge auf das rechte Donauufer und das linke Ufer der Waag beherrscht. Die Brückenköpfe sind daher zu beiden Seiten der alten Festung gegenüber angelegt. Die Stadt Komorn liegt vor der neuen Festung, durch ein schmales Glacis von ihr getrennt und zählte früher etwa 2000 Häuser, wurde jedoch seit der Feuersbrunst und dem Bombardement 1849 beinahe in einen Schutthaufen verwandelt.

Westlich von der Stadt, diese deckend und die Schütt durchschneidend, lag die Palatinallinie und ihr gegenüber der verschanzte Weinhügel Monostor; zwischen der Stadt und Uj-Szöny befindet sich die etwa 2000 Schritte lange, mit Brustwehren und Batterien versehene Donauinsel. Endlich liegt in der Waag die gleichfalls durch Erdwerke in Vertheidigungsstand gesetzte Apalieninsel.

Gegen diese starke mit Munition und Mundvorräthen zur Genüge, mit Geschützen reichlich versehene und von einem muthigen kampflustigen Heere vertheidigte Festung rückte nun Haynau heran, um die Leitung der Belagerung selbst zu übernehmen und Jedermann im östreichischen Lager erwartete für die folgenden Tage einen blutigen Verzweiflungskampf. An Kräften und Energie fehlte es auch Haynau hiezu nicht, er konnte, wenn er wollte, seine glänzende Laufbahn beenden, wie er sie begonnen, mit der Erstürmung einer Stadt. Doch von jetzt an war seine Aufgabe Erhaltung, nicht Zerstörung; genug Städte und Dörfer lagen als rauchende Schutthaufen in Trümmern, genug Blut hatte Ungarns Boden schon getrunken! Den kriegerischen Glanz seines Namens durch die Vernichtung von Ungarns Bollwerk zu erhöhen, verschmähte er; um so erwünschter kam ihm die Instruktion seines Kaisers, den Kampf vor Komorns Wällen durch eine unblutige Kapitulation zu enden. Er traf sofort Anstalten zur Anknüpfung der Unterhandlungen.

Anfangs wurden zwar die östreichischen Parlamentäre von Klapka abgewiesen, aber bald fanden sie geneigteres Gehör. Am 20. Juni Abends waren bestäubt und ausgehungert mehrere Hundert Versprengte der Görgey'schen Armee in Komorn angelangt, und hatten die fatale Nachricht von dem zweitägigen Kampfe Görgey's bei Waitzen, dem Siege der Russen und dem Rück-

zuge der Ungarn mitgebracht, deren Armee auf dem Rückmarsch nach Tokay durch die immerwährende Verfolgung der Russen und die spärliche Verpflegung der Truppen ein Fünftel ihrer Leute verlor. Diese traurigen Nachrichten wirkten niederdrückend auf die Stimmung der Garnison Komorns. Die große Masse derselben hegte die Ueberzeugung, daß sie hier eingeschlossen zu Grunde gehen müßten und nicht wenig peinigend war für die Söhne der weiten Theißebene der Gedanke, daß diese, während sie unthätig in Komorn liegen, von den feindlichen eingedrungenen Schaaren schonungslos verheert würden.

Klapka suchte den Muth seiner Truppen zu heben, indem er Streifzüge, Ausfälle rc. anordnete. Ein größerer Ausfall ward am 3. August gegen das Cernirungscorps unternommen. Um 5 Uhr Abends rückten die Ungarn aus der Festung, nachdem schon um Mitternacht vorher eine ihrer Colonnen unter Aschermann gegen Almás vorgerückt war, den rechten Flügel der Oestreicher zu umgehen. Die ungarischen Colonnen rückten sogleich zum Sturm gegen die Schanzen der Oestreicher an und trotz des stärksten Kartätschen- und Musketenfeuers rückten die Tapferen unter dem Schlachtrufe „Eljen a magyar!“ bis an die feindlichen Brustwehren, welche die Oestreicher, eine Umgehung befürchtend, verließen und in Unordnung gegen Acs zurückeilten.

Der Tag war entschieden! Tod und Verderben schleuderten die Geschütze der Ungarn in die fliehenden Colonnen der Oestreicher, die bald auch den Wald von Acs nicht mehr halten konnten. Alles flüchtete gegen Lorad. Die ungarischen Batterien jagten nach, um von jedem geeigneten Punkte ihr verheerendes Feuer gegen sie zu richten. Husaren und Honveds verfolgten sie unablässig. Das Schlachtfeld war mit Todten, Verwundeten, mit weggeschleuderten Waffen, im Stiche gelassenen Geschützen und Munitionswagen wie übersäet.

Auch aus Acs vertrieben, blieb den Oestreichern nichts übrig, als eine schnelle Flucht über die Donau, die sie auch glücklich bewerkstelligten, da Aschermanns Colonne die Höhe von Lorad noch nicht erreicht hatte. In dem Augenblick, als die letzte östreichische Colonne die Brücke passirte, sausten die ersten Kugeln der Aschermann'schen Colonne über ihre Köpfe.

Es war Nacht geworden. An der Donau wechselte man noch einige Schüsse; die Brücke von Lorad ging in Flammen auf, an den Ufern die blutigen Spuren des für die Ungarn siegreichen Tages beleuchtend. Die Oestreicher hatten 1000 Mann verloren und ebenso viele nebst 48 Offizieren waren in Gefangenschaft gerathen, bedeutende Vorräthe waren verloren gegangen und ihre Operationslinie durchbrochen.

Aber auch der augenblickliche Sieg genügte nicht, die Stimmung des Heeres in Wirklichkeit zu heben. Seit die Leute so ungeheure Massen der Oestreicher und Russen über ihr schönes Vaterland hinwälzen gesehen, schienen sie jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufgegeben zu haben. Dazu kam noch die Nachricht, daß die Oestreicher bereits Szegedin genommen und die Russen in Debreczin ständen. Den Ausschlag gab endlich die am 18. anlangende, Klapka und die Ungarn niederschmetternde Nachricht von der am 13. August

erfolgten Waffenstreckung Görgey's bei Világos. Diese Kunde machte die Lage der ungarischen Truppen trostlos; nach so vielen Kämpfen, nach so empfindlichen Kämpfen und glänzenden Siegen waren sie plötzlich in den tiefsten Abgrund der Hoffnungslosigkeit geschleudert und es blieb ihnen nichts übrig, als sich zu ergeben. Da wo noch einiger Muth und einiges Selbstvertrauen sich geltend machen wollte, wirkten die Erzählungen der indessen von Világos angekommenen Flüchtlinge so demoralisirend auf den Geist der Besatzung ein, daß Klapka wegen der Uebergabe Komorns mit Feldmarschallieutenant Csorich in Unterhandlungen zu treten für gut fand und vorerst einen 14tägigen Waffenstillstand mit den Oestreichern abschloß. Als aber Haynau die Uebergabe auf Gnade und Ungnade verlangte, zerschlugen sich die Unterhandlungen wieder und die Thätigkeit des Belagerungsheeres nahm einen gesteigerten Charakter an.

Die Cernirung geschah vollständiger, da den Oestreichern jetzt verwendbare Streitkräfte großartigere Maßregeln gestatteten und die aus den Bergstädten indessen herangerückten Russen unter Grabbe an der Cernirung der Festung Theil nahmen. Die Oestreicher hatten überdieß durch die Capitulation Venedigs und den Fall Peterwardeins die großartigsten Mittel zur Belagerung Komorns erhalten; auf der Donau und der Eisenbahn schafften sie die schweren Geschütze herbei und konnten, gestützt auf ein Heer von 100,000 Mann, sicher auf den Fall der Festung rechnen, in der überdieß der hohe, täglich zunehmende Krankenstand die Lage noch hoffnungsloser machte. Zudem war der Geist der Besatzung nicht der beste und massenhafte Desertionen und Meutereien zwangen Klapka, das Standrecht verkündigen zu lassen.

Unter solchen Umständen fand es Klapka angemessen, einer Einladung des Feldzeugmeisters v. Haynau zu einer Zusammenkunft und Besprechung Folge zu geben.

Puszta Herkály ist ein Meierhof, der eine Meile von Komorn links an der Straße von Acs liegt. Hier wurde das große Drama des ungarischen Nationalkampfes beschlossen. Im Geleite einer Schwadron Husaren erschien eine Commission ungarischer Offiziere zur bestimmten Stunde und bald darauf Haynau in Begleitung seines Generaladjutanten General Susan. Nach langem Unterhandeln kam die Capitulation zu Stande. Die Hauptbedingungen waren: Der Commandant Klapka und die übrigen Offiziere sollten Pässe in's Ausland, die Armee freien Abzug ohne Waffen erhalten und dann in die Heimath entlassen werden.

Die Uebergabe der Festung begann am 2. Oktober Nachmittags 4 Uhr, indem die Besatzungstruppen das verschanzte Lager und den Donaubrückenkopf verließen, nachdem die Infanterie die Gewehre gestreckt, Fahnen und Rüstungen abgelegt und die Cavallerie ihre Pferde und Waffen übergeben hatte. Hierauf rückten die K. K. östr. Truppen in das verschanzte Lager und den Donaubrückenkopf in der Stärke von 9 Bataillonen, 8 Schwadronen und 5 Batterien ein. Die entwaffneten Ungarn verließen von ihren eigenen Offizieren begleitet

Komorn, um theils auf Dampfschiffen, theils auf den Straßen nach ihren Comitaten gebracht zu werden.

Am 3. Oktober fand unter gleichem Verfahren die Uebergabe der alten und neuen Festung, sowie der Donauinsel sammt allen darin befindlichen Vorräthen an Waffen, Geschützen, Munition, Lebensmitteln ꝛc. statt und am 4. Oktober endlich erfolgte die Uebergabe der Waagwerke, Palatinallinie und Apalieninsel.

So war sie denn erfolgt die Uebergabe von Komorn, von dessen Wällen trotzig bis zum letzten Augenblicke die ungarische Trikolore geflattert hatte! Auch dieses, unter allen Wechselfällen des Kampfes siegreich behauptete Bollwerk war gefallen und mit ihm war das große Drama des ungarischen Nationalkampfes, dessen düsteren Inhalt der blutigste Bruderzwist gebildet, zu Ende gegangen. Das Recht hatte gesiegt und Ungarn lag wieder zu den Füßen seines rechtmäßigen Herrschers!

21. K. K. Feldzeugmeister Julius Freiherr von Haynau

war der erste und hervorragendste der östreichischen Feldherrn außer Radetzky.

Eben erst — 14. März im Jahre 1853 — hat sich das Grab über der Leiche dieses verdienten und verkannten Mannes geschlossen und ihn dem Hasse der Partheiwuth entrückt, der wie Tilly durch seine Zeit gezwungen war, auf rauchenden Trümmern zerstörter Städte und auf den Gebeinen gemordeter Menschen Recht und Ordnung mit den Waffen in der Hand herzustellen und dafür in der öffentlichen Meinung den Charakter der Wildheit und des Blutdurstes hinzunehmen.

Julius Freiherr von Haynau, ein Sohn des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel, ward in Kassel am 14. Oktober 1786 geboren und bis zu seinem sechsten Jahre daselbst mit zwei Schwestern erzogen, dann aber nach Hanau gebracht, wo mehrere seiner älteren Brüder bereits in der Erziehung sich befanden. Rasch schwanden die Jahre der Kindheit hin und als der junge Haynau zu Ostern 1800 bei Gelegenheit der Confirmation den Militärstand als Beruf sich wählte, ward er nach Oestreich gebracht, wo er — 15 Jahre alt — im 25. Infant.-Regimente eine Lieutenantsstelle erhielt. Er widmete sich mit größtem Eifer seinen Berufspflichten und erwarb sich bald den Ruf eines tüchtigen Offiziers. Seinen innigsten Wunsch sah der thatkräftige junge Offizier erfüllt, als 1805 der Krieg ausbrach, in dem er sich durch Muth und Entschlossenheit auszeichnete und verwundet ward. Auch in den übrigen Kriegen zeichnete er sich aus, ward 1813 außer der Tour zum Major ernannt und erhielt 1815 ein Bataillon bei der Rheinarmee. Sein Avancement zum Obersten jedoch verzögerte sich mehrere Jahre. Der Grund davon lag im Charakter Haynau's, bei dem Opposition gegen die Befehle der Vorgesetzten eine hervorragende Rolle spielte. Freilich entsprang dieser Widerspruchsgeist häufig aus Rechtlichkeitsgefühl und ein Beispiel namentlich zeigt, daß die Grausamkeit, der man ihn beschuldigte, nicht in seinem Charakter lag. Der General Scheiter, ein heftiger jähzorniger Mann, den Haynau selbst den östreichischen

Vandamme nannte, hatte Haynau befohlen, 200 gefangene französische Freischaaren erschießen zu lassen, weil Tags zuvor im nahe gelegenen Dorfe eine östreichische Husarenpatrouille auf's Grausamste verstümmelt und ermordet worden war. Haynau machte dem General Vorstellungen, wurde aber kurz abgewiesen und mit einem Kriegsgericht bedroht, wenn er nicht gehorche. Haynau ließ in der Nacht die Gefangenen entwischen und gab sich selbst dem General als Schuldigen an. Im Jahre 1830 ward Haynau zum Oberst des Regiments Nugent Nr. 30. befördert und im Jahre 1844 zum Feldmarschallieutenant ernannt und nach Graz, später nach Temeswar versetzt.

Beim Ausbruch des italienischen Krieges kam Haynau unter Nugent's Corps nach Italien und stellte sich an die Spitze seines Regiments, dessen Inhaber er war, um es gegen den Feind zu führen. Zu seinem Leidwesen ward er vom Kriegsministerium mit drohender Sprache zurückberufen und mußte das Festungscommando von Verona übernehmen.

Von den Wällen Verona's herab sah Haynau den siegreichen Kampf der Oestreicher bei Sommacampagna, aber auch den unglücklichen Ausgang des Gefechts der Brigade Simbschen, der den östreich. linken Flügel gefährdete. Haynau's militärischer Blick erkannte, daß diesem Kampfe eine Schlacht folgen werde und trug, indem er zu rechter Zeit eine Brigade beorderte, entscheidend zum Siege von Custozza bei.

Als Commandant der Blockade von Venedig war Haynau zur gleichen passiven Rolle verurtheilt, wie sein Vorgänger v. Welden, allein er wußte doch ein würdiges Feld für seine Thätigkeit zu finden. Zuerst verwendete er alle seine Sorgen auf die kranken Soldaten, deren die Fieberluft der Lagunen täglich viele in die Spitäler sandte. Sich selbst gänzlich außer Acht lassend, konnte man ihn überall finden, um sich persönlich vom sorgfältigen Betriebe des Spitaldienstes zu überzeugen, und Mancher verdankte dieser Thätigkeit seine Wiederherstellung, Mancher eine Linderung seiner Leiden, Mancher eine ruhigere, freundlichere Sterbestunde.

Bald ertönten die Höhen Oberitaliens wieder vom Geräusche der Waffen, aber rasch wie der Blitz war durch den Sieg bei Novara der Krieg geendet, den Haynau die Freude hatte, dem von ihm immer noch belagerten Venedig anzuzeigen.

Italien war ruhig, nur die Stadt Brescia gab ein blutiges Nachspiel. Die Vorgänge darin sind bekannt. Haynau erstürmte die Stadt und beschoß sie gleichzeitig. Daß beim Sturme, wo die Oestreicher bei jedem Schritt auf verstümmelte Leichen von Kameraden stießen, wo sie mit siedendem Oel, Wasser beschüttet, mit Steinen beworfen wurden, wo der blutigste Widerstand auf den Barrikaden geleistet wurde und so viele ihrer tapferen Offiziere fielen, endlich auch ihnen die Geduld ausging und die Schonung bei Seite gesetzt wurde, ist nicht zu verwundern und niemals hat Jemand mit mehr Unrecht einen unverdienten Schimpfnamen geführt, als Haynau den „die Hyäne von Brescia.“ Noch gemeiner und für das englische Volk erniedrigend ist die Behandlung, die Haynau deßhalb bei einem Besuche in London erfahren mußte. Dort über-

fiel ihn der aufgehetzte radikale Pöbel in einem großen Brauhause, das er eben besichtigte, und mißhandelte ihn auf's Scheußlichste. Die englische Regierung that nichts, die Schuldigen zu bestrafen.

Kaum hatte Haynau Brescia unterworfen, so wurde er nach Ungarn berufen, um dort durch selbstständiges Handeln, wie er es in Italien gezeigt, den Operationen einen rascheren Fortgang zu geben. Sein Vorgänger v. Welden hatte den fortgesetzten Anstrengungen körperlicher und geistiger Thätigkeit nicht länger widerstehen können. Der Commandowechsel konnte nicht anders als ermuthigend auf den Soldaten wirken. Der Ruf der Tapferkeit Haynau's, seiner Kraft und Selbstständigkeit, vorzüglich aber auch der liebevollen Sorge, die er für den Soldaten trug, waren ihm vorausgeeilt; der Soldat war überzeugt, daß dieser General den Sieg bald wieder an seine Fahnen fesseln werde, und, wie wir in der Einleitung gesehen, hatte er sich nicht getäuscht.

Auf allen Punkten besiegte Haynau die Empörung und selbst Komorn, das Bollwerk Ungarns, fiel in seine Hände. Als Herr des bezwungenen Landes verfuhr Haynau mit der ihm eigenen und ihn charakterisirenden Strenge und zog sich dadurch das Mißfallen seiner Regierung zu; eine Folge davon war die Enthebung von seinem Posten als Generalgouverneur und bald darauf seine Pensionirung.

Haynau's stolzes Gemüth ertrug diesen Schlag anfangs ruhiger, als man hätte glauben sollen. Er trennte sich, wiewohl ungern, vom Heere, in dem er 50 Jahre ehrenvoll gedient und unternahm Reisen durch Europa, bei welcher Gelegenheit ihm in London die oben erwähnte Beleidigung widerfuhr. Er ging darauf nach Oestreich zurück und kurze Zeit darauf — 14. März 1853 — machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende.

Die Beerdigungsceremonie ward in Wien mit der seinem Range gebührenden Feierlichkeit vollzogen und dann seine Leiche nach Graz gebracht.

22. Arthur Görgey.

Nächst Kossuth spielte keine Persönlichkeit eine so große Rolle in der ungarischen Revolution als Arthur Görgey, der im Jahre 1817 in Görge, einem Dorfe bei Leutschau in Ungarn geborne Sohn eines verarmten Landedelmannes.

Den ersten Unterricht genoß der junge Görgey in der deutschen Zipserstadt Leutschau, kam dann in seinem 14. Jahre in die Pionierschule zu Tuln, wo er drei Jahre blieb, um dann als Kadet in das Regiment Prinz Wasa, das in Krems lag, ausgemustert zu werden. Er war schon in der Pionierschule einer von den Vorzüglichsten, wenn nicht der Vorzüglichste von Allen und in der Kadetenschule des Regiments Wasa war auch Niemand, der ihm diesen Rang hätte streitig machen können oder wollen. Wollen, sagen wir, um anzudeuten, daß Görgey's geistige Ueberlegenheit bei keinem seiner Kameraden Mißgunst oder Neid erweckte, denn Görgey prahlte nie mit seineln staunenswerthen Wissen, er war im Gegentheil so bescheiden und zurückhaltend damit, daß er oft bei Preisfragen sitzen blieb, um seine Kameraden nicht zu beschämen. Dafür ge-

[illegible]

[illegible]

Arthur Görgey ist von [illegible] Statur [illegible] Gesicht, überhaupt ein schöner Mann [illegible] Er spricht wenig [illegible] Eine kurze Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes und die Umrisse seines Wirkens während des ungarischen Kampfes schildert uns in gedrängten Zügen in seinen Memoiren Klapka.

Görgey war durch und durch Soldat. Eine streng militärische Erziehung, angeborner Stoicismus und eine positive, allem Idealen fremde Denkungsweise prägten seinem Charakter einen ziemlichen Grad von Schroffheit ein, die sich gegen die alltäglichen Formen des Lebens sträubte und namentlich in der Politik ihm einen Widerwillen gegen den Lärm gewöhnlicher Revolutionäre, einen Ekel vor dem regellosen Treiben der Menge einflößte. Diese Ansichten neben einer großen Anhänglichkeit an die legitime Gewalt konnten bei ihm selbst durch den Alles niederreißenden Sturm der Revolution nicht entwurzelt werden. So lange daher die ungarische Regierung von 1848 sich auf diesem Boden bewegte, war Görgey ihr treuer Anhänger und fest entschlossen — wie er das durch die Hinrichtung des Grafen Eugen Zichy bewies —, sie mit der ganzen Energie seines starren, eisernen Charakters zu unterstützen. Als jedoch später, nach dem Abtreten des Ministeriums Batthyány ihm die Befehle nicht mehr durch das constitutionelle ungarische Kriegsministerium, sondern durch einen meist aus Männern vom Civilstande zusammengesetzten, in der Kriegführung unbewanderten Landesvertheidigungsausschuß zukamen, scheint die Ueberzeugung in

ihm Wurzel gefaßt zu haben, daß das Schicksal des Landes nicht mehr durch die Männer der Feder, sondern nur durch Soldaten könne entschieden werden; und als nach der unglücklichen Schlacht bei Schwechat durch seine Ernennung zum Obercommandanten der oberen Donauarmee im Oktober 1848 ein unermeßliches Feld des Ehrgeizes öffnete und er im weiten Umkreise um sich keinen ihm ebenbürtigen militärischen Charakter fand, da mußte sich ihm wohl der Gedanke aufdringen, daß er es sei, dem das Schicksal diese erhabene Rolle zugedacht. In einer Proclamation vom 4. Januar erklärt er offen: „„das Armeecorps an der oberen Donau bleibt treu seinem Schwure, für die Aufrechterhaltung der vom König Ferdinand V. sanctionirten Constitution des Königreichs Ungarn gegen jeden äußern Feind entschieden zu kämpfen und wird mit derselben Entschiedenheit auch allen denen entgegentreten, welche durch unzeitige republikanische Umtriebe im Innern des Landes das constitutionelle Königthum zu stürzen versuchen wollten."" Dieses offene Auftreten Görgey's erregte in Debreczin große Besorgniß und ward von einem Theile des Reichstags als Verrath bezeichnet. Um allen ehrgeizigen Gelüsten eingeborner Aufrührer zu begegnen, wurde beschlossen, die Armee unter das Obercommando eines Fremden zu stellen und wählte dazu den alten polnischen General Dembinsky.

Die Ernennung dieses Polen kränkte Görgey, der nicht gern einen Ausländer an der Spitze der ungarischen Streitkräfte erblickte und er zeigte damals schon und später noch mehr seinen entschiedenen Widerwillen gegen jede polnische Einmengung in die Angelegenheiten Ungarns. Selbst die tapfere, aufopfernde Haltung der Polen vermochte nicht diese seine Gesinnung zu ändern, wie er dieß später noch im letzten Augenblick der Waffenstreckung bei Világos bewies.

Das brutale Auftreten Dembinsky's, seine Unkenntniß des Landes und des Volkscharakters, nach der Schlacht bei Kápolna aber seine verkehrten Dispositionen entfremdeten ihm nur zu bald die Gemüther der Führer, wie die mangelhafte Verpflegung und zwecklosen Strapazen die Liebe und das Vertrauen der Mannschaft. Nach dem durch keine Nothwendigkeit gebotenen Rückzuge über die Theiß und seinem schlecht verhüllten Mißtrauen gegen einzelne ungarische Commandanten ward er in Tisza-Füred zum Rücktritt vermocht. An seiner Stelle erhielt Vetter das Obercommando, und als er erkrankte, Görgey. Das Glück schien ihm hold zu sein und begünstigte seine Waffen. Von der Theiß ging es von Sieg zu Sieg bis unter die Mauern von Pesth. Zwischen Görgey und Kossuth herrschte damals das engste Einverständniß und Letzterer kam am 7. April nach Gödöllö zur Armee.

In Gödöllö hielt Kossuth eine Conferenz mit den Armeecorpscommandanten und machte hier das erste Mal Vorschläge, die Dynastie des Hauses Lothringen der Krone Ungarns verlustig zu erklären. Görgey erwiederte ein kurzes „Nein" und blieb in sich verschlossen. Vom Momente an entstand zwischen ihm und Kossuth eine Spannung und als Letzterer am 9. Abends Gödöllö verließ, um nach Debreczin zurückzukehren, war der Abschied durchaus kein freundlicher und herzlicher wie bisher.

Als später in Léva die Nachricht anlangte, daß der Reichstag die Trennung Ungarns von Oestreich proclamirt habe, gab Görgey sein Bedenken über diesen Schritt zu erkennen, doch nahm er in dem neugeformten Ministerium das Portefeuille des Kriegs und gab somit der Politik Kossuth's seine Zustimmung.

Gegen Ende der Belagerung Ofens wurden die Nachrichten über die russische Intervention immer bestimmter und Anfangs Juni unterlagen sie keinem Zweifel mehr. Nun wog Görgey in seiner praktischen Anschauungsweise die Kräfte der gegen Ungarn heranziehenden Feinde und verglich sie mit den ihm zu Gebot stehenden Widerstandsmitteln; er zählte als praktischer Soldat die Bataillone und Kanonen, nicht die moralischen Vortheile, die ihm illusorisch und keiner Erwähnung werth schienen und brachte aus diesem Calcul den Schluß heraus, daß der Erfolg des Feindes unzweifelhaft und der Untergang Ungarns unabweisbar sei. Gleichzeitig lag ihm die Friedenspartei des Landes in den Ohren. Alle suchten ihn zu überzeugen, daß jeder Widerstand vergebens und nur er es sei, der das Land von dem fürchterlichen Abgrund, an welchem es stehe, zurückführen und ihm den Frieden wiedergeben könne; der Feind werde nimmermehr mit dem „Rebellen“ Kossuth unterhandeln, wohl aber mit ihm als dem Einzigen, der in allen seinen Aufrufen an die Armee sich streng an die Legitimität und monarchische Grundsätze gehalten. Diesen Einflüsterungen Gehör schenkend, trennte Görgey seine Sache von der der ungarischen Regierung und brachte sich am Tage von Világos in die zweideutige unehrenvolle Lage, in welcher er nunmehr vor Welt und Nachwelt dasteht!“

III. Expedition der Franzosen gegen Rom 1849.

Der Kanonendonner der Schlachten des ersten italienischen Kriegs war verhallt und Radetzky in Mailand eingezogen. Das Heer, das Italiens Unabhängigkeit erkämpfen wollte, war geschlagen und man mußte fürchten, daß die Kaiserlichen Colonnen Piemont überschwemmen würden. Die Einwirkung Frankreichs und Englands gebot ihnen am Ticino und Po Halt. Aber obgleich auch der Boden Piemonts, Toscana's und der päpstlichen Staaten Nichts vom Unglück des Krieges zu fühlen hatten, so knirschte doch ganz Italien wie Ein Mann vor Wuth über die erlittene Niederlage, und die allgemeine Volksstimme schrieb sie nicht nur der mangelnden Energie des Königs Albert zu, sondern verlangte stürmisch, daß eine Volkserhebung, die republikanische Parthei unter Mazzini an ihrer Spitze, an die Stelle des Königs trete.

Mazzini, ein Fanatiker, hatte schon während des Kriegs in Mailand durch sein Journal l'Italia del popolo laut eine Volkserhebung verlangt; vergebens hatte die gemäßigte Parthei in Frankreich vor seinem Abgang aus Paris ihn dringend ermahnt, alle Principienstreitigkeiten bis nach dem Kriege ruhen zu lassen; er hatte es versprochen, aber naturam expellas furca tamen recurrit; er erklärte sich bald gegen den durch allgemeinen Stimmenbeschluß ausgesprochenen Anschluß der Lombardei an Piemont und gab durch seine Declamationen über die eine und untheilbare Republik den müßigen Schwätzern in Mailand reichlichen Stoff. Als nun Karl Albert geschlagen und gedemüthigt, glaubte er, jetzt werde der Volkskrieg beginnen und schloß sich der Freischaar Garibaldi's an, fand aber bald für gut, sich in die Schweiz zurückzuziehen, von wo er eine donnernde Schrift an die italienische Jugend erließ, die zwar in Piemont, wo man die Leiden des Kriegs gefühlt hatte, kaum einen Eindruck machte, in Mittelitalien aber die Revolutionswuth erst recht anfachte. Sie endete bekanntlich damit, daß in Toscana der Großherzog weichen mußte, Rossi in Rom erdolcht wurde und der Pabst nach Gaëta floh, da er nicht mit Unrecht seine Sicherheit bedroht glaubte. So hatte Italien das sonderbare

Schauspiel, im Nordosten des Landes den östreichischen Adler siegreich, im Nordwesten das „Schwert Italiens" gedemüthigt, im Mittelitalien die Revolution in hellen Flammen, in Süditalien aber den König von Neapel die Revolution besiegen zu sehen. Diese Mißtöne konnten unmöglich lange neben einander bestehen.

Der Bruch wäre unfehlbar schon am Ende des Jahres 1848 ausgebrochen, wenn nicht einerseits die sicilischen Angelegenheiten den König von Neapel beschäftigt hätten, andererseits nicht in Turin die äußerste, aber noch immer monarchische Linke nochmals trotz des Abrathens aller Vernünftigen, die man mit dem Spitznamen „Codini" (Zöpfe) beehrte, zum Krieg getrieben hätte. In Turin hatte sich Gioberti in offenbarer Verkennung der Stärke Italiens an die Spitze der Kriegspartei gestellt und sein 60,000 Mann starkes marschbereites Heer hinderte Radetzky, in Toscana und der Romagna einzurücken und in diesen Provinzen die Ordnung herzustellen. So stockte im Augenblicke die Entwicklung der Begebenheiten und die republikanische Parthei hatte Zeit, ihre Plane in Toscana und Rom zur Reife zu bringen.

In Toscana wirkte namentlich Guerrazzi, ein schlauer Mann, weder fanatisch, wie Mazzini, noch mystisch, wie sein Bundesgenosse Montanelli. Seine Bestrebungen waren zunächst darauf gerichtet, die Aufstände niederzuhalten und Herr in Toscana zu bleiben; deßhalb zeigte er sich auch den Einigungsbestrebungen Mazzini's, der Toscana Rom als Provinz einverleiben wollte, abgeneigt. In Rom war indessen der Kampf hitziger, als in Toscana, denn dort stand den Planen Mazzini's ein Mann von klarem Verstande und unbeugsamer Festigkeit — Graf Rossi — gegenüber, der aus einem französischen Gesandten päpstlicher Minister geworden und den Mazzinisten so gewachsen war, daß sie sich seiner nur durch den Dolch zu entledigen wußten. Die Ermordung Rossi's, des einzigen Mannes, der der Revolution kühn die Stirne zu bieten wußte, raubte dem Papste vollends alle Besonnenheit, denn seine Flucht nach Gaëta, seine Protestationen und namentlich seine Excommunikationen der Römer waren lauter politische Fehler, die den Mazzinisten nur in die Hände arbeiten mußten. Die Constituente ward berufen und die Republik proclamirt, welche allmählig die übrigen Staaten Italiens um ihre Banner schaaren sollte und vorerst Toscana sich einverleibte.

Die Proclamation der Republik war übrigens von keiner Bedeutung, ja sie war in Bezug auf das Land selbst, dem sie eine kecke kleine Schaar aufgedrungen, ein Unding. Gioberti, der sardinische Minister, beschloß gegen sie einzuschreiten und piemontesische Truppen in Toscana einrücken zu lassen, und es wäre damals dadurch auch ohne Zweifel gelungen, dem Spuck ein Ende zu machen; allein Karl Albert war ein verzagter Staatsmann und ging nicht darauf ein. Der König schmeichelte sich, bei den inneren Verlegenheiten Oestreichs in einem abermaligen Feldzuge glücklicher zu sein und sich die eiserne Krone der Lombardei auf's Haupt zu setzen; er ließ sich blindlings zu einem Kampfe hinreißen, der ihm in 5 Tagen die Krone und beinahe das Leben kostete. Piemont war für's Erste ohnmächtig, sein Einfluß auf das übrige

Italien für den Augenblick gebrochen, und wenn auch die Unterstützung Frankreichs und Englands das Land vor allzuharten, wenn auch verdienten Bedingungen schützte, so blieb doch für's Erste durchaus nichts übrig, als dem erschöpften Lande Ruhe zu gönnen.

Die Ohnmacht Piemonts wollte Oestreich benützen, die Ordnung der Dinge in Italien und seinen Einfluß daselbst wiederherzustellen. Eben rüstete sich der siegreiche greise Marschall Radetzky, mit seinem Heere über den Po zu gehen und in Toscana und der Romagna einzurücken — da beschloß auch die französische Regierung, ihre seit dem Dezember bereit gehaltene Expedition nach Mittelitalien abzusenden, da man befürchtete, daß der König von Neapel, der nach der Unterwerfung Siciliens die Hände frei bekommen hatte, gemeinschaftlich mit den Oestreichern einen wohl verabredeten Restaurationsplan betreiben möchte und somit der französische Einfluß in Italien auf immer gefährdet würde.

Noch hatten sich die Oestreicher nicht gegen Bologna und Livorno in Marsch gesetzt, als schon Oudinot mit 8000 Mann sich in Toulouse einschiffte und am 23. April 1849 in Civita vecchia landete. Die Stadt ergab sich trotz der Protestation des republikanischen Präfekten Manucci ohne Widerstand und Oudinot ließ den Wachdienst zur Hälfte von römischen, zur Hälfte von französischen Soldaten versehen, zum Zeichen, daß er beide als Verbündete betrachte. Zugleich erließ er eine Proclamation, in der er sagte: „daß er gekommen sei, das Land vor den Gräueln der Anarchie zu bewahren und die vom Papst Pius IX. eingeführten Reformen lebendig zu erhalten.“

Auf die erste Nachricht hievon erklärte sich die Constituente in Rom für permanent (25. April) und erließ eine Protestation an den General Oudinot. Mazzini rief den bekannten Garibaldi und mit diesem jene ganze Schaar von abenteuernden Truppen herbei, welche durch die Kämpfe des vorigen Jahres gegen die Oestreicher aus ihrem friedlichen Leben herausgerissen waren und sich leicht unter die Banner irgend eines Condottiere einreihen ließen. Zugleich wurden die Vertheidigungsarbeiten begonnen und an die französischen Truppen eine Proclamation in französischer Sprache erlassen, worin ihnen vorgeworfen wird, welch' eine schimpfliche Rolle sie spielten, indem sie, als Republikaner, zur Vernichtung der römischen Republik mitwirkten.

Oudinot sandte am 27. nach Toulon und bat um Verstärkung, da die Haltung der Constituente nicht nur drohend und herausfordernd war, sondern auch der am 25. April nach Rom gesandte Oberst Lefranc, der freien Einmarsch in die Stadt begehrte, unverrichteter Dinge und mit der Nachricht zurückgekehrt war, daß Mazzini die Versammlung zum äußersten Widerstande aufgefordert und diese beschlossen habe, dem Triumvirat die Vertheidigung der Stadt anheimzugeben. Dennoch glaubte Oudinot nicht, Widerstand vor Rom zu finden, hielt den ganzen Bericht für eine Faselei und brach am 28. mit etwa 7000 Mann auf, erschien am 30. vor Rom und ward aber hier von der italienischen und lombardischen Legion so warm empfangen, daß er mit Verlust von einigen hundert Mann nach San Palo, 1½ Lieues von Rom, zurückzog.

um hier die Verstärkungen abzuwarten. Ein Angriff auf Rom mit der Hand voll Leute, die er hatte, hätte erfolglos sein müssen, denn in Rom lagen mehr als 20,000 Mann, ungerechnet die Truppen, die nachher aus der Romagna und andern Landestheilen anlangten. Der ehemalige General Avezzana, der den Aufstand in Genua commandirt hatte und von Mazzini zum Kriegsminister ernannt worden war, hatte alle Flüchtlinge aus Genua, Toscana und Sicilien an sich gezogen und rüstete sich zum energischsten Widerstand.

Das Mißgeschick der Expedition vor der heiligen Stadt — die Franzosen hatten ziemlich viele Offiziere als Gefangene in den Händen der Römer gelassen und 2 Kompagnien verloren, die theils durch Untersägung einer Brücke in die Tiber stürzten und ertranken, theils durch die Kugeln der Lombarden fielen — rief auf der einen Seite das Triumphgeschrei der italienischen Blätter, auf der andern Seite aber in der Nationalversammlung in Paris mannigfache Zeichen des Erstaunens und der Mißbilligung hervor, die wohl hauptsächlich auf Rechnung der gekränkten Nationaleitelkeit kamen, aber jedenfalls für die Regierung die höchst unangenehme Folge hatten, daß von nun an die Expedition gegen Rom das große Steckenpferd der Bergmänner wurde und dadurch zu den heftigsten Debatten, ja zur offenen Anklage gegen das Ministerium und den Präsidenten Anlaß gab. Die Verlegenheit wurde noch dadurch vermehrt, daß man in Paris nicht wußte, welche Haltung die Oestreicher und Neapolitaner annehmen würden, von denen man erfahren hatte, daß die Ersteren 15,000 Mann stark in Toscana eingerückt und Letztere im Vorrücken gegen Rom begriffen waren. Was sollte z. B. daraus werden, wenn Oudinot Rom auf der einen Seite im Namen der gemäßigten Freiheit und die Neapolitaner auf der andern im Namen des Absolutismus angriffen? Oder sollte Oudinot vielleicht zu den Neapolitanern stoßen, um gemeinschaftlich mit ihnen die Republik in Roms Mauern zu vernichten?

In diesem Chaos von Unschlüssigkeit und Unentschiedenheit, das überhaupt durchweg die römische Expedition charakterisirt, schickte die französische Regierung Lesseps an Oudinot, um der Expedition den Charakter einer bewaffneten Vermittlung zwischen Rom und dem Papste zu geben: Lesseps war begleitet von dem Abgesandten des römischen Triumvirats, und beide sollten der römischen Regierung vorschlagen, daß eine neue Constituente in letzter Instanz über die Regierungsform entscheiden sollte, namentlich über die weltliche Gewalt des Papstes, während Frankreich im Voraus dessen geistliche Macht, sowie die Sicherheit Roms während der Berathung der Constituente garantire. Anfangs fanden die Unterhandlungen beim Triumvirat geneigtes Gehör, als von der Rückkehr des Papstes die Rede war, wurden die Unterhandlungen wieder abgebrochen und während das Triumvirat am 10. Mai eine Proclamation an die Römer erließ und darin zum entschlossensten Widerstand aufforderte, rückte Oudinot dicht in die Nähe von Rom, um die Feindseligkeiten nöthigenfalls sogleich beginnen zu können.

Während die erfolglosen Unterhandlungen Lesseps sich sichtlich in die Länge zogen, schien man in Rom der Vermuthung Raum zu geben, die Unterhand-

lungen hätten nur den Zweck, den Oestreichern Zeit zu geben, weiter in's Land einzudringen und die Römer mürbe zu machen, während im Lager Oudinots der Verdacht Platz griff, Lesseps spiele mit Mazzini unter Einer Decke und beide warteten auf die Erfolge der Bergmänner in Paris. So viel ist jedenfalls gewiß, daß das Zögern und Unterhandeln bei den Truppen böses Blut machte, die in der lästigen Sommerhitze auf der baumlosen Ebene um Rom lagern mußten und überdieß vor Ungeduld brannten, die am 30. April erlittene Scharte auszuwetzen. General Oudinot zerhieb nun mit Einem Male den Knoten, indem er Lesseps, der abermals ein neues unterzeichnetes Ultimatum hervorholte, um neue Unterhandlungen anzuknüpfen, erklärte, daß er schon seit 17. Mai durch seine eben so unnützen als erfolglosen Unterhandlungen alle Bewegungen des Expeditionscorps gehindert habe. Lesseps mußte abreisen und Oudinot übernahm nun die diplomatische Leitung zugleich mit der militärischen. Die Armee war inzwischen auf 30,000 Mann gestiegen und namentlich das Geniecorps während der Waffenruhe nicht müßig gewesen, sondern hatte Schanzkörbe und Faschinen in Menge gefertigt. Man rechnete auf einen heftigen Widerstand, war aber auch drauf gefaßt, ihm zu begegnen.

Indessen war in Paris die Regierung von Seiten der Opposition, die um jeden Preis einen Sieg der Nation und die Beendigung der fatalen Sache verlangte, mit immer wüthenderen Angriffen bestürmt worden und sah sich in die Lage versetzt, den unverzüglichen Angriff auf die Stadt zu befehlen und Lesseps rasch zurückzuberufen. Der Angriff begann auch in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni und endigte am 6. Juni mit dem Abschluß eines 24stündigen Waffenstillstandes, nachdem zwar die Außenwerke großentheils in die Hände der Franzosen gefallen, der Muth der Belagerten aber nicht erschüttert war.

Die Belagerung gegen die eigentliche Stadt wurde nun ganz regelmäßig angefangen und betrieben, nachdem die Hilfsmittel dazu an Genietruppen und schwerem Geschütz herbeigeschafft worden waren. Es befremdet allerdings, daß gegen eine Stadt, die bis jetzt nie als Festung in Betracht gekommen, auf solche Weise der Angriff geleitet wurde, aber Rom hat, ohne Festung zu sein, dennoch eine doppelte Befestigung, denn es ist von einer sehr hohen, dicken, durch viereckige Thürme flankirten Mauer umgeben, die vom Kaiser Aurelian 250 n. Chr. erbaut und von Belisar 550 vervollständigt wurde; sie ist zwar jetzt etwas verfallen, an mehreren Punkten mit Gras und Stauden überwachsen, ruht aber auf einer sehr festen Grundlage, die dazu bestimmt war, den Widderstößen der Alten, deren Wirkungen auf die Länge denen der Kugeln gleich kamen, zu widerstehen, so daß man auch jetzt nur mit sehr schwerem Geschütz eine Bresche legen könnte. Uebrigens waren noch alle Thore, sowie die flankirenden Thürme in sehr gutem Zustande und mehrere hatten einen von Thürmen flankirten einspringenden Winkel, der vollkommen die Rolle des neueren Halbmonds versah und die Courtine, an der sich das Thor befand, deckte. Außerdem war das rechte Ufer der Tiber, gerade die Stelle, wo der Angriff

Vandamme nannte, hatte Haynau befohlen, 200 gefangene französische Freischaaren erschießen zu lassen, weil Tags zuvor im nahe gelegenen Dorfe eine östreichische Husarenpatrouille auf's Grausamste verstümmelt und ermordet worden war. Haynau machte dem General Vorstellungen, wurde aber kurz abgewiesen und mit einem Kriegsgericht bedroht, wenn er nicht gehorche. Haynau ließ in der Nacht die Gefangenen entwischen und gab sich selbst dem General als Schuldigen an. Im Jahre 1830 ward Haynau zum Oberst des Regiments Nugent Nr. 30. befördert und im Jahre 1844 zum Feldmarschalllieutenant ernannt und nach Graz, später nach Temeswar versetzt.

Beim Ausbruch des italienischen Krieges kam Haynau unter Nugent's Corps nach Italien und stellte sich an die Spitze seines Regiments, dessen Inhaber er war, um es gegen den Feind zu führen. Zu seinem Leidwesen ward er vom Kriegsministerium mit drohender Sprache zurückberufen und mußte das Festungscommando von Verona übernehmen.

Von den Wällen Verona's herab sah Haynau den siegreichen Kampf der Oestreicher bei Sommacampagna, aber auch den unglücklichen Ausgang des Gefechts der Brigade Simbschen, der den östreich. linken Flügel gefährdete. Haynau's militärischer Blick erkannte, daß diesem Kampfe eine Schlacht folgen werde und trug, indem er zu rechter Zeit eine Brigade beorderte, entscheidend zum Siege von Custozza bei.

Als Commandant der Blockade von Venedig war Haynau zur gleichen passiven Rolle verurtheilt, wie sein Vorgänger v. Welden, allein er wußte doch ein würdiges Feld für seine Thätigkeit zu finden. Zuerst verwendete er alle seine Sorgen auf die kranken Soldaten, deren die Fieberluft der Lagunen täglich viele in die Spitäler sandte. Sich selbst gänzlich außer Acht lassend, konnte man ihn überall finden, um sich persönlich vom sorgfältigen Betriebe des Spitaldienstes zu überzeugen, und Mancher verdankte dieser Thätigkeit seine Wiederherstellung, Mancher eine Linderung seiner Leiden, Mancher eine ruhigere, freundlichere Sterbestunde.

Bald ertönten die Höhen Oberitaliens wieder vom Geräusche der Waffen, aber rasch wie der Blitz war durch den Sieg bei Novara der Krieg geendet, den Haynau die Freude hatte, dem von ihm immer noch belagerten Venedig anzuzeigen.

Italien war ruhig, nur die Stadt Brescia gab ein blutiges Nachspiel. Die Vorgänge darin sind bekannt. Haynau erstürmte die Stadt und beschoß sie gleichzeitig. Daß beim Sturme, wo die Oestreicher bei jedem Schritt auf verstümmelte Leichen von Kameraden stießen, wo sie mit siedendem Oel, Wasser beschüttet, mit Steinen beworfen wurden, wo der blutigste Widerstand auf den Barrikaden geleistet wurde und so viele ihrer tapferen Offiziere fielen, endlich auch ihnen die Geduld ausging und die Schonung bei Seite gesetzt wurde, ist nicht zu verwundern und niemals hat Jemand mit mehr Unrecht einen unverdienten Schimpfnamen geführt, als Haynau den „die Hyäne von Brescia.“ Noch gemeiner und für das englische Volk erniedrigend ist die Behandlung, die Haynau deßhalb bei einem Besuche in London erfahren mußte. Dort über-

fiel ihn der aufgehetzte radikale Pöbel in einem großen Brauhause, das er eben besichtigte, und mißhandelte ihn auf's Scheußlichste. Die englische Regierung that nichts, die Schuldigen zu bestrafen.

Kaum hatte Haynau Brescia unterworfen, so wurde er nach Ungarn berufen, um dort durch selbstständiges Handeln, wie er es in Italien gezeigt, den Operationen einen rascheren Fortgang zu geben. Sein Vorgänger v. Welden hatte den fortgesetzten Anstrengungen körperlicher und geistiger Thätigkeit nicht länger widerstehen können. Der Commandowechsel konnte nicht anders als ermuthigend auf den Soldaten wirken. Der Ruf der Tapferkeit Haynau's, seiner Kraft und Selbstständigkeit, vorzüglich aber auch der liebevollen Sorge, die er für den Soldaten trug, waren ihm vorausgeeilt; der Soldat war überzeugt, daß dieser General den Sieg bald wieder an seine Fahnen fesseln werde, und, wie wir in der Einleitung gesehen, hatte er sich nicht getäuscht.

Auf allen Punkten besiegte Haynau die Empörung und selbst Komorn, das Bollwerk Ungarns, fiel in seine Hände. Als Herr des bezwungenen Landes verfuhr Haynau mit der ihm eigenen und ihn charakterisirenden Strenge und zog sich dadurch das Mißfallen seiner Regierung zu; eine Folge davon war die Enthebung von seinem Posten als Generalgouverneur und bald darauf seine Pensionirung.

Haynau's stolzes Gemüth ertrug diesen Schlag anfangs ruhiger, als man hätte glauben sollen. Er trennte sich, wiewohl ungern, vom Heere, in dem er 50 Jahre ehrenvoll gedient und unternahm Reisen durch Europa, bei welcher Gelegenheit ihm in London die oben erwähnte Beleidigung widerfuhr. Er ging darauf nach Oestreich zurück und kurze Zeit darauf — 14. März 1853 — machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende.

Die Beerdigungsceremonie ward in Wien mit der seinem Range gebührenden Feierlichkeit vollzogen und dann seine Leiche nach Graz gebracht.

22. Arthur Görgey.

Nächst Kossuth spielte keine Persönlichkeit eine so große Rolle in der ungarischen Revolution als Arthur Görgey, der im Jahre 1817 in Görge, einem Dorfe bei Leutschau in Ungarn geborne Sohn eines verarmten Landedelmannes.

Den ersten Unterricht genoß der junge Görgey in der deutschen Zipserstadt Leutschau, kam dann in seinem 14. Jahre in die Pionierschule zu Tuln, wo er drei Jahre blieb, um dann als Kadet in das Regiment Prinz Wasa, das in Krems lag, ausgemustert zu werden. Er war schon in der Pionierschule einer von den Vorzüglichsten, wenn nicht der Vorzüglichste von Allen und in der Kadetenschule des Regiments Wasa war auch Niemand, der ihm diesen Rang hätte streitig machen können oder wollen. Wollen, sagen wir, um anzudeuten, daß Görgey's geistige Ueberlegenheit bei keinem seiner Kameraden Mißgunst oder Neid erweckte, denn Görgey prahlte nie mit seinem staunenswerthen Wissen, er war im Gegentheil so bescheiden und zurückhaltend damit, daß er oft bei Preisfragen sitzen blieb, um seine Kameraden nicht zu beschämen. Dafür ge-

noß er auch die ganze und ungetheilte Liebe und Achtung derselben und man kann wohl ohne Uebertreibung sagen, daß Görgey während seiner Militärdienstzeit keine Feinde hatte.

Im Jahre 1838 wurde Görgey als Lieutenant zur ungarischen Leibgarde übersetzt und brachte dabei fünf Jahre zu, die er so gut verwendete, daß er am Ende zur Belohnung seines Fleißes und seines tadellosen Betragens als Oberlieutenant und nicht, wie seine übrigen Kameraden, als Lieutenant ausgemustert wurde. Als solcher trat er in das Palatinalhusaren-Regiment, welches damals in Wels lag, und bekleidete dort die Stelle eines Regimentsadjutanten. Die Liebe zu einem vermögenslosen Bürgersmädchen von Wels bewog ihn, seine Entlassung einzugeben und er schied 1845 aus den Militärdiensten und erhielt eine Ingenieurstelle beim Eisenbahnbau. Später finden wir ihn als Professor in Prag; als solcher verheirathete er sich und kehrte 1847 mit seiner jungen Frau nach Ungarn zurück, wo der Sturmwirbel der Revolution ihn ergriff und an die Spitze der Truppen seines Vaterlandes stellte.

Arthur Görgey ist von großer wohlgebauter Statur, blaß und voll im Gesicht, überhaupt ein schöner Mann, nur sein Auge ist etwas trübe. Das nächtliche übermäßige Lesen und Studiren schwächte es derart, daß Görgey schon 1843 zu der Brille seine Zuflucht nehmen mußte. Vermag nun auch das Auge nicht, Ausdruck seiner Seele zu sein, so offenbart sich dieselbe desto mehr in der Art, sich mündlich auszudrücken. Er spricht wenig, aber was er spricht, spricht er kurz, klar und so bestimmt, daß er sich in seiner Rede weder ergänzt, noch widerspricht, noch berichtigt. Er spricht, wie dereinst die gebildeten wortkargen Römer gesprochen haben mochten und dieß mit einer wohlklingenden Stimme und mit doppelt starker Betonung des R. Eine kurze Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes und die Umrisse seines Wirkens während des ungarischen Kampfes schildert uns in gedrängten Zügen in seinen Memoiren Klapka:

„Görgey war durch und durch Soldat. Eine streng militärische Erziehung, angeborner Stoicismus und eine positive, allen Idealen fremde Denkungsweise prägten seinem Charakter einen ziemlichen Grad von Schroffheit ein, die sich gegen die alltäglichen Formen des Lebens sträubte und namentlich in der Politik ihm einen Widerwillen gegen den Lärm gewöhnlicher Revolutionäre, einen Eckel vor dem regellosen Treiben der Menge einflößte. Diese Ansichten neben einer großen Anhänglichkeit an die legitime Gewalt konnten bei ihm selbst durch den Alles niederreißenden Sturm der Revolution nicht entwurzelt werden. So lange daher die ungarische Regierung von 1848 sich auf diesem Boden bewegte, war Görgey ihr treuer Anhänger und fest entschlossen — wie er das durch die Hinrichtung des Grafen Eugen Zichy bewies —, sie mit der ganzen Energie seines starren, eisernen Charakters zu unterstützen. Als jedoch später, nach dem Abtreten des Ministeriums Batthyány ihm die Befehle nicht mehr durch das constitutionelle ungarische Kriegsministerium, sondern durch einen meist aus Männern vom Civilstande zusammengesetzten, in der Kriegführung unbewanderten Landesvertheidigungsausschuß zukamen, scheint die Ueberzeugung in

ihm Wurzel gefaßt zu haben, daß das Schicksal des Landes nicht mehr durch die Männer der Feder, sondern nur durch Soldaten könne entschieden werden; und als nach der unglücklichen Schlacht bei Schwechat durch seine Ernennung zum Obercommandanten der oberen Donauarmee im Oktober 1848 ein unermeßliches Feld des Ehrgeizes öffnete und er im weiten Umkreise um sich keinen ihm ebenbürtigen militärischen Charakter fand, da mußte sich ihm wohl der Gedanke aufdringen, daß er es sei, dem das Schicksal diese erhabene Rolle zugedacht. In einer Proclamation vom 4. Januar erklärt er offen: „„das Armeecorps an der oberen Donau bleibt treu seinem Schwure, für die Aufrechterhaltung der vom König Ferdinand V. sanctionirten Constitution des Königreichs Ungarn gegen jeden äußern Feind entschieden zu kämpfen und wird mit derselben Entschiedenheit auch allen denen entgegentreten, welche durch unzeitige republikanische Umtriebe im Innern des Landes das constitutionelle Königthum zu stürzen versuchen wollten.““ Dieses offene Auftreten Görgey's erregte in Debreczin große Besorgniß und ward von einem Theile des Reichstags als Verrath bezeichnet. Um allen ehrgeizigen Gelüsten eingeborner Aufrührer zu begegnen, wurde beschlossen, die Armee unter das Obercommando eines Fremden zu stellen und wählte dazu den alten polnischen General Dembinsky.

Die Ernennung dieses Polen kränkte Görgey, der nicht gern einen Ausländer an der Spitze der ungarischen Streitkräfte erblickte und er zeigte damals schon und später noch mehr seinen entschiedenen Widerwillen gegen jede polnische Einmengung in die Angelegenheiten Ungarns. Selbst die tapfere, aufopfernde Haltung der Polen vermochte nicht diese seine Gesinnung zu ändern, wie er dieß später noch im letzten Augenblick der Waffenstreckung bei Világos bewies.

Das brutale Auftreten Dembinsky's, seine Unkenntniß des Landes und des Volkscharakters, nach der Schlacht bei Kápolna aber seine verkehrten Dispositionen entfremdeten ihm nur zu bald die Gemüther der Führer, wie die mangelhafte Verpflegung und zwecklosen Strapazen die Liebe und das Vertrauen der Mannschaft. Nach dem durch keine Nothwendigkeit gebotenen Rückzuge über die Theiß und seinem schlecht verhüllten Mißtrauen gegen einzelne ungarische Commandanten ward er in Tisza-Füred zum Rücktritt vermocht. An seiner Stelle erhielt Vetter das Obercommando, und als er erkrankte, Görgey. Das Glück schien ihm hold zu sein und begünstigte seine Waffen. Von der Theiß ging es von Sieg zu Sieg bis unter die Mauern von Pesth. Zwischen Görgey und Kossuth herrschte damals das engste Einverständniß und Letzterer kam am 7. April nach Gödöllö zur Armee.

In Gödöllö hielt Kossuth eine Conferenz mit den Armeecorpscommandanten und machte hier das erste Mal Vorschläge, die Dynastie des Hauses Lothringen der Krone Ungarns verlustig zu erklären. Görgey erwiederte ein kurzes „Nein“ und blieb in sich verschlossen. Vom Momente an entstand zwischen ihm und Kossuth eine Spannung und als Letzterer am 9. Abends Gödöllö verließ, um nach Debreczin zurückzukehren, war der Abschied durchaus kein freundlicher und herzlicher wie bisher.

Als später in Léva die Nachricht anlangte, daß der Reichstag die Trennung Ungarns von Oestreich proclamirt habe, gab Görgey sein Bedenken über diesen Schritt zu erkennen, doch nahm er in dem neugeformten Ministerium das Portefeuille des Kriegs und gab somit der Politik Kossuth's seine Zustimmung.

Gegen Ende der Belagerung Ofens wurden die Nachrichten über die russische Intervention immer bestimmter und Anfangs Juni unterlagen sie keinem Zweifel mehr. Nun wog Görgey in seiner praktischen Anschauungsweise die Kräfte der gegen Ungarn heranziehenden Feinde und verglich sie mit den ihm zu Gebot stehenden Widerstandsmitteln; er zählte als praktischer Soldat die Bataillone und Kanonen, nicht die moralischen Vortheile, die ihm illusorisch und keiner Erwähnung werth schienen und brachte aus diesem Calcul den Schluß heraus, daß der Erfolg des Feindes unzweifelhaft und der Untergang Ungarns unabweisbar sei. Gleichzeitig lag ihm die Friedenspartei des Landes in den Ohren. Alle suchten ihn zu überzeugen, daß jeder Widerstand vergebens und nur er es sei, der das Land von dem fürchterlichen Abgrund, an welchem es stehe, zurückführen und ihm den Frieden wiedergeben könne; der Feind werde nimmermehr mit dem „Rebellen" Kossuth unterhandeln, wohl aber mit ihm als dem Einzigen, der in allen seinen Aufrufen an die Armee sich streng an die Legitimität und monarchische Grundsätze gehalten. Diesen Einflüsterungen Gehör schenkend, trennte Görgey seine Sache von der der ungarischen Regierung und brachte sich am Tage von Világos in die zweideutige unehrenvolle Lage, in welcher er nunmehr vor Welt und Nachwelt dasteht!"

III. Expedition der Franzosen gegen Rom
1849.

Der Kanonendonner der Schlachten des ersten italienischen Kriegs war verhallt und Radetzky in Mailand eingezogen. Das Heer, das Italiens Unabhängigkeit erkämpfen wollte, war geschlagen und man mußte fürchten, daß die Kaiserlichen Colonnen Piemont überschwemmen würden. Die Einwirkung Frankreichs und Englands gebot ihnen am Ticino und Po Halt. Aber obgleich auch der Boden Piemonts, Toscana's und der päpstlichen Staaten Nichts vom Unglück des Krieges zu fühlen hatten, so knirschte doch ganz Italien wie Ein Mann vor Wuth über die erlittene Niederlage, und die allgemeine Volksstimme schrieb sie nicht nur der mangelnden Energie des Königs Albert zu, sondern verlangte stürmisch, daß eine Volkserhebung, die republikanische Parthei unter Mazzini an ihrer Spitze, an die Stelle des Königs trete.

Mazzini, ein Fanatiker, hatte schon während des Kriegs in Mailand durch sein Journal l'Italia del popolo laut eine Volkserhebung verlangt; vergebens hatte die gemäßigte Parthei in Frankreich vor seinem Abgang aus Paris ihn dringend ermahnt, alle Principienstreitigkeiten bis nach dem Kriege ruhen zu lassen; er hatte es versprochen, aber naturam expellas furca tamen recurrit; er erklärte sich bald gegen den durch allgemeinen Stimmenbeschluß ausgesprochenen Anschluß der Lombardei an Piemont und gab durch seine Declamationen über die eine und untheilbare Republik den müßigen Schwätzern in Mailand reichlichen Stoff. Als nun Karl Albert geschlagen und gedemüthigt, glaubte er, jetzt werde der Volkskrieg beginnen und schloß sich der Freischaar Garibaldi's an, fand aber bald für gut, sich in die Schweiz zurückzuziehen, von wo er eine donnernde Schrift an die italienische Jugend erließ, die zwar in Piemont, wo man die Leiden des Kriegs gefühlt hatte, kaum einen Eindruck machte, in Mittelitalien aber die Revolutionswuth erst recht anfachte. Sie endete bekanntlich damit, daß in Toscana der Großherzog weichen mußte, Rossi in Rom erdolcht wurde und der Pabst nach Gaëta floh, da er nicht mit Unrecht seine Sicherheit bedroht glaubte. So hatte Italien das sonderbare

Schauspiel, im Nordosten des Landes den östreichischen Adler siegreich, im Nordwesten das „Schwert Italiens“ gedemüthigt, im Mittelitalien die Revolution in hellen Flammen, in Süditalien aber den König von Neapel die Revolution besiegen zu sehen. Diese Mißtöne konnten unmöglich lange neben einander bestehen.

Der Bruch wäre unfehlbar schon am Ende des Jahres 1848 ausgebrochen, wenn nicht einerseits die sicilischen Angelegenheiten den König von Neapel beschäftigt hätten, andererseits nicht in Turin die äußerste, aber noch immer monarchische Linke nochmals trotz des Abrathens aller Vernünftigen, die man mit dem Spitznamen „Codini“ (Zöpfe) beehrte, zum Krieg getrieben hätte. In Turin hatte sich Gioberti in offenbarer Verkennung der Stärke Italiens an die Spitze der Kriegsparthei gestellt und sein 60,000 Mann starkes marschbereites Heer hinderte Radetzky, in Toscana und der Romagna einzurücken und in diesen Provinzen die Ordnung herzustellen. So stockte im Augenblicke die Entwicklung der Begebenheiten und die republikanische Parthei hatte Zeit, ihre Plane in Toscana und Rom zur Reife zu bringen.

In Toscana wirkte namentlich Guerrazzi, ein schlauer Mann, weder fanatisch, wie Mazzini, noch mystisch, wie sein Bundesgenosse Montanelli. Seine Bestrebungen waren zunächst darauf gerichtet, die Aufstände niederzuhalten und Herr in Toscana zu bleiben; deßhalb zeigte er sich auch den Einigungsbestrebungen Mazzini's, der Toscana Rom als Provinz einverleiben wollte, abgeneigt. In Rom war indessen der Kampf hitziger, als in Toscana, denn dort stand den Planen Mazzini's ein Mann von klarem Verstande und unbeugsamer Festigkeit — Graf Rossi — gegenüber, der aus einem französischen Gesandten päpstlicher Minister geworden und den Mazzinisten so gewachsen war, daß sie sich seiner nur durch den Dolch zu entledigen wußten. Die Ermordung Rossi's, des einzigen Mannes, der der Revolution kühn die Stirne zu bieten wußte, raubte dem Papste vollends alle Besonnenheit, denn seine Flucht nach Gaëta, seine Protestationen und namentlich seine Excommunikationen der Römer waren lauter politische Fehler, die den Mazzinisten nur in die Hände arbeiten mußten. Die Constituente ward berufen und die Republik proclamirt, welche allmählig die übrigen Staaten Italiens um ihre Banner schaaren sollte und vorerst Toscana sich einverleibte.

Die Proclamation der Republik war übrigens von keiner Bedeutung, ja sie war in Bezug auf das Land selbst, dem sie eine kecke kleine Schaar aufgedrungen, ein Unding. Gioberti, der sardinische Minister, beschloß gegen sie einzuschreiten und piemontesische Truppen in Toscana einrücken zu lassen, und es wäre damals dadurch auch ohne Zweifel gelungen, dem Spuck ein Ende zu machen; allein Karl Albert war ein verzagter Staatsmann und ging nicht darauf ein. Der König schmeichelte sich, bei den inneren Verlegenheiten Oestreichs in einem abermaligen Feldzuge glücklicher zu sein und sich die eiserne Krone der Lombardei auf's Haupt zu setzen; er ließ sich blindlings zu einem Kampfe hinreißen, der ihm in 5 Tagen die Krone und beinahe das Leben kostete. Piemont war für's Erste ohnmächtig, sein Einfluß auf das übrige

Italien für den Augenblick gebrochen, und wenn auch die Unterstützung Frankreichs und Englands das Land vor allzuharten, wenn auch verdienten Bedingungen schützte, so blieb doch für's Erste durchaus nichts übrig, als dem erschöpften Lande Ruhe zu gönnen.

Die Ohnmacht Piemonts wollte Oestreich benützen, die Ordnung der Dinge in Italien und seinen Einfluß daselbst wiederherzustellen. Eben rüstete sich der siegreiche greise Marschall Radetzky, mit seinem Heere über den Po zu gehen und in Toscana und der Romagna einzurücken — da beschloß auch die französische Regierung, ihre seit dem Dezember bereit gehaltene Expedition nach Mittelitalien abzusenden, da man befürchtete, daß der König von Neapel, der nach der Unterwerfung Siciliens die Hände frei bekommen hatte, gemeinschaftlich mit den Oestreichern einen wohl verabredeten Restaurationsplan betreiben möchte und somit der französische Einfluß in Italien auf immer gefährdet würde.

Noch hatten sich die Oestreicher nicht gegen Bologna und Livorno in Marsch gesetzt, als schon Oudinot mit 8000 Mann sich in Toulouse einschiffte und am 23. April 1849 in Civita vecchia landete. Die Stadt ergab sich trotz der Protestation des republikanischen Präfekten Manucci ohne Widerstand und Oudinot ließ den Wachdienst zur Hälfte von römischen, zur Hälfte von französischen Soldaten versehen, zum Zeichen, daß er beide als Verbündete betrachte. Zugleich erließ er eine Proclamation, in der er sagte: „daß er gekommen sei, das Land vor den Gräueln der Anarchie zu bewahren und die vom Papst Pius IX. eingeführten Reformen lebendig zu erhalten."

Auf die erste Nachricht hievon erklärte sich die Constituente in Rom für permanent (25. April) und erließ eine Protestation an den General Oudinot. Mazzini rief den bekannten Garibaldi und mit diesem jene ganze Schaar von abenteuernden Truppen herbei, welche durch die Kämpfe des vorigen Jahres gegen die Oestreicher aus ihrem friedlichen Leben herausgerissen waren und sich leicht unter die Banner irgend eines Condottiere einreihen ließen. Zugleich wurden die Vertheidigungsarbeiten begonnen und an die französischen Truppen eine Proclamation in französischer Sprache erlassen, worin ihnen vorgeworfen wird, welch' eine schimpfliche Rolle sie spielten, indem sie, als Republikaner, zur Vernichtung der römischen Republik mitwirkten.

Oudinot sandte am 27. nach Toulon und bat um Verstärkung, da die Haltung der Constituente nicht nur drohend und herausfordernd war, sondern auch der am 25. April nach Rom gesandte Oberst Lefranc, der freien Einmarsch in die Stadt begehrte, unverrichteter Dinge und mit der Nachricht zurückgekehrt war, daß Mazzini die Versammlung zum äußersten Widerstande aufgefordert und diese beschlossen habe, dem Triumvirat die Vertheidigung der Stadt anheimzugeben. Dennoch glaubte Oudinot nicht, Widerstand vor Rom zu finden, hielt den ganzen Bericht für eine Faselei und brach am 28. mit etwa 7000 Mann auf, erschien am 30. vor Rom und ward aber hier von der italienischen und lombardischen Legion so warm empfangen, daß er mit Verlust von einigen hundert Mann nach San Palo, 1½ Lieues von Rom, zurückzog,

um hier die Verstärkungen abzuwarten. Ein Angriff auf Rom mit der Hand voll Leute, die er hatte, hätte erfolglos sein müssen, denn in Rom lagen mehr als 20,000 Mann, ungerechnet die Truppen, die nachher aus der Romagna und andern Landestheilen anlangten. Der ehemalige General Avezzana, der den Aufstand in Genua commandirt hatte und von Mazzini zum Kriegsminister ernannt worden war, hatte alle Flüchtlinge aus Genua, Toscana und Sicilien an sich gezogen und rüstete sich zum energischsten Widerstand.

Das Mißgeschick der Expedition vor der heiligen Stadt — die Franzosen hatten ziemlich viele Offiziere als Gefangene in den Händen der Römer gelassen und 2 Kompagnien verloren, die theils durch Untersägung einer Brücke in die Tiber stürzten und ertranken, theils durch die Kugeln der Lombarden fielen — rief auf der einen Seite das Triumphgeschrei der italienischen Blätter, auf der andern Seite aber in der Nationalversammlung in Paris mannigfache Zeichen des Erstaunens und der Mißbilligung hervor, die wohl hauptsächlich auf Rechnung der gekränkten Nationaleitelkeit kamen, aber jedenfalls für die Regierung die höchst unangenehme Folge hatten, daß von nun an die Expedition gegen Rom das große Steckenpferd der Bergmänner wurde und dadurch zu den heftigsten Debatten, ja zur offenen Anklage gegen das Ministerium und den Präsidenten Anlaß gab. Die Verlegenheit wurde noch dadurch vermehrt, daß man in Paris nicht wußte, welche Haltung die Oestreicher und Neapolitaner annehmen würden, von denen man erfahren hatte, daß die Ersteren 15,000 Mann stark in Toscana eingerückt und Letztere im Vorrücken gegen Rom begriffen waren. Was sollte z. B. daraus werden, wenn Oudinot Rom auf der einen Seite im Namen der gemäßigten Freiheit und die Neapolitaner auf der andern im Namen des Absolutismus angriffen? Oder sollte Oudinot vielleicht zu den Neapolitanern stoßen, um gemeinschaftlich mit ihnen die Republik in Roms Mauern zu vernichten?

In diesem Chaos von Unschlüssigkeit und Unentschiedenheit, das überhaupt durchweg die römische Expedition charakterisirt, schickte die französische Regierung Lesseps an Oudinot, um der Expedition den Charakter einer bewaffneten Vermittlung zwischen Rom und dem Papste zu geben: Lesseps war begleitet von dem Abgesandten des römischen Triumvirats, und beide sollten der römischen Regierung vorschlagen, daß eine neue Constituente in letzter Instanz über die Regierungsform entscheiden sollte, namentlich über die weltliche Gewalt des Papstes, während Frankreich im Voraus dessen geistliche Macht, sowie die Sicherheit Roms während der Berathung der Constituente garantire. Anfangs fanden die Unterhandlungen beim Triumvirat geneigtes Gehör, als von der Rückkehr des Papstes die Rede war, wurden die Unterhandlungen wieder abgebrochen und während das Triumvirat am 10. Mai eine Proclamation an die Römer erließ und darin zum entschlossensten Widerstand aufforderte, rückte Oudinot dicht in die Nähe von Rom, um die Feindseligkeiten nöthigenfalls sogleich beginnen zu können.

Während die erfolglosen Unterhandlungen Lesseps sich sichtlich in die Länge zogen, schien man in Rom der Vermuthung Raum zu geben, die Unterhand-

lungen hätten nur den Zweck, den Oestreichern Zeit zu geben, weiter in's Land einzudringen und die Römer mürbe zu machen, während im Lager Oudinots der Verdacht Platz griff, Lesseps spiele mit Mazzini unter Einer Decke und beide warteten auf die Erfolge der Bergmänner in Paris. So viel ist jedenfalls gewiß, daß das Zögern und Unterhandeln bei den Truppen böses Blut machte, die in der lästigen Sommerhitze auf der baumlosen Ebene um Rom lagern mußten und überdieß vor Ungeduld brannten, die am 30. April erlittene Scharte auszuwetzen. General Oudinot zerhieb nun mit Einem Male den Knoten, indem er Lesseps, der abermals ein neues unterzeichnetes Ultimatum hervorholte, um neue Unterhandlungen anzuknüpfen, erklärte, daß er schon seit 17. Mai durch seine eben so unnützen als erfolglosen Unterhandlungen alle Bewegungen des Expeditionscorps gehindert habe. Lesseps mußte abreisen und Oudinot übernahm nun die diplomatische Leitung zugleich mit der militärischen. Die Armee war inzwischen auf 30,000 Mann gestiegen und namentlich das Geniecorps während der Waffenruhe nicht müßig gewesen, sondern hatte Schanzkörbe und Faschinen in Menge gefertigt. Man rechnete auf einen heftigen Widerstand, war aber auch drauf gefaßt, ihm zu begegnen.

Indessen war in Paris die Regierung von Seiten der Opposition, die um jeden Preis einen Sieg der Nation und die Beendigung der fatalen Sache verlangte, mit immer wüthenderen Angriffen bestürmt worden und sah sich in die Lage versetzt, den unverzüglichen Angriff auf die Stadt zu befehlen und Lesseps rasch zurückzuberufen. Der Angriff begann auch in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni und endigte am 6. Juni mit dem Abschluß eines 24stündigen Waffenstillstandes, nachdem zwar die Außenwerke großentheils in die Hände der Franzosen gefallen, der Muth der Belagerten aber nicht erschüttert war.

Die Belagerung gegen die eigentliche Stadt wurde nun ganz regelmäßig angefangen und betrieben, nachdem die Hilfsmittel dazu an Genietruppen und schwerem Geschütz herbeigeschafft worden waren. Es befremdet allerdings, daß gegen eine Stadt, die bis jetzt nie als Festung in Betracht gekommen, auf solche Weise der Angriff geleitet wurde, aber Rom hat, ohne Festung zu sein, dennoch eine doppelte Befestigung, denn es ist von einer sehr hohen, dicken, durch viereckige Thürme flankirten Mauer umgeben, die vom Kaiser Aurelian 250 n. Chr. erbaut und von Belisar 550 vervollständigt wurde; sie ist zwar jetzt etwas verfallen, an mehreren Punkten mit Gras und Stauden überwachsen, ruht aber auf einer sehr festen Grundlage, die dazu bestimmt war, den Widderstößen der Alten, deren Wirkungen auf die Länge denen der Kugeln gleich kamen, zu widerstehen, so daß man auch jetzt nur mit sehr schwerem Geschütz eine Bresche legen könnte. Uebrigens waren noch alle Thore, sowie die flankirenden Thürme in sehr gutem Zustande und mehrere hatten einen von Thürmen flankirten einspringenden Winkel, der vollkommen die Rolle des neueren Halbmonds versah und die Courtine, an der sich das Thor befand, deckte. Außerdem war das rechte Ufer der Tiber, gerade die Stelle, wo der Angriff

stattfinden mußte, von der Porta Portese im Süden bis zum Fort Sant Angelo im Norden mit neuen Befestigungen von 24 Bastionen umgeben, die im 17. Jahrhundert nach Vauban'schem System erbaut waren und wovon sich sämmtliche Fronten nach den Regeln der Kunst flankirten, wenn sie auch, mit Ausnahme des Forts Sant Angelo, keine Gräben und also auch keine Contreescarpen und bedeckte Wege hatten. Da nun die Franzosen zu gering an Zahl waren, die Stadt zu cerniren und ihr die Zufuhr abzuschneiden und so zur Uebergabe zu zwingen, so blieb nichts übrig, als sie am rechten Tiberufer nach den Regeln der Kunst anzugreifen.

Nachdem weitere Aufforderungen zur Uebergabe erfolgt und zurückgewiesen worden waren, begann am 13. der allgemeine Angriff mit 18,000 Mann, den aber die Belagerten, mit kühnem Todesmuthe kämpfend, nicht nur abschlugen, sondern, geführt vom tollkühnen Garibaldi, einen Ausfall machten, um die beginnenden Belagerungsarbeiten der Franzosen zu zerstören. Unbedeutende Gefechte, von den Franzosen nur unterhalten, um ihre Arbeiten zu decken, dauerten fort und gaben den italienischen Zeitungen reichen Stoff zu Siegesberichten.

Inzwischen hatten aber die Franzosen drei Breschen gelegt, worauf sie sich in der Nacht vom 21—22. Juni zum Sturm anschickten und auch wirklich in den Breschen festsetzten; jetzt befanden sie sich aber der alten, oben erwähnten Stadtmauer gegenüber und die Belagerten hatten seitwärts eine Batterie angelegt, welche alsbald nach dem Sturm auf die Bresche demaskirt wurde und, wie der Bericht Oudinots vom 24. Juni sich ausdrückte, in sehr schiefem Winkel (très obliquement) die Arbeiten der Franzosen bestrich, so daß diese die Seitenbefestigungen nicht nur merklich erhöhen und verstärken, sondern auch hinter den Breschen Verbindungswege anlegen mußten, wodurch sich die Beendigung der Operation bedeutend verzögerte.

So langsam indessen für die Ungeduld der Franzosen und namentlich der französischen Regierung die Arbeiten vorschritten, so waren sie doch so gründlicher Art, daß die Franzosen in der Nacht vom 29—30. Juni die lästige Batterie stürmen und auch den Janiculus besetzen konnten.

Inzwischen mußten wohl in Rom die Pariser Ereignisse vom 13. und 14. Juni bekannt geworden sein und die Entmuthigung der Belagerten vergrößert haben, denen nach Besetzung des Janiculus ohnedieß nichts übrig blieb, als durch irgend einen Ausfall die Werke der Belagerer zu zerstören oder sich an die Straßeneingänge zurückzuziehen, um den Barrikadenkampf zu beginnen. Dazu wollte sich aber die Constituente nicht entschließen und erließ am 30. eine Erklärung, daß sie von jetzt an den nutzlosen Widerstand aufgeben wolle. Die Nachricht von diesem Entschluß kam indeß zu spät in das französische Lager, dessen Truppen am 2. Juli die Thore San Paolo, Portese und Pancrazio besetzten und Rom somit faktisch in ihrer Gewalt hatten. Am 3. zog Garibaldi und seine Schaar, die auf 8000 Mann geschätzt wird, ab und die Franzosen besetzten die Stadt; am 4. wurden die äußeren Werke und am 5. das Fort Sant Angelo übergeben, vor dem die Franzosen 65 Tage gelegen hatten.

Es ist ohne Zweifel Jedem auffallend, daß der Gang der Dinge eine so plötzliche Wendung nahm und nur eine Einsicht in die Lage der belagerten Stadt kann das Räthsel der plötzlich unter günstigen Umständen aufgegebenen hartnäckigen Vertheidigung der Stadt lösen.

In Rom war mit der Gefahr die Gewaltthätigkeit gestiegen und zwischen der Civica und den Leuten Garibaldi's fast offener Kampf ausgebrochen. In einer am 30. Juni stattgehabten Versammlung der Constituente erklärte General Bartolucci: „die Soldaten seien durch die fortdauernden Ausfälle und Kämpfe stark vermindert, durch die Anstrengungen und Nachtwachen bei einer drückenden Hitze gänzlich erschöpft und selbst nach den Berichten der Generale, Garibaldi mit eingeschlossen, die Vertheidigung nicht länger fortzusetzen.“ Garibaldi selbst erklärte in der Versammlung: „allerdings müsse man den Janiculus und die aurelianische Mauer aufgeben, aber man sei noch im Besitz der ganzen Stadt Rom jenseits der Tiber, dorthin könne man sich zurückziehen, sich verschanzen, die Brücken sprengen, das Fort Sant Angelo halten ꝛc.“ Der Plan war allerdings ausführbar, aber man mußte Rom und seine Denkmale allen Gefahren der Beschießung aussetzen und die ganze Bevölkerung mußte zu einem Widerstand auf Leben und Tod bereit sein, was zuverlässig nicht der Fall war.

So neigte sich die Assemblea zur Uebergabe, worauf Mazzini und die andern Triumvirn ihre Stellen niederlegten. Ein neues Triumvirat ward ernannt, blieb jedoch nur drei Tage im Amt, da die Municipalität in dieser Verwirrung selbst den Franzosen die oben bezeichneten drei Thore öffnete.

Eine allgemeine Entwaffnung und die Ernennung des General Rostolan zum Gouverneur von Rom (der in seiner Proklamation vom 5. Juni mit den schärfsten Maßregeln drohte) waren die ersten Handlungen Oudinots, denen bald die Aufhebung der Assemblea folgte.

Fortdauernde Sendungen französischer Truppen nach Italien, die Aufnahme des Terrains um Civita vecchia zum Zwecke der Befestigung dieses Hafens und noch manches andere Zeichen deutete darauf hin, daß die Franzosen einen längeren Aufenthalt im römischen Gebiet beabsichtigten und nicht der Schutz des Papstes ihr einziges Ziel war, dessen Oudinot in seiner ersten Proklamation nach der Einnahme der Stadt weder mit einer Silbe erwähnte, noch auch die päpstlichen Fahnen aufpflanzen ließ. Vielmehr deutete das Gebahren der Franzosen auf ganz andere Zwecke hin. Die Armee in Italien ward auf 40,000 Mann gebracht, eine Macht, mit der man einerseits nach Neapel, andererseits gegen Oberitalien rücken und das Schicksal Piemonts entscheiden konnte. Zugleich besaßen die Franzosen jetzt einen trefflichen Hafen am Mittelmeer.

So betrachtet erscheint das Auftreten der Franzosen in Rom als ein wohl vorbereiteter und angelegter Plan, um die Schwächung und Vernichtung des östreichischen Einflusses in Italien nach und nach herbeizuführen und denselben durch französischen Einfluß zu ersetzen — mit einem Worte, die Expedition nach Rom war nichts Anderes als ein mit Benützung der Zeitumstände glück-

lich ausgeführtes Manöver, welches gleichsam das Vorspiel zu dem blutigen Drama des letzten Jahres bilden sollte, dessen Endzweck nicht das Glück und die Freiheit des italienischen Volks, sondern die Vergrößerung und Festsetzung des französischen Einflusses auf der Halbinsel ist. Das Kriegsglück hat die französischen Waffen begünstigt, aber nicht ganz konnte Napoleon sein Programm lösen, nicht ganz Italien bis zur Adria hat er frei gemacht. Daran hinderte ihn Deutschland. Dieses ist selbst in seiner jetzigen Zerrüttung zu stark, als daß man es anzugreifen Lust hätte oder mit ihm in Kampf zu gerathen wünschte, und ist es auch noch nicht so stark und einig genug, um eine allgemeine selbstständige Politik zu befolgen, so wird die Noth der Zeit es dazu drängen und dann, aber erst dann werden auch die Schicksale Italiens sich entscheiden, dessen Wunden der Friede von Villafranca nur geäzt, aber nicht geheilt hat!

IV. Der Kampf gegen die badischen Insurgenten 1849.

1. Entwicklung und Verlauf bis zu den Gefechten des 15. Juni.

Die Ereignisse in Deutschland seit der Märzrevolution 1848 folgten sich in so raschem und mannigfaltigem Wechsel, daß, wer sie auch selbst erlebte, sie doch kaum noch in ihren Theilen zu überschauen vermag. Den Aufständen in den deutschen Hauptstädten folgte die erste Schilderhebung der Republikaner in Baden unter Hecker, die Scenen des Vorparlaments und endlich die Stürme des Parlaments selbst. Zwar erblicken wir dazwischen auch freundliche Lichtbilder, wie die Wahl des Reichsverwesers, seinen Einzug in die alte Krönungsstadt am Main und seinen Triumphzug nach Cöln, wo Oestreich, Preußen und das deutsche Reich einander die brüderliche Rechte zu reichen schienen. Doch bald folgten neue Stürme, die Barrikaden in Frankfurt, der zweite badische Aufstand unter Struve und erneuerte Partheikämpfe um die Reichsverfassung. Diese Kämpfe wurden stets erbitterter, unerfreulicher und statt das arme Vaterland zu einigen, zerrissen sie es immer mehr, bis endlich die Nationalversammlung in ihrem schwachen Ueberrest in Stuttgart unterging. Gleichzeitig aber entbrannten als unselige Folgen all dieser inneren Zwiste ein immer furchtbarer werdender Bürgerkrieg in Sachsen, der Pfalz und Baden. Der Kampf in letzterem Lande, der sich viermal zur förmlichen Revolution ausbildete und endlich Armeen zu seiner Bekämpfung erforderte, bildet hier den Gegenstand unserer Darstellung.

Seit Jahrzehnten waren in dem schönen Baden alle Zustände unterwühlt und schon lange kämpfte eine starke Opposition mit den verderblichsten Mitteln gegen die Regierung und in den Kneipen und Wirthshäusern schlug die Revolution ihren Hauptheerd auf. Es gelang derselben, das längst in den Grundfesten der Disciplin unterwühlte und durch gleisnerische Vorspiegelungen verführte Heer vollends zu verderben und jene scheußlichen Scenen der Soldatenmeuterei zu erzeugen, wie wir sie in Lörrach, Rastatt und Karlsruhe sahen.

Der eidbrüchige Abfall der badischen Armee und einiger bayerischen Truppentheile hatte alsbald den Ausbruch der Revolution in Baden und der Pfalz zur Folge und gleichzeitig wurden auch die hier vorhandenen Bundesfestungen dergestalt mitergriffen, daß Landau von erheblichen Desertionen betroffen wurde und Rastatt am 12. Mai den aufständischen Gewalten anheimgefallen war.

Aus den verwirrten und nach irgend einer haltbaren Form ringenden Zuständen, in welche hierauf die politischen und militärischen Organisationen der abgefallenen Landstriche verfallen mußten, entwickelte sich zunächst der Versuch der an die Stelle des geflohenen Landesfürsten organisirten provisorischen Regierung (unter Brentano) in Gemeinschaft mit der Pfalz, die ebenfalls eine solche eingesetzt hatte, den Aufstand nach dem benachbarten hessischen Gebiete fortzupflanzen, indem eine schwächere Abtheilung unter Blenker gegen Worms, ein stärkeres Corps unter Sigel gegen Heppenheim und ein Freischaarenhaufe durch den Odenwald gegen Fürth vordrangen. Indessen scheiterte diese, für einen militärischen Erfolg mit viel zu schwachen Kräften unternommene Operation, bei der überwiegend auf den Abfall der hessischen Truppen gerechnet war, gerade an der Treue dieser braven Soldaten. Es wurde nicht allein das von dem ersten Angriff am 29. Mai überraschte Worms wieder genommen, sondern auch im Gefechte bei Heppenheim am 30. Mai Sigel vollständig geschlagen, die bis Fürth gelangte Freischaarencolonne aber ohne Gefecht zur Umkehr bewogen. Man hatte sich übrigens bei dieser Operation vielleicht am augenscheinlichsten überzeugt, wie wenig die eigene militärische Intelligenz ausreichte, um den aus der Rückwirkung des übrigen Deutschlands nothwendig zu erwartenden Gefahren die Stirn zu bieten und setzte nun alle weitere Hoffnungen auf die Wirksamkeit des zum Feldherrn der Revolution ausgerufenen Mieroslawski und seines Gefolges polnischer Offiziere. Bis zur Ankunft desselben wurde sofort jede bedeutende militärische Maßregel vertagt. Man begnügte sich, die Neckarlinie möglichst vertheidigungsfähig zu machen, und Abtheilungen hinter derselben zu concentriren, in der Pfalz aber Germersheim zu bedrohen, und Landau, auf das am 20. Mai ein erfolgloser Angriff gemacht wurde, einzuschließen. Auch die, bei den vorhandenen Zuständen so überaus wichtige Organisation, Disciplinirung und taktische Ausbildung der Insurgenten fanden in der spärlich zugemessenen Zeit nur eine falsche oder gar keine Berücksichtignng.

In Betreff der Bestandtheile und Stärke des Insurgentenheeres ist zu bemerken, daß keine genaue Schätzung desselben möglich ist. Die Angaben schwanken zwischen 24,000 Mann und 62 Geschützen und 50,000 Mann mit 80 Geschützen, worunter das pfälzische Heer mit 13,000 Mann und 8 Geschützen eingerechnet ist. Den Kern der Armee bildeten die übergetretenen bayerischen und badischen Soldaten, von welchen letzteren die Dragoner des Regiments „Großherzog" von der Organisationscommission der provisorischen Regierung als unzuverlässig bezeichnet wurden. Mieroslawski sagt in einem seiner Bulletins über die badische Revolutionsarmee: „Die Linieninfanterie ist entschlossen, vollkommen exerziert und gerüstet, aber sie hat in Folge der unlösbaren Verwirrung im Offiziercorps allen organischen und taktischen Zu-

sammenhang verloren. Die Bataillone sind nur noch ein zufälliges Agglomerat von guten Soldaten, ohne gemeinschaftlichen Namen, ohne Hierarchie, ohne Verantwortlichkeit. Bei der Feldartillerie sind Material und Mannschaft vortrefflich; die Cavallerie muß neu organisirt werden."

Die Volkswehr, größtentheils mit Gewalt ausgehoben, machte zwar in numerischer Hinsicht einen bedeutenden Theil des Heeres aus, war aber aus Mangel an wirklich revolutionärer Begeisterung für die Ideen der Umsturzparthei nicht in dem Grade interessirt, um nicht jede Gelegenheit zur Desertion zu benützen und war deßhalb selten allein in Gefechten zu verwenden. Einen Theil der Volkswehr bildeten die Sensenmänner, ein Haufen von wenig Nutzen und für die Armee eher eine Last; sie hinderten nur die etwaigen Bewegungen, verstopften bei den ununterbrochenen Rückzügen die Wege, machten die meisten Anforderungen, waren die ersten, welche wichen und trugen meist viel dazu bei, den nothwendigen Rückzug in eine Flucht zu verwandeln.

Die Freischärler und Legionen, als dritter Bestandtheil der Armee, enthielten den Zuzug aus allen Theilen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz. Meist Gegner der gesetzlichen Ordnung und mehrentheils wegen Theilnahme an früheren Aufständen landesflüchtig gab ihnen die provisorische Regierung Gelegenheit, an der Durchführung der deutschen Republik, als deren Vorkämpfer sich die Mehrzahl schon versucht hatte, Theil zu nehmen. Außerdem befanden sich in den Freischaarencorps eine große Anzahl Abenteurer, den Strafanstalten entronnene praktische Communisten und verwilderte Handwerksburschen, die mit Mord und Todtschlag eine sociale Republik zu gründen hofften. Zwar gab es unter der Volkswehr auch enthusiastische Elemente, kräftige Gestalten aus dem Schwarzwald, dem Hanauischen oder der üppigen Rheinebene, die der Schmutz der Revolution in ihrem Wahn, für die Frankfurter Verfassung zu kämpfen, noch nicht befleckt hatte; aber sie waren selten und nicht massenhaft genug, um in's Gewicht zu fallen. Die Bekleidung der Volkswehr war eine willkürliche, da es nicht gelang, die Selbstanschaffung des vorgeschriebenen blauen Waffenrocks durch die Wehrmänner durchzuführen. Die Pfälzer trugen hie und da eine blaue Blouse mit einem rothen R B (Rheinbayern) auf der Brust. Bei den übrigen Volkswehren und Freischärlern sah man meist die Blouse und bei der deutsch-polnischen Legion, von der viele in sardinischen Diensten (1848) gestanden hatten, auch sardinische Uniformen. Die Bekleidung war überhaupt sehr abweichend, neben einem Blousenmann figurirte oft ein Frack, oder ein Freischärler in Hemdärmeln; neben der deutschen Kokarde eine große rothe. Bei den Freischärlern fehlten selten ungeheure Federbüsche, Blumen auf den Hüten, rothe Schleifen im Knopfloch rc., am Kalabreser prangte eine gewaltig große rothe Kokarde und wo es die Natur gestattete, ein fürchterlicher Bart, der im Werthe stieg, wenn er roth war. Von Disciplin und Subordination war bei der zusammengewürfelten Schaar keine Rede, wozu die Haltung der Offiziere das Ihrige beitrug. Die Soldaten wählten hiezu meist ihre Trinkkameraden oder die ihnen Gleichgesinnten und solche, von denen sie überzeugt waren, daß sie es bei der Aus-

übung des Dienstes nicht strenge nehmen würden. Von Achtung gegen diese sogenannten Offiziere war keine Rede. Diese gingen mit ihren Wählern Arm in Arm nach den Wirthshäusern, wo oft Händel entstanden, bei denen sich die Offiziere mit ihren Soldaten herumprügelten.

Das pfälzische Corps unter dem Oberbefehlshaber Sznaide (vulgo Schneider) bestand aus 16 sogenannten Bataillonen unter der Führung entlassener Offiziere, Prediger und Aerzte und dem rheinhessischen und Willich'schen Freicorps, der Freischaar Clement und der Freischaar Zinn. Einen Theil des pfälzischen Corps unter dem Namen „Blenker'sche Colonne" führte Blenker, Weinreisender aus Worms, dessen Adjutant Brenner, ein entlaufener Züchtling war. Das badische Insurrektionsheer unter dem Oberbefehlshaber des Polen Mieroslawski zählte in 5 formirten Infanterieregimentern à 3 Bataillone und 3 Dragonerregimentern à 4 Schwadronen etwa 13,000 Mann Linientruppen — die gesammte, mit Ausnahme eines in Schleswig stehenden Infanterie-Bataillons und einer nach Landau detachirten Dragonerschwadron — badische Armee. Dazu kamen 22 Bataillone Volkswehr und die Freischaaren. Zu letzteren gehörte die deutsche Flüchtlingslegion unter dem 70jährigen ehemal. nassauischen Lieutenant Bönning, die deutsch-polnische Legion, die Schützencompagnie Heuberger, das Carlsruher Freicorps, das Mannheimer Arbeiter-Bataillon, die Hanauer Turner und die schwäbische Legion. Die Feldartillerie zählte 62, die Festungsartillerie 270 Geschütze.

Unterdessen war es zu blutigen Kämpfen gekommen. Wie wir oben schon erwähnten, hatten, nachdem Blenkers Expedition gegen Worms so unglücklich ausgefallen war, die badischen Insurgenten unter dem Oberbefehle Sigels am 30. Mai einen Einbruch in das Großherzogthum Hessen und im Odenwalde, einen größeren, ernsteren Versuch, in diese Gauen die Revolution zu tragen, gemacht, wurden aber trotz ihrer Uebermacht bei Heppenheim und Hemsbach (30. Mai) von den tapferen Hessen zurückgeschlagen und waren entmuthigt und aufgelöst nach Mannheim und Heidelberg geflohen. Das schwache aber tapfere hessische Corps hielt sich bei Heppenheim und erwartete dort die Verstärkungen, die auch am Abende des 30. noch eintrafen; es waren ein nassauisches Bataillon, die mecklenburgische Brigade und ein bayrisches Jägerbataillon. Darmstadt, vor dessen Thoren gleichsam diese Ereignisse vorfielen und das durch die Eisenbahn mit den Truppen stündlich in Verbindung stand, bot damals ein merkwürdiges Feld der Bewegung durch die ab- und zuziehenden Truppen aller Waffen, die ankommenden Verwundeten und die innige Theilnahme der Einwohner, die bei den trotz der Nähe des Kriegsschauplatzes sich tausendfach durchkreuzenden Gerüchten in beständiger Aufregung und Besorgniß um das Schicksal der Ihrigen und den Gang der Kriegsereignisse jeden Ankommenden befragten.

Während nach dem Gefechte bei Heppenheim im Allgemeinen ein Pause eintrat, waren jedoch die Truppen rastlos unter den Waffen und auf den Beinen, um durch taktische Rührigkeit — mit Hilfe der Eisenbahnen überall erscheinend, wo es nöthig schien — das zu ersetzen, was ihnen an Zahl ab-

ging. Es waren diese mannigfachen raschen Hin- und Herzüge der Truppen keine geringe Strapaze bei der enormen Hitze. In diese Periode fallen die kleineren Gefechte der Truppen mit den Aufständischen bei Waldmichelbach (12. Juni), wo die mecklenburgische Brigade die von Fürth aus anrückenden Freischaaren vertrieben, ihre Nachhut bei Siedelsbrunn erreichten und schlugen — sowie der Ueberfall von Weinheim, den General von Schäffer-Bernstein in der Nacht vom 5/6. Juni so rasch ausführte, daß die Badener in eiligster Flucht Rettung suchen mußten.

Indessen gestalteten sich die Dinge immer ernster. Der Großherzog von Baden hatte bei Preußen Hilfe gesucht und gefunden. Der Prinz von Preußen übernahm selbst das Commando zweier preußischer Armeecorps, welche die Operationsarmee am Niederrhein bilden sollten.

Das erste unter General Hirschfeld rückte vom Niederrheine durch Rheinhessen gegen die aufständische Pfalz, das andere unter General Graf von der Gröben aus Sachsen durch Oberhessen gegen den Neckar vor, wo inzwischen bereits unter dem Namen Neckarcorps unter dem königl. preuß. Generallieutenant von Peucker ein 16,000 Mann starkes Corps aus Reichstruppen — 2 Bataillone Württemberger, die mecklenburgische Brigade, welche aus einem Grenadier-, Musketier- und Scharfschützenbataillon, einem Dragonerregiment und 8 Geschützen bestand, 2 Bataillone Nassauer, 1 bayrisches Jägerbataillon, 1 Frankfurter Linien-Bataillon und 1 preuß. Infanterie-Bataillon (Nr. 38. Regt.), zusammen 10 Bataillone Infanterie — zusammengezogen war. Man schätzte diese Truppen auf 60,000 Mann. Zugleich zog ein starkes, bayrisches Truppencorps in mehreren Colonnen unter dem Fürsten von Thurn und Taxis aus Franken über Darmstadt nach dem Rhein und folgte jenseits des Rheins dem Hirschfeld'schen Corps nach der Rheinpfalz.

Am 15. Juni begannen die Kriegsoperationen ernstlich. Ein Manifest des Reichsverwesers forderte das aufständische Land zur Unterwerfung auf und das Kriegsgesetz wurde verkündet.

In der Pfalz fanden die Preußen keinen erheblichen Widerstand und bewegten sich in 4 Colonnen gegen Kaiserslautern, von wo die provisorische Regierung schon entwichen war. Am 15. besetzten die Preußen Ludwigshafen, welches die Insurgenten von Mannheim aus beschossen. Am 17. hatten die Preußen die treuen Festungen Landau und Germersheim entsetzt und sich in dieser Gegend concentrirt. Den Tag darauf floh der pfälzische Obergeneral Sznaide mit den 8 Geschützen und etwa 5000 Freischärlern über die Brücke von Knielingen nach Baden; der Rest seiner Armee zerstreute sich. So hatte in drei Tagen nach dem Einrücken der Preußen in der Pfalz die pfälzische Republik ihr klägliches Ende gefunden; sie war wie Spreu im Winde vor den preußischen Pickelhauben zerstoben. Die bayrischen Truppen besetzten die Pfalz und das Corps des General von Hirschfeld ging am 20. Juni Morgens 3 Uhr bei Germersheim über den Rhein, um in Uebereinstimmung mit dem v. Gröben'schen und Peucker'schen Corps die Kriegsoperationen in Baden gegen die Insurgenten fortzusetzen, wo ein stärkerer Widerstand zu erwarten war.

Indessen war das Neckarcorps am 15. Juni über die badische Grenze gegangen und das Hauptquartier nach Weinheim verlegt worden und hatte die Zugänge des Odenwaldes — insbesondere mit Kurhessen und bayrischen Jägern besetzt gehalten. An diesem wie an den folgenden Tagen hatte das Corps ernstliche Gefechte zu bestehen mit den in starker Zahl, namentlich mit vielem regulärem Militär aller Waffen anrückenden Insurgenten. Es waren dieß die Gefechte von Hirschhorn, Käferthal, Ladenburg und Großsachsen den 15. und 16. Juni.

2. Die Kämpfe am Neckar am 15. Juni.

Die blutigen Gefechte des 15. und 16. Juni, womit das Neckarcorps seine Operationen eröffnete, bezweckten die Wegnahme von Hirschhorn und Weinheim und die Vertreibung des Feindes von Käferthal. Durch die Besetzung von Weinheim sollten die diesseitigen Truppen auf badisches Gebiet verlegt, durch die Wegnahme von Hirschhorn aber der Feind vom hessischen Gebiete vertrieben und ein sicherer Uebergangspunkt über den Neckar genommen werden. In Käferthal endlich, wo feindliche Infanterie und Artillerie lag, hoffte man sich durch eine Ueberraschung der dort befindlichen Geschütze zu bemächtigen.

3. Expedition gegen Hirschhorn 15. Juni.

Mit einem Bataillon kurhessischer Infanterie und 2 Geschützen brach Oberst Weiß um 6½ Uhr Morgens von Erbach nach Beerfelden auf, und marschirte nach Heppenheim, wo er Abends 9 Uhr eintraf, und am andern Morgen früh 5 Uhr erreichte er Weinheim, das Hauptquartier des Neckarcorps. Zu der Weiß'schen Colonne stießen in Beerfelden noch das bayrische 3. Jägerbataillon und 2 mecklenburgische Fußgeschütze. Wegen Ermüdung dieser Truppen konnte Weiß erst Nachmittags gegen Hirschhorn vorrücken, das von einigen hundert Hanauer Turnern besetzt war. Die bayrischen und kurhessischen Tirailleurs verjagten die Hanauer im ersten Anlaufe aus einer vor der Stadt liegenden Mühle und der Stadt selbst, wobei sich die Turner, von welchen man so große Erwartungen gehegt hatte, so wenig tapfer zeigten, daß Mieroslawski nur mit Verachtung von ihnen sprach und auf sie das Bonmot machte: „Hanauer Turner, qui tournent le dos."

Ueber der Stadt liegt jedoch auf hohen steilen Felsen ein festes Schloß. In dieses flohen nun die Turner und verbarrikadirten sich. Die Artillerie fand keine Position, um einen Eingang eröffnen zu können, auch gelang es nicht, die Thore mit Aexten einzuhauen; die Nacht brach herein und man verschob den Angriff auf den andern Tag. Feuersignale, die vom Schlosse aufstiegen, hielt man für Zeichen von der Annäherung von Zuzügen, weshalb Oberst Weiß, um sich nicht zu sehr bloszustellen, und seinen ermüdeten Truppen Ruhe zu gönnen, nach Beerfelden zurückging. Am andern Morgen rückte Oberst Weiß wieder vor und besetzte die in der Nacht von den Turnern verlassene Stadt.

4. Gefecht bei Käferthal 15. Juni.

Eine starke Colonne von 4 Bataillonen (worunter das württemberg. combinirte Infanterie-Regiment), 6 Schwadronen und 8 Geschützen unter General Wachter marschirte bei grauendem Morgen von Heppenheim ab und traf nach neun Uhr Morgens vor Käferthal ein. Der General ließ die Infanterie gegen den Ort zum Angriffe vorgehen, sandte eine mecklenburgische Schwadron auf den rechten Flügel derselben und ließ 5 Schwadronen unter Oberstlieutenant v. Bernstorf links an Käferthal vorbei im Trabe gehen, um die Mannheimer Chaussee zu erreichen und dem Feinde auf seiner Rückzugslinie möglichst Abbruch zu thun. Das Terrain vor Käferthal besteht aus lauter hügeligen, sandigen Fruchtfeldern, welche der ermüdeten Infanterie ein rasches Vorgehen sehr erschwerten, weßhalb auch die Geschütze, die sich von der Infanterie nicht entfernen konnten, nur langsam vorrückten. Die Reiterei hatte inzwischen angefangen, ihre Aufgabe zu erfüllen. Sie erreichte weit jenseits Käferthal ein fliehendes badisches Dragonerregiment und einige Geschütze, welche die braven Dragoner wegnahmen, aber wegen ganz nahen Kanonenfeuers aus einer Schanze bei der Fabrik Wohlgelegen nicht zurückbringen konnten. Trotz des furchtbarsten Kartätschenhagels sammeln sich die hessischen Schwadronen und stürzten sich auf die aus Käferthal debouchirenden 2—3 Bataillone feindlicher Infanterie, welche aber durch Chausseegräben und Obstbäume geschützt, die Reiterei abwies und heftig beschoß. Die Reiterei zog sich zurück und auch der Feind ging, unverfolgt, nur von einigen entfernten Kanonenschüssen begleitet, gegen Mannheim zurück.

Aber von dorther kam Hilfe. Mieroslawski, welcher die ganze Nacht damit zugebracht hatte, Ludwigshafen gegen einen Angriff der Preußen verbarrikadiren zu lassen, die Neckarbrücken zu unterminiren, um sie nöthigenfalls in die Luft sprengen zu lassen, und seine Truppen zu sammeln, um sich auf das Peucker'sche Corps zu stürzen, ließ auf die Nachricht des Angriffs von Käferthal alle in Mannheim befindlichen Linientruppen, 3000 Mann mit Artillerie unter Oberstlieut. Tabian gegen die Brigade Wachter rücken, welche sich aber nach Vertreibung der Insurgenten aus Käferthal gezogen hatte und nach Virnheim zurückgegangen war, wo er hinter diesem Dorfe, das er besetzt hielt, Stellung nahm und von der Reserve unter General von Bechtold, die Abends 6 Uhr vom Gefechte bei Ladenburg her eintraf und Bivouaks bezog, verstärkt wurde. Wir werden diese brave Truppen am folgenden Tage wiederholt mit dem Feinde im Kampfe sehen.

Das blutigste und Hauptgefecht des 15. Juni fand bei

5. Ladenburg

statt. Zur Wegnahme von Weinheim waren am Morgen des 15. das Gros des Neckarcorps, der Rest der Reserve und 2 mecklenburgische Schützencompagnien in 2 Colonnen aufgebrochen; die 1. Brigade um 10 Uhr Vormittags

gegen Weinheim, die 2. gegen denselben Ort, durch das Weschnitzthal vorrückend. Nach 1 Uhr Mittags nahm die Brigade von Weitershausen von Weinheim Besitz, welches die Brigade von Witzleben nach einem Zusammenstoße mit dem rasch abziehenden und lebhaft verfolgten Feinde schon passirt und sich jenseits aufgestellt, also von selbst vor die 1. Brigade vorgeschoben hatte. Die Brigade von Witzleben folgte nun auf der alten Bergstraße dem rasch weichenden Feinde nach und drängte ihn bis gegen Schriesheim zurück und machte mittlerweile bei der Ziegelhütte in gleicher Höhe mit Litzelsachsen zwischen Chaussee und Eisenbahn Halt, um die Truppen ruhen zu lassen, die, mit aus der Stadt requirirten Lebensmitteln erfrischt und neu gestärkt freudig und zuversichtlich ihrer sofortigen Verwendung gegen den Feind mit einer Spannung entgegensahen, die der sich nähernde Kanonendonner von Käferthal und Mannheim und der Brand von Ludwigshafen erhöheten. Die Kampflust der Truppen und die jedoch nicht gegründete Voraussetzung, daß die 1. Brigade, bei der auch um 2 Uhr General von Bechtold mit der Reserve eingetroffen war, folgen werde, bestimmten den Commandanten der 2. Brigade, sofort die feste Position von Ladenburg anzugreifen.

Diese Stadt, in der Mitte zwischen Mannheim und Heidelberg auf dem rechten Neckarufer an einer vorspringenden Krümmung dieses Flusses gelegen, ist durch eine neue steinerne Bahnbrücke ein wichtiger Uebergangspunkt, und die Stadt selbst, mit Thürmen, Mauern und theilweise auch Gräben versehen, bietet der Vertheidigung viele Mittel dar. Die Stärke des Punktes wird noch erhöht durch den hohen vom Kirchhof bis zur Brücke führenden Bahndamm und die dicht an der Brücke gelegenen Bahnhofgebäude.

Bei so trefflicher Position, deren Wegnahme überdieß die Verbindung Mannheims mit Heidelberg gefährdete, mußte man annehmen, daß der Feind sie hartnäckig vertheidigen werde. Dem war jedoch nicht so. Bei der nach 3 Uhr Nachmittags erfolgten Annäherung der kleinen Colonne des Oberst von Witzleben — 3 Compagnien Infanterie, 1 Schwadron und 4 Geschütze — ergriffen die diesseits des Kirchhofs am Bahndamm aufgestellten 600 Mann starken Insurgenten die Flucht. Sie schienen dem Kanonendonner von Mannheim her mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als den Geschützen der Mecklenburger, auf deren erste Granatwürfe sie bestürzt theils den Bahndamm hinabeilten, theils nach der Brücke zurück, verfolgt von der lebhaft auf die Fliehenden feuernden mecklenburgischen Infanterie, welche sofort auch in die Stadt eindrang und sie besetzte. Der Feind zog sich hinter die hohen Dämme jenseits des Neckars zurück, wo er hinter einer starken Barrikade von Quadersteinen und Sandsäcken sich postirte, die dem mehr als ½ Stunde andauernden Feuer zweier auf dem Bahndamme aufgefahrener mecklenburgischer Geschütze genügenden Widerstand leistete.

Mittlerweile war das mecklenburgische Grenadierbataillon in Ladenburg angekommen; so verstärkt konnte man dem Angriff mehr Nachdruck geben. Es entspann sich ein heftiger Geschützkampf, wobei den Mecklenburgern 2 Geschütze unbrauchbar wurden; demungeachtet gelang es nicht nur, alle Versuche des

Feindes, wieder über die Brücke vorzudringen, zu vereiteln, sondern man nöthigte ihn sogar zwischen 4 und 5 Uhr seine Geschütze aus der Brückenbarrikade abzuführen und lähmte hiedurch seine Vertheidigung, während indessen ein Theil der Infanterie (Lieut. Hahn) auf der Brücke bis fast an die feindliche Barrikade vordrang.

Es war Abends 7 Uhr; der Moment der Wegnahme der Brücke schien gekommen, aber es fehlte dazu an frischen Truppen. Jedoch traf gerade um diese Zeit die Nachricht ein, daß Verstärkung, um welche Oberst von Witzleben durch den abgeschickten Major von Hindersin gebeten hatte, unterwegs sei. Man durfte also hoffen, Ladenburg wenigstens die Nacht durch besetzt zu halten, um den nachtheiligen moralischen Einfluß, den ein gezwungenes Zurückgehen auf die zum ersten Mal im Gefecht befindlichen Leute ausgeübt haben würde, zu vermeiden. Während man aber vergebens vom Stadtthurme die herannahende Hilfe zu erspähen suchte, trafen zwischen 7 und 8 Uhr jenseits bei Neckarhausen mehrere Bahnzüge mit zahlreichen feindlichen Truppen ein, die sich sofort gegen die Brücke wandten. Bei Neckarhausen füllten sich die Neckarschiffe gleichfalls mit Truppen zum Uebersetzen und auch von Schriesheim her nahte eine starke feindliche Colonne. Oberst von Witzleben bot dieser von drei Seiten drohenden Gefahr muthig die Stirne, fest auf die von Generallieutenant von Peucker zugesagte Hilfe rechnend, und fürwahr unter schwierigen Umständen, denn es war nur noch 1 Kanone disponibel, da der Haubitzzug keine Munition mehr hatte. Der Oberst glaubte um so mehr sich halten zu können, als der eben anlangende Major von Hindersin gerufen hatte: „in einer halben Stunde ist die Unterstützung da."

Muthig trotzte Alles der Gefahr, als aber die von Schriesheim kommende Colonne die Hessen in Ladenburg mit Granaten beschossen, von Neckarhausen die Geschütze gegen die Stadt wirkten und endlich der Feind in Kähnen über den Fluß setzte, da stiegen die Gefahren von allen Seiten und noch war keine Hilfe da; die Hoffnung, die Stellung zu halten, verschwand; man trat den Rückzug in die Stadt herum an. Umsonst war ein rascher Flankenangriff, als das lebhafte Drängen des Feindes, das Ausschiffen der übergesetzten Freischaaren und das Erstürmen der Bahnbrücke durch badische Truppen jede Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Gefechts schwinden ließ.

Endlich brach die Nacht herein und mit ihr kam — aber leider zu spät — die Unterstützung an, ein Bataillon des 38. preuss. Regiments und eine mecklenburgische Schwadron.

Der Brigedecommandeur fand es für gerathen, von der Unternehmung eines wiederholten Sturmes auf Ladenburg abzustehen und zog sich ¾ Stunden weit nach Heddesheim, halbwegs Virnheim zurück. Auch die an der Brücke kämpfenden Hessen und Mecklenburger hatten sich fechtend langsam zurückgezogen und dabei den Rückzug eines eine Bataillonsfahne aus dem Gefechte führenden Trupps Mecklenburger gedeckt. Erst nach 10 Uhr Abends erreichten sie den in hellem Widerschein des Brandes von Ludwigshafen erglänzenden Kirchthurm von Heddesheim.

Der Verlust der Truppen war, die verhängnißvolle Lage derselben in Betracht gezogen, gering, indem er nur 78 Mann betrug, der Verlust des Feindes blieb unbekannt.

Am Abende glänzten die Bivouacfeuer des Neckarcorps, das 18 Bataillone, 8 Schwadronen und 23 Geschütze stark war, um Weinheim, Großsachsen, Heddesheim, Viernheim, Beerfelden und Hirschhorn und die ermüdeten Truppen stärkten sich durch Schlaf und Lebensmittel, um am folgenden Tage auf's Neue in heißen Kampf zu ziehen.

6. Der Kampf an der Bergstraße am 16. Juni.

Der Kampf des 15. hatte die Truppen ermüdet und der junge Tag weckte sie wieder zu neuen Anstrengungen. Mieroslawski hatte die Nacht benützt, einen Angriff auf das Neckarcorps vorzubereiten und beschloß diesen um so rascher und kräftiger auszuführen, als das zweite preußische Armeecorps zu dessen Unterstützung herannahte und der Prinz von Preußen mit dem ersten Armeecorps seine Bewegung gegen Speyer und Germersheim fortsetzte und Mannheim nur noch beschoß, um die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen. Mieroslawski hoffte so, zuerst das Neckarcorps zu vernichten oder wenigstens aus badischem Gebiete zu treiben und dann sich auf den vom Rhein heranrückenden Prinzen von Preußen zu werfen. Zu diesem Zwecke ließ Mieroslawski den bei Käferthal bivouakirenden Oberst Oborski in der Nacht gegen Heddesheim aufbrechen. Die Division Beckert ließ er von Ladenburg etwas zurückgehen, um den General Peucker in den Winkel zwischen dem Neckar und dem Gebirge hereinzulocken. Mieroslawski selbst rückte mit seiner Division von Heidelberg rasch über Schriesheim gegen Leutershausen vor. Die Volkswehren Beckers sollten gegen rechte Flanke und Rücken des Neckarcorps wirken.

Der Schauplatz des Kampfes vom 16. Juni war längs der Heidelberger Chaussee südlich von Weinheim, in und um Großsachsen bis gegen das südlich daran gelegene Dorf Leutershausen, 1½ Stunden von Weinheim. Das westlich der Chaussee gelegene vollkommen ebene Terrain wird von der Eisenbahn durchschnitten, welche anfangs von Weinheim an auf einem hohen, dann aber nur einige Fuß hohen Damm, oder mit dem Boden gleich lauft. Westlich der Eisenbahn ist Acker- und Wiesenland ohne Bäume; nur Großsachsen ist mit Obstbäumen dicht umgeben, welche sich auch längs der Straßen finden. Das alte Neckarbett zieht sich westlich an jenem Gelände hin. Südwestlich gibt die dammartige Einfassung des Landgrabens tüchtige Anhaltspunkte für die Vertheidigung. Oestlich der Bahn erhebt sich das Gelände und steigt von der von Weinheim kommenden alten Bergstraße an, längs welcher hin die Dörfer Litzelsachsen, Hohensachsen, Großsachsen und Leutershausen liegen, zu den mit Wein und Gehölz bepflanzten sehr durchschnittenen Hügeln und Bergkuppen, welche den Odenwald von der Bergstraße und Rheinebene scheiden. Kleine Bäche durchrieseln dieses Terrain und fließen nordwestlich der Weschnitz zu. Wesentliche Terrainhindernisse bestehen nicht, nur trat das hohe Korn öfters hindernd in den Weg.

Schon Morgens 6 Uhr griff Mieroslawski mit überlegener Macht und zahlreicher Artillerie in mehreren Colonnen von Schriesheim her Großsachsen an und überraschte das Neckarcorps, dessen Truppen, obgleich rasch allarmirt, ohne Artillerie- und Reiterei dem überlegenen und lebhaft eindringenden Feind nicht zu widerstehen vermochten. Sie verloren viele Verwundete, die größtentheils dem Feinde in die Hände fielen, da bei den ersten Schüssen die zur Aufnahme von Verwundeten bestimmten Bauernwagen entflohen waren. Es bedurfte der ganzen Energie der braven Offiziere, um die junge, nothdürftig eingeübte, fast durchgehends zum ersten Male im Feuer befindliche Mannschaft zusammenzuhalten und der fühlbare Mangel an Geschütz und Reiterei gegen den mit Kartätschen, Granaten und Shrapnels verschwenderischen Feind, sowie Mangel an Unterstützungstruppen bewog den Obersten Dingeldey, nachdem er das Gefecht eine Stunde lang hingehalten hatte, mit seinem rechten Flügel langsam hinter das Dorf zurückzugehen, worauf der Feind noch lebhafter vordringend den linken Flügel auf der alten Bergstraße bis gegen Litzelsachsen zurückdrängte und sogar östlich im Walde Truppen gegen Weinheim vorschob.

Dort war bei den ersten Kanonenschüssen, die man von Großsachsen her hörte, Allarm geschlagen und 4 Compagnien mit 4 Geschützen zur Unterstützung der Avantgarde auf der Chaussee gegen Großsachsen vorgeschickt worden. Der Commandant dieser Truppen, Oberst Weitershausen, stieß in der Nähe von Litzelsachsen auf die sich zurückziehenden Vortruppen.

Während man hier bei Litzelsachsen focht, hatten sich mittlerweile bedeutungsvolle Ereignisse in Heddesheim und Virnheim zugetragen. In Heddesheim stand, wie wir wissen, Oberst von Witzleben, der sich nach dem Gefechte bei Ladenburg dorthin zurückgezogen und bei Virnheim die 1. Brigade, die Generale v. Bechtold und Wachter mit 6 Batterien, 5 Schwadronen und 5 Geschützen.

Oberst von Witzleben, bis Morgens 7 Uhr ohne Befehl, hatte kaum den Kanonendonner gehört, als er beschloß, selbstständig einzuschreiten und seine bereits allarmirten Truppen dem bis jetzt siegreichen Gegner in den Rücken zu führen. Trotz zweier Freischaarencolonnen im Rücken und Flanke warf sich der Oberst auf den Feind, der seinen Anmarsch erst bemerken konnte, als er den Bahndamm überstieg. Unter dem heftigsten Artilleriefeuer drang er gegen den weichenden Feind vor, rückte in zwei Colonnen in Großsachsen ein und hatte durch sein rasches und entschlossenes Manöver die Gegend bis südlich Leutershausen schnell vom Feinde gereinigt. Nicht so energisch waren die Generale von Bechtold und Wachter, die noch immer in Virnheim standen, ängstlich auf Befehle aus dem Hauptquartier Weinheim wartend.

Wenden wir uns nun wieder zum Gefechte des Oberst Dingeldey an der Bergstraße. Mit dem Eintreffen der Verstärkung unter Oberst Weitershausen war das Gefecht zum Stehen und der Feind zum Weichen gebracht, ja Oberst von Weitershausen schickte sich indessen an, Großsachsen zu nehmen, das er vom Feinde besetzt glaubte, da die feindlichen Plänkler noch diesseits des Dorfes hartnäckigen Widerstand leisteten, die freilich nicht wußten, daß die Witz-

[illegible]

[illegible] Längs der Eisenbahn gegen Weinheim [illegible] hatte sich das Gefecht auf der ganzen Linie [illegible]. Niemand hatte es geahnt, daß der [illegible] Feind sich so schnell und keck auf die Hauptverbindungslinie des Postens von Großsachsen mit seiner Reserve in Weinheim werfen würde. Zwar suchte Oberst von Weitershausen Großsachsen mit aller möglichen Anstrengung zu vertheidigen, aber der Angriff des Feindes war so heftig, daß er das Dorf verlassen mußte. Er führte selbst seine Geschütze auf die Chaussee unter dem fortdauernden Feuer einer feindlichen Batterie zurück. Da traf eine Kartätschsalve die Geschütze; die Pferde wurden theilweise verwundet und scheu und warfen das vordere der Geschütze in den Chausseegraben; die Bedienungsmannschaft suchte zwar das Geschütz wieder aufzurichten, fiel aber unter dem Feuer der feindlichen, auf 40 Schritte aus dem hohen Korn hervorbrechenden Plänkler. Ein anderer kecker Haufe drang gegen die Chaussee vor und bemächtigte sich des umgestürzten und bedeckungslosen Geschützes.

Indessen hatte in der Fronte das Gefecht fortgetobt und die Stellung der Reichstruppen schien bald in vereinzelte Positionen und schwankende Bewegungen zu zerfallen, die dem in großen geordneten Massen mit zahlreicher Reiterei und Geschütz vorrückenden Feinde gegenüber ernstliche Besorgniß für die Entscheidung des Tages erregen konnten. Da erfaßte Oberst von Witzleben die Wichtigkeit des Moments, forderte sämmtliche bei Groß- und Hohensachsen stehenden Truppen auf, sich unter sein Commando zu stellen und hinab in die Ebene zu marschiren. Hier hoffte er den Feind zu schlagen und dann die einstweilen preisgegebenen Höhen wieder zu erobern. Er wurde verstärkt durch einige in die Gefechtslinie vorgeschickten Truppen der endlich in Weinheim eingerückten Generale v. Bechtold und Wachter.

Oberst von Witzleben hatte die Gegend, wo der Landgraben die Eisenbahn durchschneidet, zum Sammelpunkte seiner gegen die Ebene vorrückenden Truppen bezeichnet. Er fand an der dammartigen Einfassung dieses Grabens einen der Vertheidigung günstigen Anlehnungspunkt mit freier Aussicht über das Terrain zum Neckar hin. Es vereinigten sich am Landgraben das preußische, kurhessische, 1½ großh. hessisches und ½ nassauisches Bataillon, 4 meck-

lenburgische Schwadronen und 8 Geschütze. Oberst von Witzleben formirte diese Truppen in 2 Treffen und alsbald entwickelte sich eine heftige Kanonade und ein Angriff der Mecklenburger Dragoner auf die badische Reiterei, die in langen Linien anrückte, alsbald aber auseinanderstieb und aus dem Gesichtskreis verschwand. Ihr folgten auch die feindlichen Infanteriemassen im Rückzuge gegen Ladenburg und Schriesheim und das Gefecht war entschieden.

Oberst von Witzleben berichtete in Person den glücklichen Ausgang dem commandirenden General. Die Truppen rasteten etwa 1 Stunde in ihrer Stellung auf dem Schlachtfelde und marschirten dann gegen 2 Uhr Nachmittags nach Weinheim zurück, wo das ganze Corps eine concentrirte Stellung bezog.

Der Verlust des Neckarcorps betrug 12 Todte, 94 Verwundete, 19 Vermißte.

Die Gefechte des 15. und 16. Juni gaben dem Feinde zu den prahlerischen Bulletins mit der Ueberschrift: „Sieg der Unsern an allen Orten unter dem Oberbefehle des Generals Mieroslawski“ Anlaß, obgleich es ihm nicht geglückt war, das Neckarcorps, trotz der vielen, bei den Operationen vorgekommenen Mißgriffe, aus seiner festen Stellung bei Weinheim zu verdrängen. Dazu wurden überall noch die lügenhaftesten Nachrichten zur Erhaltung und Vermehrung der Aufregung verbreitet. „In Darmstadt sei ein Aufstand ausgebrochen, das Schloß in Brand, der Großherzog entflohen, die Insurgenten eingerückt ꝛc.“

Darmstadt selbst gab ein merkwürdiges Bild der Bewegung und des kriegerischen Lebens. Tausende wogten in den Straßen und um den Bahnhof, nach Nachrichten vom Kriegsschauplatz verlangend; Züge von Verwundeten kamen an. Der Brand von Ludwigshafen, der Abends das Firmament erhellte, gab zu den abenteuerlichsten Gerüchten Anlaß. Preußen vom 2. Corps, Infanterie, Artillerie, Husaren füllten die Stadt. Starke Colonnen Bayern aller Waffen zogen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen durch; bis in die tiefe Nacht dauerten die Durchzüge.

Indessen blieb am 17. und 18. das Neckarcorps ruhig in seiner starken Position am Neckar und schob seine Vortruppen etwa bis 1½ Stunden von Weinheim vor. Dieses selbst, einer der reizendsten Punkte der Bergstraße, bot mit diesem kriegerischen Getümmel einen interessanten Anblick. Hessen, Württemberger, Nassauer, Frankfurter drängten sich in buntem Treiben und heiterer Kameradschaftlichkeit auf den Straßen und Plätzen. Ringsum boten Artillerieparks, Bivouaks und Reitertrupps die malerischsten Gruppen. Namentlich bot das Lager der Württemberger, des Bataillons vom 8. Regiment, an einem Hügel vor der Stadt an der Straße nach Heidelberg, mitten in einem üppigen Saatfelde, umgeben von Reben, Mandel- und Obstbäumen, ein überraschendes Bild. Der Geist sämmtlicher Truppen war vortrefflich. Ungeachtet aller Strapazen und Gefahren waren sie frohen Sinnes und voll Kampfesmuth.

7. Gefechte bei Waghäusel, Sinsheim und Ubstadt. Einzug in Carlsruhe.

Indessen waren schon Truppen des Gröben'schen Corps auf dem rechten Flügel des Neckarcorps in Linie gerückt. In der Nacht vom 18. auf den 19. hielten die Generale v. d. Gröben, v. Peucker und v. Schäffer eine Berathung. Mittags um 12 Uhr brach General v. Peucker mit seinem Corps von Weinheim auf und marschirte durch das Birkenauer Thal in den Odenwald. Andern Tags in aller Frühe setzte das Neckarcorps seinen Marsch auf der schlangenförmig die schönen Gebirgsthäler durchschneidenden Chaussee über Weschnitz nach Beerfelden fort. Auf der hohen Bergkuppe jenseits dieses Fleckens, der Wasserscheide zwischen Main und Rhein, bezog die Division Schäffer Nachmittags ein Bivouak, während die Vorhut unter General v. Bechtold zum Angriff gegen Eberbach und Zwingenberg am Neckar hinabrückte, welch erstere Stadt man stark besetzt und verbarrikadirt glaubte, während bei letzterem Orte eines der gefährlichsten und schwierigsten Defileen am Neckar ist. Es galt zunächst, sich dieser Uebergangspunkte zu bemächtigen, die, wie man voraussetzen mußte, der Feind hartnäckig vertheidigen würde. Wider Erwarten stieß man auf keinen Widerstand und ohne Schwertstreich rückte das Gros des Neckarcorps noch diesen Abend nach Eberbach vor und der schöne und schnelle Flankenmarsch des Neckarcorps durch den Odenwald war vollständig gelungen. Niemand hatte ihn geahnt und das Erstaunen der biederen Odenwälder, so plötzlich Reichstruppen in solcher Masse wohlgerüstet und besten Geistes eintreffen zu sehen, war unbeschreiblich groß. Weithin erleuchteten die rothen Wachtfeuer die dunklen Bergkuppen des Odenwaldes.

Den andern Tag hatten die hessischen Pionniere bei Zwingenberg eine Brücke über den Neckar geschlagen, welche die Vorhut und das Hauptquartier sofort passirten, während die Reserve unter General Wachter des andern Tages folgte. Schon am 22. Mittags stand das ganze Peucker'sche Corps vereinigt bei Erbach und hätte am 22. ganz gut in Sinsheim stehen und sich der Rückzugslinie des Feindes bemächtigen können. Statt dessen bezog v. Peucker zweimal Bivouaks bei Neunkirchen und Aglasterhausen und erst Abends spät den 22. rückte die Vorhut gegen Sinsheim.

Dieses Städtchen, an der großen Heerstraße von Heilbronn nach Heidelberg, war von fliehenden Corps der bei Waghäusel unterdessen am 21. geschlagenen Insurgenten besetzt, sowie noch durch starke Zuzüge von der württembergischen Grenze, namentlich Heilbronn her. General von Bechtold vermochte es in der Nacht nicht mehr zu nehmen und ging nach kurzem Gefechte mit den Insurgenten nach Waibstadt zurück und erst am 24. besetzte die Vorhut des Neckarcorps die von den Insurgenten am 23. verlassene Stadt. Das zu späte Eintreffen des Peucker'schen Corps, das der geschlagenen Insurgentenarmee den Rückzug hätte abschneiden sollen und können, ließ die Insurgenten mit ihrem Geschütz und ihrem Raube entkommen und an der Murg eine neue Aufstellung suchen. Hätte das Neckarcorps seine Operationen, die es mit dem

Marsche durch den Odenwald und Neckarübergang so schön begonnen, gegen Sinsheim kräftig fortgesetzt, so wäre die Insurgentenarmee gefangen worden und man brauchte nicht neue Kämpfe an der Murglinie aufzunehmen.

Während am 21. das v. Peucker'sche Corps den Neckar passirte, erlitt das sogenannte „Freiheitsheer" zwischen Philippsburg und Waghäusel eine Niederlage durch das 1. preußische Armeecorps, welches nach schneller Unterwerfung der bayrischen Rheinpfalz am 20. Juni Morgens 3 Uhr über den Rhein gegangen war, was der Feind ruhig hatte geschehen lassen. Bei Philippsburg griff der junge Prinz Friedrich Karl von Preußen mit einer schwachen Reiterabtheilung allzukühn an. Gegen etwa 300 Mann badische Infanterie und 300 Freischaaren der deutsch-polnischen Legion, die sich auf der Chaussee von Philippsburg nach Wiesenthal zurückzogen und Schützenzüge zu beiden Seiten der Straße in den Kornfeldern entwickelt hatten, sprengte der junge Prinz an der Spitze einer Schwadron Husaren an, ward aber durch das heftige gutgezielte Feuer zur Umkehr gezwungen. Er selbst ward verwundet und zwei brave Offiziere getödtet. Am 21. machte der größere Theil des Corps eine Diversion gegen Bruchsal, wo man den Feind vermuthete, aber nicht fand. Dagegen kam es bei Waghäusel, unweit Philippsburg, zum ernsten und entscheidenden Gefechte.

Die preußische Vorhut der 1. Division (2 Bat. 1 Comp. Jäger, 1 Escadron und 2 Geschütze) war am 21. bis Waghäusel vorgeschoben und dort nach 8 Uhr Morgens vom Feinde unter Mieroslawski's Führung mit Uebermacht nachdrücklich angegriffen. So heftig der Angriff auch war, so gelang es der Vorhut doch, den Feind aus Waghäusel hinauszuwerfen und diesen aus wenigen Häusern bestehenden Ort zu besetzen. Zwei Compagnien des 17. Regiments und zwei Jägerzüge besetzten die Zuckerfabrik und ein Zug das Posthaus, der übrige Theil der Vorhut, der Anfangs im Vormarsche blieb, warf sich mit dem größeren Ernste des Gefechts ebenfalls in das Posthaus, die Kirche und den links daran liegenden Garten und Erlenbusch, während die rechts von der Zuckerfabrik aufgefahrenen Geschütze den Feind im Walde beschossen und die Husaren hinter dem Ort in Reserve hielten. Vorerst war nun keine weitere Offensive möglich und man mußte sich begnügen, die Position bis zur Ankunft des Gros zu halten.

Das Schloß von Waghäusel und die zu demselben gehörigen Fabrikgebäude sind von einer massiven, an 7 Fuß hohen Mauer umgeben. In dem inneren Raume finden sich noch mehrere mit Ziegeln gedeckte Schuppen, Remisen und Wirthschaftsgebäude, welche eine genügende Sicherung vor den Kugeln gewähren. Das Ganze bot eine der Vertheidigung sehr günstige Lokalität dar, da aber der Feind sehr bald den dem Schlosse gegenüber liegenden Waldsaum mit einer dichten Masse von Tirailleurs besetzte und ein lebhaftes Feuer begann, so war der Vortheil der Stellung so ziemlich ausgeglichen. Das Feuer wurde mit bedeutender Heftigkeit fortgesetzt, hatte aber keinen besondern Erfolg, da sich der Feind immer sehr gedeckt hielt. In dieser Art währte das Gefecht stundenlang fort. Als das Gros der Armee eintraf, versuchten die

Preußen in die Offensive überzugehen und zweimal stürmten sie mit donnerndem Hurrah gegen den Waldsaum. Allein das heftigste Kugel-, Granaten- und Shrepnelfeuer aus 18 feindlichen Geschützen bestrich den Waldsaum, aus dem ein nicht minder lebhaftes Gewehr- und Büchsenfeuer knatterte. Die preußischen Bataillone wurden von den Kugeln förmlich überschüttet und mußten sich mit starken Verlusten durch das östliche Thor in die Zuckerfabrik zurückziehen. Der Feind seinerseits versuchte, mit zwei geschlossenen Bataillonen stürmend nachzudringen, wurde aber ebenfalls durch ein gutgezieltes Kartätschenfeuer der Geschütze der Vorhut zerstäubt.

So stand das Gefecht gegen Mittags 12 Uhr noch immer unentschieden, als endlich der den Preußen 5—6mal überlegene Feind zum Angriff des Posthauses überging, während gleichzeitig 3 seiner Bataillone im Walde gegen Wiesenthal vordrangen und so die rechte Flanke der Stellung der Preußen gefährdeten. Das Posthaus ward von den Aufständischen erstürmt und als sie endlich mit ihren Truppen in großem Bogen die Philippsburger Chaussee einfaßten und beschossen, mußten sich die rasch hinter Waghäusel gesammelten Bataillone der Preußen unter dem fortwährenden Kartätschenhagel des Feindes zurückziehen.

Der Rückzug geschah in vollständiger Ordnung in zwei Treffen etwa um 12½ Uhr auf Philippsburg zu; der Feind folgte mit allen Waffen aus Waghäusel, wagte aber keinen weiteren Angriff und begnügte sich mit einer bis etwa 5 Uhr anhaltenden Kanonade, die von der preußischen Artillerie erwiedert wurde.

Während hier bei Waghäusel das Waffenglück die Aufständischen begünstigte, wurde ihr linker Flügel gleichzeitig bei Wiesenthal geschlagen. Gegen diesen war der größte Theil der preußischen Armee, insbesondere die 4. Division aus ihrem Bivouak bei Graben nach Bruchsal marschirt.

Während des Marsches vernahm man das heftige Kanonenfeuer des Gefechts der 1. Division bei Waghäusel. Die Marschdirektion wurde daher von Bruchsal nach Hambrücken genommen. Beim Austritt aus dem Walde, welcher in einem Halbkreise die kleine Ebene umgibt, in welcher das Dorf Wiesenthal liegt, wurde von den heransprengenden Uhlanen gemeldet, daß dasselbe vom Feinde besetzt sei. Es mochte 2½ Uhr Nachmittags gewesen sein.

Wiesenthal ist in regelmäßigem Kreuz gebaut; die Dorfstraßen gehen von Südost nach Nordwest. Wo sie sich scheiden, liegt die Kirche auf einem freien Platz; der Kirchhof liegt am nordwestlichen Ausgange des Dorfes. Die Dorfstraßen sind ziemlich gerade. Der südöstliche Eingang und die breite Seite des Dorfes lag vor der Vorhut der Preußen, welche sogleich mit lautem Hurrah in das Dorf eindrangen. Die Häuser rund um die Kirche und diese selbst wurden nach einem heftigen Feuer des Feindes rasch genommen und eine unter Trommelschlag anstürmende starke Colonne desselben so heftig beschossen, daß sie umwenden mußte. Indessen dauerte der Kampf im Dorfe fort und die gänzliche Wegnahme desselben wurde erst um 5 Uhr Abends vollendet, worauf die Truppen vor demselben bivouakirten.

Die geschilderten Gefechte wirkten entmuthigend auf das „Freiheitsheer,“

und alsbald sah man alle Straßen mit Flüchtlingen bedeckt. Sie nahmen ihre Richtung in großen ungeordneten Haufen über Sinsheim, Eppingen und Bretten, während ein anderer Theil rheinaufwärts sich zurückzog. Bei ersteren befand sich Mieroslawski, letztere führte Sznaydo. Den ganzen Tag des 22. Juni dauerte die Retirade durch Sinsheim in wilder Flucht fort. Erst Mittags traf das Geschütz ein und Abends 8 Uhr langten Mieroslawski und Sigel mit ihrem Generalstabe an. Glücklich schlüpften sie dicht an der Vorhut des Peuker'schen Corps vorbei, das endlich Abends 8 Uhr auch ankam, als das oben erwähnte erfolglose Gefecht sich entspann.

Der 21. Juni war der entscheidendste Tag des Feldzugs. Es wurden durch die Gefechte desselben die sehr schwierigen und durch den Flankenmarsch des Neckarcorps unhaltbaren Neckarübergänge bei Heidelberg, Ladenburg und Mannheim dem v. d. Gröben'schen Corps geöffnet und die Vereinigung beider preußischen Armeecorps bewerkstelligt.

Der Prinz von Preußen mit dem Hirschfeldt'schen Corps folgte nun dem geschlagenen Feinde gegen Carlsruhe und Rastatt, in welcher Richtung auch das zweite Corps nachrückte. Am 23. hatte das erste Corps ein Gefecht bei Ubstadt, unweit Stettfeld an der Straße nach Bruchsal, am 24. bei Neudorf und Bruchsal, am 25. nahm es Bruchsal mit Gewalt ein und rückte in die von den Insurgenten verlassene Hauptstadt Carlsruhe ein, die großherzoglichen Behörden wieder herstellend. Die provisorische Regierung war nach Rastatt entflohen, von wo sie bald über Offenburg und Freiburg feldflüchtig wurde und nach der Schweiz entkam.

So war denn der erste Hauptakt dieses unglücklichen Insurrektionskrieges beendigt und der zweite begann. Die Kraft der Insurgenten war gebrochen, sie vollständig entmuthigt und nur der Besitz der Reichsfestung Rastatt gab ihnen noch einigen Halt. Zwar war von äußerster Vertheidigung der Murglinie, dann der Linie der Kinzig und Dreisam, von einem wüthenden Guerillakrieg im Schwarzwalde die Rede; aber, wie wir sehen werden, nirgends hielten die Aufständischen fest und das Volk selbst begann, seinen Beistand ihnen zu versagen. Schon steckte man da und dort weiße, auch badische Fahnen aus, schmückte die Orte mit Blumen und Kränzen, schickte den Truppen Deputationen entgegen und Niemand wollte jetzt an dem Aufstande sich betheiligt haben, Jedermann schuldlos sein. Aber aufrichtig war die so schnelle Sinnesänderung nicht. Aufrichtige Freude sah man hauptsächlich nur in Carlsruhe, wo das Hauptquartier des Prinzen von Preußen war. Die ganze Stadt war mit badischen Fahnen festlich geschmückt, die Straßen wimmelten von Preußen, Infanterie, Artillerie, Kürassieren, Husaren, Uhlanen, unter denen sich die Einwohner friedlich bewegten, froh, wieder frei aufathmen zu können.

* * *

Indessen war der Feind nach der Murg gezogen und hatte sich, zur hartnäckigsten Vertheidigung entschlossen, dort verschanzt. Der Prinz wollte ihn mit allen Streitkräften zumal angreifen und am 28. Juni begannen hiezu die Operationen. Das Neckarcorps sollte in raschem Marsche dem auf Rastatt

und die Murglinie zurückgegangenen und von den beiden preuß. Armeecorps in der Ebene verfolgten Feinde in Flanke und Rücken kommen. Unter den größten Strapazen bei glühender Hitze und erstickendem Staube trat das Neckarcorps am 28. seinen Marsch durch das Albthal an.

8. Flankenmarsch nach der Murg und die Kämpfe an der Murglinie am 29. Juni.

Das Hauptquartier des Neckarcorps war in Herrenalb. Bei großer Hitze und vielem Staube hatte das Corps seinen Flankenmarsch von Ettlingen das romantische Albthal hinauf an der großen Fabrik vorüber, über Marxzell und das ehemalige stattliche Kloster Frauenalb ausgeführt und Herrenalb erreicht. Es war ein ermüdender neunstündiger Marsch und die Truppen ziemlich erschöpft als sie anlangten. Die Vorhut blieb im schönen, frischen Albthale stehen und lagerte diesseits Loffenau, dem letzten württembergischen Orte, dicht an der badischen Grenze, das Gros in und vor Herrenalb, dessen ehrwürdige Klostergebäude der Ruhe und Einsamkeit bestimmt, einen seltsamen Contrast mit Treiben und Waffengetöse verschiedener Truppen (Preußen, Bayern, Churhessen, Großh. Hessen und Nassauer) bildeten, die die Straßen, Plätze und Wiesen mit ihren Pferden und Wagen füllten. Am Abhange eines der Berge, welche das Thal umschließen, wo eine Kaltwasserheilanstalt steht, von deren Giebel eine große deutsche Fahne wehte, hatten die 5 Bataillone der zweiten Brigade gelagert, die aber um 12 Uhr, der 1. Brigade folgend, wieder aufgebrochen waren. Ihre Lagerstätte nahmen alsbald ein Bataillon Nassauer, das hohenzollern-lichtensteiner Bataillon, die mecklenburger Dragoner, eine Schwadron hessischer Chevauxlegers und eine hessische Brückenequipage ein. Schon vor der Ankunft des Neckarcorps waren Herrenalb und Loffenau von neutralen württembergischen Truppen besetzt, die mit ihren neuen Uniformen stark gegen ihre heute durchmarschirenden Kameraden vom 4. und 8. Regimente abstachen, welche die Spuren der letzten Märsche und des langen Entferntseins von der Heimath sichtlich an sich trugen. Im Thale herrschte bald ein reges Leben und ein herrlicher Anblick war es, als Abends die Bivouakfeuer der 1. und 2. Brigade auf den Höhen (des Dobel und bei Rothensol), auf welchen man seit den Kämpfen der Oestreicher gegen die Franzosen keine Truppen mehr gesehen, zum dunklen Himmel emporloderten und die schwarzen Fichtenkuppen der malerisch gruppirten Bergkegel ringsum erhellten.

Der grauende Tag sah die Vorhut des Neckarcorps unter General von Bechtold auf dem Marsche nach dem zwei Stunden entfernten Gernsbach, wo der Feind verbarrikadirt stehen und nun Nachmittags angegriffen werden sollte. Es war auch so. Oberst Blenker mit dem sogenannten pfälzischen Volksheer und der schwäbischen Legion stand hier mit Geschütz zur Vertheidigung dieses wichtigen Uebergangspunktes über die Murg, der die rechte Flanke des Insurgentenheeres deckte. Es war beschlossen worden, gegen Mitternacht

von Rothensol und dem Dobel aufzubrechen und Gernsbach mit Tagesanbruch zu überfallen. Schon waren die Truppen bereit, als Gegenbefehl kam. Der nächtliche Ueberfall mußte aufgegeben werden, da die preußische Division Riesewand, welche die Verbindung des Neckarcorps mit dem 1. Corps durch's Gebirge zu erhalten hatte, bei Michelbach auf feindlichen Widerstand gestoßen war. Daher die Verzögerung. Der Angriff war zunächst der Vorhut aufgetragen. Eine starke Colonne derselben sollte links auf der Weinstraße, eine schwächere rechts über die Höhen Kugelberg und Seckelsklinge vorgehen, von den auf dem Dobel bivouakirenden Brigaden sollte die 1. dem rechten, die 2. dem linken Flügel der Vorhut als Unterstützung folgen. Dicht an der Grenze auf der Straße von Loffenau nach Gernsbach hatte der Feind einen Verhau angelegt, die Wege abgegraben und diesen Posten mit Truppen und Geschütz besetzt. Um 12½ Uhr Nachmittags stießen die beiden Colonnen der Vorhut auf die feindlichen Vorposten, die ihre Positionen — an dem Verhau auf der Hauptstraße — ohne einen Schuß zu thun verließen und nach Gernsbach eilten. Die Artillerie der rechten Colonne, bei der sich der Commandeur der Vorhut General von Bechtold während des ganzen Gefechts aufhielt, und welche aus dem preußischen Bataillon, 1 Zug mecklenburgischer Jäger, welchen 1 Batterie mit 2 kurhessischen Compagnien und 1 Zug Chevauxlegers folgten, bestand, hatte nicht sobald die Höhe des Kugelbergs erreicht, als sie sogleich Position faßte und die im reizenden Thale unten gelegene Stadt beschoß. Die Infanterie ging im Laufe das Thal hinab, das hier sehr breit und sumpfig ist. In Schwärmen eilten die mecklenburgischen Schützen und preußischen Tirailleure voraus, ihnen folgten die Colonnen, die von der feindlichen nordwestlich von Gernsbach aufgefahrenen Artillerie — aber mit wenig Erfolg — beschossen wurden. Das preußische Bataillon unter dem wackeren Major von Stößel rückte auf der Hördtner Straße gegen die Murg und die Vorstadt diesseits des Flusses vor und drang in dieselbe trotz des heftigsten gutgezielten Flintenfeuers des Feindes ein, nachdem die mecklenburgischen Schützen und preußischen Tirailleure, die Patrontasche um den Hals legend, kühn durch die Murg gewatet waren und den Feind zum Weichen gebracht hatten. Die Artillerie unter dem hessischen Hauptmann Becker nahm eine dritte Stellung mit 2 Haubitzen an der unterhalb der Stadt liegenden Sägmühle, mit zwei Kanonen hinter der Mitte der Vorstadt und vier Geschützen in Reserve. Sie unterhielt ein wirksames Feuer gegen die Stadt und die am Bergabhange oberhalb derselben verschanzten Insurgenten. Die Vorstadt stand bald in Flammen.

Während so der Kampf auf dem rechten Flügel sich entspann, waren auch die linke Seitencolonne und die in der Mitte vorrückenden Truppen mittlerweile in's Gefecht gekommen. Die Artillerie der 2. Brigade (4 hessische Fußgeschütze unter Oberlieut. Lichtenberg) feuerte äußerst wirksam gegen das oberhalb Gernsbach's Scheuern gegenüberliegende Badhaus und die obere Mühle und erleichterte so das Vordringen der (aus einem bayerischen Jägerbataillon, einem nassauischen Bataillon und 1 Zug mecklenburg. Jäger unter Oberst Weiß-

Der Verlust der Truppen war, die verhängnißvolle Lage derselben in Betracht gezogen, gering, indem er nur 78 Mann betrug, der Verlust des Feindes blieb unbekannt.

Am Abende glänzten die Bivouacfeuer des Neckarcorps, das 18 Bataillone, 8 Schwadronen und 23 Geschütze stark war, um Weinheim, Großsachsen, Heddesheim, Viernheim, Beerfelden und Hirschhorn und die ermüdeten Truppen stärkten sich durch Schlaf und Lebensmittel, um am folgenden Tage auf's Neue in heißen Kampf zu ziehen.

6. Der Kampf an der Bergstraße am 16. Juni.

Der Kampf des 15. hatte die Truppen ermüdet und der junge Tag weckte sie wieder zu neuen Anstrengungen. Mieroslawski hatte die Nacht benützt, einen Angriff auf das Neckarcorps vorzubereiten und beschloß diesen um so rascher und kräftiger auszuführen, als das zweite preußische Armeecorps zu dessen Unterstützung herannahte und der Prinz von Preußen mit dem ersten Armeecorps seine Bewegung gegen Speyer und Germersheim fortsetzte und Mannheim nur noch beschoß, um die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen. Mieroslawski hoffte so, zuerst das Neckarcorps zu vernichten oder wenigstens aus badischem Gebiete zu treiben und dann sich auf den vom Rhein heranrückenden Prinzen von Preußen zu werfen. Zu diesem Zwecke ließ Mieroslawski den bei Käferthal bivouakirenden Oberst Oborski in der Nacht gegen Heddesheim aufbrechen. Die Division Beckert ließ er von Ladenburg etwas zurückgehen, um den General Peucker in den Winkel zwischen dem Neckar und dem Gebirge hereinzulocken. Mieroslawski selbst rückte mit seiner Division von Heidelberg rasch über Schriesheim gegen Leutershausen vor. Die Volkswehren Beckers sollten gegen rechte Flanke und Rücken des Neckarcorps wirken.

Der Schauplatz des Kampfes vom 16. Juni war längs der Heidelberger Chaussee südlich von Weinheim, in und um Großsachsen bis gegen das südlich daran gelegene Dorf Leutershausen, 1½ Stunden von Weinheim. Das westlich der Chaussee gelegene vollkommen ebene Terrain wird von der Eisenbahn durchschnitten, welche anfangs von Weinheim an auf einem hohen, dann aber nur einige Fuß hohen Damm, oder mit dem Boden gleich lauft. Westlich der Eisenbahn ist Acker- und Wiesenland ohne Bäume; nur Großsachsen ist mit Obstbäumen dicht umgeben, welche sich auch längs der Straßen finden. Das alte Neckarbett zieht sich westlich an jenem Gelände hin. Südwestlich gibt die dammartige Einfassung des Landgrabens tüchtige Anhaltspunkte für die Vertheidigung. Oestlich der Bahn erhebt sich das Gelände und steigt von der von Weinheim kommenden alten Bergstraße an, längs welcher hin die Dörfer Lützelsachsen, Hohensachsen, Großsachsen und Leutershausen liegen, zu den mit Wein und Gehölz bepflanzten sehr durchschnittenen Hügeln und Bergkuppen, welche den Odenwald von der Bergstraße und Rheinebene scheiden. Kleine Bäche durchrieseln dieses Terrain und fließen nordwestlich der Weschnitz zu. Wesentliche Terrainhindernisse bestehen nicht, nur trat das hohe Korn öfters hindernd in den Weg.

Schon Morgens 6 Uhr griff Mieroslawski mit überlegener Macht und zahlreicher Artillerie in mehreren Colonnen von Schriesheim her Großsachsen an und überraschte das Neckarcorps, dessen Truppen, obgleich rasch allarmirt, ohne Artillerie- und Reiterei dem überlegenen und lebhaft eindringenden Feind nicht zu widerstehen vermochten. Sie verloren viele Verwundete, die größtentheils dem Feinde in die Hände fielen, da bei den ersten Schüssen die zur Aufnahme von Verwundeten bestimmten Bauernwagen entflohen waren. Es bedurfte der ganzen Energie der braven Offiziere, um die junge, nothdürftig eingeübte, fast durchgehends zum ersten Male im Feuer befindliche Mannschaft zusammenzuhalten und der fühlbare Mangel an Geschütz und Reiterei gegen den mit Kartätschen, Granaten und Shrapnels verschwenderischen Feind, sowie Mangel an Unterstützungstruppen bewog den Obersten Dingeldey, nachdem er das Gefecht eine Stunde lang hingehalten hatte, mit seinem rechten Flügel langsam hinter das Dorf zurückzugehen, worauf der Feind noch lebhafter vordringend den linken Flügel auf der alten Bergstraße bis gegen Litzelsachsen zurückdrängte und sogar östlich im Walde Truppen gegen Weinheim vorschob.

Dort war bei den ersten Kanonenschüssen, die man von Großsachsen her hörte, Allarm geschlagen und 4 Compagnien mit 4 Geschützen zur Unterstützung der Avantgarde auf der Chaussee gegen Großsachsen vorgeschickt worden. Der Commandant dieser Truppen, Oberst Weitershausen, stieß in der Nähe von Litzelsachsen auf die sich zurückziehenden Vortruppen.

Während man hier bei Litzelsachsen focht, hatten sich mittlerweile bedeutungsvolle Ereignisse in Heddesheim und Virnheim zugetragen. In Heddesheim stand, wie wir wissen, Oberst von Witzleben, der sich nach dem Gefechte bei Ladenburg dorthin zurückgezogen und bei Virnheim die 1. Brigade, die Generale v. Bechtold und Wachter mit 6 Batterien, 5 Schwadronen und 5 Geschützen.

Oberst von Witzleben, bis Morgens 7 Uhr ohne Befehl, hatte kaum den Kanonendonner gehört, als er beschloß, selbstständig einzuschreiten und seine bereits allarmirten Truppen dem bis jetzt siegreichen Gegner in den Rücken zu führen. Trotz zweier Freischaarencolonnen im Rücken und Flanke warf sich der Oberst auf den Feind, der seinen Anmarsch erst bemerken konnte, als er den Bahndamm überstieg. Unter dem heftigsten Artilleriefeuer drang er gegen den weichenden Feind vor, rückte in zwei Colonnen in Großsachsen ein und hatte durch sein rasches und entschlossenes Manöver die Gegend bis südlich Leutershausen schnell vom Feinde gereinigt. Nicht so energisch waren die Generale von Bechtold und Wachter, die noch immer in Virnheim standen, ängstlich auf Befehle aus dem Hauptquartier Weinheim wartend.

Wenden wir uns nun wieder zum Gefechte des Oberst Dingeldey an der Bergstraße. Mit dem Eintreffen der Verstärkung unter Oberst Weitershausen war das Gefecht zum Stehen und der Feind zum Weichen gebracht, ja Oberst von Weitershausen schickte sich indessen an, Großsachsen zu nehmen, das er vom Feinde besetzt glaubte, da die feindlichen Plänkler noch diesseits des Dorfes hartnäckigen Widerstand leisteten, die freilich nicht wußten, daß die Witz-

leben'schen Colonnen bereits in ihrem Rücken im Dorfe standen. Als daher Oberst von Weitershausen den Sturm ausführte, stieß er mitten im Orte auf der Brücke — statt auf Freischaaren — auf ein preußisches und kurhessisches Bataillon, die er vorher aus 2 Geschützen hatte beschießen lassen. Das Mißverständniß war bald gelöst, der Feind gewichen, die Position in Händen der Truppen des Neckarcorps. Man hielt das Schicksal des Tages für entschieden und es trat eine Waffenruhe von etwa ³/₄ Stunden ein.

Der Feind hatte indessen seine Streitkräfte in eine Terrainmulde südlich von Leutershausen concentrirt und drohte von Neuem in der Fronte und rechten Flanke anzugreifen. In dem baumreichen Felde zwischen Chaussee und Eisenbahn auf der Höhe von Großsachsen zeigten sich alsbald viele Freischaaren, die sich im Korn und Buschwerk bargen, und bald erblickte man auch starke feindliche Colonnen, von zahlreicher Reiterei begleitet, längs der Eisenbahn gegen Weinheim vorrückend. Eine Viertelstunde darauf hatte sich das Gefecht auf der ganzen Linie erneuert. Niemand hatte es geahnt, daß der kaum erst vertriebene Feind sich so schnell und keck auf die Hauptverbindungslinie des Postens von Großsachsen mit seiner Reserve in Weinheim werfen würde. Zwar suchte Oberst von Weitershausen Großsachsen mit aller möglicher Anstrengung zu vertheidigen, aber der Angriff des Feindes war so heftig, daß er das Dorf verlassen mußte. Er führte selbst seine Geschütze auf die Chaussee unter dem fortdauernden Feuer einer feindlichen Batterie zurück. Da traf eine Kartätschsalve die Geschütze; die Pferde wurden theilweise verwundet und scheu und warfen das vordere der Geschütze in den Chausseegraben; die Bedienungsmannschaft suchte zwar das Geschütz wieder aufzurichten, fiel aber unter dem Feuer der feindlichen, auf 40 Schritte aus dem hohen Korn hervorbrechenden Plänkler. Ein anderer kecker Haufe drang gegen die Chaussee vor und bemächtigte sich des umgestürzten und bedeckungslosen Geschützes.

Indessen hatte in der Fronte das Gefecht fortgetobt und die Stellung der Reichstruppen schien bald in vereinzelte Positionen und schwankende Bewegungen zu zerfallen, die dem in großen geordneten Massen mit zahlreicher Reiterei und Geschütz vorrückenden Feinde gegenüber ernstliche Besorgniß für die Entscheidung des Tages erregen konnten. Da erfaßte Oberst von Witzleben die Wichtigkeit des Moments, forderte sämmtliche bei Groß- und Hohensachsen stehenden Truppen auf, sich unter sein Commando zu stellen und hinab in die Ebene zu marschiren. Hier hoffte er den Feind zu schlagen und dann die einstweilen preisgegebenen Höhen wieder zu erobern. Er wurde verstärkt durch einige in die Gefechtslinie vorgeschickten Truppen der endlich in Weinheim eingerückten Generale v. Bechtold und Wachter.

Oberst von Witzleben hatte die Gegend, wo der Landgraben die Eisenbahn durchschneidet, zum Sammelpunkte seiner gegen die Ebene vorrückenden Truppen bezeichnet. Er fand an der dammartigen Einfassung dieses Grabens einen der Vertheidigung günstigen Anlehnungspunkt mit freier Aussicht über das Terrain zum Neckar hin. Es vereinigten sich am Landgraben das preußische, kurhessische, 1¹/₂ großh. hessisches und ¹/₂ nassauisches Bataillon, 4 meck-

lenburgische Schwadronen und 8 Geschütze. Oberst von Witzleben formirte diese Truppen in 2 Treffen und alsbald entwickelte sich eine heftige Kanonade und ein Angriff der Mecklenburger Dragoner auf die badische Reiterei, die in langen Linien anrückte, alsbald aber auseinanderstieb und aus dem Gesichtskreis verschwand. Ihr folgten auch die feindlichen Infanteriemassen im Rückzuge gegen Ladenburg und Schriesheim und das Gefecht war entschieden.

Oberst von Witzleben berichtete in Person den glücklichen Ausgang dem commandirenden General. Die Truppen rasteten etwa 1 Stunde in ihrer Stellung auf dem Schlachtfelde und marschirten dann gegen 2 Uhr Nachmittags nach Weinheim zurück, wo das ganze Corps eine concentrirte Stellung bezog.

Der Verlust des Neckarcorps betrug 12 Todte, 94 Verwundete, 19 Vermißte.

Die Gefechte des 15. und 16. Juni gaben dem Feinde zu den prahlerischen Bulletins mit der Ueberschrift: „Sieg der Unsern an allen Orten unter dem Oberbefehle des Generals Mieroslawski“ Anlaß, obgleich es ihm nicht geglückt war, das Neckarcorps, trotz der vielen, bei den Operationen vorgekommenen Mißgriffe, aus seiner festen Stellung bei Weinheim zu verdrängen. Dazu wurden überall noch die lügenhaftesten Nachrichten zur Erhaltung und Vermehrung der Aufregung verbreitet. „In Darmstadt sei ein Aufstand ausgebrochen, das Schloß in Brand, der Großherzog entflohen, die Insurgenten eingerückt &c.“

Darmstadt selbst gab ein merkwürdiges Bild der Bewegung und des kriegerischen Lebens. Tausende wogten in den Straßen und um den Bahnhof, nach Nachrichten vom Kriegsschauplatz verlangend; Züge von Verwundeten kamen an. Der Brand von Ludwigshafen, der Abends das Firmament erhellte, gab zu den abenteuerlichsten Gerüchten Anlaß. Preußen vom 2. Corps, Infanterie, Artillerie, Husaren füllten die Stadt. Starke Colonnen Bayern aller Waffen zogen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen durch; bis in die tiefe Nacht dauerten die Durchzüge.

Indessen blieb am 17. und 18. das Neckarcorps ruhig in seiner starken Position am Neckar und schob seine Vortruppen etwa bis 1½ Stunden von Weinheim vor. Dieses selbst, einer der reizendsten Punkte der Bergstraße, bot mit diesem kriegerischen Getümmel einen interessanten Anblick. Hessen, Württemberger, Nassauer, Frankfurter drängten sich in buntem Treiben und heiterer Kameradschaftlichkeit auf den Straßen und Plätzen. Ringsum boten Artillerieparks, Bivouaks und Reitertrupps die malerischsten Gruppen. Namentlich bot das Lager der Württemberger, des Bataillons vom 8. Regiment, an einem Hügel vor der Stadt an der Straße nach Heidelberg, mitten in einem üppigen Saatfelde, umgeben von Reben, Mandel- und Obstbäumen, ein überraschendes Bild. Der Geist sämmtlicher Truppen war vortrefflich. Ungeachtet aller Strapazen und Gefahren waren sie frohen Sinnes und voll Kampfesmuth.

7. Gefechte bei Waghäusel, Sinsheim und Abstadt. Einzug in Carlsruhe.

Indessen waren schon Truppen des Gröben'schen Corps auf dem rechten Flügel des Neckarcorps in Linie gerückt. In der Nacht vom 18. auf den 19. hielten die Generale v. d. Gröben, v. Peucker und v. Schäffer eine Berathung. Mittags um 12 Uhr brach General v. Peucker mit seinem Corps von Weinheim auf und marschirte durch das Birkenauer Thal in den Odenwald. Andern Tags in aller Frühe setzte das Neckarcorps seinen Marsch auf der schlangenförmig die schönen Gebirgsthäler durchschneidenden Chaussee über Weschnitz nach Beerfelden fort. Auf der hohen Bergkuppe jenseits dieses Fleckens, der Wasserscheide zwischen Main und Rhein, bezog die Division Schäffer Nachmittags ein Bivouak, während die Vorhut unter General v. Bechtold zum Angriff gegen Eberbach und Zwingenberg am Neckar hinabrückte, welch erstere Stadt man stark besetzt und verbarrikadirt glaubte, während bei letzterem Orte eines der gefährlichsten und schwierigsten Defileen am Neckar ist. Es galt zunächst, sich dieser Uebergangspunkte zu bemächtigen, die, wie man voraussetzen mußte, der Feind hartnäckig vertheidigen würde. Wider Erwarten stieß man auf keinen Widerstand und ohne Schwertstreich rückte das Gros des Neckarcorps noch diesen Abend nach Eberbach vor und der schöne und schnelle Flankenmarsch des Neckarcorps durch den Odenwald war vollständig gelungen. Niemand hatte ihn geahnt und das Erstaunen der biederen Odenwälder, so plötzlich Reichstruppen in solcher Masse wohlgerüstet und besten Geistes eintreffen zu sehen, war unbeschreiblich groß. Weithin erleuchteten die rothen Wachtfeuer die dunklen Bergkuppen des Odenwaldes.

Den andern Tag hatten die hessischen Pionniere bei Zwingenberg eine Brücke über den Neckar geschlagen, welche die Vorhut und das Hauptquartier sofort passirten, während die Reserve unter General Wachter des andern Tages folgte. Schon am 22. Mittags stand das ganze Peucker'sche Corps vereinigt bei Erbach und hätte am 22. ganz gut in Sinsheim stehen und sich der Rückzugslinie des Feindes bemächtigen können. Statt dessen bezog v. Peucker zweimal Bivouaks bei Neunkirchen und Aglasterhausen und erst Abends spät den 22. rückte die Vorhut gegen Sinsheim.

Dieses Städtchen, an der großen Heerstraße von Heilbronn nach Heidelberg, war von fliehenden Corps der bei Waghäusel unterdessen am 21. geschlagenen Insurgenten besetzt, sowie noch durch starke Zuzüge von der württembergischen Grenze, namentlich Heilbronn her. General von Bechtold vermochte es in der Nacht nicht mehr zu nehmen und ging nach kurzem Gefechte mit den Insurgenten nach Waibstadt zurück und erst am 24. besetzte die Vorhut des Neckarcorps die von den Insurgenten am 23. verlassene Stadt. Das zu späte Eintreffen des Peucker'schen Corps, das der geschlagenen Insurgentenarmee den Rückzug hätte abschneiden sollen und können, ließ die Insurgenten mit ihrem Geschütz und ihrem Raube entkommen und an der Murg eine neue Aufstellung suchen. Hätte das Neckarcorps seine Operationen, die es mit dem

Marsche durch den Odenwald und Neckarübergang so schön begonnen, gegen Sinsheim kräftig fortgesetzt, so wäre die Insurgentenarmee gefangen worden und man brauchte nicht neue Kämpfe an der Murglinie aufzunehmen.

Während am 21. das v. Peucker'sche Corps den Neckar passirte, erlitt das sogenannte „Freiheitsheer“ zwischen Philippsburg und Waghäusel eine Niederlage durch das 1. preußische Armeecorps, welches nach schneller Unterwerfung der bayrischen Rheinpfalz am 20. Juni Morgens 3 Uhr über den Rhein gegangen war, was der Feind ruhig hatte geschehen lassen. Bei Philippsburg griff der junge Prinz Friedrich Karl von Preußen mit einer schwachen Reiterabtheilung allzukühn an. Gegen etwa 300 Mann badische Infanterie und 300 Freischaaren der deutsch-polnischen Legion, die sich auf der Chaussee von Philippsburg nach Wiesenthal zurückzogen und Schützenzüge zu beiden Seiten der Straße in den Kornfeldern entwickelt hatten, sprengte der junge Prinz an der Spitze einer Schwadron Husaren an, ward aber durch das heftige gutgezielte Feuer zur Umkehr gezwungen. Er selbst ward verwundet und zwei brave Offiziere getödtet. Am 21. machte der größere Theil des Corps eine Diversion gegen Bruchsal, wo man den Feind vermuthete, aber nicht fand. Dagegen kam es bei Waghäusel, unweit Philippsburg, zum ernsten und entscheidenden Gefechte.

Die preußische Vorhut der 1. Division (2 Bat. 1 Comp. Jäger, 1 Escadron und 2 Geschütze) war am 21. bis Waghäusel vorgeschoben und dort nach 8 Uhr Morgens vom Feinde unter Mieroslawski's Führung mit Uebermacht nachdrücklich angegriffen. So heftig der Angriff auch war, so gelang es der Vorhut doch, den Feind aus Waghäusel hinauszuwerfen und diesen aus wenigen Häusern bestehenden Ort zu besetzen. Zwei Compagnien des 17. Regiments und zwei Jägerzüge besetzten die Zuckerfabrik und ein Zug das Posthaus, der übrige Theil der Vorhut, der Anfangs im Vormarsche blieb, warf sich mit dem größeren Ernste des Gefechts ebenfalls in das Posthaus, die Kirche und den links daran liegenden Garten und Erlenbusch, während die rechts von der Zuckerfabrik aufgefahrenen Geschütze den Feind im Walde beschossen und die Husaren hinter dem Ort in Reserve hielten. Vorerst war nun keine weitere Offensive möglich und man mußte sich begnügen, die Position bis zur Ankunft des Gros zu halten.

Das Schloß von Waghäusel und die zu demselben gehörigen Fabrikgebäude sind von einer massiven, an 7 Fuß hohen Mauer umgeben. In dem inneren Raume finden sich noch mehrere mit Ziegeln gedeckte Schuppen, Remisen und Wirthschaftsgebäude, welche eine genügende Sicherung vor den Kugeln gewähren. Das Ganze bot eine der Vertheidigung sehr günstige Lokalität dar, da aber der Feind sehr bald den dem Schlosse gegenüber liegenden Waldsaum mit einer dichten Masse von Tirailleurs besetzte und ein lebhaftes Feuer begann, so war der Vortheil der Stellung so ziemlich ausgeglichen. Das Feuer wurde mit bedeutender Heftigkeit fortgesetzt, hatte aber keinen besondern Erfolg, da sich der Feind immer sehr gedeckt hielt. In dieser Art währte das Gefecht stundenlang fort. Als das Gros der Armee eintraf, versuchten die

Preußen in die Offensive übergegangen und zweimal stürmten sie mit donnerndem Hurrah gegen den Waldsaum. Allein das heftigste Kugel-, Granaten- und Shrapnelfeuer aus 18 feindlichen Geschützen bestrich den Waldsaum, aus dem ein nicht minder lebhaftes Gewehr- und Büchsenfeuer knatterte. Die preußischen Bataillone wurden von den Kugeln förmlich überschüttet und mußten sich mit starken Verlusten durch das östliche Thor in die Zuckerfabrik zurückziehen. Der Feind seinerseits versuchte, mit zwei geschlossenen Bataillonen stürmend nachzudringen, wurde aber ebenfalls durch ein gutgezieltes Kartätschenfeuer der Geschütze der Vorhut zerstäubt.

So stand das Gefecht gegen Mittags 12 Uhr noch immer unentschieden, als endlich der den Preußen 5—6mal überlegene Feind zum Angriff des Posthauses überging, während gleichzeitig 3 seiner Bataillone im Walde gegen Wiesenthal vordrangen und so die rechte Flanke der Stellung der Preußen gefährdeten. Das Posthaus ward von den Aufständischen erstürmt und als sie endlich mit ihren Truppen in großem Bogen die Philippsburger Chaussee einfaßten und beschossen, mußten sich die rasch hinter Waghäusel gesammelten Bataillone der Preußen unter dem fortwährenden Kartätschenhagel des Feindes zurückziehen.

Der Rückzug geschah in vollständiger Ordnung in zwei Treffen etwa um 12½ Uhr auf Philippsburg zu; der Feind folgte mit allen Waffen aus Waghäusel, wagte aber keinen weiteren Angriff und begnügte sich mit einer bis etwa 5 Uhr anhaltenden Kanonade, die von der preußischen Artillerie erwiedert wurde.

Während hier bei Waghäusel das Waffenglück die Aufständischen begünstigte, wurde ihr linker Flügel gleichzeitig bei Wiesenthal geschlagen. Gegen diesen war der größte Theil der preußischen Armee, insbesondere die 4. Division aus ihrem Bivouak bei Graben nach Bruchsal marschirt.

Während des Marsches vernahm man das heftige Kanonenfeuer des Gefechts der 1. Division bei Waghäusel. Die Marschdirektion wurde daher von Bruchsal nach Hambrücken genommen. Beim Austritt aus dem Walde, welcher in einem Halbkreise die kleine Ebene umgibt, in welcher das Dorf Wiesenthal liegt, wurde von den heransprengenden Uhlanen gemeldet, daß dasselbe vom Feinde besetzt sei. Es mochte 2½ Uhr Nachmittags gewesen sein.

Wiesenthal ist in regelmäßigem Kreuz gebaut; die Dorfstraßen gehen von Südost nach Nordwest. Wo sie sich scheiden, liegt die Kirche auf einem freien Platz; der Kirchhof liegt am nordwestlichen Ausgange des Dorfes. Die Dorfstraßen sind ziemlich gerade. Der südöstliche Eingang und die breite Seite des Dorfes lag vor der Vorhut der Preußen, welche sogleich mit lautem Hurrah in das Dorf eindrangen. Die Häuser rund um die Kirche und diese selbst wurden nach einem heftigen Feuer des Feindes rasch genommen und eine unter Trommelschlag anstürmende starke Colonne desselben so heftig beschossen, daß sie umwenden mußte. Indessen dauerte der Kampf im Dorfe fort und die gänzliche Wegnahme desselben wurde erst um 5 Uhr Abends vollendet, worauf die Truppen vor demselben bivouakirten.

Die geschilderten Gefechte wirkten entmuthigend auf das „Freiheitsheer,“

und alsbald sah man alle Straßen mit Flüchtlingen bedeckt. Sie nahmen ihre Richtung in großen ungeordneten Haufen über Sinsheim, Eppingen und Bretten, während ein anderer Theil rheinaufwärts sich zurückzog. Bei ersteren befand sich Mieroslawski, letztere führte Sznaydo. Den ganzen Tag des 22. Juni dauerte die Retirade durch Sinsheim in wilder Flucht fort. Erst Mittags traf das Geschütz ein und Abends 8 Uhr langten Mieroslawski und Sigel mit ihrem Generalstabe an. Glücklich schlüpften sie dicht an der Vorhut des Peuker'schen Corps vorbei, das endlich Abends 8 Uhr auch ankam, als das oben erwähnte erfolglose Gefecht sich entspann.

Der 21. Juni war der entscheidendste Tag des Feldzugs. Es wurden durch die Gefechte desselben die sehr schwierigen und durch den Flankenmarsch des Neckarcorps unhaltbaren Neckarübergänge bei Heidelberg, Ladenburg und Mannheim dem v. d. Gröben'schen Corps geöffnet und die Vereinigung beider preußischen Armeecorps bewerkstelligt.

Der Prinz von Preußen mit dem Hirschfeldt'schen Corps folgte nun dem geschlagenen Feinde gegen Carlsruhe und Rastatt, in welcher Richtung auch das zweite Corps nachrückte. Am 23. hatte das erste Corps ein Gefecht bei Ubstadt, unweit Stettfeld an der Straße nach Bruchsal, am 24. bei Neudorf und Bruchsal, am 25. nahm es Bruchsal mit Gewalt ein und rückte in die von den Insurgenten verlassene Hauptstadt Carlsruhe ein, die großherzoglichen Behörden wieder herstellend. Die provisorische Regierung war nach Rastatt entflohen, von wo sie bald über Offenburg und Freiburg feldflüchtig wurde und nach der Schweiz entkam.

So war denn der erste Hauptakt dieses unglücklichen Insurrektionskrieges beendigt und der zweite begann. Die Kraft der Insurgenten war gebrochen, sie vollständig entmuthigt und nur der Besitz der Reichsfestung Rastatt gab ihnen noch einigen Halt. Zwar war von äußerster Vertheidigung der Murglinie, dann der Linie der Kinzig und Dreisam, von einem wüthenden Guerillakrieg im Schwarzwalde die Rede; aber, wie wir sehen werden, nirgends hielten die Aufständischen fest und das Volk selbst begann, seinen Beistand ihnen zu versagen. Schon steckte man da und dort weiße, auch badische Fahnen aus, schmückte die Orte mit Blumen und Kränzen, schickte den Truppen Deputationen entgegen und Niemand wollte jetzt an dem Aufstande sich betheiligt haben, Jedermann schuldlos sein. Aber aufrichtig war die so schnelle Sinnesänderung nicht. Aufrichtige Freude sah man hauptsächlich nur in Carlsruhe, wo das Hauptquartier des Prinzen von Preußen war. Die ganze Stadt war mit badischen Fahnen festlich geschmückt, die Straßen wimmelten von Preußen, Infanterie, Artillerie, Kürassieren, Husaren, Uhlanen, unter denen sich die Einwohner friedlich bewegten, froh, wieder frei aufathmen zu können.

* * *

Indessen war der Feind nach der Murg gezogen und hatte sich, zur hartnäckigsten Vertheidigung entschlossen, dort verschanzt. Der Prinz wollte ihn mit allen Streitkräften zumal angreifen und am 28. Juni begannen hiezu die Operationen. Das Neckarcorps sollte in raschem Marsche dem auf Rastatt

und die Murglinie zurückgegangenen und von den beiden preuß. Armeecorps in der Ebene verfolgten Feinde in Flanke und Rücken kommen. Unter den größten Strapazen bei glühender Hitze und erstickendem Staube trat das Neckarcorps am 28. seinen Marsch durch das Albthal an.

8. Flankenmarsch nach der Murg und die Kämpfe an der Murglinie am 29. Juni.

Das Hauptquartier des Neckarcorps war in Herrenalb. Bei großer Hitze und vielem Staube hatte das Corps seinen Flankenmarsch von Ettlingen das romantische Albthal hinauf an der großen Fabrik vorüber, über Marxzell und das ehemalige stattliche Kloster Frauenalb ausgeführt und Herrenalb erreicht. Es war ein ermüdender neunstündiger Marsch und die Truppen ziemlich erschöpft als sie anlangten. Die Vorhut blieb im schönen, frischen Albthale stehen und lagerte diesseits Loffenau, dem letzten württembergischen Orte, dicht an der badischen Grenze, das Gros in und vor Herrenalb, dessen ehrwürdige Klostergebäude der Ruhe und Einsamkeit bestimmt, einen seltsamen Contrast mit Treiben und Waffengetöse verschiedener Truppen (Preußen, Bayern, Churhessen, Großh. Hessen und Nassauer) bildeten, die die Straßen, Plätze und Wiesen mit ihren Pferden und Wagen füllten. Am Abhange eines der Berge, welche das Thal umschließen, wo eine Kaltwasserheilanstalt steht, von deren Giebel eine große deutsche Fahne wehte, hatten die 5 Bataillone der zweiten Brigade gelagert, die aber um 12 Uhr, der 1. Brigade folgend, wieder aufgebrochen waren. Ihre Lagerstätte nahmen alsbald ein Bataillon Nassauer, das hohenzollern-lichtensteiner Bataillon, die mecklenburger Dragoner, eine Schwadron hessischer Chevauxlegers und eine hessische Brückenequipage ein. Schon vor der Ankunft des Neckarcorps waren Herrenalb und Loffenau von neutralen württembergischen Truppen besetzt, die mit ihren neuen Uniformen stark gegen ihre heute durchmarschirenden Kameraden vom 4. und 8. Regimente abstachen, welche die Spuren der letzten Märsche und des langen Entferntseins von der Heimath sichtlich an sich trugen. Im Thale herrschte bald ein reges Leben und ein herrlicher Anblick war es, als Abends die Bivouakfeuer der 1. und 2. Brigade auf den Höhen (des Dobel und bei Rothensol), auf welchen man seit den Kämpfen der Oestreicher gegen die Franzosen keine Truppen mehr gesehen, zum dunklen Himmel emporloderten und die schwarzen Fichtenkuppen der malerisch gruppirten Bergkegel ringsum erhellten.

Der grauende Tag sah die Vorhut des Neckarcorps unter General von Bechtold auf dem Marsche nach dem zwei Stunden entfernten Gernsbach, wo der Feind verbarrikadirt stehen und nun Nachmittags angegriffen werden sollte. Es war auch so. Oberst Blenker mit dem sogenannten pfälzischen Volksheer und der schwäbischen Legion stand hier mit Geschütz zur Vertheidigung dieses wichtigen Uebergangspunktes über die Murg, der die rechte Flanke des Insurgentenheeres deckte. Es war beschlossen worden, gegen Mitternacht

von Rothensol und dem Dobel aufzubrechen und Gernsbach mit Tagesanbruch zu überfallen. Schon waren die Truppen bereit, als Gegenbefehl kam. Der nächtliche Ueberfall mußte aufgegeben werden, da die preußische Division Niesewand, welche die Verbindung des Neckarcorps mit dem 1. Corps durch's Gebirge zu erhalten hatte, bei Michelbach auf feindlichen Widerstand gestoßen war. Daher die Verzögerung. Der Angriff war zunächst der Vorhut aufgetragen. Eine starke Colonne derselben sollte links auf der Weinstraße, eine schwächere rechts über die Höhen Kugelberg und Seckelsklinge vorgehen, von den auf dem Dobel bivouakirenden Brigaden sollte die 1. dem rechten, die 2. dem linken Flügel der Vorhut als Unterstützung folgen. Dicht an der Grenze auf der Straße von Loffenau nach Gernsbach hatte der Feind einen Verhau angelegt, die Wege abgegraben und diesen Posten mit Truppen und Geschütz besetzt. Um 12½ Uhr Nachmittags stießen die beiden Colonnen der Vorhut auf die feindlichen Vorposten, die ihre Positionen — an dem Verhau auf der Hauptstraße — ohne einen Schuß zu thun verließen und nach Gernsbach eilten. Die Artillerie der rechten Colonne, bei der sich der Commandeur der Vorhut General von Bechtold während des ganzen Gefechts aufhielt, und welche aus dem preußischen Bataillon, 1 Zug mecklenburgischer Jäger, welchen 1 Batterie mit 2 kurhessischen Compagnien und 1 Zug Chevauxlegers folgten, bestand, hatte nicht sobald die Höhe des Kugelbergs erreicht, als sie sogleich Position faßte und die im reizenden Thale unten gelegene Stadt beschoß. Die Infanterie ging im Laufe das Thal hinab, das hier sehr breit und sumpfig ist. In Schwärmen eilten die mecklenburgischen Schützen und preußischen Tirailleure voraus, ihnen folgten die Colonnen, die von der feindlichen nordwestlich von Gernsbach aufgefahrenen Artillerie — aber mit wenig Erfolg — beschossen wurden. Das preußische Bataillon unter dem wackeren Major von Stößel rückte auf der Hördtner Straße gegen die Murg und die Vorstadt diesseits des Flusses vor und drang in dieselbe trotz des heftigsten gutgezielten Flintenfeuers des Feindes ein, nachdem die mecklenburgischen Schützen und preußischen Tirailleure, die Patrontasche um den Hals legend, kühn durch die Murg gewatet waren und den Feind zum Weichen gebracht hatten. Die Artillerie unter dem hessischen Hauptmann Becker nahm eine dritte Stellung mit 2 Haubitzen an der unterhalb der Stadt liegenden Sägmühle, mit zwei Kanonen hinter der Mitte der Vorstadt und vier Geschützen in Reserve. Sie unterhielt ein wirksames Feuer gegen die Stadt und die am Bergabhange oberhalb derselben verschanzten Insurgenten. Die Vorstadt stand bald in Flammen.

Während so der Kampf auf dem rechten Flügel sich entspann, waren auch die linke Seitencolonne und die in der Mitte vorrückenden Truppen mittlerweile in's Gefecht gekommen. Die Artillerie der 2. Brigade (4 hessische Fußgeschütze unter Oberlieut. Lichtenberg) feuerte äußerst wirksam gegen das oberhalb Gernsbach's Scheuern gegenüberliegende Badhaus und die obere Mühle und erleichterte so das Vordringen der (aus einem bayerischen Jägerbataillon, einem nassauischen Bataillon und 1 Zug mecklenburg. Jäger unter Oberst Weiß·

bestehend) linken Flügelcolonne, deren Infanterieabtheilungen gegen die Murg vorrückten und sich ungeachtet des heftigen feindlichen Gewehrfeuers gegenüber einer durch die Oertlichkeit und Verschanzung des Bergabhanges sehr starken Stellung des Feindes behaupteten.

Die schwierigste Aufgabe hatte die in der Mitte auf der Hauptstraße vorrückende Colonne, die aus 2 kurhess. Compagnien, 1 Zug mecklenburgischer Jäger und 3 Zügen hess. Chevauxlegers unter Oberstlieut. v. Nußbaum bestand und auf welcher auch die 2. Brigade des Gros unter Oberst v. Reinhardt vorrückte.

Die Brücke über die Murg war zum großen Theil abgetragen, durch eine starke Barrikade und zwei Geschütze gedeckt. Mit kühnem Muthe drang das 1. Bataillon des großherz. hess. 3. Infanterie-Regiments, das vorher die Artillerie des Oberl. Lichtenberg gedeckt hatte, mit schlagenden Tambours im Sturme gegen die Brücke vor. Seine Tirailleurs (Schützencomp. und Scharfschützen unter Oberl. Becker) drangen muthig durch Gärten und Häuser im feindlichen Feuer gegen die Murgbrücke vor. Das Bataillon erlitt aber durch das Feuer der jenseits der Murg in den Bergen trefflich postirten feindlichen Büchsenschützen fühlbare Verluste und es schien geboten, durch einen Flankenangriff das Eindringen über die Brücke zu erzwingen. Zu diesem Zwecke mußten die Tirailleurlinien des rechten Flügels jenseits der Murg durch Infanterieabtheilungen unterstützt werden. Es gelang dies dem 2. Bataillon des combinirten württembergischen Regiments, das bis jetzt hinter der Batterie Lichtenberg gestanden hatte. Hauptmann von Heinzmann mit seiner Compagnie und Oberlieutenant Leclair mit den Scharfschützen drangen sofort zur Unterstützung der Kurhessen gegen den Eingang der Stadt vor. Unter dem heftigsten Büchsenfeuer des Feindes durchwateten sie die Murg, nachdem sie die Schleußen des vorher angestauten Flusses geöffnet, vertrieben die feindlichen Schützen aus der Mühle und drangen durch eine Seitengasse (Forbacher Straße) bis zur Murgbrücke vor, über welche die drei andern Compagnien des Bataillons in die Stadt drangen.

Das andere Bataillon des combinirten Regiments rückte vom Stadtwalde aus gegen die Murg vor, und zwei ihrer Compagnien unterstützten, oberhalb der Mühle durch den Fluß watend, die Compagnie Heinzmann, während die beiden andern Compagnien oberhalb Scheuern übergingen.

Nach 5 Uhr Abends gelang es, ziemlich gleichzeitig von allen Seiten in die Stadt einzudringen, während der Feind auf der alten Straße nach Baden abzog. Ungeachtet die Häuser der Vorstadt in der Nähe der Brücke in lichten Flammen standen, rückten doch die Truppen, mit lautem Hurrah sich begrüßend, über die Brücke in die Stadt ein, wo das preußische Bataillon, in Anerkennung seiner besonderen Betheiligung an der Einnahme der Stadt, einquartiert wurde, während die übrigen Truppen jenseits Gernsbach an der Straße bei Baden bivouakirten. In der Stadt herrschten die Schrecken des Krieges, viel Thränen und Jammer und Verfluchen der Demokraten, welche das Land terrorisirt hatten. Der feige Blenker aber mit seiner Frau, die ihn als Ama-

zone zu Pferde, eine weiße Feder auf dem Hute, Säbel und Pistolen im Gurte begleitete, waren entflohen, nachdem sie die Tage zuvor noch das schöne, romantische Schloß Eberstein an der Murg oberhalb Gernsbach gelegen, dem Großherzoge gehörig, schmählich geplündert hatten. Der Raub war größtentheils fort, doch erwischten die Hessen noch einige bepackte Wagen.

Man hatte zu Herrenalb, auf dessen von den dunkeln Bergkuppen des Schwarzwaldes umschlossenen schönen Wiesenthälern die Truppen der Reserve lagerten, den ganzen Nachmittag mit größter Spannung auf Nachrichten von Gernsbach geharrt. Obwohl nicht viel über eine Meile von der Stadt entfernt, vernahm man nicht das Mindeste von den vorgerückten Truppen; man hörte keinen Schuß und es kamen keine Verwundeten. Gegen 6 Uhr Abends erst brachte ein mecklenburgischer Dragoner die Nachricht von der Einnahme Gernsbachs, und den Befehl, die Lebensmittelcolonne solle schnell nachkommen. Sie brach sogleich unter Bedeckung hessischer Infanterie auf. Auf dem hohen Berge diesseits Loffenau angekommen, wo man eine herrliche Aussicht über das ganze reizende Murgthal genießt, sah man das brennende Gernsbach; sechs bis acht große Feuersäulen trieben ungeheure Rauchwolken himmelan weit über die hohen dunklen Bergrücken hinaus. Die Lebensmittelcolonne konnte wegen des Brandes der Brücke und wegen der Dunkelheit auch die Furthen nicht passiren; sie mußte auf dem Berge halten und traf erst 10 Uhr Vormittags (d. 30.) bei dem Corps ein, das übrigens in den Quartieren und Bivouaks genügende Nahrungsmittel erhalten hatte.

Um 10 Uhr Morgens am 30. brach das Neckarcorps von Gernsbach auf und erreichte um 2 Uhr Nachmittags auf der alten Straße die Stadt **Baden**, in deren anmuthigen Gegend der tiefste Frieden herrschte, ein merkwürdiger Contrast mit dem Getümmel und den Jammerscenen des Krieges in Gernsbach, von dem sie doch nur ein Bergrücken trennte. Alles war ruhig und mit neugierigem Blicke betrachteten die Einwohner die eintreffenden Spitzen der Vorhut. Nachdem es sich gesammelt, defilirte jetzt das ganze Corps unter dem Klange der Feldmusiken vor dem commandirenden General v. **Peucker**. Die verschiedenen Uniformen der Truppen des Corps und die Gefangenen aus dem gestrigen Gefechte machten den Paradezug äußerst mannigfaltig und interessant. Zugleich zogen Wagen mit Verwundeten und ein Trupp eingebrachter geknebelter Freischärler über den Platz, so daß dieser den erstaunten Einwohnern ein merkwürdig belebtes und imposantes kriegerisches Bild zeigte. Die Truppen defilirten trotz der bisherigen Strapazen in guter kräftiger Haltung. Das Volk war verblüfft darüber, wie sich plötzlich „das Blatt gewendet“, woher auf einmal diese Masse wohlgerüsteter Soldaten! Auch wunderte man sich, daß die Gefangenen noch Nasen und Ohren, Bärte und Finger hatten, daß ihnen diese nicht, wie man ausgesprengt, von den „preußischen und hessischen Croaten“ abgeschnitten oder ausgerauft worden.

* * *

Während **unbegreiflicher**= und **langweiligerweise** das Neckarcorps in Baden paradirte, statt den fliehenden Feind zu verfolgen und dem vom

Prinzen von Preußen gedrängten feindlichen Hauptheere unter Mieroslawski in den Rücken zu kommen, begegnete bei Oos, wohin dem Feind keine Truppe gefolgt war, als der nassauische Oberstlieutenant von Morenhoffen mit 2 Bataillonen, 1 Schwadron hess. Chevauxlegers und 2 mecklenburg. Geschützen, ein Unfall. Der Commandant dieser Colonne beging den unbegreiflichen Fehler, die Artillerie voran in das ununtersuchte Dorf gehen zu lassen. Im Dorfe stacken die Freischaaren, die sich eines der Geschütze bemächtigten. Das nassauische Bataillon zeigte sich säumig in der Wiedereroberung desselben und der Feind entkam glücklich mit ihm. Dieser beklagenswerthe Vorfall erregte die größte und allgemeinste Indignation in dem braven Armeecorps. Jene beiden Bataillone — ein nassauisches und das hohenzollern-lichtensteinische — wurden nach Carlsruhe zurückgeschickt und der commandirende Offizier später entlassen.

Statt Morgens rückte das Neckarcorps erst gegen Abend in die Ebene vor, nachdem ihm Mieroslawski noch glücklicher als bei Sinsheim entronnen war und trat mit den Truppen des Prinzen von Preußen in Verbindung.

Die beiden preußischen Armeecorps hatten zunächst die Eroberung der Murglinie und die Einschließung der durch diese gedeckten Festung Rastatt zum Ziele ihrer Operationen gemacht. Die Festung war, wenn auch nicht ausgebaut, doch vertheidigungsfähig und mit Geschütz, Munition und Lebensmitteln wohl versehen. Ihre Besatzung bestand aus 6000 Mann, zum größten Theil der Sache der Revolution ergebene, exaltirte Menschen, wozu insbesondere die Festungsartillerie gerechnet wurde.

Das erste und zweite Armeecorps rückten in frontalem Angriff gegen diese Linie vor, letzteres auf dem rechten Flügel. Beide Corps machten am Tage der neu beginnenden Operationen, am 28. Juni, während das Neckarcorps gegen Gernsbach marschirte, größere Recognoscirungen gegen Rastatt. Sie fanden mehrere der Festung näher liegende Orte verschanzt und mit Artillerie und Infanterie besetzt. Der 29. Juni war zur Reinigung des rechten Murgufers vom Feinde bestimmt. Zu dem Ende hatte das erste Corps die kleineren Gefechte bei Bischweier und Oberweier, Rouenthal und Kuppenheim, das zweite bei Steinmauern, Oetigheim und Hirschgrund. Die Gefechte waren heftig und hartnäckig, aber mit Einbruch des Abends waren die Preußen fast des ganzen rechten Murgufers, wie das Neckarcorps zu Gernsbach im Besitze der Murglinie selbst, welche unerwartete Bewegung das hierdurch in Flanke und Rücken bedrohte Insurgentenheer zum schleunigen Abzuge veranlaßte. Die Aufständischen leisteten noch schwachen Widerstand am 30. bei Steinmauern und Kuppenheim und beschränkten sich hauptsächlich auf eine Kanonade. Bei Steinmauern machten die Preußen einen Scheinangriff. Sie gingen oberhalb Kuppenheim über die Murg. Mieroslawski entkam hier in schleunigster Flucht mit den Resten des sich immer mehr auflösenden Heeres nach Offenburg, da leider, wie wir bereits sahen, das Neckarcorps noch nicht bei Oos debouchirt war, welches ihm so leicht hätte den Weg verrennen können, aber die kostbare Zeit mit Defiliren in Baden verplemperte.

So entging zum zweiten Male die schönste Gelegenheit, dem Feinde eine gänzliche Niederlage beizubringen, ihn aufzureiben oder gefangen zu nehmen.

Hier endet der zweite Hauptakt des Bürgerkrieg-Drama's. Die Festung Rastatt ist von den Preußen eingeschlossen, jeder Widerstand des Feindes in offenem Felde gebrochen. Mieroslawski, der in Offenburg kein Heer mehr zur Vertheidigung der Kinziglinie fand, wie er gehofft, entwich nach der Schweiz; die gepreßten Volkswehren liefen, wo sie konnten, nach Hause. Im Oberlande zeigte sich Widerstand gegen die Revolution. Unter diesen Verhältnissen konnte der Prinz von Preußen mit dem ersten Corps rasch vorrücken zur Unterwerfung des Oberlandes, während das zweite Corps Rastatt eng einzuschließen und zu nehmen hatte und dem Neckarcorps zum drittenmale die Aufgabe eines Flankenmarsches durch das Gebirge über den hohen Schwarzwald nach dem Seekreise wurde.

Der Prinz von Preußen erschien am 1. Juli in Baden, um die hier liegenden Truppen des Neckarcorps zu inspiciren. Dieser glänzende Badeort, der sonst die elegante Welt Europa's versammelt, war plötzlich in ein Kriegslager umgewandelt. Die Revolution hatte die Kurgäste verscheucht und in den prächtigen Sälen und Hallen lagerten Soldaten, auf Stroh gebettet, auf den grünen Rasenplätzen und in den Alleen standen Artillerieparks und Wagenburgen, bivouakirten Wachtposten und weidete Schlachtvieh. Die zierlichen comfortablen Gasthöfe, sonst mit Dandies und Modedamen gefüllt, wimmelten jetzt von bestaubten Kriegern, von Offizieren und Ordonnanzen. Um 1 Uhr Mittags wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten und Hörner Allarm durch die Straßen. Welch rühriges, kriegerisches Getümmel! Während die Soldaten zu den Waffen eilten und in den Promenaden sich zur Revue aufstellten, weilte der Prinz von Preußen — eine hohe stattliche Gestalt, ernsten und doch milden Antlitzes — mit dem Generalstabe vor dem Kursaale. Er besichtigte hierauf die in den Alleen aufgestellten Truppen, welche ihn sämmtlich mit lautem Hoch empfingen und dann defilirten. Das kriegerische Schauspiel imponirte nicht wenig.

Die Truppen bekamen Rasttage und erholten und erheiterten sich in den herrlichen Umgebungen des romantischen Badens und Lichtenthals. Man stieg auch auf das alte Schloß hinauf, von wo man das nur zwei Stunden entfernte Rastatt und die ganze weite Rheinebene überblickt und deutlich sah, wie die Aufständischen von Zeit zu Zeit einen Kanonenschuß nach den sie umschließenden Preußen thaten.

9. Aus Rastatt.

Wenden auch wir uns jetzt dahin. Rastatt, die Wiege der badischen Revolution, vor seiner Befestigung Residenz der Markgrafen von Baden, liegt in einem ehemaligen Rheinbette, dessen beiderseitige Ufer sich in einer doppelten Erdhöhung, von denen eine sich vom Kapellenberge am Schloß hin in der Richtung von Steinmauern, die andere von der sogenannten Kormerei gegen Iffezheim zog und noch sichtbar sind. Die durch Rastatt fließende Murg, die

7. Gefechte bei Waghäusel, Sinsheim und Abstadt. Einzug in Carlsruhe.

Indessen waren schon Truppen des Gröben'schen Corps auf dem rechten Flügel des Neckarcorps in Linie gerückt. In der Nacht vom 18. auf den 19. hielten die Generale v. d. Gröben, v. Peucker und v. Schäffer eine Berathung. Mittags um 12 Uhr brach General v. Peucker mit seinem Corps von Weinheim auf und marschirte durch das Birkenauer Thal in den Odenwald. Andern Tags in aller Frühe setzte das Neckarcorps seinen Marsch auf der schlangenförmig die schönen Gebirgsthäler durchschneidenden Chaussee über Weschnitz nach Beerfelden fort. Auf der hohen Bergkuppe jenseits dieses Fleckens, der Wasserscheide zwischen Main und Rhein, bezog die Division Schäffer Nachmittags ein Bivouak, während die Vorhut unter General v. Bechtold zum Angriff gegen Eberbach und Zwingenberg am Neckar hinabrückte, welch erstere Stadt man stark besetzt und verbarrikadirt glaubte, während bei letzterem Orte eines der gefährlichsten und schwierigsten Defileen am Neckar ist. Es galt zunächst, sich dieser Uebergangspunkte zu bemächtigen, die, wie man voraussetzen mußte, der Feind hartnäckig vertheidigen würde. Wider Erwarten stieß man auf keinen Widerstand und ohne Schwertstreich rückte das Gros des Neckarcorps noch diesen Abend nach Eberbach vor und der schöne und schnelle Flankenmarsch des Neckarcorps durch den Odenwald war vollständig gelungen. Niemand hatte ihn geahnt und das Erstaunen der biederen Odenwälder, so plötzlich Reichstruppen in solcher Masse wohlgerüstet und besten Geistes eintreffen zu sehen, war unbeschreiblich groß. Weithin erleuchteten die rothen Wachtfeuer die dunklen Bergkuppen des Odenwaldes.

Den andern Tag hatten die hessischen Pionniere bei Zwingenberg eine Brücke über den Neckar geschlagen, welche die Vorhut und das Hauptquartier sofort passirten, während die Reserve unter General Wachter des andern Tages folgte. Schon am 22. Mittags stand das ganze Peucker'sche Corps vereinigt bei Erbach und hätte am 22. ganz gut in Sinsheim stehen und sich der Rückzugslinie des Feindes bemächtigen können. Statt dessen bezog v. Peucker zweimal Bivouaks bei Neunkirchen und Aglasterhausen und erst Abends spät den 22. rückte die Vorhut gegen Sinsheim.

Dieses Städtchen, an der großen Heerstraße von Heilbronn nach Heidelberg, war von fliehenden Corps der bei Waghäusel unterdessen am 21. geschlagenen Insurgenten besetzt, sowie noch durch starke Zuzüge von der württembergischen Grenze, namentlich Heilbronn her. General von Bechtold vermochte es in der Nacht nicht mehr zu nehmen und ging nach kurzem Gefechte mit den Insurgenten nach Waibstadt zurück und erst am 24. besetzte die Vorhut des Neckarcorps die von den Insurgenten am 23. verlassene Stadt. Das zu späte Eintreffen des Peucker'schen Corps, das der geschlagenen Insurgentenarmee den Rückzug hätte abschneiden sollen und können, ließ die Insurgenten mit ihrem Geschütz und ihrem Raube entkommen und an der Murg eine neue Aufstellung suchen. Hätte das Neckarcorps seine Operationen, die es mit dem

Märsche durch den Odenwald und Neckarübergang so schön begonnen, gegen Sinsheim kräftig fortgesetzt, so wäre die Insurgentenarmee gefangen worden und man brauchte nicht neue Kämpfe an der Murglinie aufzunehmen.

Während am 21. das v. Peucker'sche Corps den Neckar passirte, erlitt das sogenannte „Freiheitsheer" zwischen Philippsburg und Waghäusel eine Niederlage durch das 1. preußische Armeecorps, welches nach schneller Unterwerfung der bayrischen Rheinpfalz am 20. Juni Morgens 3 Uhr über den Rhein gegangen war, was der Feind ruhig hatte geschehen lassen. Bei Philippsburg griff der junge Prinz Friedrich Karl von Preußen mit einer schwachen Reiterabtheilung allzukühn an. Gegen etwa 300 Mann badische Infanterie und 300 Freischaaren der deutsch-polnischen Legion, die sich auf der Chaussee von Philippsburg nach Wiesenthal zurückzogen und Schützenzüge zu beiden Seiten der Straße in den Kornfeldern entwickelt hatten, sprengte der junge Prinz an der Spitze einer Schwadron Husaren an, ward aber durch das heftige gutgezielte Feuer zur Umkehr gezwungen. Er selbst ward verwundet und zwei brave Offiziere getödtet. Am 21. machte der größere Theil des Corps eine Diversion gegen Bruchsal, wo man den Feind vermuthete, aber nicht fand. Dagegen kam es bei Waghäusel, unweit Philippsburg, zum ernsten und entscheidenden Gefechte.

Die preußische Vorhut der 1. Division (2 Bat. 1 Comp. Jäger, 1 Escadron und 2 Geschütze) war am 21. bis Waghäusel vorgeschoben und dort nach 8 Uhr Morgens vom Feinde unter Mieroslawski's Führung mit Uebermacht nachdrücklich angegriffen. So heftig der Angriff auch war, so gelang es der Vorhut doch, den Feind aus Waghäusel hinauszuwerfen und diesen aus wenigen Häusern bestehenden Ort zu besetzen. Zwei Compagnien des 17. Regiments und zwei Jägerzüge besetzten die Zuckerfabrik und ein Zug das Posthaus, der übrige Theil der Vorhut, der Anfangs im Vormarsche blieb, warf sich mit dem größeren Ernste des Gefechts ebenfalls in das Posthaus, die Kirche und den links daran liegenden Garten und Erlenbusch, während die rechts von der Zuckerfabrik aufgefahrenen Geschütze den Feind im Walde beschossen und die Husaren hinter dem Ort in Reserve hielten. Vorerst war nun keine weitere Offensive möglich und man mußte sich begnügen, die Position bis zur Ankunft des Gros zu halten.

Das Schloß von Waghäusel und die zu demselben gehörigen Fabrikgebäude sind von einer massiven, an 7 Fuß hohen Mauer umgeben. In dem inneren Raume finden sich noch mehrere mit Ziegeln gedeckte Schuppen, Remisen und Wirthschaftsgebäude, welche eine genügende Sicherung vor den Kugeln gewähren. Das Ganze bot eine der Vertheidigung sehr günstige Lokalität dar, da aber der Feind sehr bald den dem Schlosse gegenüber liegenden Waldsaum mit einer dichten Masse von Tirailleurs besetzte und ein lebhaftes Feuer begann, so war der Vortheil der Stellung so ziemlich ausgeglichen. Das Feuer wurde mit bedeutender Heftigkeit fortgesetzt, hatte aber keinen besondern Erfolg, da sich der Feind immer sehr gedeckt hielt. In dieser Art währte das Gefecht stundenlang fort. Als das Gros der Armee eintraf, versuchten die

Preußen in die Offensive überzugehen und zweimal stürmten sie mit donnerndem Hurrah gegen den Waldsaum. Allein das heftigste Kugel-, Granaten- und Shrepnelfeuer aus 18 feindlichen Geschützen bestrich den Waldsaum, aus dem ein nicht minder lebhaftes Gewehr- und Büchsenfeuer knatterte. Die preußischen Bataillone wurden von den Kugeln förmlich überschüttet und mußten sich mit starken Verlusten durch das östliche Thor in die Zuckerfabrik zurückziehen. Der Feind seinerseits versuchte, mit zwei geschlossenen Bataillonen stürmend nachzudringen, wurde aber ebenfalls durch ein gutgezieltes Kartätschenfeuer der Geschütze der Vorhut zerstäubt.

So stand das Gefecht gegen Mittags 12 Uhr noch immer unentschieden, als endlich der den Preußen 5—6mal überlegene Feind zum Angriff des Posthauses überging, während gleichzeitig 3 seiner Bataillone im Walde gegen Wiesenthal vordrangen und so die rechte Flanke der Stellung der Preußen gefährdeten. Das Posthaus ward von den Aufständischen erstürmt und als sie endlich mit ihren Truppen in großem Bogen die Philippsburger Chaussee einfaßten und beschossen, mußten sich die rasch hinter Waghäusel gesammelten Bataillone der Preußen unter dem fortwährenden Kartätschenhagel des Feindes zurückziehen.

Der Rückzug geschah in vollständiger Ordnung in zwei Treffen etwa um 12½ Uhr auf Philippsburg zu; der Feind folgte mit allen Waffen aus Waghäusel, wagte aber keinen weiteren Angriff und begnügte sich mit einer bis etwa 5 Uhr anhaltenden Kanonade, die von der preußischen Artillerie erwiedert wurde.

Während hier bei Waghäusel das Waffenglück die Aufständischen begünstigte, wurde ihr linker Flügel gleichzeitig bei Wiesenthal geschlagen. Gegen diesen war der größte Theil der preußischen Armee, insbesondere die 4. Division aus ihrem Bivouak bei Graben nach Bruchsal marschirt.

Während des Marsches vernahm man das heftige Kanonenfeuer des Gefechts der 1. Division bei Waghäusel. Die Marschdirektion wurde daher von Bruchsal nach Hambrücken genommen. Beim Austritt aus dem Walde, welcher in einem Halbkreise die kleine Ebene umgibt, in welcher das Dorf Wiesenthal liegt, wurde von den heransprengenden Uhlanen gemeldet, daß dasselbe vom Feinde besetzt sei. Es mochte 2½ Uhr Nachmittags gewesen sein.

Wiesenthal ist in regelmäßigem Kreuz gebaut; die Dorfstraßen gehen von Südost nach Nordwest. Wo sie sich scheiden, liegt die Kirche auf einem freien Platz; der Kirchhof liegt am nordwestlichen Ausgange des Dorfes. Die Dorfstraßen sind ziemlich gerade. Der südöstliche Eingang und die breite Seite des Dorfes lag vor der Vorhut der Preußen, welche sogleich mit lautem Hurrah in das Dorf eindrangen. Die Häuser rund um die Kirche und diese selbst wurden nach einem heftigen Feuer des Feindes rasch genommen und eine unter Trommelschlag anstürmende starke Colonne desselben so heftig beschossen, daß sie umwenden mußte. Indessen dauerte der Kampf im Dorfe fort und die gänzliche Wegnahme desselben wurde erst um 5 Uhr Abends vollendet, worauf die Truppen vor demselben bivouakirten.

Die geschilderten Gefechte wirkten entmuthigend auf das „Freiheitsheer,"

und alsbald sah man alle Straßen mit Flüchtlingen bedeckt. Sie nahmen ihre Richtung in großen ungeordneten Haufen über Sinsheim, Eppingen und Bretten, während ein anderer Theil rheinaufwärts sich zurückzog. Bei ersteren befand sich Mieroslawski, letztere führte Sznaydo. Den ganzen Tag des 22. Juni dauerte die Retirade durch Sinsheim in wilder Flucht fort. Erst Mittags traf das Geschütz ein und Abends 8 Uhr langten Mieroslawski und Sigel mit ihrem Generalstabe an. Glücklich schlüpften sie dicht an der Vorhut des Peuker'schen Corps vorbei, das endlich Abends 8 Uhr auch ankam, als das oben erwähnte erfolglose Gefecht sich entspann.

Der 21. Juni war der entscheidendste Tag des Feldzugs. Es wurden durch die Gefechte desselben die sehr schwierigen und durch den Flankenmarsch des Neckarcorps unhaltbaren Neckarübergänge bei Heidelberg, Ladenburg und Mannheim dem v. d. Gröben'schen Corps geöffnet und die Vereinigung beider preußischen Armeecorps bewerkstelligt.

Der Prinz von Preußen mit dem Hirschfeldt'schen Corps folgte nun dem geschlagenen Feinde gegen Carlsruhe und Rastatt, in welcher Richtung auch das zweite Corps nachrückte. Am 23. hatte das erste Corps ein Gefecht bei Ubstadt, unweit Stettfeld an der Straße nach Bruchsal, am 24. bei Neudorf und Bruchsal, am 25. nahm es Bruchsal mit Gewalt ein und rückte in die von den Insurgenten verlassene Hauptstadt Carlsruhe ein, die großherzoglichen Behörden wieder herstellend. Die provisorische Regierung war nach Rastatt entflohen, von wo sie bald über Offenburg und Freiburg feldflüchtig wurde und nach der Schweiz entkam.

So war denn der erste Hauptakt dieses unglücklichen Insurrektionskrieges beendigt und der zweite begann. Die Kraft der Insurgenten war gebrochen, sie vollständig entmuthigt und nur der Besitz der Reichsfestung Rastatt gab ihnen noch einigen Halt. Zwar war von äußerster Vertheidigung der Murglinie, dann der Linie der Kinzig und Dreisam, von einem wüthenden Guerillakrieg im Schwarzwalde die Rede; aber, wie wir sehen werden, nirgends hielten die Aufständischen fest und das Volk selbst begann, seinen Beistand ihnen zu versagen. Schon steckte man da und dort weiße, auch badische Fahnen aus, schmückte die Orte mit Blumen und Kränzen, schickte den Truppen Deputationen entgegen und Niemand wollte jetzt an dem Aufstande sich betheiligt haben, Jedermann schuldlos sein. Aber aufrichtig war die so schnelle Sinnesänderung nicht. Aufrichtige Freude sah man hauptsächlich nur in Carlsruhe, wo das Hauptquartier des Prinzen von Preußen war. Die ganze Stadt war mit badischen Fahnen festlich geschmückt, die Straßen wimmelten von Preußen, Infanterie, Artillerie, Kürassieren, Husaren, Uhlanen, unter denen sich die Einwohner friedlich bewegten, froh, wieder frei aufathmen zu können.

* * *

Indessen war der Feind nach der Murg gezogen und hatte sich, zur hartnäckigsten Vertheidigung entschlossen, dort verschanzt. Der Prinz wollte ihn mit allen Streitkräften zumal angreifen und am 28. Juni begannen hiezu die Operationen. Das Neckarcorps sollte in raschem Marsche dem auf Rastatt

und die Murglinie zurückgegangenen und von den beiden preuß. Armeecorps in der Ebene verfolgten Feinde in Flanke und Rücken kommen. Unter den größten Strapazen bei glühender Hitze und erstickendem Staube trat das Neckarcorps am 28. seinen Marsch durch das Albthal an.

8. Flankenmarsch nach der Murg und die Kämpfe an der Murglinie am 29. Juni.

Das Hauptquartier des Neckarcorps war in Herrenalb. Bei großer Hitze und vielem Staube hatte das Corps seinen Flankenmarsch von Ettlingen das romantische Albthal hinauf an der großen Fabrik vorüber, über Markzell und das ehemalige stattliche Kloster Frauenalb ausgeführt und Herrenalb erreicht. Es war ein ermüdender neunstündiger Marsch und die Truppen ziemlich erschöpft als sie anlangten. Die Vorhut blieb im schönen, frischen Albthale stehen und lagerte diesseits Loffenau, dem letzten württembergischen Orte, dicht an der badischen Grenze, das Gros in und vor Herrenalb, dessen ehrwürdige Klostergebäude der Ruhe und Einsamkeit bestimmt, einen seltsamen Contrast mit Treiben und Waffengetöse verschiedener Truppen (Preußen, Bayern, Churhessen, Großh. Hessen und Nassauer) bildeten, die die Straßen, Plätze und Wiesen mit ihren Pferden und Wagen füllten. Am Abhange eines der Berge, welche das Thal umschließen, wo eine Kaltwasserheilanstalt steht, von deren Giebel eine große deutsche Fahne wehte, hatten die 5 Bataillone der zweiten Brigade gelagert, die aber um 12 Uhr, der 1. Brigade folgend, wieder aufgebrochen waren. Ihre Lagerstätte nahmen alsbald ein Bataillon Nassauer, das hohenzollern-lichtensteiner Bataillon, die mecklenburger Dragoner, eine Schwadron hessischer Chevauxlegers und eine hessische Brückenequipage ein. Schon vor der Ankunft des Neckarcorps waren Herrenalb und Loffenau von neutralen württembergischen Truppen besetzt, die mit ihren neuen Uniformen stark gegen ihre heute durchmarschirenden Kameraden vom 4. und 8. Regimente abstachen, welche die Spuren der letzten Märsche und des langen Entferntseins von der Heimath sichtlich an sich trugen. Im Thale herrschte bald ein reges Leben und ein herrlicher Anblick war es, als Abends die Bivouakfeuer der 1. und 2. Brigade auf den Höhen (des Dobel und bei Rothensol), auf welchen man seit den Kämpfen der Oestreicher gegen die Franzosen keine Truppen mehr gesehen, zum dunklen Himmel emporloderten und die schwarzen Fichtenkuppen der malerisch gruppirten Bergkegel ringsum erhellten.

Der grauende Tag sah die Vorhut des Neckarcorps unter General von Bechtold auf dem Marsche nach dem zwei Stunden entfernten Gernsbach, wo der Feind verbarrikadirt stehen und nun Nachmittags angegriffen werden sollte. Es war auch so. Oberst Blenker mit dem sogenannten pfälzischen Volksheer und der schwäbischen Legion stand hier mit Geschütz zur Vertheidigung dieses wichtigen Uebergangspunktes über die Murg, der die rechte Flanke des Insurgentenheeres deckte. Es war beschlossen worden, gegen Mitternacht

von Rothensol und dem Dobel aufzubrechen und Gernsbach mit Tagesanbruch zu überfallen. Schon waren die Truppen bereit, als Gegenbefehl kam. Der nächtliche Ueberfall mußte aufgegeben werden, da die preußische Division Niesewand, welche die Verbindung des Neckarcorps mit dem 1. Corps durch's Gebirge zu erhalten hatte, bei Michelbach auf feindlichen Widerstand gestoßen war. Daher die Verzögerung. Der Angriff war zunächst der Vorhut aufgetragen. Eine starke Colonne derselben sollte links auf der Weinstraße, eine schwächere rechts über die Höhen Kugelberg und Seckelsklinge vorgehen, von den auf dem Dobel bivouakirenden Brigaden sollte die 1. dem rechten, die 2. dem linken Flügel der Vorhut als Unterstützung folgen. Dicht an der Grenze auf der Straße von Loffenau nach Gernsbach hatte der Feind einen Verhau angelegt, die Wege abgegraben und diesen Posten mit Truppen und Geschütz besetzt. Um 12½ Uhr Nachmittags stießen die beiden Colonnen der Vorhut auf die feindlichen Vorposten, die ihre Positionen — an dem Verhau auf der Hauptstraße — ohne einen Schuß zu thun verließen und nach Gernsbach eilten. Die Artillerie der rechten Colonne, bei der sich der Commandeur der Vorhut General von Bechtold während des ganzen Gefechts aufhielt, und welche aus dem preußischen Bataillon, 1 Zug mecklenburgischer Jäger, welchen 1 Batterie mit 2 kurhessischen Compagnien und 1 Zug Chevauxlegers folgten, bestand, hatte nicht sobald die Höhe des Kugelbergs erreicht, als sie sogleich Position faßte und die im reizenden Thale unten gelegene Stadt beschoß. Die Infanterie ging im Laufe das Thal hinab, das hier sehr breit und sumpfig ist. In Schwärmen eilten die mecklenburgischen Schützen und preußischen Tirailleure voraus, ihnen folgten die Colonnen, die von der feindlichen nordwestlich von Gernsbach aufgefahrenen Artillerie — aber mit wenig Erfolg — beschossen wurden. Das preußische Bataillon unter dem wackeren Major von Stößel rückte auf der Hördtner Straße gegen die Murg und die Vorstadt diesseits des Flusses vor und drang in dieselbe trotz des heftigsten gutgezielten Flintenfeuers des Feindes ein, nachdem die mecklenburgischen Schützen und preußischen Tirailleure, die Patrontasche um den Hals legend, kühn durch die Murg gewatet waren und den Feind zum Weichen gebracht hatten. Die Artillerie unter dem hessischen Hauptmann Becker nahm eine dritte Stellung mit 2 Haubitzen an der unterhalb der Stadt liegenden Sägmühle, mit zwei Kanonen hinter der Mitte der Vorstadt und vier Geschützen in Reserve. Sie unterhielt ein wirksames Feuer gegen die Stadt und die am Bergabhange oberhalb derselben verschanzten Insurgenten. Die Vorstadt stand bald in Flammen.

Während so der Kampf auf dem rechten Flügel sich entspann, waren auch die linke Seitencolonne und die in der Mitte vorrückenden Truppen mittlerweile in's Gefecht gekommen. Die Artillerie der 2. Brigade (4 hessische Fußgeschütze unter Oberlieut. Lichtenberg) feuerte äußerst wirksam gegen das oberhalb Gernsbach's Scheuern gegenüberliegende Badhaus und die obere Mühle und erleichterte so das Vordringen der (aus einem bayerischen Jägerbataillon, einem nassauischen Bataillon und 1 Zug mecklenburg. Jäger unter Oberst Weiß·

bestehend) linken Flügelcolonne, deren Infanterieabtheilungen gegen die Murg vorrückten und sich ungeachtet des heftigen feindlichen Gewehrfeuers gegenüber einer durch die Oertlichkeit und Verschanzung des Bergabhanges sehr starken Stellung des Feindes behaupteten.

Die schwierigste Aufgabe hatte die in der Mitte auf der Hauptstraße vorrückende Colonne, die aus 2 kurhess. Compagnien, 1 Zug mecklenburgischer Jäger und 3 Zügen hess. Chevauxlegers unter Oberstlieut. v. Nußbaum bestand und auf welcher auch die 2. Brigade des Gros unter Oberst v. Reinhardt vorrückte.

Die Brücke über die Murg war zum großen Theil abgetragen, durch eine starke Barrikade und zwei Geschütze gedeckt. Mit kühnem Muthe drang das 1. Bataillon des großherz. hess. 3. Infanterie-Regiments, das vorher die Artillerie des Oberl. Lichtenberg gedeckt hatte, mit schlagenden Tambours im Sturme gegen die Brücke vor. Seine Tirailleurs (Schützencomp. und Scharfschützen unter Oberl. Becker) drangen muthig durch Gärten und Häuser im feindlichen Feuer gegen die Murgbrücke vor. Das Bataillon erlitt aber durch das Feuer der jenseits der Murg in den Bergen trefflich postirten feindlichen Büchsenschützen fühlbare Verluste und es schien geboten, durch einen Flankenangriff das Eindringen über die Brücke zu erzwingen. Zu diesem Zwecke mußten die Tirailleurlinien des rechten Flügels jenseits der Murg durch Infanterieabtheilungen unterstützt werden. Es gelang dies dem 2. Bataillon des combinirten württembergischen Regiments, das bis jetzt hinter der Batterie Lichtenberg gestanden hatte. Hauptmann von Heinzmann mit seiner Compagnie und Oberlieutenant Leclair mit den Scharfschützen drangen sofort zur Unterstützung der Kurhessen gegen den Eingang der Stadt vor. Unter dem heftigsten Büchsenfeuer des Feindes durchwateten sie die Murg, nachdem sie die Schleußen des vorher angestauten Flusses geöffnet, vertrieben die feindlichen Schützen aus der Mühle und drangen durch eine Seitengasse (Forbacher Straße) bis zur Murgbrücke vor, über welche die drei andern Compagnien des Bataillons in die Stadt drangen.

Das andere Bataillon des combinirten Regiments rückte vom Stadtwalde aus gegen die Murg vor, und zwei ihrer Compagnien unterstützten, oberhalb der Mühle durch den Fluß watend, die Compagnie Heinzmann, während die beiden andern Compagnien oberhalb Scheuern übergingen.

Nach 5 Uhr Abends gelang es, ziemlich gleichzeitig von allen Seiten in die Stadt einzudringen, während der Feind auf der alten Straße nach Baden abzog. Ungeachtet die Häuser der Vorstadt in der Nähe der Brücke in lichten Flammen standen, rückten doch die Truppen, mit lautem Hurrah sich begrüßend, über die Brücke in die Stadt ein, wo das preußische Bataillon, in Anerkennung seiner besonderen Betheiligung an der Einnahme der Stadt, einquartiert wurde, während die übrigen Truppen jenseits Gernsbach an der Straße bei Baden bivouakirten. In der Stadt herrschten die Schrecken des Krieges, viel Thränen und Jammer und Verfluchen der Demokraten, welche das Land terrorisirt hatten. Der feige Blenker aber mit seiner Frau, die ihn als Ama-

zone zu Pferde, eine weiße Feder auf dem Hute, Säbel und Pistolen im Gurte begleitete, waren entflohen, nachdem sie die Tage zuvor noch das schöne, romantische Schloß Eberstein an der Murg oberhalb Gernsbach gelegen, dem Großherzoge gehörig, schmählich geplündert hatten. Der Raub war größtentheils fort, doch erwischten die Hessen noch einige bepackte Wagen.

Man hatte zu Herrenalb, auf dessen von den dunkeln Bergkuppen des Schwarzwaldes umschlossenen schönen Wiesenthälern die Truppen der Reserve lagerten, den ganzen Nachmittag mit größter Spannung auf Nachrichten von Gernsbach geharrt. Obwohl nicht viel über eine Meile von der Stadt entfernt, vernahm man nicht das Mindeste von den vorgerückten Truppen; man hörte keinen Schuß und es kamen keine Verwundeten. Gegen 6 Uhr Abends erst brachte ein mecklenburgischer Dragoner die Nachricht von der Einnahme Gernsbachs, und den Befehl, die Lebensmittelcolonne solle schnell nachkommen. Sie brach sogleich unter Bedeckung hessischer Infanterie auf. Auf dem hohen Berge diesseits Loffenau angekommen, wo man eine herrliche Aussicht über das ganze reizende Murgthal genießt, sah man das brennende Gernsbach; sechs bis acht große Feuersäulen trieben ungeheure Rauchwolken himmelan weit über die hohen dunklen Bergrücken hinaus. Die Lebensmittelcolonne konnte wegen des Brandes der Brücke und wegen der Dunkelheit auch die Furthen nicht passiren; sie mußte auf dem Berge halten und traf erst 10 Uhr Vormittags (d. 30.) bei dem Corps ein, das übrigens in den Quartieren und Bivouaks genügende Nahrungsmittel erhalten hatte.

Um 10 Uhr Morgens am 30. brach das Neckarcorps von Gernsbach auf und erreichte um 2 Uhr Nachmittags auf der alten Straße die Stadt Baden, in deren anmuthigen Gegend der tiefste Frieden herrschte, ein merkwürdiger Contrast mit dem Getümmel und den Jammerscenen des Krieges in Gernsbach, von dem sie doch nur ein Bergrücken trennte. Alles war ruhig und mit neugierigem Blicke betrachteten die Einwohner die eintreffenden Spitzen der Vorhut. Nachdem es sich gesammelt, defilirte jetzt das ganze Corps unter dem Klange der Feldmusiken vor dem commandirenden General v. Peucker. Die verschiedenen Uniformen der Truppen des Corps und die Gefangenen aus dem gestrigen Gefechte machten den Paradezug äußerst mannigfaltig und interessant. Zugleich zogen Wagen mit Verwundeten und ein Trupp eingebrachter geknebelter Freischärler über den Platz, so daß dieser den erstaunten Einwohnern ein merkwürdig belebtes und imposantes kriegerisches Bild zeigte. Die Truppen defilirten trotz der bisherigen Strapazen in guter kräftiger Haltung. Das Volk war verblüfft darüber, wie sich plötzlich „das Blatt gewendet“, woher auf einmal diese Masse wohlgerüsteter Soldaten! Auch wunderte man sich, daß die Gefangenen noch Nasen und Ohren, Bärte und Finger hatten, daß ihnen diese nicht, wie man ausgesprengt, von den „preußischen und hessischen Croaten“ abgeschnitten oder ausgerauft worden.

* * *

Während unbegreiflicher- und langweiligerweise das Neckarcorps in Baden paradirte, statt den fliehenden Feind zu verfolgen und dem vom

Prinzen von Preußen gedrängten feindlichen Hauptheere unter Mieroslawski in den Rücken zu kommen, begegnete bei Oos, wohin dem Feind keine Truppe gefolgt war, als der nassauische Oberstlieutenant von Morenhoffen mit 2 Bataillonen, 1 Schwadron hess. Chevauxlegers und 2 mecklenburg. Geschützen, ein Unfall. Der Commandant dieser Colonne beging den unbegreiflichen Fehler, die Artillerie voran in das ununtersuchte Dorf gehen zu lassen. Im Dorfe stacken die Freischaaren, die sich eines der Geschütze bemächtigten. Das nassauische Bataillon zeigte sich säumig in der Wiedereroberung desselben und der Feind entkam glücklich mit ihm. Dieser beklagenswerthe Vorfall erregte die größte und allgemeinste Indignation in dem braven Armeecorps. Jene beiden Bataillone — ein nassauisches und das hohenzollern-lichtensteinische — wurden nach Carlsruhe zurückgeschickt und der commandirende Offizier später entlassen.

Statt Morgens rückte das Neckarcorps erst gegen Abend in die Ebene vor, nachdem ihm Mieroslawski noch glücklicher als bei Sinsheim entronnen war und trat mit den Truppen des Prinzen von Preußen in Verbindung.

Die beiden preußischen Armeecorps hatten zunächst die Eroberung der Murglinie und die Einschließung der durch diese gedeckten Festung Rastatt zum Ziele ihrer Operationen gemacht. Die Festung war, wenn auch nicht ausgebaut, doch vertheidigungsfähig und mit Geschütz, Munition und Lebensmitteln wohl versehen. Ihre Besatzung bestand aus 6000 Mann, zum größten Theil der Sache der Revolution ergebene, exaltirte Menschen, wozu insbesondere die Festungsartillerie gerechnet wurde.

Das erste und zweite Armeecorps rückten in frontalem Angriff gegen diese Linie vor, letzteres auf dem rechten Flügel. Beide Corps machten am Tage der neu beginnenden Operationen, am 28. Juni, während das Neckarcorps gegen Gernsbach marschirte, größere Recognoscirungen gegen Rastatt. Sie fanden mehrere der Festung näher liegende Orte verschanzt und mit Artillerie und Infanterie besetzt. Der 29. Juni war zur Reinigung des rechten Murgufers vom Feinde bestimmt. Zu dem Ende hatte das erste Corps die kleineren Gefechte bei Bischweier und Oberweier, Rouenthal und Kuppenheim, das zweite bei Steinmauern, Oetigheim und Hirschgrund. Die Gefechte waren heftig und hartnäckig, aber mit Einbruch des Abends waren die Preußen fast des ganzen rechten Murgufers, wie das Neckarcorps zu Gernsbach im Besitze der Murglinie selbst, welche unerwartete Bewegung das hierdurch in Flanke und Rücken bedrohte Insurgentenheer zum schleunigen Abzuge veranlaßte. Die Aufständischen leisteten noch schwachen Widerstand am 30. bei Steinmauern und Kuppenheim und beschränkten sich hauptsächlich auf eine Kanonade. Bei Steinmauern machten die Preußen einen Scheinangriff. Sie gingen oberhalb Kuppenheim über die Murg. Mieroslawski entkam hier in schleunigster Flucht mit den Resten des sich immer mehr auflösenden Heeres nach Offenburg, da leider, wie wir bereits sahen, das Neckarcorps noch nicht bei Oos debouchirt war, welches ihm so leicht hätte den Weg verrennen können, aber die kostbare Zeit mit Defiliren in Baden verplemperte.

So entging zum zweiten Male die schönste Gelegenheit, dem Feinde eine gänzliche Niederlage beizubringen, ihn aufzureiben oder gefangen zu nehmen.

Hier endet der zweite Hauptakt des Bürgerkrieg-Drama's. Die Festung Rastatt ist von den Preußen eingeschlossen, jeder Widerstand des Feindes in offenem Felde gebrochen. Mieroslawski, der in Offenburg kein Heer mehr zur Vertheidigung der Kinziglinie fand, wie er gehofft, entwich nach der Schweiz; die gepreßten Volkswehren liefen, wo sie konnten, nach Hause. Im Oberlande zeigte sich Widerstand gegen die Revolution. Unter diesen Verhältnissen konnte der Prinz von Preußen mit dem ersten Corps rasch vorrücken zur Unterwerfung des Oberlandes, während das zweite Corps Rastatt eng einzuschließen und zu nehmen hatte und dem Neckarcorps zum drittenmale die Aufgabe eines Flankenmarsches durch das Gebirge über den hohen Schwarzwald nach dem Seekreise wurde.

Der Prinz von Preußen erschien am 1. Juli in Baden, um die hier liegenden Truppen des Neckarcorps zu inspiciren. Dieser glänzende Badeort, der sonst die elegante Welt Europa's versammelt, war plötzlich in ein Kriegslager umgewandelt. Die Revolution hatte die Kurgäste verscheucht und in den prächtigen Sälen und Hallen lagerten Soldaten, auf Stroh gebettet, auf den grünen Rasenplätzen und in den Alleen standen Artillerieparks und Wagenburgen, bivouakirten Wachtposten und weidete Schlachtvieh. Die zierlichen comfortablen Gasthöfe, sonst mit Dandies und Modedamen gefüllt, wimmelten jetzt von bestaubten Kriegern, von Offizieren und Ordonnanzen. Um 1 Uhr Mittags wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten und Hörner Allarm durch die Straßen. Welch rühriges, kriegerisches Getümmel! Während die Soldaten zu den Waffen eilten und in den Promenaden sich zur Revue aufstellten, weilte der Prinz von Preußen — eine hohe stattliche Gestalt, ernsten und doch milden Antlitzes — mit dem Generalstabe vor dem Kursaale. Er besichtigte hierauf die in den Alleen aufgestellten Truppen, welche ihn sämmtlich mit lautem Hoch empfingen und dann defilirten. Das kriegerische Schauspiel imponirte nicht wenig.

Die Truppen bekamen Rasttage und erholten und erheiterten sich in den herrlichen Umgebungen des romantischen Badens und Lichtenthals. Man stieg auch auf das alte Schloß hinauf, von wo man das nur zwei Stunden entfernte Rastatt und die ganze weite Rheinebene überblickt und deutlich sah, wie die Aufständischen von Zeit zu Zeit einen Kanonenschuß nach den sie umschließenden Preußen thaten.

9. Aus Rastatt.

Wenden auch wir uns jetzt dahin. Rastatt, die Wiege der badischen Revolution, vor seiner Befestigung Residenz der Markgrafen von Baden, liegt in einem ehemaligen Rheinbette, dessen beiderseitige Ufer sich in einer doppelten Erderhöhung, von denen eine sich vom Kapellenberge am Schloß hin in der Richtung von Steinmauern, die andere von der sogenannten Kormerei gegen Iffezheim zog und noch sichtbar sind. Die durch Rastatt fließende Murg, die

früher ihr Bette häufig wechselte, mündet jetzt durch einen Canal bei Steinmauern. Früher war die Stadt sehr gewerbig und hatte nicht unbedeutenden Handel, jetzt als Festung hat sie keine andere Erwerbsquellen mehr, als ihren Ackerbau und die Garnison. Am traurigsten aber sah es mit der Stadt während des Revolutionskriegs aus. Es herrschte in der Festung die vollkommenste Anarchie; jeder that, was er wollte, Befehle wurden nicht mehr respectirt. Es war eine wilde Wirthschaft und Alles schien jubelnd sagen zu wollen: après nous le déluge. Man schwärmte und schwindelte von der Glückseligkeit der Freiheit Angesichts des auf allen Punkten geschlagenen Volksheeres, dessen zersprengte Trümmer sich nach Rastatt wälzten, welches das Ende des Aufstandes werden sollte, wie es der Anfang desselben war.

„In der Nacht vom 28/29. Juni", sagt ein Tagebuch aus Rastatt, „führte ein Extrazug die provisorische Regierung landaufwärts, während der Vortrab der fliehenden Armee in Rastatt ankam, und mit ihm Struve und seine Frau, der seit der Besetzung der Rheinpfalz sich wieder bei der Armee eingefunden hatte. Seine Anrede erwiederten die Festungskanoniere mit dem Ersuchen, sogleich die Festung zu verlassen — und so trieb er, gebeugt von dem Fluche, der an seine Fersen sich zu heften scheint, auf dem Wrak seiner kühnen Hoffnungen zum drittenmale hinaus in die Brandung des unsteten Lebens."

„Gegen Mittag kommt Mieroslawski mit dem Generalstabe; es bedurfte einer Berathung, bis er Einlaß fand. Den Tag über bis in die späte Nacht dauerte der Rückzug: die badische Volkswehr, das vierte Regiment, die Feldartillerie, Bataillone des ersten, zweiten und dritten Regiments, die Hanauer Turner. Freischaaren und das Sigel'sche Corps. Zwei Bataillone des dritten Regiments und der Rest der drei Dragonerregimenter bildete den Nachtrab. Die edelsten Pferde des großherzoglichen Marstalls, des Markgrafen und des Fürsten von Fürstenberg bäumten sich unter den Adjutanten des Generals, knirschten schäumend neben und vor den Kanonen, wie unwillig über den unberechtigten Reiter, am kostbaren Gebiß. In der Post drängten sich die Führer: Mieroslawski zu Pferde, gekrümmt wie ein Winkelzeichen, in einfachem blauen Rock, rothen Beinkleidern, die goldverbrämte Mütze auf der niedern Stirn, mit starkem blondem Bart, ein Bild froher Gemüthlichkeit, bis die hellblauen Augen Zornesblitze schlenderten. Jajewski, der stämmige Oborski, die beiden Sigel, mit jugendlich unbärtigem Gesicht, der alte Böning mit wallendem Bart und Haupthaar, Sznaide, Becker und Blenker gingen nach kurzer Rast flußaufwärts. Es war ein Babel von Sprachen und Verdollmetschung. Mieroslawski sprach mit wenig Anerkennung von Truppen und Volkswehr: Ah ces gaillards, qu'on les chasse au feu s'ils ne veulent pas marcher, disant: „Es geht nicht!"

Während das ganze Heer der Murg zuzieht und vom Eingang des Murgthales am Eichelberg bis Gernsbach hinauf die feste Stellung einnimmt, aus der sie am 29. von den Preußen wieder vertrieben wurden, machte man sich in Rastatt daran, die Festung zu verproviantiren. Vom Oberland brachte jeder Zug neue Sendungen von Lebensmitteln und ein Raubzug führte die

ganze Sennerei des Markgrafen Wilhelm vom Mustergute Rothenfels der Festung zu.

Am 28. Juni begannen, wie wir oben gesehen, die Preußen den Angriff auf die Murglinie; ihr rechter Flügel nahm fast ohne Kampf Edigheim einem Banner Volkswehr weg; das Centrum bis Muggensturm vorgeschoben, blieb in dieser Stellung. Bis zum Einbruch der Nacht knatterte das Plänkler- und Rottenfeuer, vermengt mit den vollen Salven und dem Donner des Feldgeschützes. Deutlich konnte man von den Wällen Rastatts das Hin- und Herwogen des Kampfes beobachten.

Der Morgen des 29. brachte abermals den Kampf, indem 4000 Mann der Besatzung hinauszogen, während die Bürgerwehr die Wälle der Festung besetzte. Von der Stellung in Muggensturm greifen die Preußen die befestigte Stellung im Niederwalde und die Brücke von Kuppenheim zugleich an. Erstere ward von den Badenern aufgegeben; zugleich kommt die Nachricht, der rechte Flügel der Badener sei bedroht. Den Fliehenden folgen preußische Plänkler bis in den Bereich der Wallgeschütze; Wagen mit Verwundeten werden eingebracht; man trägt Wasser zum Bahnhof zur Erquickung der erschöpften Mannschaften. Doch jetzt erfährt man, daß von Kuppenheim und Steinmauern die Preußen sich auf ihr Centrum zurückziehen und das der Insurgenten in einem neuen Angriff vorrückt; durch heftiges Feuer werden die Preußen zu der von ihnen genommenen Verschanzung zurückgeworfen. Die einbrechende Nacht machte dem Kampfe ein Ende und auf Befehl ward die Stadt „wegen des glänzenden Sieges“ erleuchtet!

Doch schon der folgende Tag brachte die Murglinie in die Hände der Preußen und das abziehende Heer ließ etwa 4000 Mann als Besatzung in der Festung zurück, zu deren Gouverneur ein früherer griechischer Offizier Tiedmann ernannt wurde.

Inzwischen hatten die Preußen Rastatt eingeschlossen.

Eine Woche lang verfuhren die Belagerer ganz schonend gegen die Festung; die Zufuhr ward abgeschnitten, im Hauptquartier zu Kuppenheim, am Eisenbahndamm bei Niederbühl, in den Rhein- und Rieddörfern ritten Patrouillen; bis nach Malsch brauste die Locomotive und brachte Belagerungsgeschütz, Mannschaft und Lebensmittel. Auf den ährengelben Feldern konnte man von den Wällen aus die preußische Pickelhaube neben der braunen Schnitterin erkennen; die Einquartirten halfen ihren Wirthen den Segen des Ackers in die Scheune bringen; darüber hin blauer Himmel, heller Sonnenschein; es war ein gemüthliches Leben, ein Schäferspiel vor dem blutigen Drama.

Hinter den Wällen war die Kehrseite des schönen Bildes. Da ging Alles drunter und drüber, Niemand wollte gehorchen. Jeder that, was er wollte. Es war ein toller Wirrwarr, eine vollständige Anarchie! Unter solchen Umständen hatte General von Gröben die Festung zur Uebergabe (am 2. Juli) aufgefordert. Die Uebergabe wurde abgelehnt und ein pomphafter Aufruf des Gouverneurs vom 5. Juli sagte: „Soldaten, laßt Rastatt das deutsche Comorn werden!“

Ganz anders sah es im Lager der Preußen aus. Hackländer schildert uns in seinen anmuthigen Bildern aus dem Soldatenleben im Kriege das Lager eines preuß. Hauptpostens.

Das Lager war anfangs nicht sehr entfernt vom Eisenbahndamm zwischen Kuppenheim und Niederbühl aufgeschlagen, mußte aber weiter zurückgezogen werden, weil aus der Festung mehrere Mal Bomben bis dicht vor die Zelte flogen. In diesem Lager campirten zwei Bataillone Infanterie und seitswärts eine Schwadron Husaren, die Infanterie unter Leinwandzelten, die Husaren hatten sich Strohbaraken gebaut, und da die Hitze etwas nachgelassen hatte, so herrschte im Lager ein regeres Leben; die Offiziere, die nicht im Dienst waren, saßen vor den Marketenderbuden, die Soldaten lagerten unter den Bäumen an der Straße und hie und da konnte man ein preuß. Lied vernehmen. Die Umgebungen des Lagers waren malerisch schön. Die Berge des Os- und Murgthales in dunkler violetter Färbung mit dem Schlosse Eberstein und weiter entfernt mit der Ruine von Baden, blicken von einer Seite in die Ebene, in der Rastatt liegt; die Thürme dieser Stadt selbst, sowie die langen geraden Linien der Wälle zeichnen sich, und theilweise durch das abgebrannte Dorf Niederbühl verdeckt, in scharfen Umrissen am Horizonte ab. Wie mancher mochte dort auf den Wällen stehen und sehnsüchtig hinausblicken nach den Bergen, die mit ihren Schluchten und schattigen Waldwegen das Entkommen so leicht machen würden! Die schönste Parthie in der Umgebung des Lagers ist das Schlößchen Favorite, mitten in einem dichten Wäldchen gelegen, dessen Alleen von allen Seiten auf dasselbe führen und aus riesenhaften und alten Eichen bestehen; hier war das Tivoli der preuß. Offiziere und vor der großherzogl. Hausmeisterei, die zugleich Restauration war, versammelte sich jeden Abend, wer vom Lager und aus Kuppenheim gerade nicht im Dienst beschäftigt war. Die schönsten Bilder gewährte das Lager namentlich Abends, wenn die Gebirge herrlich blau und roth gefärbt waren, wenn die Thürme und Häuser Rastatts bei untergehender Sonne schwarz wie auf Goldgrund gemalt dastanden, zuweilen von den Wällen weißer Dampf aufquoll, wenn die Soldaten in Gruppen vor ihren Zelten und an der Landstraße lagen, und wenn zwischen Reiterabtheilungen, die hierhin und dorthin zogen, schwerbeladene Getreidewagen mitten durch das kriegerische Lagergetümmel bei dem Läuten der Abendglocken, dem Schmettern der Trompeten und Rollen der Trommeln langsam dahinfuhren. Krieg und Frieden! Wenn dann die Sonne sank, der Glanz auf Feld und Wald verblich, ging das rosige Licht auf den Bergen durch Dunkelviolett in kaltes Grau über, die Pferde in den Beiwachten schüttelten sich und schnaubten der kühleren Nachtluft entgegen. Die Wach- und Kochfeuer wurden glänzender und tiefroth, nach und nach schlossen sich die Zelte und die Nacht behauptete ihr Recht.

In der Festung ging indessen die Sache ihren alten Gang. Von den Wällen schleuderte hie und da ein 24pfünder sein Geschoß nach einer einzelnen preußischen Patrouille und die Schützen der Festung gingen förmlich auf die Preußenjagd, kamen aber häufig selbst gejagt zurück. Die Stimmung der Be-

lagerten war fortgesetzt fanatisirt; man hatte die aufregendsten Gerüchte verbreitet: da waren nicht nur Oestreicher und Russen von den Ungarn geschlagen sondern diese in Schlesien eingerückt; zugleich ein Aufruhr am Rhein ausgebrochen, die Hessen und Nassauer in ihre Heimath zurückgekehrt, die Preußen bei Achern geschlagen und ein württemberg. Armeecorps durch das Murgthal gegen sie im Anmarsch. Doch kamen auch wahre Schilderungen von den Zuständen in Baden in die Festung; in einer versiegelten Flasche war ein Zettel die Murg herabgeschwommen, der die Nachricht von der Niederlage der Badener an der Murglinie und der Besetzung des Oberlandes durch die Preußen und Reichstruppen enthielt. Man verstand sich endlich dazu, zwei Parlamentäre, Corvin und Lang, hinauszusenden, um sich selbst im Seekreise und Oberrheinkreise von der Lage der Dinge zu überzeugen. Nach ihrer Rückkehr kam die Kapitulation zu Stande. Die Festung ergab sich auf Gnade und Ungnade am 23. Juli. Gegen Mittag wurde die Kapitulation unterschrieben.

Gegen vier Uhr Nachmittags rückte das preußische zweite Armeecorps unter Trommelschlag und klingendem Spiele von allen Seiten gegen die Festung und gegen 4½ Uhr folgte der Prinz von Preußen, von zahlreichem glänzendem Stabe begleitet, den Truppen, an die er eine herzliche Anrede hielt, wie er ihnen den Dank seines Königs und Herrn zurief, worauf er sich unter donnerndem Hochrufe der Truppen wieder entfernte, welche sofort auf dem Glacis von Rastatt die Entwaffnung der Besatzung vornahmen und dann in Rastatt einrückten.

Dort hatte sich in der nächsten halben Stunde das Leben vollkommen verändert, bald wimmelte es darin von preußischen Truppen. Hie und da öffnete sich ein verschlossener Fensterladen, an den Hausthüren standen Jäger und Husaren, mit den Einwohnern plaudernd und vor dem Gasthofe zum Kreuz, dem Absteigequartier des General von Cöllen, standen ein paar Batterien, einige Bataillone Landwehrinfanterie, grüne Kürassiere und blaue Husaren, alles voll Lust und Freude.

Was Platz fand, wurde einquartirt und alles andere campirte theils in Rastatt selbst, theils auf dem Glacis.

Es war eine dunkle Nacht, rings sah man die Wachfeuer brennen, und die vielen Lichter in Rastatt strahlten hell über der schwarzen Häusermasse empor und verbanden sich in glänzenden Streifen mit dem klaren Nachthimmel.

Tief unten aber, in den finsteren Kasematten der Festung lagen jene, die all' das Unglück herbeigeführt. Dort lagen sie, ein merkwürdiger Anblick, alt und jung, bunt durcheinander, gräßliche Gestalten, zum Theil Grauköpfe neben Buben, alle Trachten und Nationen, 4000 an der Zahl! Im Fort B saßen allein 800. Sehen wir, welches Gemisch! Da saß ein bankerotter Wirth aus Durlach mit Glatzkopf und ungeheurem Heckerbarte neben Schach spielenden Studenten, ein alter Franzose neben einem päpstlichen Soldaten in rothen Hosen, Odenwälder Landbursche neben frechen Vagabunden und trotzigen Turnern. Welch eine Verschiedenheit der Physiognomie, des Ausdrucks der Mienen und des Benehmens ihren preußischen Wächtern gegenüber, welche

mit ihren rasselnden Schlüsselbunden die eisernen Kerkerthüren öffneten und die bunt gefüllten Räume durchschritten. Manche drückten die tiefste Devotion gegen dieselben aus, erhoben sich von Demuth und machten Verbeugungen; andere schienen sie mit ihren grimmigen Blicken verschlingen zu wollen; noch andere kauerten stumpfsinnig nieder und wieder andere zeigten sich ernst oder bescheiden oder gleichgültig.

10. Schluß.

Das Trauerspiel, dessen düsteren Inhalt der blutigste Bruderzwist bildete, war zu Ende gegangen. Das Recht hatte gesiegt! Die preußischen Fahnen und Banner der Reichstruppen drängten die flüchtigen Insurgenten mehr und mehr den Grenzen zu. Das erste Armeecorps hatte Freiburg in Besitz genommen, die Peucker'sche Reichsarmee Donaueschingen, das zweite Armeecorps stand im Norden des Landes. Das ganze Land war nun militärisch besetzt und die Revolution überall niedergeschlagen.

Es war nun der Operationsarmee noch die dritte Aufgabe zu lösen übrig geblieben, die Aufrechterhaltung der Ordnung im Großherzogthum dauernd zu sichern und die erschütterten Grundlagen des gesellschaftlichen und staatlichen Organismus herzustellen. Es war die höchste Zeit, einmal den Ernst zu zeigen.

Die Standgerichte traten in Wirksamkeit und 27 Individuen büßten das Verbrechen des Hochverraths mit dem Tode, 62 andere mit Zuchthausstrafe.

V. Der Krieg gegen die Dänen
1848—1850.

1. Entstehung und Verlauf des dänischen Krieges 1848—1850.

Die Entstehung des blutigen Nationalkampfes der Deutschen gegen die Dänen fällt in das Jahr 1846. König Friedrich IV. von Dänemark hatte im Jahre 1834 die von den bis zu dieser Zeit vereinigten Stände von Schleswig und Holstein trotz der energischen Protestation beider Herzogthümer aufgelöst und dafür Provinzialstände in der Art eingeführt, daß in jedem der beiden Herzogthümer ein besonderer Landtag bestehen sollte, wie auch im übrigen Dänemark je ein besonderer für Jütland und die Inseln. Von den beiden Herzogthümern gehörte Holstein mit Lauenburg allein zum deutschen Bunde. Trotzdem jedoch, daß Schleswig eigentlich nie zum deutschen Bunde gehört hatte, obwohl es mit Holstein vereinigt war, so wünschte doch die deutsche Mehrheit der Bevölkerung den früheren Verband mit Holstein festzuhalten und wo möglich auch dem deutschen Bund einverleibt zu werden; die dänische Minderheit der Bevölkerung aber beschwerte sich dagegen 1838 über die Herrschaft der deutschen Sprache in ganz Schleswig und verlangte für die rein dänische Bevölkerung des Herzogthums dringend Abhilfe. Ein Jahr darauf starb der alte König und sein 54jähriger Großneffe Christian VIII., der ihm auf dem Throne folgte, hatte zwar einen Sohn Friedrich, der aber keinen legitimen Nachfolger versprach. Nun machte sich Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg Hoffnung auf die Thronfolge, die ihm nach deutschem Recht als dem nächsten männlichen Agnaten in Schleswig und Holstein auch gebührt, nicht aber in Dänemark, wo nach dänischem Recht die Thronfolge auf die nähere weibliche Linie übergeht. Um später seine Successionsansprüche geltend machen zu können, suchte zunächst der Herzog Anhang bei der deutschen Parthei in den Herzogthümern und unterstützte mit allen Kräften die Einigungsbestrebungen derselben. Eine Folge davon war, daß die Provinzialstände 1842

abermals dringend die Verschmelzung beider Herzogthümer verlangten, wobei Advokat Beseler in Schleswig besonders thätig war. Als Gegendemonstration trug Ussing im dänischen Landtage von Roeskild darauf an, der König solle die Untheilbarkeit des dänischen Gesammtstaates erklären. 1844. Als sich endlich in die Angelegenheit der Herzogthümer auch noch die Kammern von Braunschweig und Baden mischten, erweckten sie dadurch die Aufmerksamkeit des bei der Successionsfrage betheiligten Rußland.

Rußland kann es nicht gleichgültig sein, seinen Einfluß in Dänemark gefährdet oder gar geschwächt zu sehen, weil der von den dänischen Kanonen beherrschte Sund der Schlüssel zur Ostsee ist, auf den es die russische Politik ebenso scharf abgesehen hat, als auf die Dardanellen, den Schlüssel des schwarzen Meeres. Zudem hatte der Landgraf Friedrich von Hessen (welcher als nächster Agnat der hessischen Kurfürsten und bei Mangel an legitimen Erben sowohl die Thronfolge in Kurhessen, als auch als Sohn Charlottens, der Schwester Christian VIII. nach dänischem Recht der weiblichen Thronfolge Dänemark erben sollte) im Jahre 1844 mit der Großfürstin Alexandra, Tochter des Kaisers Nikolaus, vermählt. Dadurch gewann Rußland selbst ein nahes Erbrecht auf Dänemark und, wenn die Herzogthümer getrennt und Schleswig nicht in den deutschen Bund aufgenommen würde, nach dänischem Recht auch auf das Herzogthum Schleswig. Es mußte demnach Rußland sehr am Herzen liegen, die Vereinigung Schleswigs mit Holstein zu verhindern, und es bot auch sogleich all seinen Einfluß hiezu auf und veranlaßte den König von Dänemark, im Jahre 1846 einen „offenen Brief“ zu erlassen, worin er das dänische Recht der weiblichen Thronfolge auf den Gesammtstaat Dänemark, also auch auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein ausdehnte und mit einem Federstrich die deutschen Hoffnungen vernichtete.

Dieß Verfahren rief im gesammten, damals ohnedieß in der Aufregung begriffenen Deutschland allgemeine Entrüstung hervor. Das Nationalgefühl des ganzen Volkes empörte sich gegen den russischen Plan, aber man beging allgemein den Fehler, allzu tumultuarisch aufzutreten und die natürlichen Rechtswege durch Agitationen und Massenaufgebote zu überschreiten. Das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ begeisterte die Menge, die dabei die europäischen Verträge vergaß und den Irrthum beging, die durchaus verschiedenen Rechte Schleswigs und Holsteins zu vermengen. In Bezug auf beide Herzogthümer war der deutsche Bund nur befugt, das Erbrecht der deutschen Agnaten zu wahren; aber in Bezug auf Holstein stand ihm auch noch zu, dessen Trennung als deutsches Bundesland vom dänischen Gesammtstaate und eine Verbindung des einen mit dem andern ausschließlich durch Personalunion zu verlangen. Nicht so war es mit Schleswig. Die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums ging den deutschen Bund nichts an, er hatte allein das Erbrecht der deutschen Agnaten zu sichern.

Die nächsten Folgen der Agitationen in beiden Herzogthümern, denen damals auch der deutschgesinnte König Ludwig I. von Bayern seine wärmsten Sympathieen zuwandte, waren große Volksversammlungen zu Neumünster

und Nortorf, die aber durch dänisches Militär auseinandergetrieben wurden. Die Ruhe wurde indessen nicht weiter gestört.

Am 20. Januar 1848 starb der König, dem sein Vater Friedrich VII. folgte. Er begann seine Regierung mit der Verleihung einer Verfassung für den Gesammtstaat Dänemark und hoffte, durch die liberalen, darin gewährten Concessionen die nationale Abneigung der deutschen Herzogthümer zu versöhnen. Wenige Tage nach der Thronbesteigung Friedrichs VII. war die große Revolution in Frankreich ausgebrochen und das convulsivische Zucken, das in der Folge davon die Völker Europa's durchbebte, rief den Oppositionsgeist auch an der Eyder und Schley auf. Die Stände der beiden Herzogthümer protestirten am 17. Februar und am 8. März verlangte eine Volksversammlung in Altona stürmisch die Vereinigung des Landtags in beiden Herzogthümern, die am 18. auch in Rendsburg vollzogen wurde. Die vereinigten Stände erklärten hier die Vereinigung Schleswigs mit Holstein und dem deutschen Bunde und verlangten gemeinsame Verfassung und Verwaltung für beide Herzogthümer. Das war offene Rebellion und rief daher in der Kammer in Kopenhagen am 21. eine Sturmpetition hervor, in welcher vom König ein neues Ministerium und eine Regierung in dänischem Sinne und Interesse gefordert wurde.

Die Antwort darauf gaben die Herzogthümer, indem sie am 24. eigenmächtig eine provisorische Regierung, den Herzog von Augustenburg, Graf Reventlow und Beseler an der Spitze, einsetzten. Zu diesem Gewaltschritt glaubte sich der Herzog von Augustenburg berechtigt, weil durch den offenen Brief des verstorbenen Königs sein notorisches Erbrecht gefährdet war, auch mochten die Sympathieen, die die Sache der Herzogthümer beim deutschen Bunde und in Berlin fand, das Ihrige dazu beigetragen haben, ihn zu dem entschiedenen Auftreten zu veranlassen. Die Sympathieen für die Herzogthümer in Berlin gründeten sich übrigens wohl nur auf die Verlegenheit, in der man war, da man nicht wußte, was mit der Armee anzufangen sei, deren Gefühl bei der Revolution in Berlin so tief verletzt worden war. Der Gedanke, sie Lorbeeren in einem Dänenkriege erfechten zu lassen, war für die Armee selbst schmeichelhaft und befriedigend, konnte überdieß auf die Zustimmung der damaligen öffentlichen Meinung rechnen und schien zugleich am geeignetsten, die Popularität des Königs von Preußen glänzend wiederherzustellen. Der König selbst nahm sich sofort der Sache der Herzogthümer mit Wärme an und als der Bundestag in Frankfurt am 4. April den König von Preußen beauftragte, die dänische Angelegenheit im Namen des deutschen Bundes in die Hand zu nehmen, begann rasch der Krieg.

Die Dänen fielen schon am 9. April über die abgefallenen Truppen aus den Herzogthümern her und brachten ihnen eine empfindliche Niederlage bei Bau bei. Aber schon waren die Preußen unter General Wrangel in Holstein eingerückt, die preußischen Garden erstürmten am Ostersonntag, am 23. April, das Danewirk und am folgenden Tage siegten auch die hannöver'schen Bundestruppen unter General Halkett bei Oeversee. Am 18. Mai rückte Wrangel in Jütland ein, das er als Pfand behalten wollte, bis die aus

Mangel an einer deutschen Kriegsflotte auf ihren Inseln unangreifbaren Dänen den deutschen Forderungen nachgeben würden. Allein schon am 24. Mai erhielt Wrangel einen Rückzugsbefehl aus Berlin und der ganze Feldzug gerieth in's Stocken — wahrscheinlich in Folge der ernsten und dringenden Vorstellungen, die Rußland dem Hofe in Berlin machte. Nächst den russischen Agitationen mochten dazu wohl die Umstände beitragen, daß die Preußen ohne Unterstützung einer Flotte nicht zu weit in Jütland vorzudringen wagten, um nicht abgeschnitten zu werden, und anderseits der preußische Handel sehr durch die dänische Blokade litt. Auch hatte der König Oscar von Schweden Preußen seine Vermittlung angeboten und dort zurückgewiesen, den Dänen seine Hilfe zugesagt. Endlich war auch der Rausch der Märztage vorüber und man sah in Berlin ein, daß man zu weit gegangen sei und in Schleswig ein Recht verfechte, das alle Großmächte bestreiten mußten.

Nach Wrangels Rückzug aus Jütland blieben sich die Truppen in Schleswig gegenüberstehen. Die Dänen wurden am 5. Juni bei Hollbühl von den Hannoveranern angriffen und erlitten am folgenden Tage bei Düppel durch die Preußen eine Niederlage. Auch der tapfere Bayer v. d. Tann machte mit seinem Freicorps einen glücklichen Streifzug.

Als Preußen mehr und mehr Miene machte, sich aus der schleswig-holsteinischen Angelegenheit ganz zurückzuziehen, beschloß am 31. Juli das Reichsministerium, ein Bundesheer aufzubieten, um die deutschen Ansprüche auch ohne Preußen durchzusetzen. Das badische und württembergische Contingent trat noch im August den Marsch nach dem Norden an. Nachdem aber der Erzherzog Reichsverweser am 4. August nach Frankfurt zurückgekehrt war, bevollmächtigte derselbe im Namen des Reiches den König von Preußen, mit den Dänen einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Mit Hilfe schwedischer Vermittlung kam derselbe am 26. August zu Malmoe in Schweden zu Stande. Dänemark willigte ein, daß Schleswig und Holstein eine gemeinschaftliche Regierung haben und daß dieselbe halb vom deutschen Bunde, halb von Dänemark bestellt werden sollte, ein so großes Zugeständniß, daß alle Gegenforderungen nicht mehr in's Gewicht fielen.

Nach dem Waffenstillstand von Malmoe ward in den Herzogthümern eine provisorische Regierung unter dem Vorsitze des Grafen von Reventlow eingesetzt, womit aber Dänemark sowohl als die Großmächte nicht zufrieden waren. Dänemark kündigte daher, sobald das Meer den Operationen seiner Flotte offen war, den Waffenstillstand am 26. März 1849 und ließ bald darauf einige seiner Kriegsschiffe in die Bucht von Eckernförde einlaufen, wo das schöne Linienschiff Christian VIII. den bekannten Unfall erlitt. Mit diesem glänzenden Siege am 5. April ward der zweite dänische Feldzug eröffnet. Eine deutsche 45,000 Mann starke Bundesarmee rückte sofort in Schleswig ein, befehligt vom General Bonin. Ihr erster Angriff galt den Schanzen von Düppel, dem Brückenkopf der nahe gelegenen Insel Alsen. Die Bayern und Sachsen erstürmten sie am 15. April. Hierauf siegte Bonin selbst mit der Hauptarmee im blutigen Gefechte bei Kolding, drang aber, durch bestimmte Be-

fehle zurückgehalten, nicht in Jütland ein. Ein neu angekommenes preußisches Heer unter General Prittwitz, welches unabhängig agirte, schien nur da, um die Kriegslust der Schleswig-Holsteiner zu dämpfen. Man murmelte, Rußland habe das Ueberschreiten der jütischen Grenze als casus belli bezeichnet. Um die vorgeschriebene Unthätigkeit zu maskiren, wurde eine langwierige Belagerung Fridericia's angefangen, einen Monat später aber Bonin in der Nacht des 5. Juli von einer überlegenen dänischen Armee unter General Rye überfallen und nach verzweiflungsvollem Kampfe mit einem Verlust von 3000 Mann und 28 Kanonen geschlagen.

Während die Schleswig-Holsteiner durch den Schlag noch betäubt waren, endigte die Diplomatie den Feldzug durch einen von Rußland und England diktirten, am 16. Juli abgeschlossenen Waffenstillstand, bei dem ohne Weiteres die Trennung der beiden Herzogthümer angenommen ward. Schleswig mußte mit Ausnahme von 6000 Preußen von den deutschen Bundestruppen geräumt werden und erhielt eine getrennte Verwaltung und Verfassung. An die Spitze der Landesregierung trat Herr von Tillich im Namen Dänemarks, dem Graf Eulenburg im Namen Preußens an die Seite trat. Tillich handelte als ächter Däne, setzte ab, verurtheilte, zwang zur Auswanderung und drangsalirte kläglich Alle, die sich während der Revolution als Beamte, Geistliche oder Lehrer compromittirt hatten. Diese schmähliche Behandlung ihrer deutschen Brüder in Schleswig feuerte die Holsteiner zu verzweifeltem Muthe an. Als Bonin nach Berlin abberufen wurde, wählten sie den preußischen General von Willisen zu ihrem Feldherrn, den aber der König von Preußen desavouirte und aus der preußischen Armeeliste streichen ließ. Auch wurden alle preußische Offiziere aus der holsteinischen Armee zurückberufen. Da sich Dänemark verpflichtet hatte, nicht in Holstein einzudringen, und ein Eindringen der Holsteiner in Schleswig durch die preußische Besatzung daselbst verhindert war, schleppte sich das Provisorium bis in den Sommer hin. Am 2. Juni 1850 endlich wurde zwischen Dänemark und Preußen in Berlin der Friede unterzeichnet, wornach Schleswig den Dänen ausgehändigt, für Holstein aber die Rechte des deutschen Bundes gewahrt wurden.

Mit dem Berliner Frieden begann für die Herzogthümer in ihrer dreijährigen Kampfgeschichte eine letzte Periode, in der den Herzogthümern gleichsam gestattet war, zu versuchen, wie weit sie mit ihrer eigenen Kraft ihre Rechte zu wahren im Stande seien. Das Verweisen an die eigene Kraft kam den Herzogthümern nicht unerwartet. Schon im Jahre 1849 hatte der Gang der Ereignisse darauf hingewiesen, daß bald die deutsche Bundeshilfe aufhören werde und die Statthalterschaft hatte daher durch alle zu Gebot stehende Mittel die Wehrkraft der Lande gestärkt. Allgemeines Vertrauen begrüßte den an die Stelle des abberufenen, seit der traurigen Niederlage bei Fridericia im Ansehen sehr gesunkenen Bonin getretenen General Willisen, der sofort, als die Preußen Schleswig verließen, dort einrückte, um das Herzogthum den Dänen streitig zu machen. Aber die Holsteiner waren im Kampf nicht glücklich. Willisen erlitt am 25. Juli bei Idstedt unfern von Schleswig eine

blutige Niederlage. Hierauf unterzeichneten England, Rußland, Frankreich, Schweden und Dänemark am 2. August in London ein Protokoll, worin sie den dänischen Einheitsstaat gutließen. Auch Oestreich unterzeichnete „unter Vorbehalt der Rechte des deutschen Bundes.“

Der Krieg war damit zu Ende. Die Holsteiner hatten übrigens den Londoner Frieden nicht anerkannt, waren unter den Waffen geblieben und hatten den Dänen mehrere unentscheidende Gefechte geliefert. Endlich erschien Graf Thun als Bundestagscommissär und forderte Einstellung aller Feindseligkeiten. Die Holsteiner wollten nicht darauf eingehen, aber in der wichtigen Conferenz zu Olmütz beschloßen Oestreich und Preußen, Holstein müsse entwaffnet und zum Frieden gezwungen werden. Schon im Januar 1851 rückte ein östreichisches Armeecorps unter F.M.L. Legeditsch über Kurhessen nach Holstein, besetzte das Land und überließ überdieß das Kronwerk in Rendsburg und Friedrichsort trotz der Bitten der Landesversammlung den Dänen, welche die erstere Festung später schleiften.

Der Widerstand der Herzogthümer war sonach besiegt, eine starke östreichische Armee stand im Lande und es handelte sich nur darum, Dänemark ordentliche Bedingungen aufzuerlegen. Oestreich hatte die Absicht, ganz Dänemark dem deutschen Bund einzuverleiben und so der russischen Politik einen Damm zu setzen und Deutschland die Gründung einer Seemacht zu ermöglichen. Allein dazu kam es nicht. Rußland, England und Frankreich setzten eine neue Combination durch, bei der Rußland, scheinbar uneigennützig, gewann. Ein Londoner Protokoll vom 8. Mai brachte den Entschluß dieser Großmächte definitiv zu Stande, daß nämlich sowohl der Herzog von Augustenburg, als der Landgraf Friedrich von Hessen ihre Successionsansprüche verlieren und die Erbfolge des dänischen Gesammtstaates mit Holstein auf Christian, den Sohn des Herzogs Christian von Glücksburg und der Schwester des Landgrafen von Hessen übergehen sollte.

Nachdem die europäische Diplomatie, das Recht des Einzelnen und die deutschen Nationalinteressen zu Boden tretend, dieses Wunderwerk vollbracht hatte, gab der König von Dänemark am 20. Januar 1852 eine neue Verfassung, die die Trennung der Stände und der Verwaltung der Herzogthümer begründete. Die Oestreicher marschirten im Februar 1852 ab und nun waren die Dänen wieder Alleinherren des Landes. Es lag nicht in ihrer nordischen Art, die Erbitterung der Herzen mit gemüthlichen Phrasen zu bemänteln. Derb und rücksichtslos folgten sie ihrem Haß, ohne sich um den Wortlaut der gemachten Zugeständnisse zu bekümmern. In Schleswig wurde das Dänische Schul- und Kirchensprache. In Kiel wurden die Professoren fast alle abgesetzt, alle Offiziere des schleswig-holsteinischen Contingents, eine große Menge Beamte &c. schonungslos ohne Pension entlassen, die Anleihen, die die Herzogthümer gemacht, für ungültig erklärt und sogar den Wittwen ihre Pension genommen. Daß diese Maßregeln nichts weniger als geeignet waren, die Ruhe herzustellen, versteht sich von selbst, und in allerneuester Zeit wird vielleicht

einem Congresse unter Anderm auch die Aufgabe vorbehalten bleiben, die Angelegenheiten der schleswig-holsteinischen Herzogthümer zu regeln.

2. Die blutige Parade bei Hollbühl am 5. Juni 1848.

Es war am 5. Juni Morgens. Die Sonne war prächtig aufgegangen und beleuchtete die im vollen Waffenschmucke aus Flensburg zur Parade ausgerückten Bundestruppen, die preuß. Garden, die Hannoveraner und Mecklenburger. Man wollte, so hieß es, den Geburtstag des Königs von Hannover feiern. General Wrangel und Generallieutenant Halkett kamen in Gallakleidern, das breite Band des hannover'schen Guelphenordens um die Brust geschlungen, mit ihrem glänzenden Stabe angesprengt. Die blanken Waffen blitzten im Morgenlichte und das Hurrah der Truppen scholl in die frische Luft hinein. Keiner der Soldaten wußte, daß aus der heiteren Parade eine blutige Feldschlacht werden sollte. Da gab Wrangel den Befehl, gegen die Dänen vorzurücken, die 16,000 Mann stark in der Nähe der Nybbelmühle bei Gravenstein hinter zahllosen lebendigen Hecken und Gräben und gedeckt durch gewaltige, mit Kanonen besetzte Schanzen standen. Im Sturmschritt ging's fort, die Hannoveraner, Braunschweiger und Mecklenburger voran und bald knallten Schüsse die ganze Linie entlang. Im Nu waren die dänischen Vorposten geworfen und in wenigen Minuten mehrere Knicks weit zurückgetrieben. Hinter den vorrückenden deutschen Truppen her aber stürmte mit Donnergedröhne ihre reitende Artillerie, die Kanonen fuhren auf und alsbald sausten ihre Kugeln über die vom Krachen erbebende Erde; die Granaten sprangen platzend, Tod und Verderben ringsum verbreitend, und Pulverdampf bedeckte die weite Niederung. Langsam zogen sich die Dänen nach Düppel zurück, dem Meere zu; jeder Fußbreit kostete Blut, aber bereits war der Nybbelwald im Besitz der deutschen Truppen. Da mit einem Male, es mochte ein Uhr Mittags sein, als die preuß. Garden aus dem Walde heraustraten, fingen die dänischen Kanonenböte an, mit Granaten zu schießen, welche in die Reihen der Preußen Verheerung und Unordnung brachten. Die dänischen Landbatterien bei Surlyttehof am schmalen Alsund eröffneten ebenfalls ein mörderisches Kanonenfeuer und auch vom Sunde her flogen die Granaten der Kanonenböte in die preußischen Colonnen, welche endlich wankten und, als General Bülow mit den Dänen gegen sie anrückte, sich zurückzogen. Unterdessen hatte General Wrangel einen andern Angriffsplan gemacht. Die preuß. Artillerie hatte sich an der Meeresbucht aufgestellt und beschoß die verwünschten dänischen Kanonenboote, die schlimmsten Feinde der deutschen Landratten. Auch die preuß. Füsiliere arbeiteten wacker und tödteten durch ihre wohlgezielten Schüsse sämmtliche Mannschaft zweier Kanonenboote. Andere preuß. Batterien fuhren auf und beschossen die Stadt Düppel. Die Dänen, die bis zur Düppeler Mühle standen, blieben die Antwort nicht schuldig; ihre Kugeln wütheten fürchterlich in den Reihen der Preußen; eine dänische Batterie soll allein fünfhundert Schüsse gethan haben und ganze Glieder der preuß. Regimenter wurden niedergestreckt. Dennoch stürmten die Preußen gegen die feindlichen Schanzen, hinter denen

das dänische Heer aufgestellt war, unter furchtbarem Kugelregen und lautem Hurrah vor. Wahre Wunder der Tapferkeit wurden während dieser einstündigen Kanonade vollbracht. So geschah es, daß die Dänen von einer preuß. Kanone, deren Laffette bereits zerschossen war, die Bedienung und Pferde dreimal wegschossen; dennoch schleppten die zum vierten Male neu herzutretenden Artilleristen die demontirte Kanone glücklich mit sich fort und gönnten selbst das zerschossene Geschütz den Dänen nicht. Jetzt aber rückten die dänischen Rothröcke mit gefälltem Bajonnet von der Düppeler Mühle vor und stürzten sich im Sturmschritt von Hecke zu Hecke mit lautem Hurrah auf die Preußen, die die von der dänischen Garde genommene Stadt Düppel und selbst den Kirchhof, wo sie ihre Todten begraben hatten, verlassen mußten. Häuser und Höfe standen ringsum in hellen Flammen und die dänischen Kanonenboote in der Broagher Bucht unterhielten ein ununterbrochenes Kartätschenfeuer, das vernichtend in die Reihen der Preußen einschlug. Nur noch ein Roggenfeld lag zwischen den Preußen und Dänen. Durch dasselbe stürmten deutsche Liniensoldaten, Scharfschützen, Jäger und Gardisten, Alles durcheinander, und die Preußen zogen sich nach dem Nybbelwalde zurück bis auf eine Compagnie, die abgeschnitten und gefangen wurde. Es dunkelte bereits. Der Knall der Kanonen und das fortwährende Rottenfeuer lärmte zusammen wie ein fortgesetzter Trommelwirbel, bis die Nacht hereinbrach und beide feindliche Partheien trennte. Todmüde vom Kampf und den anstrengenden Märschen lagen die deutschen Truppen schon bei ihren Wachfeuern, als die Dänen mitten in der Nacht, jedoch ohne Erfolg, einen Ueberfall wagten. Das war die blutige Parade, mit welcher die deutschen Bundestruppen den Geburtstag des Königs von Hannover feierten.

3. Eckernförde am 5. April 1849.

Der zweite dänische Feldzug sollte mit einem glänzenden Seesiege der Deutschen beginnen. Die Dänen wollten ihn mit der Blokade der deutschen Häfen anfangen und ließen zu diesem Zwecke ein Geschwader auslaufen. Am 5. April früh 6 Uhr erschienen mit frischem Ostwinde von Norden herkommend, das schöne stolze dänische Linienschiff Christian VIII. (von 84 Kanonen), die Fregatte Gefion (mit 46 Kanonen) und die Brigg St. Croix (von 18 Kanonen), gefolgt von den Kriegsdampfern Heckla, Geyser und Sleswig nebst einem Landungsboote in dem Hafen der schleswig'schen Stadt Eckernförde.

Die Stadt liegt an einer jener an der Ostküste der deutsch-jütischen Halbinsel so häufigen Meeresbuchten (Fjiorden), welche die schönen gerühmten Häfen bilden (von Kiel, Flensburg, Apenrade 2c.) zwischen Kiel und Schleswig, und zwar am südlichen Gestade des Meerbusens an einer Stelle, wo er sich zu einer schmalen Straße verengt, die sich hinter Eckernförde nochmals zu einem breiten, innern See erweitert. Der Hafen war nördlich und südlich der Stadt von zwei schleswig-holsteinischen Batterien vertheidigt, deren nördliche mit zwei Paixhans und zwei 18pfündern, die südliche mit vier 24pfündern armirt waren.

Kaum war man der Schiffe ansichtig, die stolz ihre Flaggen zeigten, so eröffneten die Batterien ihr Feuer gegen dieselben und bald war der Dampfer so erheblich verletzt, daß er von einem andern in's Schlepptau genommen und aus dem Hafen bugsirt werden mußte. Das dritte Dampfschiff und die Brigg folgten und überließen es dem Linienschiff und der Fregatte, den Kampf gegen die Strandbatterien aufzunehmen. Zum Unglück für die Dänen war aber der Ostwind stärker geworden und trieb das Linenschiff immer mehr der Küste zu. Als gegen 2 Uhr die Fregatte durch einen Schuß von der nördlichen Batterie ihr Steuerruder verloren hatte, wurde eine Parlamentärflagge aufgehißt und ein Boot setzte einen Offizier an's Land mit einem Schreiben des Inhalts, daß die Schiffe das Feuern einstellen würden, wenn auch die Batterien zu feuern aufhörten, im andern Falle aber ein Bombardement der Stadt Eckernförde in Aussicht stände. Der Antrag ward abgelehnt und das Feuer fortgesetzt.

Inzwischen war der Herzog von Coburg der Oberbefehlshaber der thüringischen Brigade aus seinem Hauptquartier Gottorf herbeigeeilt und bewilligte dem Feinde eine zweistündige Waffenruhe, welche den Batterien nicht minder erwünscht war, da durch das ununterbrochene Feuern von 7 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags die Geschütze bis zum Zerspringen erhitzt hatte und inzwischen eine nassauische 6pfünder-Batterie herbeigezogen werden konnte, die sich in einer Schanze zwischen der Südbatterie und der Stadt postirte. Die feindlichen Schiffe benützten ihrerseits die Waffenruhe, um nach auswärts Signale zu geben, vermuthlich um die Dampfschiffe zum Bugsiren herbeizurufen; wenigstens erschien ein solches an der Einfahrt des Hafens, kehrte aber, als die Nordbatterie das Feuer darauf richtete, sofort wieder um.

Es war Abends gegen 4½ Uhr. Die Zeit des Waffenstillstandes war abgelaufen; mit der Minute donnerten die Batterien wieder gegen die Schiffe. Die Fregatte, noch immer unbehülflich in ihren Bewegungen, weil ihr das Steuer fehlte, lag etwas weiter entfernt, das Linienschiff aber noch immer in unmittelbarer Nähe des Landes und zwar so, daß die Kugeln der schleswigholsteinischen Batterien es in der Flanke, die Kugeln der nassauischen Batterie aber im Spiegel faßten. Alle drei Batterien schoßen mit glühenden Kugeln. Die Schiffsartillerie erwiederte Schuß auf Schuß, bald mit vollen Lagen, bald mit nacheinander folgenden Schüssen, aber an Manövriren war in solcher Nähe der Küste nicht mehr zu denken, und bald war das Linienschiff vollends auf den Sand aufgelaufen. Endlich zündete eine der glühenden Kugeln, das Feuer griff mit Macht um sich und um 6 Uhr Abends strich zuerst der Christian VIII., später die Gefion, die noch kurze Zeit den Kampf fortsetzte, die Flagge. Ein Offizier ruderte an's Land und übergab die Schiffe auf Gnade und Ungnade. Sofort begann die Ausschiffung der feindlichen Mannschaft. Der Commandeur Christian VIII., Paludan, übergab dem Herzog von Coburg seinen Degen; aber noch hatte die Ausschiffung nicht vollendet werden können, als das Schiff mit 200 Dänen in die Luft flog. Die Gefion wurde mit deutschen Matrosen bemannt und um 8 Uhr wehte hoch oben am Maste über dem gedemüthigten Danebrog die deutsche Flagge!

Mit einem Verlust von 1 Todten und 5 leicht Verwundeten hatten 12 deutsche Feldgeschütze, zum Theil leichten Kalibers, mit 150 Kanonen schwersten Kalibers den Kampf aufgenommen und siegreich beendet. Christian VIII., auf den so viel verwendet worden war, dessen Armirung die Dänen zu den stolzesten Hoffnungen berechtigte, der unter Salutationsfeuer den Hafen von Kopenhagen verließ, um mit seinen 84 Feuerschlünden die Professorenstadt Kiel der Erde gleich zu machen, war in die Luft geflogen, nichts übrig lassend als Trümmer!

Der Hafen von Eckernförde bot den folgenden Tag ein düsteres Bild. Stark rauchend ragte das Linienschiff freilich oben nur noch als Gerippe über der vom Ostwind stark bewegten und schäumenden Wasserfläche hervor. Die Balken waren weit am Strande hingeschleudert, Hunderte von Menschen mit dem Aufsammeln von Eisen- und Holzstücken beschäftigt, die in Millionen Splittern den Strand in der Länge fast einer Viertelmeile deckten; dazwischen umgeschlagene Jollen, zerschmetterte Barkassen und Boote, einzelne noch erkennbare Stücke, wie Kanonenlader mit zerbrochenen Stielen, einzelne Kanonenlafetten, Matrosenhüte, Jacken, Seetangmatratzen, zerfetzt und verbrannt, Splitter von Kajütenmobiliar, Stücke von Raaen und Masten und dazwischen zerrissene, zerschmetterte, schwarzgebrannte Leichname. In den Straßen hielten die Wagen mit den gefangenen Offizieren, die Matrosen standen daneben je drei in einer Reihe, umgeben von den Wachen, die sie nach Rendsburg zu transportiren hatten. Es waren 1023 Gefangene und Verwundete.

Furchtbar sah es in den Batterien aus. Diese waren waren im Kampfe dermaßen mit Bomben, Vollkugeln und Kartätschen überschüttet worden (hatte doch Christian allein 68 volle Lagen à 42 Schuß gegeben), daß kein Quadratfuß innerhalb der Werke war, der nicht Geschoßspuren trug. Die Flaggen der Batterien wurden heruntergeschossen und der Hauptmann Jungmann und Premierlieutenant Schneider vom 3. Reservebataillon pflanzten sie unter dem fürchterlichsten Kugelhagel wieder auf.

4. Die Erstürmung der Düppler Schanzen am 13. April.

Der 13. April war ein blutiger Schlachttag; die dänische Erde rauchte von dem Blute vieler Deutschen, die für Deutschlands Ehre gestorben waren. Der Schauplatz dieses Kampfes waren die Stadt Düppel und die in der Nähe derselben gelegenen Schanzen bei der Nybbelmühle. Ein Augenzeuge berichtet uns über diesen Kampf folgendes: „Ich lag am 12. mit den Sachsen-Altenburgern auf den äußersten Vorposten um Düppelkirche, ungefähr 2500 Schritte von den gefürchteten Düppler Schanzen, Angesichts der Dänen, die damit beschäftigt waren, immer mehr Schanzen aufzuwerfen. Mit dem bayr. Artill.-Hauptmann Stieglitz ging ich auf die äußere Schildwachenlinie hinaus, um von dort, es mochte 1000 Schritte entfernt sein, die Stellung der Dänen genau zu beobachten; einige Minuten mochten wir da gestanden haben, als zwei Bataillone aus den Schanzen heraus im Sturmschritte vorrückten und die umliegenden Knicks besetzten; die 30 Mann starke Feldwache schwärmte aus, be-

setzte den nächsten Knick und das Kleingewehrfeuer der Tirailleure begann alsbald mit der größten Heftigkeit. Der Hauptposten bei Düppelkirche, ein Bataillon rückte alsbald vor, um das Drängen der dänischen Tirailleurlinie aufzuhalten. Eine hessische 6pfünder-Batterie eilte ebenfalls herbei und schon nach den ersten Schüssen derselben stellten die Dänen das Kleingewehrfeuer ein, während eine ununterbrochene Kanonade bis zu einbrechender Dunkelheit fortdauerte. Dieses Vorpostengefecht war nur das Vorspiel zum Kampfe, der am folgenden Morgen entbrennen sollte."

„Um 12 Uhr Nachts ward den von der Schanze entfernt liegenden Truppenabtheilungen Marschbefehl gegeben und den tapfern Bayern die ehrenvolle Aufgabe gestellt, die Avantgarde bei der Erstürmung der Schanzen von Düppel zu bilden. Um 2 Uhr Morgens setzten sich die Bayern in Bewegung und ihre Vorhut, das königl. 2. bayr. Jägerbataillon unter Oberstlieutenant v. Reck traf um 3 Uhr 45 Min., in der linken Flanke der Schanzen eine Umgehung längs der Küste machend, auf die ersten dänischen Vorposten, warf dieselben mit dem Bajonnet zurück und drängte unter dem fortwährenden Feuer der an der Küste liegenden Kanonenboote, unterstützt von 2 Colonnen à 500 Mann, die mehr als 6 Bataillone starken Dänen bis an den Brückenkopf vor Sonderburg zurück. Die braven Bayern, die außer dem genannten Führer noch den bekannten Oberstlieutenant v. d. Tann und Hauptmann Aldosser hatten, welche buchstäblich die Ersten auf der Schanze waren, kämpften mit Löwenmuth gegen die Uebermacht, die ihren Bajonneten sich wenig widersetzte und, sich auf das Schießen beschränkend, zurückwich. Die Bayern verfolgten den Feind bis über die Schanzen hinaus dicht vor den Brückenkopf, konnten sich jedoch wegen des nun eröffneten Kreuzfeuers aus den Kanonenböten und dem Brückenkopf nicht halten und mußten sich in die genommenen Schanzen zurückziehen. Die bayr. Division commandirte der Prinz von Altenburg. Bei dem ersten Hurrah der Bayern beim Angriff auf die dänischen Vorposten ging ich mit den Sachsen-Altenburgern in Kette vor und wir erreichten ohne bedeutende Verluste die oberste Spitze der Schanzen. Vor mir lag das schöne Alsen, der Sund, der uns noch immer trennt und uns hindert, den Erzfeind weiter zu verfolgen; der Blick hinüber auf die beständig speienden Kanonenböte und die feuerspeiende Schanze waren eines der erhebendsten Schauspiele, die man nur sehen kann. Wie gewöhnlich verschwendeten die Dänen unsäglich viel Munition und Bomben und Kanonenkugeln, Shrapnels und Granaten flogen uns um die Ohren, schlugen auch theilweise, jedoch in geringer Anzahl in die Bataillone ein. Gegen 9 Uhr machten die Dänen einen Ausfall aus dem Brückenkopfe mit 4 Bataillonen, unterstützt vom Feuer der Kanonenböte und des Brückenkopfs, wurden aber von den tapfern sächsischen Jägern zurückgeschlagen. Es fehlt uns nur noch schweres Geschütz, um die Schanzen zu armiren, Sonderburg mit einer Beschießung zu drohen, und dadurch Alsen ohne Schiffe zu nehmen; von den Düppler Schanzen aus kann man mit 84-pfündern das 2200 Schritte entfernt liegende Sonderburg und den ganzen Sund bestreichen. Vermuthlich werden heute noch solche Geschütze in die

Schanzen gebracht. Möchte es nur dem General Prittwitz nicht an Energie fehlen, er ist ein tapferer Mann, im dichtesten Kugelregen beobachtete er von der höchsten Schanze den Gang des Gefechts, seine Pfeife rauchend, mit der größten Ruhe; ich sah dem alten Krieger in's Gesicht, in dem sich eine sichtbare Freude malte."

5. Die Schlacht bei Kolding am 23. April 1849.

Nach einem entschlossenen und hitzigen Gefechte war es am 20. April der tapferen schleswig-holsteinischen Avantgarde-Brigade unter Obrist von Zastrow gelungen, sich in Kolding, einem an der Grenze Schleswigs am gleichnamigen Fjorde gegenüber der Insel Fünen liegenden Städtchen festzusetzen.

Tags darauf erfuhr man, daß die Dänen bei Snoghei zwischen Fridericia und Kolding (nördlich von dieser Stadt) in 8 Dampf- und einigen Transportschiffen Truppen an's Land setzten. Diese Bewegungen deuteten auf einen baldigen Angriff und man konnte vermuthen, daß es die Absicht der Dänen sei, die am 23. April des vorigen Jahres erlittene Niederlage blutig zu rächen. Man irrte sich nicht, der dänische General von Bülow hatte den 23. April dazu ausersehen, die in Jütland eingedrungenen Schleswig-Holsteiner über die Kolding-Aue nach dem Schleswig'schen zurückzuwerfen. Mit überlegenen Streitkräften — 18 Bataillonen, 3 Cavallerieregimentern und entsprechender Artillerie — rückte er am Morgen dieses Tages in 3 Colonnen gegen die Stellung der Schleswig-Holsteiner an. Zwei der Colonnen rückten auf den Straßen von Fridericia und Branderup vom Norden her gegen Kolding, während die dritte Colonne unter Generalmajor von Rye gegen Eistrup sich wendete, um dort das Flüßchen Kolding Aue, welche die Stadt im Süden umfließt, zu überschreiten und die Schleswig-Holsteiner im Rücken zu bedrohen. Diese hatten sich inzwischen in Kolding festgesetzt, die Stadt verbarrikadirt und auf den Höhen nordöstlich davon zwei Feldschanzen angelegt und mit Jägern besetzt. Die Nordseite der Stadt eignete sich trefflich zur Vertheidigung. Sie ist von einem großen Teiche umflossen, an dessen südlichem Ufer sich ein Hügel erhebt, auf dessen Rücken ein stattliches Schloß steht. Auf den Höhen vor dem nördlichen Thore der Stadt zu beiden Seiten der Straße waren ebenfalls Feldschanzen angelegt und mit Jägern besetzt.

Der Kampf begann nördlich von Kolding bei den Vorposten auf der Veiler Straße. Die Holsteiner — 2. und 4. Comp. des 1. Jägercorps und 1. Comp. des 10. Bataillons — commandirte dort Major von Gersdorf. Schon um 4 Uhr Morgens hatten die Vorposten dänische Colonnen, insbesonders Reiterei, gesehen und um 6½ Uhr kam aus Brandrup eine neue starke feindliche Colonne mit 8 Schwadronen Dragonern und bog mit ihrer Tête gegen Kolding ab. Um 7 Uhr endlich erschienen auf der Veiler Straße 5 dänische Bataillone mit Artillerie und Cavallerie und rückten gegen die Stellung der Holsteiner vor. Die Geschütze protzten auf der Straße ab und alsbald verkündete ihr Donner den Beginn der Schlacht. Dem Zischen der Granaten folgte sofort auf der ganzen Linie das Knattern des Kleingewehrfeuers und nach

hitzigem halbstündigem Feuergefecht umklammerten die Tirailleurs und Compagnie-Colonnen der Dänen die Stellung der Holsteiner bei der Mühle. Die Kräfte der Feinde waren zu überlegen, die braven holsteinischen Jäger wurden geworfen, und gingen nach dem Norder-Thore zurück, wo sie sich hinter der dort angelegten Verpallisadirung und in den zunächst gelegenen Häusern postirten. Starke dänische Tirailleurschwärme stürmten gegen das Thor, aber die schleswig-holsteinischen Jäger widerstanden dem tollkühn anrennenden Feinde mit der größten Tapferkeit. Ihre Spitzkugeln fügten den Dänen so bedeutende Verluste zu, daß sie auf allen Punkten zurückwichen, so daß Major v. Gersdorf daran denken konnte, die alte Stellung an der Mühle wieder zu nehmen. Muthig drang er an der Spitze seiner Truppen vor, aber in einer Vertiefung unweit der Mühle standen 4 Reservebataillone der Dänen und machten ein weiteres Vordringen unmöglich. Furchtbar wüthete das Gefecht und der Kampfplatz war mit Todten und Verwundeten bedeckt. Gegen 10 Uhr flankirte ein dänisches Bataillon den linken Flügel des Major von Gersdorf, während 4 andere Bataillone gegen seine Fronte anrückten. Gegen diese Uebermacht konnte sich auch die glänzendste Tapferkeit nicht halten und nach einem mehr als zweistündigen Gefecht zog sich Major v. Gersdorf, gefolgt von einem Hagel zu hoch geschossener Kugeln, in bester Ordnung nach der Stadt zurück, in deren nördlichem Theile er sich noch ½ Stunde lang hielt. Vom 9. und 10. Infanterie-Bataillon, dem die Straßenvertheidigung überwiesen war, aufgenommen zog das Jägercorps um 11 Uhr durch die Stadt über die Koldingbrücke und durch die Südervorstadt hinter die südlich von der Stadt gelegenen Höhen zurück, wo die Artillerie und Bataillone der 1. Brigade eine Aufnahmestellung bezogen hatten. In dem ehrenvollen Kampfe hatte das kleine tapfere Corps sehr gelitten; nur wenige waren ohne Streifschüsse oder Spuren von feindlichen Kugeln an ihrer Bekleidung.

Während so im Norden auf der Veiler Straße gestritten ward, wurde im Nordosten der Stadt an der Landstraße nach Fridericia nicht minder blutig gekämpft. Mit Ungestümm griffen die Dänen 5 Bataillone mit 4 Geschützen unter General Schleppegrell um 7½ Uhr Morgens die Schanzen an der Skorsmühle an und überschütteten sie mit einem Kartäschenhagel, aber die Spitzkugeln der braven Holsteinischen Jäger brachten ihnen einen solchen Verlust an Bedienungsmannschaft und Pferden, daß sie gezwungen waren, vom Angriffe abzustehen. Erst um 10 Uhr konnten sie ihn erneuern. Umsichtig und entschlossen, jeden deckenden Knick benutzend, näherten sich die Nyborger Jäger in starken Schwärmen der Schanze des rechten Flügels und plötzlich sprengte ein Zug von etwa 40 Husaren auf der Chaussee von Fridericia den Abhang hinunter durch die Linie seiner Tirailleure hindurch gegen die Schanze. Hinter und seitwärts der Cavallerie rückten die Jäger in vollem Trabe nach, um die Schanze zu nehmen. Der Angriff scheiterte jedoch an der Kaltblütigkeit der Holsteiner, die erst auf 15 Schritte auf die Husaren Feuer gaben. In einem gräßlichen Knäul wälzten sich Mann und Roß auf der Chaussee. Die meisten Husaren waren gefallen oder gefangen. Das Pferd des dänischen Lieutenants

Karstenskiold, welcher diesen Angriff mit so viel Kühnheit ausgeführt hatte, war mit 17 andern Reitern erschossen; er selbst ging zu Fuß längs der Chaussee zurück. Nicht Einer der schleswig=holsteinischen Jäger legte die Büchse auf ihn an, so allgemein war die Anerkennung seines Heldenmuths, selbst bei dem gemeinen Mann. Das Unglück der Husaren hatte auch die Nyborger Jäger zum Umkehren bewogen und die dänischen Colonnen richteten nun ihren Angriff nach den Holzungen von Dyrcharegaard, wo sich nun ein sehr lebhaftes Gefecht enspann, aber auch hier ward der Angriff der Dänen mit bewunderungswürdiger Tapferkeit abgeschlagen.

Inzwischen war jedoch, der Uebermacht weichend, der linke Flügel auf der Beiler Straße bis in die Stadt zurückgegangen und da alle fechtenden Abtheilungen nur einen Rückzugspunkt — die Koldinger Brücke — hatten, die Dänen eine dreifache Ueberlegenheit an Streitkräften entwickelten und der Verlust bereits bedeutend war, so beschloß der General Bonin, der auf dem Marktplatze in Kolding auf einem Stuhle sitzend das Commando führte, die Stadt zu räumen. Dieß geschah unter den heftigsten und blutigsten Kämpfen an den Barrikaden und in den Straßen Koldings, dessen Einwohner sich ebenfalls am Gefechte betheiligten, auf die Truppen feuerten und siedendes Wasser, glühende Kohlen und Steine auf dieselben hinabwarfen. Am heftigsten war der Kampf am Südermarkte, den das 9. Infanterie=Bataillon zu vertheidigen hatte, bis das 1. Jägercorps auf seinem Umwege über die östliche Lisoiere der Stadt die Koldingbrücke erreicht haben würde. Schon drangen die Dänen am Markte vor und die Bemühungen des kühnen Hauptmann v. Wrangel die zurückweichenden Massen aufzuhalten, waren vergeblich; um einen letzten Versuch zu machen, entreißt er einem ihm zufällig nahe stehenden Tambour die Trommelschläger, schlägt Sturmmarsch und schreit Hurrah! Die zurückdrängende Masse stutzt; die Bravsten wiederholen den Hurrahruf, mehrere Trommler geben das gehörte Signal wieder, die Weichenden wenden sich und bringen im entschlossenen Angriff bis auf den Südermarkt vor. In diesem Augenblick erreichten die ersten der rechts über die Wiesen kommenden Jäger die Koldingbrücke; sie waren gerettet. Dem kühnen Hauptmann v. Wrangel wurde seit dieser Zeit der ehrenvolle Beiname: „der Trommler von Kolding".

Auf der Koldingbrücke und einer von den Pionieren geschlagenen Laufbrücke zog die holsteinische Armee aus der Stadt und nahm auf der diesseits der Koldingaue gelegenen Höhe Stellung. General von Bonin ließ sogleich Artillerie auffahren und die Westseite der Stadt, die sich immer mehr mit dänischer Infanterie füllte und die Chausseen, auf der ihre Colonnen anrückten, beschießen. Es dauerte nicht lange, so standen die Häuser an der Brücke, von Granaten entzündet, in lichten Flammen und die Lohe des brennenden Kolding schlug an 7—8 Stellen gen Himmel und rächte den Frevel, den seine Einwohner an den braven deutschen Truppen verübt hatten.

Es war Mittag, als Bonin sich entschloß, die Stadt den Dänen wieder zu entreißen. Dem 3. Jägercorps und 1. und 4. Inf.=Bataillon ward der

ehrenvolle Auftrag des Angriffs. Sie sollten durch die Gärten auf der Westseite in die Stadt eindringen und die Dänen vertreiben. Diese hatten aber die Häuser der Vorstadt, namentlich vom Süderthore bis zur Koldingbrücke, stark besetzt und empfingen die anstürmenden Schleswiger mit einem lebhaften Tirailleurfeuer, doch war es den muthigen Jägern des Lieutenant Read bald gelungen, die Brücke zu erreichen, sich im Kirchhofe festzusetzen, durch die Gärten vorwärts zu dringen und das nicht verbarrikadirte Süderthor zu nehmen, während gleichzeitig das 3. Jägercorps gegen die Koldingbrücke stürzte und, ehe das Feuer der dänischen Artillerie beginnen konnte, in vollem Trabe mit lautem Hurrah die Eckhäuser an der Brücke wegnahm und Haus für Haus stürmend in die Stadt eindrang, die der Feind nach dem heftigsten und hartnäckigsten Widerstande endlich verließ und mit bedeutendem Verluste auf der Straße nach Fridericia abzog.

Um 3 Uhr Nachmittags war der Sieg vollständig errungen, aber auch mancher brave Offizier und Soldat hatte ihn mit dem Leben oder dem Blute erkauft und der Verlust der Deutschen betrug nahe an 300 Mann. Die Stadt bot einen schrecklichen Anblick dar; überall Spuren der Verwüstung, rauchende Trümmer, Verwundete, Sterbende und Leichname.

Während der Kampf noch bei Kolding wüthete, hörte man deutlich das dumpfe Rollen des Kanonendonners von Eistrup herüber, gegen das sich, wie wir oben sahen, die dritte dänische Colonne unter General v. Rye gewandt hatte, um die linke Flanke der Deutschen zu umgehen und sie im Rücken zu bedrohen. Die Haupttruppen derselben standen in Seest; ihre Vorposten waren bis Branderupgaard vorgeschoben.

Die dänische Colonne langte Morgens 7½ Uhr vor Eistrup an, entwickelte nach und nach immer mehr Streitkräfte und besetzte endlich den jenseitigen Thalrand der Kolding Aue stark mit Jägern. Die Holsteiner ließen nicht lange auf sich warten; bald sah man die Wiesengründe der Koldingaue sich mit holsteinischen Jägern bevölkern, die muthig vorrückten, um sich in den Gehöften des Dorfes Eistrup festzusetzen und die dänischen Jäger vom jenseitigen Thalrande zu vertreiben. Es entspann sich ein lebhaftes Schützengefecht. Hartnäckig und ununterbrochen knatterte das Gewehrfeuer, dem sich auch alsbald der Donner der dänischen Geschütze beigesellte, die mit Vollkugeln das Gehöfte Branderupgaard bestrichen. Nachdem das Feuer eine Weile angehalten hatte, drangen dänische Bataillone gegen den Grund vor, überschritten die Kolding Aue und erstiegen den diesseitigen Thalrand mit Uebermacht, die Holsteiner nach dem rückwärts gelegenen Wald zurückdrängend. Durch das Ersteigen der diesseitigen Höhen sehr ermüdet, folgte die dänische Infanterie nur langsam durch das Gehöft Branderupgaard gegen den Wald und das Gefecht zog sich demnächst durch denselben von Abschnitt zu Abschnitt gegen Gjelballe. Den Vormarsch der Dänen und das Festsetzen derselben auf dem diesseitigen Ufer zu verhindern, unternahm Hauptmann von Beeren mit seiner tapferen Compagnie einen Bajonnetangriff auf das Gehöfte Branderupgaard, warf die diesseits vorgerückten dänischen Schützen zurück, drang trotz des

heftigen, nahen und wirksamen Feuers, ohne einen Schuß zu thun, unter Hurrahruf in den Hofraum ein, erhielt aber aus den Gebäuden und von dem auf beiden Seiten auf das Gehöst vordringenden sehr überlegenen Feinde ein so mörderisches Feuer, daß er nach dem heftigsten von 7½—10 Uhr andauernden Gefechte über den Seestbach zurückgehen mußte. Die Sache stand sehr mißlich; der Feind drang nachdrücklich und mit Uebermacht gegen die Seestmühle vor, Reserven standen keine bereit, es mangelte an Artillerie und war zu befürchten, daß der Feind die beiden Flügel der Holsteiner von einander trennen würde, als der hartnäckige Widerstand des 7. und 8. Bataillons im Walde das Gefecht zum Stehen brachte, ja es gelang sogar durch einen muthigen Bajonnetangriff dem 8. Bataillon, die Dänen aus dem Walde hinauszuwerfen und das Gefecht schwankte bis Nachmittag 2½ unentschieden hin und her.

Eben hatte auf dem rechten Flügel die tapfere Avantgarde-Brigade, nachdem sie die mit Blut getränkte Stadt Kolding hatte verlassen müssen, kaum eine Stunde von dem harten Kampfe, den sie hier ruhmvoll überstanden, hinter der Höhe von Bellevue ausgeruht, als die Nachricht von dem Stande der Dinge auf dem linken Flügel den General v. Bonin bestimmte, durch Unterstützung dem linken Flügel Luft zu machen. Er befahl dem Oberst v. Zastrow, mit dem 2. Jägercorps, dem 9. und 10. Infanterie-Bataillon und zwei Schwadronen nach Seest aufzubrechen, in der Nähe des Dorfes den Versuch zu machen, die Kolding-Au zu überschreiten, das am nördlichen Ufer befindliche, vom Feinde stark besetzte Dorf Harthe zu nehmen und von dort aus einen energischen Schlag gegen das Centrum der feindlichen Schlachtordnung zu führen und dadurch den General v. Rye in Gefahr zu bringen, von der großen Beilerstraße abgeschnitten zu werden.

Der Plan gelang vollständig. Kaum hatte der dänische General v. Rye, dessen Corps bei Eistrup den rechten Flügel der Dänen bildete, gesehen, daß sich die Holsteiner bei Seest concentriren und eine Brücke schlagen wollen, so ließ er, die große Gefahr erkennend, welche ein Vorgehen der Schleswiger gegen Harthe für ihn haben mußte, das Gefecht bei Eistrup abbrechen und den Rückzug beginnen, welcher, nachdem Oberst v. Zastrow die Kolding-Au passirt hatte, in eine vollständige Flucht ausartete. Wie groß auch die Anstrengungen der tapferen Avantgarde-Brigade waren, den Feind zu erreichen, sich noch einmal mit ihm zu messen und den Tag, den sie mit dem heldenmüthigsten Kampfe gegen einen zehnfach überlegenen Feind begannen, auch mit Kampf zu enden, sie blieben vergeblich. Ganze dänische Bataillone gingen, um nicht von der Beiler Landstraße abgeschnitten zu werden, im Trabe zurück. Das schleswig-holsteinische Heer — nur 14 Bataillone stark — hat sich am Tage von Kolding von unverwelklichen Lorbeeren den reichsten, vollsten Kranz gewunden!

6. Der Ueberfall von Fridericia am 5. Juli 1849.

Fridericia liegt dicht am kleinen Belt, welcher hier so schmal ist, daß die zenüberliegende Insel Fünen mit dem leichtesten Boot und in weniger als

15 Minuten erreicht werden kann. Der Verkehr zwischen der Insel und der Festung wurde immer lebhafter unterhalten und steigerte sich in den ersten Tagen des Juli so sehr, daß es auffallen mußte. Die holsteinischen Vedetten und Wachen sahen so viele große Schiffe gehen und kommen, daß sich im Heere um so mehr eine ernstliche Besorgniß zu verbreiten begann, als von Oben keinerlei Maßregeln ergriffen wurden, welche der Erwartung Aller entsprechen konnten. „Genug," schreibt ein Augenzeuge, „wir blieben in unbegreiflichem Zaudern liegen, wo wir waren; aber schon murrte der Soldat, flüsterte von Verrath und diplomatischen Ränken, und glühender Haß flammte in manchem Auge, wenn der Name des Oberbefehlshabers genannt wurde."

Der Morgen des 5. Juli brach rauh und neblig an. Ein mit feinen Wassertheilchen imprägnirter Wind schüttelte wie Frost die lagernden Soldaten, denen die großentheils aus Strangen, Bretterwerk und Stroh gebauten Lagerhütten trotz der großen Wachtfeuer, die den ganzen Tag in den Lagergassen unterhalten wurden, kaum Schutz gewähren konnten. Da und dort stand der mächtige Kupferkessel dampfend über dem Feuer und das Wasser brodelte lustig darin, während die Mannschaft frisch und lustig Herwegh's Reiterlied

„Du junges Gras, was stehst so grün?
Wirst bald wie lauter Röslein blüh'n!"

sangen — als von allen Seiten die Signalhörner ertönten, Schüsse fielen und die Offiziere zu den Waffen riefen. In freudiger Hast eilten die Truppen ihren Sammelplätzen zu.

Die Dänen hatten in 2 Colonnen mit 5 Bataillonen, aber ohne Geschütz einen Ausfall gemacht. Muthig rückten ihnen die holsteinischen Jäger entgegen und die Rothröcke verschwanden in ihren Schanzen, ehe die Holsteiner zweimal gefeuert hatten; von den Ravelins der dänischen Werke herab brummten die 24Pfünder drohend den hitzigen Verfolgern entgegen. Es war dieß das alte Spiel der Dänen, das sie beinahe jeden Tag wiederholten, und daran gewöhnt zogen die Holsteiner scherzend in's Lager zurück, das Abkochen fortzusetzen. Für heute aber sollte es dennoch das Vorspiel eines größeren Kampfes sein.

Es mochte gegen 1 Uhr Nachts sein, als der Allarmruf wiederholt durch das holsteinische Lager schallte und die Truppen auf die Sammelplätze rief. Dort aber war bereits eine weit größere Verwirrung als gewöhnlich, denn schon knallte es draußen an den Schanzen, schon flogen mit feurigem Schweif die Bomben pfeifend durch die Luft, und die Leuchtkugeln stiegen in den dunkeln Himmelsraum gleich Meteoren, — wüstes Geschrei und Waffengeklirr erschallte ohrenbetäubend von allen Seiten und ehe man noch Zeit zur Besinnung hatte, schmetterte schon das Signalhorn zum Angriff.

Folgen wir nun der Schilderung eines Augenzeugen: „Das 4. Jägercorps stand in wenig Minuten dem Feinde entgegen, der es dießmal ernstlich gemeint hatte. Mit doppelter Uebermacht — 20 Bataillone stark — stand er vor uns. Eine lange Linie feindlicher Tirailleurs, die in der Dunkelheit wie

eine Pallisadenreihe sich uns gegenüber ausdehnte, eröffnete sogleich das Feuer gegen uns. Aber wir Jäger achteten wenig auf die verrätherischen Doppelkugeln der falschen Dänen, unsere Tirailleurs liefen voran mit lautem Hurrah und die treuen Büchsen erwiederten muthig die feindliche Botschaft. Plötzlich öffnete sich die dänische Tirailleurkette, ein Glutstrom wallt uns entgegen, rings um mich prasselt und kracht es, wie Schloßenwetter im dürren Wald, zwei dänische Batterien spieen uns einen verheerenden Kartätschenhagel entgegen. Von diesem Augenblick an habe ich für die nächsten Minuten einigermaßen die Erinnerung verloren. Wohl sah ich rechts und links Freunde und Kameraden fallen, aber ich hatte keinen Scheideblick für sie, melancholisch lud ich die Büchse und schoß ab, so lange ich die Stimmen unserer Offiziere und die Hörner hörte. Es waren gräßliche Augenblicke. Es kam mir vor, als sei ich ganz allein in dem dichten Pulverdampf, der mich umgab, und ebenso mechanisch als ich vorangeschritten, gleichsam instinktmäßig schritt ich rückwärts, als ich das Signal zum Rückzug blasen hörte. Schwere Fußtritte verkündigten eben das nahe Anrücken einer feindlichen Colonne und als ein jäher Windstoß den Pulverdampf vertrieb, marschirte kaum 50 Schritte von uns entfernt ein dänisches Bataillon mit gefälltem Bajonnet gegen uns heran. Unsere Reihen waren sehr gelichtet, aber der Instinkt des geschulten Kriegers hatte uns ziemlich im Glied gehalten. Noch einmal in tödtlichster Nähe wechselten wir mit dem Feind die Geschoße, aber es war unmöglich, seinem Bajonnetangriffe und den furchtbaren Salven seiner Artillerie zu widerstehen. Ja sogar von Fünen herüber warf die Strandbatterie Bomben und 36Pfünder auf unsere Reihen, während unsere Belagerungsgeschütze, deren wir bei Weitem nicht die genügende Anzahl besaßen, verhältnißmäßig nur geringen Schutz gewährten, noch weniger aber das Feuer des Feindes zum Schweigen bringen konnten. Im schnellsten Lauf warfen wir uns in unsere Schanzen, gegen die der Feind seinen Angriff nehmen zu wollen schien. Ich kam mit dem Rest von 4 Compagnien in die Süderschanze. Mit tiefem Athemzug überflog ich ängstlichen Blicks das Häuflein meiner Kameraden — über die Hälfte fehlte und nur 2 Offiziere waren noch unter uns! Aber es war nicht Zeit zu langer Betrachtung, denn der Feind stürmte bereits unsere Schanzen! Noch einmal entspann sich ein furchtbarer Kampf, den wir mit Begeisterung führten, aber nochmals unterlagen wir! Fast alle Bedienungsmannschaft der Schanzenbatterie war gefallen, 2 oder 3 Kanonen demontirt und der Däne überschüttete uns wahrhaft mit einem Kugelregen. Schon war die Schanze theilweise umgangen, theilweise erstiegen, wir Jäger vertheidigten uns lange, bis die Kanonen sämmtlich vernagelt waren. Endlich war jeder längere Widerstand unmöglich und wir flohen zum zweiten Male vor einem Feind, welcher niemals unsern Rücken gesehen, und uns nie lange genug in's Auge geblickt hatte, um uns recht kennen zu lernen. Ich rannte blindlings dem Lager zu, aber die im rothen Feuermeere aufflackernden Lagerhütten zeigten mit Tageshelle den Feind in unserem Rücken. Durch die dichten Hecken der Knicks schlüpfend gelangte ich nach mancherlei Umwegen zu 18 Mann meines Corps, die in

einem geregelten Häuflein marschirten, fest entschlossen, sich muthig durchzuschlagen oder zu fallen, und erreichten so das Dorf Jodrup. Unser Aussehen war fürchterlich, die Gesichter schwarz von Pulver, die Monturen zerrissen, fast alle blutend, so daß selbst die uns spinnenfeinden Jüten ein menschliches Regen fühlten, uns Wasser, Brod und Branntwein brachten."

7. Das holsteinische Lager und der Marsch nach Schleswig.

„Mittags 1 Uhr," erzählt uns A. Ipsen in seinen Erinnerungen ꝛc., „setzte sich ein Extrazug in Bewegung und nach zwei Stunden erreichten wir Rendsburg. Wir marschirten rechts neben der Festung hin und bezogen nach wenig Augenblicken ein Zeltenlager, das schon einige Monate auf einem Felde in der Nähe des Obereiderausfalles aufgeschlagen gewesen war. Hier lagen bereits mehrere Bataillone, mehr oder weniger nah bei einander; denn in den Tagen vom 13—15. Juli sollte die Armee mit ihrem Gros sich bei Rendsburg concentriren, nur eine Brigade sammelte sich bei Kiel und deren Avantgarde stand bei Gottorf.

„Die für unser Bataillon bestimmten Zelte waren kurz vor unsrer Ankunft erst von einem andern Bataillon geräumt worden; sie waren uns aber in vollständigem Schmutze zurückgelassen und unsere allererste Arbeit war, deren Reinigung vorzunehmen. Die Einen schafften das verfaulte Stroh und den Unrath aus den Zelten, Andere transportirten es aus dem Rayon des Lagers, noch Andere fegten, freilich mit kümmerlichen Besen, die Zeltengassen. Dann erst gewann das Lager ein freundliches Ansehen; nachdem nun noch frisches Stroh, wenn auch nicht überreichlich, in die Zelte geschafft war, kehrte die joviale Stimmung zurück, die beim ersten Anblick des Lagers im Sinken begriffen war. Für den größten Theil der Mannschaft — sie war neu einberufen — war das Lagerleben etwas Neues; für sie hatte es ebensoviele Reize auf der einen Seite, als auf der andern Seite die damit verknüpften Entbehrungen. Die übrige Mannschaft hatte schon behufs der Ausführung von Schanzarbeiten ein paar Wochen im Lager zugebracht. Ihr war der Aufenthalt weder neu, noch in dem Grade unbequem, wie ihren Kameraden. Daher kam es denn auch, daß am Abend die Einen sich mehr in den benachbarten Zeltenlagern herumtummelten oder die zahlreichen Marketendereien aufsuchten, die Andern mehr „häuslich" sich bei ihren Zelten aufhielten.

„Die erste Nacht, die ich in einem solchen Zelte, den Tornister zum Kopfkissen habend, zubrachte, machte mir denn doch weniger Schlaflosigkeit, als ich befürchtet hatte. Nur war ich Morgens bereits früh wach, ein betäubender Dunst herrschte im Zelte, und trieb mich aus demselben. Allgemach schloßen nun auch die Marketender ihre Buden auf; in einer derselben ward Waschwasser und Handtuch für 1/2 Schilling gereicht; darnach genoß man das für den Neuling im Feldlager höchst interessante Schauspiel, wie das Lager allmählig wach ward; in den bisher stillen Zeltenreihen tauchten erst einzelne, dann immer mehr Gestalten aus den Zelten hervor: die Einen eilten nach Wasser, um sich zu reinigen, Andere nach den Buden, um ein mehr oder weniger billiges

Frühstück zu genießen, noch Andere begnügten sich vor den Zelten in frugaler Weise mit dem, was ihnen der eigene Brodbeutel zu reichen vermochte.

„Am hellen Tage wurden noch, um die neuangekommene Mannschaft wieder „einzuwöhnen,“ Exerzierübungen vorgenommen, wurden aber bald eingestellt, da Wichtigeres zu thun war. Die Fouriere hatten alle Hände voll zu thun; da vertheilten sie Lebensmittel für heute und sogenannte eiserne Portionen — aus Schiffszwieback bestehend, zum Aufbewahren für Nothfälle, dort scharfe Patronen; wieder Andere nahmen die Nationale der neueinberufenen Mannschaft auf und noch Andere waren mit dem Schwärzen der Helme beschäftigt oder mit dem Packen der Tornister, denn der folgende Tag — 15. Juli — war zum allgemeinen Einmarsch in Schleswig bestimmt.

„Mit dem Anbruch des Tages erfüllte allgemeiner Jubel das Lager, die Bataillone standen marschfertig, die Feldmusik schmetterte, die Pferde wieherten, die Trommeln rasselten. Früh 6 Uhr brach die ganze Armee auf und die Mehrzahl der Bataillone bewegte sich auf der Chaussee gegen Schleswig. Kaum war eine Meile zurückgelegt, als auch die Wärme sehr drückend zu werden begann; dennoch, belebt von der Aussicht, die Stadt Schleswig nach manchen schweren Tagen wieder zu sehen, ward der Marsch rüstig fortgesetzt, vielleicht etwas zu rüstig in Betracht der unmäßig steigenden Sonnenhitze. Als auf den Feldern zwischen Cropp und Cropperbusch um die Mittagszeit Halt gemacht wurde, war die Mannschaft total erschöpft. Der Ruf nach Wasser ließ sich überall vernehmen, aber auf dem Felde selbst, wo wir lagen, war auch nicht der kleinste Wassergraben. Einige Offiziere, welche die Noth fühlten, sprengten zu Pferde nach Cropp, ließen dort eiligst die Bauern anspannen und Wasser herbeifahren. Das war dann ein Rennen und Treiben um die Wassereimer, als ob es der schönste Wein gewesen wäre. Leider fielen beim Löschen des Durstes manche Uebereilungen vor, die hinterher schwer gebüßt werden mußten. Als es wieder zum Aufbruch ging, war man matter und müder denn zuvor, und Manche fielen um, „Einige todt auf der Stelle, Andere besinnungslos und eine große Anzahl vollkommen erschöpfter Soldaten lag reihenweise in den Chausseegräben von Cropp bis Schleswig.

Nach 10stündigem Marsche erreichten wir Abends 4½ Uhr die Stadt, bei deren Anblick es schien, als ob alle Mühseligkeiten des Tages vergessen wären, und sie mußten auch wohl aus der Erinnerung für den Augenblick schwinden, wenn man die vielen „Willkommen“ heißenden Ehrenpforten und die überfreudigen Gesichter der Schleswiger sah. Bürger, Frauen und Mädchen standen überall an der Gasse, reichten dem erschöpften Soldaten Wein und Lebensmittel und sprachen aufmunternde Grüße. Fast ein Jahr war verflossen, seit die Stadt Schleswig die letzten schleswig-holstein'schen Soldaten hatte abziehen sehen; jetzt rückten diese wieder ein, um schon in den nächsten Tagen einen heißen Kampf für Schleswig zu bestehen. Es war ein freudiges, aber auch ein ernstes Wiedersehen!“

8. Schlacht bei Idstedt am 25. Juli 1850.

Am 24. Juli concentrirte sich das schleswig-holsteinische Heer an der Südwestspitze des Langsees, um die Stellungen für den folgenden Tag einzunehmen, der blutig das Schicksal der Herzogthümer entscheiden sollte. Schon am 24. stieß die holsteinische Avantgarde auf die Dänen, die die Avantgarde in starken Colonnen mit 2 Batterien angriffen, nach hartnäckigem Gefechte aber, das bis 8 Uhr Abends dauerte und das „Poppholz" in die Hände der holsteinischen Avantgarde brachte, sich zurückzogen. Es war dieses Gefecht das Vorspiel der Tragödie, die am folgenden Tage aufgeführt werden sollte.

Im holsteinischen Lager hatte man die Ansicht getheilt, daß man nach dem Gefechte der Avantgarde wieder nach Schleswig zurückkehren würde, als aber dieser Befehl zurückgenommen und Lagerstroh und Lebensmittel in's Lager gebracht wurden, da zweifelte Niemand mehr daran, daß es den folgenden Tag „Etwas geben" würde. Aber die Aussicht auf einen Schlachttag wirkte nichts weniger als deprimirend auf die muthigen Soldaten, vielmehr war deutlich wahrzunehmen, daß man mit einer gewissen Zufriedenheit den ersehnten Tag der Entscheidung herangerückt sah, und eine gewisse ernste Freudigkeit beherrschte die Gemüther und einen guten und kräftigen Geist zeigten die Bataillone und die ganze Armee. Freilich mochte Mancher, als die Sonne herabsank über die sanftgewellten waldigen Ufer des Langsees, in den Mantel eingehüllt, sich auf das Lagerstroh mit dem Gedanken niedergelegt haben, ob vielleicht das letzte Mal ihn der Schlaf erquicken werde. Ruhe trat übrigens bald überall im Lager ein, und der Ruf der Vorposten, der Tritt der Lagerwachen und das Wiehern der Pferde waren das einzige vernehmliche Geräusch.

Bald nach Mitternacht trat statt der Ruhe das regste Leben ein; Alles war in Bewegung und Thätigkeit; da wurden die Mäntel gerollt, dort gekocht, gegessen, das Kochgeschirr verpackt und um 3 Uhr brachen endlich die holsteinischen Colonnen auf, um in ihre Positionen zu marschiren.

Die Position der schleswig-holsteinischen Armee bei Idstedt war eine ungemein starke, von der man späterhin äußerte, daß es eine Kunst von Willisen gewesen sei, sich in ihr schlagen zu lassen. Ist dieß auch übertrieben, so bleibt soviel wenigstens gewiß, daß sie für die Holsteiner sehr günstig war. Zu beiden Seiten der Chaussee, die von Schleswig nach Flensburg führt, liegen Seen, westlich der Ahrenholzsee, östlich in beträchtlicher Ausdehnung der Langsee, welche beide der Armee die vortrefflichste Flügelanlehnung gewährten. Auf der Ostseite der Chaussee ist das Terrain bis nach dem in einem kleinen Thalgrunde liegenden Dorf Idstedt hin sehr coupirt; etwas hinter Idstedt aber beginnt eine flache Haide und Moorgegend. Auf der Westseite der Chaussee, etwa 1/4 Stunde weit, nachdem man den Ahrenholzsee passirt hat, dehnt sich ebenfalls ein großes Moor aus. Die Moore waren durch die eingetretene Dürre vollkommen praktikabel. Außerdem war die Stellung durch verschiedene künstlich errichtete Hindernisse verstärkt. Bei Wedelspong waren die Wiesen durch Abstauung 1/2 Mle. abwärts schwer zugäng-

12*

lich gemacht, nördlich Wedelspang waren zwei zweckmäßig gelegene Anhöhen mit Batterien besetzt, um eine Art Brückenkopf für das Debouchiren zu haben. Bei Gyldenholm-Holzhaus fand sich eine Furth durch den Langsee und war überdieß zur größeren Bequemlichkeit eine Laufbrücke angefertigt.

Morgens um 3 Uhr waren, wie wir wissen, die holsteinischen Bataillone aufgebrochen, da Willisen die Absicht hatte, den Feind anzugreifen. Es fiel ein dichter Nebel, der in feinen Regen überging und die Aussicht in hohem Grade benahm. Die holsteinische Armee war kaum im Vormarsch begriffen, als das Knattern des Gewehrfeuers und heftiger Kanonendonner Willisen belehrte, daß der Feind seinerseits angegriffen habe.

So war es auch. Von Ober-Unterstolk und Böcklund her, wo die Dänen ihre Hauptstärke concentrirt hatten, kamen die dänischen Colonnen anmarschirt, waren am Gryder Holz auf das 4. Jägercorps gestoßen und hatten es geworfen, wurden jedoch von den Jägern wieder daraus vertrieben. Den vormarschirenden holsteinischen Bataillonen begegneten schon Wagen mit verwundeten Jägern; dann eine Menge fliehender Dorfbewohner von Idstedt und Umgegend. Sie gewährten einen höchst traurigen Anblick. Hier trieb ein Bauer sein Vieh fort; dann kamen Wagen, auf denen die Familien sich befanden; Kinder, kaum bekleidet, Frauen mit aufgelöstem Haar, weinend und jammernd, oft auch mit stierem Blicke; dann wieder Männer, Effekten fortschleppend. Es war ein Anblick zum Erbarmen. Im Centrum fochten die Avantgardenbrigade (Oberst v. G. Erhardt), die 4. Brigade (Oberst v. Garrelts und die Reserveartillerie).

Die vorgeschobene Position der Avantgarde war schon am frühen Morgen von starken dänischen Tirailleurketten angegriffen und genommen worden und obgleich von 2 Batterien kräftig unterstützt, war das auf dem rechten Flügel stehende 15. Bataillon hart bedrängt, hatte das nördlich von Idstedt gelegene große Gehöft, den Schlüssel des Dorfes, bereits verloren, vertheidigte aber den Ort selbst mit großer Hartnäckigkeit. Durch die dänische Uebermacht daraus vertrieben, ging das 15. Bataillon zwar zurück, rückte aber von Neuem vor und drang in Idstedt ein, mußte aber später wiederholt weichen und gegen Mittag sammelte sich das Gros der Avantgardebrigade in der Nähe von Idstedt-Krug, wo sich unter Betheiligung der Reserveartillerie ein anhaltender Artilleriekampf entwickelte, der das Gefecht an allen Punkten zum Stehen brachte. An allen Punkten hatte die Avantgarde die Angriffe des Feindes abgeschlagen und nur auf Commando sich langsam fechtend bis Idstedt-Krug zurückgezogen.

Nachdem wir dem Gang des Gefechtes im Allgemeinen gefolgt, bleibt uns noch übrig, die Schilderung einzelner Momente aus dem Munde eines Mitkämpfers, A. Ipsen, zu vernehmen.

„Wir waren,“ sagte er, „inzwischen vorgerückt und sahen vom Kampfe immer noch nichts, denn der Nebel fiel dichter als zuvor. Desto heller drang das Gewehrfeuer, der Kanonendonner und das Hurrah der Unsrigen an das Ohr. Parallel mit der Chaussee, etwa ein paar Felder von derselben, zogen wir in gewöhnlicher Marschordnung hin. Das hohe Korn, naß vom schweren

Thau, durchnäßte die Kleidung bis an den Unterleib. Immer häufiger kamen uns Verwundete entgegen und endlich auch Haufen gefangener Dänen; die Siegeshoffnung war auf's Neue mächtig. Etwas weiter vorgerückt, bemerkten wir vor uns das gräßlich schöne Schauspiel, wie nach einander mehrere Häuser, nachdem eine dicke mächtige Rauchsäule eine Zeitlang über ihnen geschwebt, plötzlich, in einem Nu, von einer einzigen großen Flamme verschlungen zu werden schienen. „„Das hat der Feind in Brand geschossen,““ hieß es alsbald in unsern Reihen und Erbitterung drang tief in die Gemüther.“

„Am weit sich ausdehnenden Büchmoor angekommen, wo wir das im ersten Treffen kämpfende 3. Jägercorps, welches den Feind rasch und energisch halbwegs über das Moor zurückgeworfen hatte, ablösen sollten, bildeten wir die Tirailleurkette. Das Moor war fast unzugänglich. Zwar war in letzter Zeit die Dürre sehr groß gewesen, aber diese letzte eine Nacht der Nässe hatte wieder Alles mürbe und locker gemacht. Der Feind wich immer zurück; wir folgten. Das Moor lag endlich hinter uns, wir berührten wieder festen Boden. Noch ward ein paar Felder vormarschirt, dann hatte, wie es schien, der Feind Verstärkung erhalten; erst stand das Gefecht eine Weile, dann drängte die feindliche Kette energischer gegen uns an. Unsere Kette schwankte, erst an einzelnen Stellen, dann mehr und mehr in der ganzen Linie — wir waren geworfen. Es ist ein unheimliches Gefühl, wenn man in sich selber Kraft zum Widerstande fühlend, mit der bewältigten Masse rückwärts getrieben wird als ein machtloser Theil derselben. Auf dem Rückmarsch hatten wir abermals das Moor zu passiren, das indessen eine andere Gestalt angenommen zu haben schien. Beim Vorrücken hatte man in der Freude des Augenblicks die vielen Schlacken und Gräben behende übersprungen oder umgangen; jetzt schien die Zahl der ungangbaren Stellen und die eigene Ungeschicklichkeit gewachsen zu sein. Wir erlitten auf dem Moor den größten Verlust; es ward nur langsam zurückgegangen, das Feuer immer unterhalten; uns wie dem Feinde fehlte jegliche Deckung, denn in der Mittelfläche des Moors fand sich selten ein Torfhügel. Zwischen dem Gewehrgeknatter tönte alle Augenblicke ein Wehruf durch, wenn eine Kugel getroffen hatte; Manche sah man sinken, Manche wanken, und diesen Unglücklichen konnte erst die Hülfe der Kameraden nicht immer zu Theil werden; die meisten fielen in Feindes Hand.“

So ging es immer zurück, der Feind führte neue Bataillone der 6. Brigade in's Feuer, und obgleich sich die Holsteiner auf dem Felde diesseits des Moores, die Wälle, Torfbänke und Torfhügel benützend, zu sammeln und Widerstand zu leisten suchten, war bereits der schleswig-holsteinische linke Flügel bei Böllingstedt und Sollbro bereits zurückgedrängt, der Treeneübergang war forcirt worden und die 3. dänische Brigade schon bis Silberstedt vorgerückt.

Während so der rechte dänische Flügel mit einer Unmasse von Bataillonen zurückdrängte, stand es auf dem linken Flügel schlecht. Gegen diesen hielten sich die Holsteiner unter Freiherr v. d. Horst siegreich im Dorfe Oberstolk, aus dem sie mit ungestümmem Bajonnetangriff die Dänen hinausgeworfen

hatten, und schon gab der dänische General einzelnen Bataillonen den Rückzugsbefehl.

So stand die Schlacht etwa um 10 Uhr Morgens, als die allgemeine Ermüdung der Truppen einen plötzlichen Stillstand des Gefechts eintreten ließ. Das Feuer hatte augenblicklich fast überall aufgehört und eine wunderbare ängstliche Grabesstille war an die Stelle der tobenden Schlacht getreten; die dunklen Wolken am Himmel zertheilten sich und die Sonne beschien freundlich Freund und Feind!

Bald aber ward die Schlacht hartnäckiger als zuvor wieder eröffnet. Ein fürchterliches Artilleriefeuer entbrannte von beiden Seiten und dauerte ein paar Stunden bis nach Mittag fort; das Gewehrfeuer verlor sich ganz unter dem Donner der Kanonen. Die dänischen Batterien fuhren auf, um die Wege zu bestreichen und dicht wie Hagel flogen die Kugeln längs derselben; Ströme von Blut und Wasser floßen hinab. Von den Höhen des Idstedter Passes feuerte das feindliche Geschütz hinab auf die Haide. Eine dichte Rauchwolke der brennenden Bäume und Dörfer hüllte Freunde und Feinde ein; Wald und Haide erzitterten.

So tobte die Schlacht in den ersten Stunden des Mittags unentschieden hin und her und es schienen die Armeen die letzten convulsivischen Anstrengungen zum Siege zu machen.

Da erhielt Willisen Meldung auf Meldung von dem Andrange der Dänen gegen seinen zurückweichenden Flügel und zugleich fürchtete er, die bei Oberstolk auf dem rechten Flügel siegreich kämpfende Brigade könnte, weil sie zu weit vorgeschoben war, abgeschnitten werden, wenn sein linker Flügel geschlagen würde. Dazu schien auch der Feind seine letzten Kraftanstrengungen zu machen, denn er führte seine Garden und sein letztes Reservebataillon zum Sturme gegen die holsteinische Stellung heran.

Da befahl Willisen die Schlacht abzubrechen und sich zurückzuziehen. Zuerst trat mit Widerstreben die siegreiche Brigade v. d. Horst bei Oberstolk den Rückzug auf wiederholten Befehl Willisens an; mit Thränen in den Augen ging die brave Brigade gegen Güldenholm zurück, wo sie zum ersten Male einige Augenblicke ruhen konnte. Die Soldaten reinigten ihre vom Pulver geschwärzten Gesichter, die von Durst Lechzenden erquickte frisches Trinkwasser und was Jeder an Proviant hatte, wurde hervorgeholt.

Aber die Ruhe dauerte nicht lange. Durch den Rückmarsch der v. d. Horst'schen Brigade hatte der linke dänische Flügel Luft bekommen und alle verfügbaren Truppen gegen die Idstedter Position geworfen. Mit Uebermacht durchbrachen die Dänen das Centrum und nahmen in furchtbarem Andrang den Paß zwischen beiden Seen.

Die Schlacht war für die schleswig-holsteinische Armee verloren, was auch die braven Truppen Anstrengungen machten, die, wenn gleich unglücklich, doch mit so großer Tapferkeit und Hingebung kämpften! So große Hoffnungen hatten sich an diese Schlacht verknüpft, sie waren jetzt zu Grabe getragen! 77 Offiziere, 20 Aerzte, 3000 Unteroffiziere und Soldaten und 3 Geschütze

ließ die Armee auf dem blutgetränkten Schlachtfelde. Der Verlust der Dänen betrug 140 Offiziere und 3657 Mann.

Der Rückzug, den von der Tann mit der Reservearmee deckte, ging über Missunde, Schleswig und Schuby.

Eins der traurigsten Erlebnisse für die brave Armee war der Durchmarsch durch die Stadt Schleswig. Schon an und für sich war es ein Herzeleid im wahren Sinne des Wortes, die so treue Stadt preisgeben zu müssen; nun aber standen an den Thüren die Bürger mit den traurigsten Mienen; Frauen und Mädchen grüßten und reichten die Hand zum Abschied und dabei liefen ihnen die hellen Thränen über die Wangen. Sie hatten Körbe voll Brod, das sie den Soldaten zuwarfen. Dieß war hauptsächlich in der Altstadt der Fall, in Coltfuß dagegen sah es still und traurig wie ausgestorben aus; eine Menge Bürger waren geflüchtet und, was zurückblieb, mochte den Durchmarsch nicht sehen wollen. Es war ein herber Marsch; die Musikchöre spielten „Schleswig-Holstein meerumschlungen!“ und es mag wohl das letztemal für lange Zeit gewesen sein, daß die Stadt Schleswig die Töne dieses Liedes gehört hat!

VI. Der Orientkrieg.

1853—1856.

---

1. Ursachen seines Ausbruchs.

Schon längst war man darüber einig, daß das türkische Reich in Europa auf die Dauer unhaltbar sei. Europa und namentlich das westliche, überfüllt, wie es ist, von geistiger und industrieller Entwicklung, von socialen und politischen Gährungsstoffen, bedarf vor Allem des Raums, um diesen in ihm angehäuften Elementen eine Ausdehnung zu ermöglichen und sich der überschüssigen und gefahrdrohenden Spannkraft derselben zu entledigen. Es muß Länder haben, wohin sich seine unbenützten geistigen Kräfte wenden, um einen Wirkungskreis zu erwerben, es muß sich seine Märkte für den Absatz seiner Fabrikate schaffen; es muß endlich seine immerwährenden socialen und politischen Schwingungen in's Gleichgewicht zu bringen suchen. Eine Ausdehnungsmöglichkeit nach Westen ist ihm durch die Natur versagt. Es sieht sich also einzig und allein nach dem Osten hingewiesen. Es ist, als wäre der Moment eingetreten, wo die Woge der Entwicklung des Menschengeschlechts umgeschlagen und sich zurückwenden muß. Seit Jahrtausenden hat die Cultur ihren Weg von Osten nach Westen genommen und zwar unter der merkwürdigen Erscheinung, daß sie, während sie vorwärtsschreitend immer neue Strecken eroberte, in den zurückgelassenen Gebieten immer allmählig wieder abblühte. Im äußersten Westen Europa's angelangt muß sie sich, um sich fortzuentwickeln, wieder zurück nach dem Osten wenden. Diesem naturgesetzlichen Bestreben aber steht vor Allem die Türkei mit ihren widernatürlichen Verhältnissen, wie ein unüberwindliches Bollwerk entgegen; und zwar nicht aus absoluten Widerstrebungen europäischer Cultur, sondern aus innerer Unmöglichkeit, sie in sich aufzunehmen; Rußland dagegen sucht ihr grundsätzlich diesen Weg völlig abzuschneiden. In seinem innersten Wesen den socialen und politischen Ideen des westlichen Europa's feind und auf dem

Gebiete der Industrie unfähig, mit ihr zu concurriren, sieht es kein anderes Mittel, sich vor diesen mächtigen Einflüssen zu wahren, als indem es Europa vom Osten möglichst abschließt, ihm jede Ausdehnung dahin unmöglich macht, und es nöthigt, mit der Ueberfülle der in ihm angehäuften Elemente einer Katastrophe entgegenzugehen, aus der es nur allein Vortheil zu ziehen vermöchte. Rußland kann daher nicht stille stehen, westeuropäischer Einfluß in der Türkei ist für dasselbe Lebensfrage und es muß daher Rußland trachten, um jeden Preis den Einfluß in der Türkei sich selbst zu wahren oder die Türkei zu nehmen. Es wird daher diesen Versuch auch immer wiederholen, bis er gelingt. Ohne die Dardanellen kann Rußland auch keine Seemacht werden, mit einem russisch-oströmischen Reiche aber wird das Mittelmeer russisch. Diese Ideen herrschten längst in der russischen Politik und man wartete nur, bis ein günstiger Augenblick zur Realisirung derselben gekommen wäre.

Diesen Augenblick glaubte man gekommen, als die Mitte und der Westen Europa's durch die Revolutionsstürme und Kriege der Jahre 1848 und 1849 sich abgeschwächt hatten, und man schmeichelte sich im Kabinet zu Petersburg mit der gewissen Erbeutung des Orient. Rußland war in den Stürmen der Revolutionen unerschüttert dagestanden, hatte Oestreichs Herrschaft in Ungarn gestützt, hatte Preußen liebreich in die Zucht genommen, kokettirte mit der neuen Herrschergewalt in Frankreich und konnte jedenfalls, wenn Frankreich in seine Pläne einzugehen sich weigerte, dasselbe durch die deutschen Mächte beschäftigen. In der Türkei selbst erneuerte sich die geheime Agitation der Hetärie. Seit der abermaligen Besetzung der Donaufürstenthümer im J. 1849 waren bestochene Priester der griechischen Confession thätig, auf eine neue Erhebung gegen die Türken vorzubereiten. Das Jahr 1853 nahte heran, in welchem, einer alten Prophezeihung zufolge, der Halbmond, nachdem er 400 Jahre in Europa geherrscht, für immer besiegt und vertrieben werden sollte. Kaiser Nikolaus sah in der Türkei nur noch einen „kranken Mann," dessen Tod unvermeidlich und dessen ansehnliches Erbe in die rechten Hände zu bringen, nunmehr die Zeit gekommen sei. Welchen Hoffnungen sich Rußland gegen Ende des Jahrs 1852 hingab, geht aus folgendem Artikel hervor, den ein Petersburger Blatt enthielt: „In den Kämpfen mit all' ihren Gegnern bietet die Türkei ein eigenthümliches Bild eines sinkenden Staates, dem vielleicht ein kleines Ländchen den letzten Todesstoß versetzen dürfte. Die europäischen Mächte werden kaum im Stande sein, das Reich vor Zerfall zu schützen. Wahrscheinlich wird ein Bankerott den Ruin vollenden. In Europa dürfte Bosnien, die Herzogewina bald dem Beispiel Griechenlands, Serbiens, der Moldau, Walachei und Montenegro's folgen. Syrien ist im Aufruhr, Aegypten kommt als Thor nach Indien allmählig in Englands Hände. Die Flotten der europäischen Großmächte kreuzen im Archipel — vielleicht ist der Tag, an dem das Schicksal des Reiches entschieden werden soll, nicht mehr ferne."

Diese Hoffnungen stützte man auf die Vorfälle in Montenegro. Die Bewohner dieses Landes, ein berüchtigtes, zur griechischen Kirche gehöriges Räubervolk, waren aus ihren unzugänglichen schwarzen Gebirgen, deren Gipfel

in's Hadriameer herniederschauen, herausgebrochen und hatten, russischen Einflüsterungen folgend und durch russisches Geld bestochen, auf eigene Faust einen bewaffneten Einfall in's türkische Gebiet unternommen, was das erste Signal zu einem allgemeinen Aufstande der slavischen Christen sein sollte. Allein die Absicht, die Rußland dabei hatte, daß nämlich die Türken blutige Rache an den Montenegrinern nehmen, große Exzesse begehen und dadurch einen Aufstand der übrigen Christen veranlassen sollten, wurde nicht erreicht. Mehrere türkische Corps unter den Pascha's der nächsten Provinzen und ein Hauptheer unter dem genialen Omer Pascha waren gegen Montenegro gezogen und in die Thäler des Landes eingedrungen, um den Aufstand zu bekämpfen. Noch wüthete der Kampf in den Thälern und Schluchten Montenegro's, als Oestreich, das weder Rußlands Einfluß triumphiren sehen, noch ein christliches Volk an seinen Grenzen morden lassen wollte, im Januar 1853 den Feldmarschalllieutenant Graf v. Leiningen nach Constantinopel schickte und den Kampf auf diplomatischem Wege beilegen ließ.

Rußlands Plan war somit durch Oestreich gekreuzt worden und es sah sich um so mehr veranlaßt, die Ausführung seiner Pläne zu beschleunigen. Seine Heere standen längst am Pruth, bereit, Strömen gleich in die Donaufürstenthümer hereinzubrechen. Der Hafen von Sebastopol umschloß eine russische Flotte in einer Stärke, wie nie zuvor. Ehe jedoch der Ausbruch der Feindseligkeiten stattfinden sollte, wollte sich Rußland noch mit England verständigen und ließ dieser Macht durch Lord Seymour Anerbietungen in Betreff der Theilung der Türkei machen; „Rußland und England sollten keiner Macht gestatten, von irgend einer türkischen Provinz Besitz zu ergreifen und die Donaufürstenthümer, Serbien und Bulgarien als unabhängige Staaten unter russisches Protektorat kommen; Egypten und Candia sollte England erhalten."

England wies die Vorschläge zurück und eine gleich ungünstige Aufnahme fanden sie im Cabinet der Tuilerien, wohin sie der russische Gesandte Kisselef gebracht hatte. Der Grund, warum beide Großmächte die russischen Vorschläge zurückwiesen, ist wohl in nichts Anderem zu suchen, als in der Furcht, Rußland zu sehr wachsen zu sehen und seine Eroberungslust dadurch zu reizen.

Unbekümmert um die Westmächte und in blindem Vertrauen auf Oestreich und Preußen schritt Kaiser Nikolaus festen Schrittes vor und begann den Angriff auf die Pforte mit einem diplomatischen Schreckschuß. Sein Admiral Fürst Menzikoff erschien, nachdem er die Flotte bei Sebastopol und eine Landarmee von 30,000 Mann gemustert, als außerordentlicher Gesandter in Constantinopel, um für Rußland nichts Geringeres als das Protektorat über alle griechischen Christen zu verlangen. Dabei zeigte er ein so rücksichtsloses Betragen und eine Geringschätzung der Türken, daß er die Unhöflichkeit beging, am 2. März in dem festlich gekleideten Divan im Paletot und in schmutzigen Stiefeln zu erscheinen. Fuad Effendi aber sagte geistreich: „Der russische Koloß meint, wenn er Schmutz auf den Füßen habe, werde Europa weniger sehen, daß sie thönern sind." Der Sultan war indeß in großem

Gedränge, bis die Ernennung des europäisch gebildeten Redschid Pascha zum Großvezier den Ausschlag gab. Dieser widerstand den russischen Forderungen energisch, nachdem die Gesandten der Westmächte ihn der kräftigsten Unterstützung ihrer Staaten versichert hatten. Menzikoff reiste am 21. Mai unverrichteter Dinge ab, mit der Drohung: „das erste Mal sei er im Paletot erschienen, das zweite Mal werde er in voller Uniform wiederkommen." Dieser Drohung gegenüber rüsteten die Westmächte ihre Flotten: die französische unter Admiral Hamelin ging schon am 20. März von Toulon aus unter Segel und legte sich vor Salamis, die englische unter Admiral Dundas kam erst später von Malta und beide vereinigten Flotten ankerten am 14. Juni in der schönen Besikabai, unmittelbar am Eingang der Dardanellen.

Sechs Tage später hielt Kaiser Nikolaus in St. Petersburg eine große Militärparade ab, wobei er, als Patriarch der russischen Kirche, mit dem griechischen Kreuze prangend, die Isaakskirche betrat und zehn Tage später überschritten die ersten russischen Truppen den Pruth und begannen den „Glaubenskrieg". Der Uebergang dieser Armee — zwei Armeecorps unter Dannenberg und Lüders und dem gemeinschaftlichen Oberbefehle des Fürsten Gortschakoff, jedes in der Stärke von 40,000 Mann, — erfolgte am 2. Juli. Eine russische Proclamation sicherte den Bewohnern der Donaufürstenthümer Schutz der Rechte und des Eigenthums zu, was jedoch nicht gehalten wurde; im Gegentheile bemächtigten sich die Russen der Vorräthe, der öffentlichen Kassen, steckten die einheimische Miliz unter ihre Regimenter, erhoben unerschwingliche Steuern und trieben den Bauern das Vieh weg. Widerstand war nicht möglich, weshalb die Hospodare (Ghyka und Stirbey) und Bojaren das Land verließen. Diesem Treiben gegenüber besetzten die Türken das rechte Donauufer und blieben in beobachtender Stellung.

Flau begann wieder die Thätigkeit der Diplomatie. Eine russische Note erklärte den Einmarsch in den Donaufürstenthümern als durch den Heranzug der Flotten der Westmächte hervorgerufen, während diese wieder sich zum Zusammenziehen der Flotten durch Rußlands Drohungen gezwungen hielten. Doch hoffte man noch den Krieg zu vermeiden und durch eine europäische Coalition Rußland zum Rücktritt zu zwingen. Die Westmächte sowohl als die Türkei wandten sich um Vermittlung an Oestreich, in dessen Interesse es überdieß lag, eine Vergrößerung Rußlands im Süden der Donau zu verhindern. Oestreich versuchte die Vermittlung, verstand sich aber zu weiter Nichts, als in Verbindung mit den Westmächten, mit denen es sich in der Rechtsfrage einverstanden erklärte, und mit Preußen Rußland freundschaftliche Vorstellungen zu machen, ohne jedoch zu drohen. Das Ergebniß der Verhandlungen der vier Gesandten zu Wien war eine Note vom 31. Juli, worin Rußland eine goldene Brücke zum Rückzuge gebaut wurde. Der Sultan sollte eine demüthigende Erklärung an den Kaiser Nikolaus abgeben und Alles gewähren, was derselbe zum Schutz der Christen verlangte. Der Kaiser Nikolaus ließ sich diesen Ausweg gefallen, aber nicht so das englische Volk. Im Parlament wurde das Ministerium heftig angegriffen, man hielt antirussische Meetings

ab und die Presse war in großer Agitation. Noch gefährlichere Stürme tobten in Constantinopel. Die Alttürken sahen nämlich in der geforderten Erklärung eine Unterwerfung unter den Zaren und eine volle Gleichstellung der Christen und Türken, die bald zum Nachtheile der Letzteren ausschlagen würde. Die Ulemas schaarten sich zusammen und verlangten vom Sultan, er sollte entweder die Unterzeichnung verweigern oder abdanken (8. Septbr.). Er that das Erstere und hatte sich entschieden, am 4. Oktbr. den Krieg zu erklären, wenn die Russen nicht sofort die Donaufürstenthümer räumten. Das gab dem Kaiser Nikolaus einen erwünschten Vorwand, um vorgeben zu können, er sei der Angegriffene. Sein Kriegsmanifest erschien am 1. November. Es athmete Siegesmuth und stellte in Aussicht: „die furchtbare Faust Rußlands wird die Feinde zu Boden werfen, und von Nikolaus wieder aufgepflanzt, wird das heilige Kreuz leuchten über dem byzantinischen Lande!“

2. Kurzer Abriß der Geschichte des Orientkrieges.

Das russische Kriegsmanifest traf die Türken gerüstet. Ihre Armee, von der wir ein gedrängtes Bild entwerfen, war stärker, als die in den Donaufürstenthümern stehenden Russen, aber sie zählte nur 45,000 Mann Nizamtruppen, der Rest waren Redifs und Baschi Bozuks. Omer Pascha, dessen kurze Biographie wir geben, commandirte die Armee, ein energischer Mann, der wohl nicht bei der Defensive beharrt, sondern über die Donau gegangen wäre und die Offensive ergriffen hätte, wäre er nicht durch Befehle hingehalten gewesen. Auch sein Gegner Gortschakoff konnte keine große Operation wagen, denn damals galt noch „das Versprechen, das Kaiser Nikolaus beim Besuche in Olmütz am 24. September den deutschen Großmächten gegeben hatte: „er werde die Donau nicht überschreiten.“ Omer Pascha, der dieß nicht wußte und seinem Gegner nicht traute, suchte zunächst seine Flügel zu sichern und befestigte Kalafat, den Brückenkopf von Widdin auf dem linken Donauufer. Immer hoffte man noch auf erfolgreiche Friedensvermittlungen. Der erste Kanonenschuß, der den Krieg eröffnete, erdröhnte vom türkischen Fort Isaktscha aus gegen auf der Donau vorüberfahrende russische Schiffe am 23. Oktbr. 1853, jedoch ohne weitere Folgen. Am 4. Novbr. ging Omer über die Donau hinüber, verschanzte sich mit einigen tausend Mann bei Oltenitza und schlug die Angriffe der überlegenen Russen in dem unten geschildertem Gefechte siegreich zurück. Die Nachricht davon erregte allgemeine Freude in Europa, ein Beweis, wie sehr allgemein die Stimmung antirussisch war. Ueber den sehr geringen Erfolg vergaß man sogar ihre Verluste in Asien, wo Schamyl an der Spitze der Tscherkessen erfolglose Angriffe auf die Russen gemacht hatte. Zwar überfiel am 27. Oktbr. Selim Pascha das russische Fort St. Nicolai am schwarzen Meere und ward Achalzik von Ali Riza Pascha eingeschlossen, aber Achmed Pascha wurde am 14. November bei Bajandur und am 1. Dezbr. bei Gumri von General Bebutoff geschlagen, ebenso Ali Riza Pascha am 24. Novbr. bei Achalzik von General Andronikof.

Während so der Kampf zwischen den Russen und Türken schon entbrannt war, suchten die Großmächte in einer Conferenz zu Wien am 20. Novbr. nach Mitteln einer friedlichen Ausgleichung des Conflikts und es kam zu einem Vertrage zwischen den beiden Westmächten und der Pforte (27. Novbr.), wornach die beiden ersteren derselben im Voraus ihren Schutz zusicherten, falls Rußland billigen Friedensvorschlägen unzugänglich sich zeigte.

Indessen die Diplomatie verhandelte und die alliirte Flotte immer noch im Bosporus vor Anker lag, benützte der russische Admiral Nachimoff die Gelegenheit, mit der in Sebastopol liegenden russischen Flotte unter dem Schutze eines Nebels auszulaufen und die bei Sinope liegende Flotte anzugreifen und zu zerstören (am 30. Novbr. 1853). Die meisten Türken fielen, Osman, der Commandant der Flotte ward schwer verwundet und gefangen.

Die Vernichtung der türkischen Flotte erregte in Europa große Sensation, insbesondere in England, wo man es als die tiefste Beleidigung aufnahm, daß Rußland es gewagt, im Angesicht einer großen englischen Flotte eine Seeschlacht gegen seinen Alliirten zu schlagen. Ein neuer Friedensvorschlag der Wiener Conferenz vom 5. Dezbr. wurde von dem vom Sinopeschrecken noch gefaßten Divan in Constantinopel verworfen im festen Vertrauen auf Englands Flotte, die Admiral Dundas trotz des Wintersturms nun stolz in's schwarze Meer hinaussegeln ließ.

Kaiser Nikolaus selbst hatte die Vorschläge der Wiener Conferenz ebenfalls zurückgewiesen und die Vermittlung der Großmächte ein für allemal abgelehnt. Nun schritten die Westmächte vor und es erfolgte am 28. März 1854 ihre Kriegserklärung gegen Rußland. Auch Oestreich verlangte den Rückmarsch der russischen Truppen aus den Donaufürstenthümern und stellte ein Beobachtungscorps unter Coronini an der serbischen Grenze auf, um nöthigenfalls Omer Pascha vor Widdin die Hand zu reichen. Preußen hatte einen Allianzantrag Rußlands abgelehnt und ermahnte zum billigen Nachgeben.

Inzwischen verfolgte demungeachtet Rußland seinen Plan. Gortschakoff ließ Kalafat angreifen, um hier durchzubrechen und in Serbien festen Fuß zu fassen, wo der russische Consul schon im März alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um durch die starke Parthei des abgesetzten Fürsten Milosch den russenfeindlichen Fürst Alexander zu stürzen. Allein der die Expedition gegen Kalafat commandirende General Anrep, obgleich 50,000 Mann stark, erreichte seinen Zweck nicht; der tiefe Koth machte die türkischen Verschanzungen unangreifbar, in denen Achmed Pascha mit 16,000 M. stand. Unter ihm diente Iskender Bey (der polnische Graf Jelinski), der sich durch kühne Reitergefechte auszeichnete. Er überfiel die Russen bei Cetate vor Kalafat und schlug sie. Sie gingen nun zurück und wagten keine weiteren Unternehmungen, um so weniger, als die Truppen durch die Cholera decimirt waren. Zum Ueberfluß waren die durch die Plünderungslust der Russen zur Verzweiflung gebrachten wallachischen Bauern in Empörung gerathen und bedrohten die einzelnen kleineren Abtheilungen.

Indessen waren, von russischem Gelde bestochen, auch im Süden die griechischen Klephtenführer losgebrochen und zwar hatten sie sich mit Verkündung einer pomphaften Proklamation am 27. Jan. 1854 zu Radowitzi in Epirus erhoben. Der Aufstand wurde von der griechischen Regierung, die sich schmeichelte, es werde eine Vergrößerung Griechenlands davon die Folge sein, eher begünstigt als unterdrückt und am 7. Februar lief sogar die Besatzung Athens den Insurgenten, deren vornehmster Führer Grivas war, zu. Allein schon am 10. wurden sie vor Arta geschlagen und mußten in die Gebirge flüchten. Im April machten egyptische Truppen dem Unfug ein Ende und am 23. Mai ankerte eine Flotille der Westmächte im Piräus und setzte eine französ. Brigade an's Land, um dem Könige von Griechenland die Herstellung der Ordnung zu ermöglichen.

So war der große Aufstand der Christen in den türkischen Provinzen gänzlich mißlungen und Rußland sah sich genöthigt, beim Verfolgen seiner Plane seine Hoffnungen auf die eigenen Truppen zu setzen. Durch eine Rekrutenaushebung von 9 Mann auf je 1000 Seelen wurde die Armee verstärkt und die Truppen fortwährend kirchlich fanatisirt. An die Spitze derselben wurde Paskiewitsch, der nie besiegte gestellt, der übrigens zunächst seinen Generalstabschef, Schilder voranschickte, die geeigneten Dispositionen zu treffen.

Schilder, einer der genialsten Offiziere des russischen Generalstabs, verfuhr nach einem ganz neuen Plan. Er verlegte den Hauptangriff vom rechten auf den linken Flügel, zog die Truppen von Kalafat zurück und ließ ein Armeecorps unter Lüders Mitte März die Donau in der Nähe des Pruth überschreiten und die nicht ernstlich von den Türken vertheidigte Dobrudscha besetzen. Von dort drang das Armeecorps über den Trajanswall vor und vereinigte sich mit dem Gros der Armee unter Schilder, der weiter oben die Donau überschritten hatte, vor Silistria. Omer Pascha gab die Donaulinie auf und zog sich nach Schumla zurück, vor sich die Festungen Varna, Silistria und Rustschuck, mit denen er Verbindung unterhielt.

Der Uebergang der Russen über die Donau war ein Trotz gegen die Westmächte und mußte auch bei Oestreich gewaltig anstoßen, da Nikolaus in Olmütz versprochen hatte, die Donau nicht zu überschreiten. Die nächste Folge dieser Operation war daher der Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses der Westmächte mit der Türkei am 12. März 1854 und die sofortige Einschiffung von Landtruppen, welche die Bestimmung hatten, den Türken bei Vertheidigung des Balkan und Constantinopels beizustehen. Zwanzigtausend Engländer unter Raglan und fünfzigtausend Franzosen unter St. Arnaud gingen nach dem Orient ab. In der Division des General Canrobert befand sich auch Prinz Napoleon, der Sohn Jerome's, des ehemal. Königs von Westphalen. Ihr erster Landungsort war Gallipoli, wo sich die Truppen vorerst sammelten. Die Flotten machten indessen einen Angriff auf Odessa und bombardirten die Stadt.

Auch Oestreich schien aus seiner Neutralität heraustreten zu wollen, schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen am 20. April und drohte

Rußland mit der Kriegserklärung, wenn dessen Heer den Balkan überschreiten sollte.

Allein Kaiser Nikolaus wollte nicht nachgeben. Die Armeen der Westmächte waren von nicht sehr bedeutender Stärke und die Drohungen Oestreichs und Preußens konnten ihm erst Besorgniß einflößen, wenn er über den Balkan ging. Fürst Paskiewitsch begab sich sofort nach Silistria, dessen Belagerung schon am 14. begonnen hatte. Seine Absicht war, Omer Pascha aus Schumla herauszulocken und in offener Feldschlacht zu schlagen. Deßhalb beschleunigte er auch die Eroberung Silistria's nicht und ließ sogar die Cernirung der Stadt anfangs unvollendet, immer in der Erwartung, Omer werde ihr zu Hülfe kommen. Omer aber that es nicht und so sollte endlich wenigstens die Stadt erobert werden. Diese aber wurde von dem Commandanten Mussa Pascha und dem preuß. Artill.-Offizier Grach auf's Einsichtsvollste und Tapferste vertheidigt und schlug wüthende Stürme vom 27—29. Mai ab, wobei Schilder beim Rückzug tödtlich und Mussa Pascha innerhalb der Stadt von einem Granatsplitter verwundet wurde. Am 8. Juni erhielt Paskiewitsch selbst eine Contusion, die ihn nöthigte das Lager zu verlassen und am 21. gab er die Belagerung Silistria's auf und befahl den Rückzug der russ. Armee hinter den Pruth.

Der Rückzug der Russen hatte seinen Grund in dem energischen Vorgehen Oestreichs. Am 10. Juni kamen der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen in Tetschen zusammen und erließen eine Note an Rußland, worin dasselbe aufgefordert wurde, unverzüglich die Donaufürstenthümer zu räumen. Am 14. schloß Oestreich mit der Pforte einen Vertrag, wornach es zur Besetzung der Donaufürstenthümer berechtigt war. Bedroht durch die in seinem Rücken in Siebenbürgen stehende östreich. Armee, die nur an den Pruth zu marschiren brauchte, um die Russen von ihren einzigen Zufuhren abzuschneiden, hatte sich Paskiewitsch zurückgezogen und sein Kaiser aus diesem scheinbaren Nachtheil einen größeren Vortheil gezogen, indem er darauf rechnen konnte, daß die durch seine Nachgiebigkeit geschmeichelten Großmächte am aktiven Kriege jedenfalls keinen Theil nehmen würden. Die Oestreicher zogen nun in die Wallachei und Moldau ein.

Inzwischen hatten die Engländer unter Admiral Charles Napier eine große Flotte ausgerüstet, der sich auch eine französische unter Baraguay-d'Hilliers beigesellte, in der Absicht, in der Ostsee bis zum feindlichen Meerbusen vorzudringen und die Inselfestung Kronstadt, das Thor von St. Petersburg zu erobern. Unterwegs fand Napier keine andere entsprechende Beschäftigung, als das Kapern russischer Handelsschiffe und das Verbrennen feindlicher Städte und Dörfer der finnländlischen Küsten. Vor Kronstadt angelangt, erkannte der Admiral, diese Festung sei unangreifbar und kehrte mit seiner Flotte im Herbst wieder heim, nachdem französische Landungstruppen unter Baraguay d'Hilliers am 16. August die Festung Bomarsund auf den russ. Alandsinseln erobert und zerstört hatten.

Die Landtruppen der Westmächte waren größtentheils nach Varna versetzt worden, wo sie aber durch schlechte Verpflegung, die Hitze des Clima's,

Ruhr und Cholera furchtbar litten und bei einem großen Brande, der am 10. August die Stadt verzehrte, hatten sie kaum ihr großes Pulvermagazin retten können. Durch diese Unfälle gelichtet, war die Armee auch in Vereinigung mit den Türken nicht stark genug, vom Pruth oder Odessau aus in's Herz Rußlands vorzudringen. Es fragte sich nun, was anfangen? In dem großen Kriegsrath zu Varna schlug Ferhad Pascha vor, mit dieser Armee, unterstützt von den Tscherkessen, Rußland in Transkaukasien anzugreifen, wo eben die Türken bei Osurgeti am 9. Juni gesiegt, und am 31. Juli die Festung Bajazet genommen und am 5. Aug. nochmals bei Kuruk die Russen geschlagen hatten. Ihnen hier mit Kraft entgegen zu treten, lag auch entschieden im Interesse Englands, das darin das beste Mittel sah, durch erhöhten Einfluß in Persien sein Indien zu schützen. Aber das wollte gerade Frankreich nicht und so entschied sich St. Arnaud für einen Angriff auf Sebastopol, den großen russ. Kriegshafen in der Krim, um hier die russ. Macht rasch und auf's Empfindlichste zu treffen. Lord Raglan billigte den Plan, denn es galt ja der Zerstörung der russ. Marine. Und so wurde die Krimexpedition beschlossen und unternommen.

Schon am 14. Septbr. landeten 55,000 Engländer und Franzosen und 6000 Türken an der Küste der Krim in der Nähe von Eupatoria. Diese Stadt liegt an der Westküste der Krim auf ebenem Ufer. Die ganze Halbinsel ist eben, größtentheils unbebaut und wasserwarm, nur den Südrand nimmt ein Gebirge ein. In dieses Gebirge läuft von Westen her eine Meeresbucht hinein, in welche das Flüßchen Tschernaja mündet. Auf der Südseite dieser Bucht liegt die befestigte Stadt Sebastopol. Im Hafen befand sich die russische Flotte, welche bei Sinope gesiegt hatte, eingeschlossen, nur 54 Segel stark und folglich zu schwach, um auszulaufen und sich mit den Flotten der Westmächte auf offener See zu messen. Vorräthe von Geschütz und Munition waren in Menge vorhanden.

Der commandirende Obergeneral und Gouverneur der Krim, Admiral Fürst Menzikoff raffte alle zu Gebot stehenden Truppen zusammen und ging den gelandeten Alliirten an die Alma entgegen, wo er sie in einer festen Stellung erwartete. Von den Alliirten wurde er aber am 20. Septbr. in blutiger Schlacht geschlagen. Er zog sich ostwärts in die Gebirge zurück und ließ Sebastopol mit einer schwachen Besatzung westwärts liegen. Am 27. erschienen die Alliirten vor Sebastopol und recognoscirten es. Man fand, daß die nördlichen Forts nur mit Belagerungsgeschützen angegriffen werden können und in einem Kriegsrath, dem St. Arnaud zum letztenmale anwohnte, indem ihn die Cholera nur noch wenige Tage leben ließ, wurde beschlossen, eine Stellung südlich von Sebastopol zu nehmen, auf einer Hochebene, die durch das enge Thal der Tschernaja gegen einen Angriff von Osten her geschützt wird, so wie im Süden durch die Bucht von Balaklava, im Westen durch die Bucht von Kamiesch die Verbindung mit den Flotten offen ließ.

In dieser Stellung gegen einen etwaigen Angriff einer Entsatzarmee gedeckt, konnten die Verbündeten hoffen, Sebastopol eher zu erobern, sofern es gerade auf dieser Seite schwach befestigt war. Ein rascher Sturm hätte wahr-

scheinlich zum Ziele geführt, aber St. Arnauds tödtliche Krankheit brachte Stocken in die Operationen. Er konnte kaum noch auf ein Schiff gebracht werden und starb am 29. Septbr. auf offenem Meere. Sein Nachfolger war General Canrobert.

Die Engländer setzten sich nun an der Bucht von Balaklava, die Franzosen an der von Kamiesch fest und begannen auf dem Plateau die Belagerung der Südseite mit der Ausschiffung der Belagerungsgeschütze. Die Eröffnung der Laufgräben war wegen des felsigen, nur von einer dünnen Erdschicht bedeckten Terrains äußerst schwierig. Am 17. Oktober versuchte die alliirte Flotte das erste Bombardement der Festung, aber das mit Erfolg erwiederte Feuer der schweren russ. Geschütze wies den Angriff, zwar mit dem Verluste von 500 Mann und des tapfern Viceadmirals Korniloff, ab. Seitdem wagten die Flotten keinen Angriff mehr und dienten nur noch zum Transport der Lebensmittel, Munition, Verstärkungen und Verwundeten. Der mißlungene Angriff ließ auf den Gegenstoß der Russen nicht lange warten. Am 25. October ließ Menzikoff durch General Liprandi die Stellung der Engländer bei Balaklava angreifen, welcher Schlacht am 5. Novbr. die blutige Schlacht bei Inkerman folgte. Sie entschied wieder, wie die Almaschlacht der schnellblickende Bosquet, indem er die Russen in der Flanke faßte und durch seine Kühnheit die angegriffenen Engländer rettete. Mit schwerem Verluste mußten die Russen umkehren. Nun aber fiel der Herbstregen in Strömen nieder, setzte die ganze Gegend unter Wasser, füllte die Gräben aus und machte die von den verbündeten Truppen sehnlichst gewünschte Erstürmung der Stadt um so unmöglicher, als die Russen sich immer mehr verstärkten und die Armee der Alliirten durch Schlachten und Krankheiten sich schwächte. Mit jedem Tage kam die Noth stärker. Auf ein Ueberwintern im freien Felde nicht vorbereitet, stellte sich alsbald Mangel an Allem ein. Die englischen Sendungen von Winterkleidern langten erst an, als die rauhe Jahreszeit schon hereingebrochen war, und Hunderte starben in dünner Kleidung und in schlechten Zelten in stolzer Resignation. Die Franzosen standen etwas besser, theils weil die Regierung mehr für sie sorgte, theils, weil sie erfinderisch in Auffindung von Auskunftsmitteln immer rasch und in unverwüstlicher guter Laune zu helfen wußten. Dennoch war eine außerordentliche Sterblichkeit im Lager; alle Lazarethe waren überfüllt und immerwährend gingen Schiffe voll Kranker nach Constantinopel. Hier und in der Krim selbst leisteten die barmherzigen Schwestern und eine Gesellschaft englischer Jungfrauen, die berühmte Miß Nightingale an der Spitze die treuesten Dienste, vermochten aber bei weitem nicht die Noth Aller zu lindern, da ihre Zahl zu groß und die Anstalten zu mangelhaft waren. Der Sultan selbst erwies den barmherzigen Schwestern eine großherzige Theilnahme und nannte sie: „Engel des Himmels".

Trotz aller Noth aber hielten die Franzosen in der Krim den Winter mit frohem Muthe aus und ergötzten sich sogar an einem im Lager improvisirten Theater, bei welchem die Soldaten selbst Schauspieler und Zuhörer abgaben.

Was den Engländern an guter Laune abging, das ersetzten sie durch eine stoische Gleichgültigkeit und ließen sich durch Nichts aus der Fassung bringen. Beide Truppen achteten sich hoch und hielten gute Kameradschaft.

Den Winter benutzte die Diplomatie auf's Eifrigste, um den Streit womöglich bald auf diplomatischem Wege zu schlichten. Um den Verhandlungen mehr Nachdruck zu geben, stellte Oestreich ein großes Heer in Siebenbürgen und ein zweites in Galizien auf, schien sich, der stolzen Haltung Rußlands gegenüber, näher an die Westmächte anschließen zu wollen und ging am 2. Dezember ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Westmächten ein. Rußland dagegen stimmte Preußen, welches sich schon für die Westmächte erklärt hatte, wieder um und bedrohte durch ein großes Heer in Polen Galizien. Am 26. Januar endlich trat auch Sardinien auf die Seite der Westmächte und schickte 15,000 Mann unter General la Marmora nach der Krim.

Der Vermehrung der Truppen der Westmächte setzte Kaiser Nikolaus am 10. Febr. eine allgemeine Bewaffnung des russ. Volkes entgegen und schickte Truppen über Truppen nach der Krim. Aber der Weg war weit, der Winter kalt. Ganze Bataillone erstarrten im Schnee der südrussischen Steppen. Diese Unfälle und ein mißlungener Angriff auf Eupatoria (16. Febr.), wo Omer Pascha mit einem Theile seines Heeres zur Unterstützung der Alliirten stand, alterirte den schon etwas kränklichen Kaiser; er starb unerwartet schnell am 2. März.

Vom Tode des Kaisers Nikolaus hoffte man den Frieden, da sein Sohn und Nachfolger Alexander II., an den früheren Uebergriffen Rußlands keine Schuld tragend, auch leichter, ohne sich zu compromittiren, Frieden schließen konnte, aber er durfte der Ehre seines Vaters nichts vergeben und sein erstes Manifest erklärte: „er werde ganz im System seines großen Vaters, der großen Katharina und Peters I. handeln.“ Auch für die Westmächte war es zur moralischen Unmöglichkeit geworden, sich aus der Krim zurückzuziehen, ohne Sebastopol erobert zu haben. Der Kaiser der Franzosen war daher fest dazu entschlossen und schickte den General Niel, einen seiner tüchtigsten Ingenieure nach der Krim, um von den begangenen Fehlern Einsicht zu nehmen und eine wirksamere Methode einzuleiten. Nach seinem Rathe wurde der Hauptangriff gegen die Vorstadt Karabelnaja in der rechten Flanke der Belagerer gerichtet. Aber Niel fand einen würdigen Gegner in Tottleben, einem genialen Offizier, der während der Belagerung vom Hauptmann zum General emporstieg. Gleich beim Beginn der Belagerung hatte er in wunderbarer Schnelligkeit rings um die Südseite der Stadt her neue, zahlreiche, trefflich angelegte Redouten, Gräben, Minen &c. angelegt und den Zugang zum Hafen durch Versenkung von sieben großen Schiffen unnahbar gemacht. Auf der neuangegriffenen Seite vervielfältigte er deren Verschanzungen und formte den sogenannten Malakoffthurm zu einem kaum einnehmbaren Bollwerk um. In den allmählig nun gegen diese Werke vordringenden Laufgräben entbrannte jetzt täglich und nächtlich ein kleiner mörderischer Krieg, wie wir ihn in den nachfolgenden Bildern schildern.

Die Armee der Alliirten hatte sich indessen ansehnlich verstärkt. Trotz der großen Verluste durch Cholera, Ruhr und die Gefechte zählten die Franzosen vor Sebastopol 100,000, die Engländer 32,000, die Sardinier 14,000, die Türken 28,000, zusammen 174,000 Streiter, die Russen nur 150,000 Mann.

Vom 6. April an eröffneten die Alliirten ein 14 Tage dauerndes Bombardement aus 500 Geschützen auf die Stadt, aber das zahlreichere Geschütz der Russen in der Festung antwortete auf's Lebhafteste und alle zerstörten Verschanzungen wurden durch Tottlebens Genie in wenigen Stunden hergestellt. Zwar ohne Hoffnung auf Erfolg beschlossen Canrobert und Raglan auf andern Punkten anzugreifen und schickten die Flotten nach dem asow'schen Meere, um die Hafenstädte und Vorräthe der Russen zu zerstören und die Zufuhren abzuschneiden. Die Flotten nahmen am 24. Mai Kertsch, steckten Jenikale, Mariopol, Taganrog und Anapa in Brand, doch war es ihnen nicht möglich, in die labyrinthischen Lagunen des faulen Meeres einzudringen und die Verbindungen des inneren Rußland mit Sebastopol abzuschneiden.

Während es so nirgends recht vorwärts gehen wollte, trat ein Wechsel im französischen Obercommando ein. An Canroberts Stelle trat der rücksichtslose energische Pelissier, der spätere Herzog von Malakoff (16. Mai). Dieser General erfüllte die Erwartungen, die man in ihn setzte, vollständig. Die Belagerungsoperationen nahmen sogleich einen rascheren Fortgang. Schon am 22. Mai ließ er durch General de Salles ein neues Faschinenwerk erstürmen und am 7. Juni nahm er den „grünen Mamelon“, wo der französ. Oberst Brancion in dem Augenblick fiel, wo er die französ. Fahne auf dem eroberten Werke aufpflanzte. Ein Hauptsturm jedoch am 18. Juni mißlang gänzlich und kostete die Alliirten gegen 7000 Mann, worunter die Generale Brunet und Mayran. Der alte Lord Raglan nahm sich diese Unfälle sehr zu Herzen, litt schon einige Zeit an der Cholera und starb am 28. An seine Stelle trat General Simpson. Die Russen hatten den Verlust des Siegers von Sinope, des Admiral Nachimoff zu beklagen, der am 11. Juni auf den Mauern der Festung von einer Kugel getroffen wurde. Er hatte die Gewohnheit, eine Flasche Branntwein in der Hand mit größter Sorglosigkeit die Festungswerke zu inspiciren und, ohne die Nähe feindlicher Scharfschützen zu fürchten, über die Wälle hinauszusehen. Dießmal traf ihn eine Kugel in den Kopf.

Gleichzeitig waren die alliirten Flotten unter Dundas in die Ostsee eingedrungen, brachten aber wiederholt wie Napier die Ueberzeugung von der Unangreifbarkeit von Kronstadt mit zurück. Dagegen bombardirten sie am 7. August den Hafen von Sweaborg und verbrannten einige am Ufer liegenden Häuser und Magazine, ohne übrigens den die Felseninseln krönenden Festungswerken Schaden zuzufügen.

Immer näher indessen hatten sich die Franzosen und Engländer in ihren Laufgräben an die Schanzen Sebastopols herangewühlt, und es schien geboten, durch einen kräftigen Flankenangriff ihre Belagerungsarbeiten nachhaltig zu stören. Gortschakoff wählte dazu den 16. August in der Annahme, die Franzosen würden von der Feier des Napoleonstages noch trunken oder verschlafen

sein. Er lieferte die Schlacht an der Tschernaja, wo die Russen mit einem Verlust von 3000 Todten und 5000 Verwundeten geschlagen wurden. Rasch verfolgte Pelissier seinen Sieg und schon am Morgen des 17. August begann aus allen Batterien der Belagerer das fürchterliche Feuer, das von da an ununterbrochen bis zum letzten Sturm auf die Festung anhielt. Durch unaufhörlichen dichten Kugelregen wurden die Belagerten in ihren bombenfesten Räumen zurückgehalten und indessen ihre Batterien und Schanzen zerstört. Täglich fielen 1000 Russen durch die in die Stadt geschleuderten Bomben und zugleich wurde rastlos gegraben, minirt und contreminirt. Vom 5. September an verdoppelten die Alliirten aus 800 Geschützen ihr Feuer und die Sonne des 8. September beleuchtete Sebastopols Fall! Groß war der Verlust der Russen; er betrug 13,000 Mann während des Sturmes und der Flucht.

Pelissier störte den Rückzug Gortschakoffs nicht. Die Nordseite Sebastopols blieb in den Händen der Russen und Gortschakoff selbst behauptete seine unangreifbare Stellung in den Gebirgen ostwärts von der Stadt und die Zufuhr über Perekop und das faule Meer blieb ihm immer noch offen. Mit Sebastopol war die Krim noch keineswegs erobert, vielmehr hielt der russ. Doppelaar die Halbinsel noch mit starken und scharfen Klauen fest. An die französischen Waffen knüpfte sich Ruhm und Sieg und der Ehre der Nation war Genüge geleistet. Ein ferneres Kriegführen ohne weiteren Zweck hätte nur Frankreich erschöpft und mußte also für dasselbe einen Friedensschluß wünschenswerth machen; England mußte den Frieden wünschen, nachdem es die Ueberzeugung mit aus der Krim nehmen konnte, daß seine Landmacht unzulänglich war und seine Flotte nichts Entscheidendes ausgerichtet habe; Rußland endlich, das nach dem Falle von Kars in Kleinasien am 7. Novbr. ein hinreichendes Aequivalent für den Verlust von Sebastopol hatte, konnte mit Ehren den Frieden annehmen, der auch alsbald zu Stande kam. Napoleon, dessen Truppen den größten Antheil am Siege hatten, übernahm die erste Rolle als Friedensstifter. In seiner Hauptstadt wurde am 25. Febr. ein Friedenscongreß eröffnet und der Friede am 30. März 1856 abgeschlossen.

Rußland trat die Donaumündungen an die Türkei ab, entsagte dem einseitigen Protektorat über die Christen in der Türkei und gab Kars wieder heraus. Dagegen erhielt es Sebastopol wieder zurück, wogegen es sich verpflichten mußte, am schwarzen Meere keine Seearsenale mehr zu errichten und künftig nur so viele Schiffe auf diesem Meere zu halten, als die Pforte. Die Donauschifffahrt wurde unbedingt frei erklärt, die Integrität des türkischen Reiches anerkannt und die Emancipation der Christen in der Türkei garantirt. —

Das waren alle Resultate dieses blutigen Krieges; alle Partheien hatten verloren. Rußland seine herrliche Festung und Marine, Menschen und Material in riesiger Masse, dabei einen großen Theil seines Einflusses in Europa und seine Aussichten auf die türkische Erbschaft; England durch seine geringen Erfolge sein Ansehen als Großmacht; Oestreich hatte sich durch seine Truppen-

aufstellungen finanziell ruinirt und mußte seine Staatsbahnen verkaufen; dabei hatte es durch seine klägliche Unentschlossenheit die Gelegenheit verloren, eine Stellung ersten Ranges in Europa und das unbestrittene Uebergewicht in Deutschland zu gewinnen. Das rechtzeitige Eintreten Oestreichs in den Krieg hätte dem zusehends sinkenden Glücke des Hauses Habsburg unfehlbar einen neuen Schwung gegeben und hätte ihm vielleicht den letzten italienischen Krieg erspart. Jetzt hatte Oestreich Nichts gewonnen, als die freie Donauschifffahrt und die tödtliche Feindschaft Rußlands! Und wer hatte gewonnen? Frankreich allein hatte sich eines reellen Gewinns zu erfreuen; es hatte diesem Kriege den erneuten Ruhm seiner Waffen und die erste Stelle unter den Großmächten Europa's zu danken; es war im Bunde mit England im Kriege wie im Frieden die tonangebende, bestimmende Macht Europa's geworden!

3. Der Kriegsschauplatz.

Die heutigen Donaufürstenthümer sind ein Theil des alten Dacien und wurden seit dem 13. Jahrhundert von eigenen Fürsten — Woiwoden — beherrscht, die nach dem Falle des byzantinischen Reiches bald an Ungarn, bald an Polen sich anschlossen. Im Jahre 1417 eroberten die Türken die Wallachei und machten sie zum türkischen Lehensfürstenthum, doch durfte nach einem Vertrage von 1460 die Wallachei sich ihre Woiwoden selbst wählen und ihre inneren Angelegenheiten ganz ohne Einmischung der Türken ordnen. Auf gleiche Weise kam 1529 die Moldau in die Hände der Türken, von der aber an Rußland 1774 die Bukowina und 1812 Bessarabien abgetreten werden mußte. Seit dem Frieden von Adrianopel 1829 sind beide Länder Wahlmonarchien, deren Schutzherr der Zar, der Oberlehensherr aber der Sultan ist. Dieß Protektorat Rußlands gibt dem russischen Kaiser jede Minute Gelegenheit, sich in die europäischen Angelegenheiten zu mischen. Seine Consuln zu Jassy und Bukarest können jeden Augenblick eine Veranlassung hervorrufen, daß er das Recht in Anspruch nehmen darf, seine Heere über den Pruth zu führen. Auf diese Weise haben daher die Hospodare der Moldau und Wallachei stets, wie die Legaten Roms, in den Falten ihres Kleides den Krieg oder Frieden Europa's. Noch rauchen die Fluren der Wallachei von dem Blute der Russen und Türken und schon wieder richten sich die Blicke der europäischen Kabinete auf die Fürstenthümer. Ob die Lösung der Frage Krieg oder Frieden bringen werde, dürften die nächsten Monate uns zeigen.

Bis in die letzte Zeit waren die Donaufürstenthümer dem übrigen Europa unbekannter geblieben, als ferne Welttheile, weil sie besonders dem Westen wenig zugänglich waren. Vor der Einführung der Dampfschifffahrt waren die Fürstenthümer nur auf dem langweiligen Wege durch Galizien oder auf den großentheils unfahrbaren Wegen Niederungarns über die Pußten oder Haiden von Debreczin und über den rothen Thurmpaß von Siebenbürgen zu erreichen. Als die Donaudampfschifffahrt eröffnet ward, fuhr man gegen 100 Meilen längs den flachen Ufern der Wallachei und Moldau hin, ohne im Mindesten versucht zu sein, das Innere des Landes kennen zu lernen. Erst seitdem

fremde Diplomaten als Consuln in jenen Ländern angestellt wurden, hat sich einige Kenntniß über dieselben verbreitet, die aber noch so mangelhaft ist, daß nicht einmal die Größe der Länder genau ermittelt ist und erst während der Anwesenheit der östreichischen Armee haben die Generalstabsoffiziere derselben die Vermessung der Länder begonnen, die jedoch noch nicht vollendet ist. Man schätzt die Wallachei auf 1320 □ Meilen mit 2,600,000 Einwohnern, die Moldau auf 725 □ Meilen mit 1,400,000 Einwohnern.

Die Wallachei und das von ihm durch den Milkow und Sereth geschiedene Fürstenthum Moldau gehören zum östlichen europäischen Kriegstheater, das gegen Rußland (Bessarabien) der Pruth begrenzt, wie es die Donau von Bulgarien und Serbien trennt. Der nordwestliche Theil der Wallachei ist gebirgig durch die Zweige und Abfälle der schauerlich zerrissenen Felsengebirge der Karpathen, über die 5 gefährliche Pässe führen. Die Abfälle der Siebenbürger-Alpen gehen, von der Aluta durchbrochen, in langen Rücken mit 5 eingefurchten Thälern und Schluchten bis zu der Linie vor, die quer durch die Wallachei von Tschernetz an die Donau über Krajova, Slatina, Tergovist bis gegen die Mündung des Sereth läuft, wo Ebenen, eigentlich Steppen beginnen. Südlich von dieser Linie verflacht sich das Land gegen die Donau, welche alle aus den nördlichen Zweigen kommenden Gewässer aufnimmt und in weitgestrecktem Bogen, von Neu-Orsowa bis Galacz, das Fürstenthum umschließt. Die vorzüglichsten Nebenflüsse laufen von Norden nach Süden in vielen Parallelthälern, deren Rinnsale zum Theil morastige Ufer haben, weniges und trübes Wasser führen und im Sommer oft ganz austrocknen. Wir nennen den Schyl, die Aluta, Wedea, den Argis, Ardschisch (für Dampfschiffe fahrbar) mit der Dumbowitza, die Jalovnitza, den Buseo und Sereth. Diese Flüsse bilden mit den an denselben gelegenen Punkten und Uebergängen für den Krieg wichtige Abschnitte.

Schwieriger als die nicht häufig überbrückten Nebenflüsse ist die Donau zu überschreiten, der Hauptstrom, welcher an ihrem linken, ganz flachen Ufer vielfach morastige Strecken hat. Doch ist der Strom keineswegs ohne Uebergangspunkte, z. B. Braova, oberhalb der Mündung des Timock, bei Widdin, unterhalb Dsjibra-Palanka, bei der Mündung des Schyl, der Aluta, bei Flamunda, Giurgievo, Silistria, unterhalb Hirsowa, bei Braila, unterhalb Galacz und bei Ismail. Allein und nach Ablauf der Hochwasser, also selten vor Ende Mai, ist die untere Donau zu überschreiten, übrigens gefährdet oft der schmelzende Schnee der Siebenbürger Alpen auch später noch diese Unternehmung und die breite morastige, auf wenigen schlechten Erddämmen zu passirende Thalsohle machen den Brückenschlag sehr schwierig und die meisten Uebergangspunkte sind durch Festungen gedeckt, denen am linken Ufer starke Brückenköpfe gegenüber liegen. Ein großes Hinderniß für die Bewegung eines Heeres sind auch die schlechten Straßen des Landes.

Der Boden der Wallachei — wo er angebaut — ist äußerst fruchtbar, aber mehr als ein Drittel des herrlichen Landes liegt unbenützt, wohl auch aus Mangel an Arbeitskräften. Feld- und Gartenbau sind schlecht bestellt,

ertragreich dagegen ist der Obst= und Weinbau. Lieblingsbeschäftigung der Wallachen ist die Viehzucht, die bei den trefflichen Weiden auch sehr gewinnbringend ist. Sie befaßt sich mit Pferden edler Race und schönem und zahlreichem Rindvieh. Die Waldungen liefern Bau= und Schiffholz und allerlei Wild.

Letzteres findet sich auch in großer Zahl in den öden Steppenflächen, die für einen Jagdliebhaber das Land des größten Vergnügens sind. Es sind unabsehbare, weite Steinfelder, bedeckt mit undurchdringlichem Dickicht von niedrigem Gestrüppe, dem Auswuchs jener Wälder, die man der Viehzucht wegen niederbrannte. Hier ist das Wild im Ueberfluß und von der mannigfachsten Art; dabei sind Jäger selten, weil die Gutsbesitzer wenig Vergnügen an der Jagd finden. Man war hier so sehr an den ernstlichen Gebrauch der Waffen gegen den Feind und Räuberbanden gewöhnt, daß man erst seit 10—12 Jahren das Feuergewehr als ein Werkzeug des Vergnügens benützt. Man überließ die Jagd den Zigeunern als eine Beschäftigung, die der Bojar verachtet, der es überhaupt anstößig findet, zu Fuß oder gar im Schmutz herum zu gehen.

In dem Gebirge gibt es auch Gemsen und manchem braven Waldwärter fehlt hier und da an seinem Körper ein Pfund Fleisch, das ihm ein Bär ausgebissen. Ein so geringfügiger Umstand verhindert ihn aber nicht, wieder auf die Jagd gegen diesen fürchterlichen Feind zu ziehen, sei es auch nur, um einen Fremden zu schützen, dem er als Führer mitgegeben wird.

Die Wallachen, von den Türken Iflaks, von den Ungarn Olochen genannt, heißen sich selbst Rumuny oder Romanen. Sie sind ein schön gebauter, gelenkiger kräftiger Menschenschlag, voll Leben und Phantasie, aber in der Kultur sehr zurück und durch den schweren Druck von Türken, Bojaren oder den meist griechischen Pächtern, sowie durch Prügel und Trunksucht herabgekommen und faul. Man findet deßhalb auch viele schwächliche, gänzlich vernachläſſigte Menschen, die zum Militärdienst untauglich sind und schon die Kompletirung der aus 9—10,000 Mann bestehenden Miliz stößt oft auf Schwierigkeiten. Diese Miliz — Dorobanzen genannt — versieht zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung gewissermaßen den Dienst der Gensd'armerie, kämpfte aber auch unter dem Namen Panduren — wie schon früher, so auch 1848 unter Maggiero für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes.

Den Ständen nach theilt sich das Volk der Wallachen in Bojaren oder den Adel, den Klerus, Rumunen oder Bauern und Zigeuner. Der hohe Adel nennt sich Bojaren de Sfat und Bojaren de Divan. Letztere bilden 3 Klassen: die 4 Großbane, die 6 Großwordicks und die Großlogotheten. Der niedere Adel heißt Massilen. Der Adel genießt viele Vorrechte, darf Waffen tragen, ist Grundherr, und auch trotz der Abschaffung der Leibeigenschaft der That nach unumschränkter Herr der Bauern. In den reichen Bojaren ist die landesherrliche Gewalt eigentlich ganz untergegangen; die Bauern sind nichts mehr und nichts weniger als seine Knechte und die Zigeuner endlich werden als Sklaven behandelt, für die man etwa aus denselben Motiven sorgt, wie für die Erhaltung der Hausthiere. Der

Klerus steht kaum auf höherer Bildungsstufe als der Bauer und lebt und wohnt zum Theil wie derselbe.

Wir finden bei den Moldau-Wallachen noch viele türkische Sitten verwoben und vermengt mit europäischer Kultur. Auch in der Tracht macht sich die Erinnerung an die ehemalige türkische Oberherrschaft noch geltend. Man trägt hier gelbe Stiefeln, rothe weite Hosen, türkische weite Gewänder, Leibbinden von Shawls und lange Bärte wie die türkischen Elegants und das rothe türkische Feß. Dazu kommt das Liegen auf dem breiten Sopha mit der langen türkischen Pfeife und dem Bernsteinmundstück; und wenn auch diese dem dolce far niente nicht mehr genügt: der Rosenkranz von Aloeholz oder Bernstein, der eine Perle nach der andern durch die Finger gleiten läßt und wenigstens den Schein einer Beschäftigung gibt.

Der stete Mangel an anstrengender Beschäftigung erschlaffte den Charakter und Wilkinson, welcher mehrere Jahre englischer Generalkonsul zu Bukarest war, sucht den Grund dieser Beschäftigungsscheu im Klima des Landes. Er sagt: „die Pflanzen sind ohne Saft, die Blumen beinahe ohne Geruch, die Hausthiere auffallend zahm, das Fleisch, selbst des Geflügels und Wildes, ist beinahe geschmacklos, selbst die Wölfe und Bären sind furchtsamer Natur. So auch ist in diesem Lande der Mensch, das Meisterstück der Schöpfung, schwerfällig, ohne heftige Leidenschaften und Charakterstärke und zeigt einen Widerwillen gegen alle körperliche und geistige Anstrengung.“ Doch fehlt es dem Wallachen nicht an geistigen Anlagen und eine gewisse Gutmüthigkeit ist dem Volkscharakter nicht abzusprechen. Besonders erfreulich ist die Reinlichkeit und Arbeitsamkeit der moldau-wallachischen Bäuerinnen, welche bei der größten Armuth ihr Haus sehr rein halten und selbst wenn sie ausgehen, fleißig spinnen; man sieht sie, wenn sie ihre Kinder tragen, ja sogar bisweilen zu Pferde spinnen. Im Vergleich mit Deutschland, besonders mit Polen, findet man in diesen Ländern selten Bettler und wenig Betrunkene. Leider legen die Bojaren schon große Branntweinbrennereien an, deren Erzeugniß größtentheils im Lande verbraucht wird. Es kann daher wohl mit der Zeit auch hier wie in Polen hergehen, wo der Gutsherr ebenfalls das Recht zum Branntweinschank hat und früher oft der Pfarrer sein Branntweinpächter war, so daß beide den größten Vortheil davon hatten, wenn die Unmäßigkeit zunahm. Da pflegte der Gutsherr den Pfarrer zu fragen: Saufen die Bauern tüchtig? Wenn die Antwort war: 100 Tonnen sind erst ausgeschenkt, so hatte der Pfarrer 10 Tonnen verdient; das nannte man Schwadien. Der Branntwein fängt übrigens schon an den Bauern zu munden und seither hat sich auch der Kartoffelbau bedeutend gehoben.

Die Nationaltracht ist eine ungegerbte Sohle, um die Füße gebunden, eine Leinwandhose und das Hemd über derselben; den Kopf deckt eine Mütze von Schaffell, nach der Länge der Wolle entweder einer phrygischen Mütze oder einer Alongeperücke ähnlich, seltener ein runder Hut. In einem ledernen Gürtel oder einer wollenen Leibbinde steckt ein Messer, eine Tabackspfeife und der Geldbeutel. Ein Mantel von graubraunem grobem Tuche oder ein Schaf-

pelz, die Wolle bei schlechtem Wetter nach Außen, machen die gewöhnlichen Kleidungsstücke der Moldauwallachen aus. Die Letzteren tragen zu Pferde gewöhnlich eine Art Kamaschen, die am Knie befestigt bis zum Knöchel herabhängen, von weißem, mit rothen und blauen Streifen verziertem Tuche. Die Weiber tragen ein langes Hemd mit langen Aermeln, oft roth und blau, ja bisweilen mit Glasperlen und Goldflittern sehr sorgfältig gestickt; um die Hüften wird ein Stück grobes braunes Tuch geschlagen, das, mit bunten Streifen durchwebt, auf einer Seite offen bleibt; in manchen Gegenden bleiben beide Seiten offen, indem zwei solche Schürzen vorn und hinten herabhängen; diese bestehen wieder in manchen Gegenden beinahe ganz aus Franzen, so daß das Gewebe an den Hüften nur eine Hand breit ist. Bei einer schlanken Gestalt sieht dieser Anzug, bei welchem die Haare in Zöpfen um den Kopf geflochten sind, sehr malerisch aus. Gewöhnlich aber wird ein buntes Tuch um den Kopf gewunden, welches allein in der Stadt gekauft wird, während alle andern männlichen und weiblichen Kleidungsstücke von den Bäuerinnen selbst gemacht werden.

Ein Lieblingsputz derselben sind Korallenschnüre, besonders aber an die Ohren oder um den Hals gehangene Geldstücke. In der Wallachei werden besonders die kleinen Paras, eine Silbermünze im Werth von kaum 1/4 Pfennig, aber von so schlechtem Gehalt, daß sie ohne allen Glanz sind, in großer Menge um Kopf und Hals getragen.

In Ansehung seiner Nahrungsmittel ist der Moldau-Wallache sehr genügsam; er nährt sich meist von Mamaliga; sein Lieblingsgetränke sind der gute und wohlfeile Wein und Branntwein. Bier wird — außer zu Jassy und Bukarest — wenig getrunken.

Ungeachtet der schlechten Nahrung ist der hiesige Bauer kräftig und selbst unter den Zigeunern finden sich kräftige Gestalten, doch weniger bei den Hauszigeunern in den Städten als den nomadisirenden. Die Hauszigeuner, welche den größten Theil der Dienerschaft des Bojaren ausmachen, erscheinen theils in goldbesetzten Livreen, seidenen Strümpfen und Glacéhandschuhen, theils halb-, oft beinahe ganz nackt.

Die Wohnungen der Bauern sehen überall ärmlich aus und bestehen meist nur aus einem Zimmer, das zugleich Küche ist; das kleine Häuschen, meist von Weidenruthen geflochten und mit Erde überzogen, aber immer geweißt, ist von keinem Garten, keinem Wirthschaftshofe umgeben, denn alles Vieh bleibt im Freien und die Ernte wird sofort gedroschen und gleich verkauft, um die auf Saat 2c. erhaltenen Vorschüsse zu decken.

Die Dorfgeistlichen fahren auf den Markt mit Holz in demselben Anzuge wie die Bauern; doch haben sie meist Stiefeln an und eine Art Tschako von Filz ohne Schirm, das unterscheidende Kleidungsstück des Geistlichen; sonst sind sie an ihrem Barte zu erkennen. Sie stehen gewöhnlich auf einer sehr niederen Stufe der Bildung, da die wenigsten aus den Priesterseminarien hervorgehen. Ihre ganze Bildung besteht darin, daß sie die täglichen Kirchengebete lesen können, während sie gewöhnlich etwas Anderes nicht zu lesen vermögen. Auf diese Weise sind sie wenig von den Bauern unterschieden, ebenso

ihre Familien und ihre Wohnung. Sie sind von allen Abgaben frei und erhalten vom Gutsherrn für ihre Pastoraldienste ein Stück Acker angewiesen, bezahlen aber jährlich an ihren Bischof einen halben Dukaten. In den Städten tragen die Geistlichen bessere Kleider, gewöhnlich ein dunkles weites Gewand mit Aermeln und mit Pelz gefüttert.

Ein Mittel-(Bürger-)stand fehlt ganz; ihn ersetzen die kleinen Bojaren in der den Türken nachgeahmten Tracht, mit einer Pelzmütze oder rothem Feß, indem sie es den Großbojaren gleich zu thun suchen, von denen Manche noch die alte türkische Tracht beibehalten haben. Früher hatten die Großbojaren das Recht, den Türkenbart zu tragen, doch tragen nur wenige noch den Turban, die meisten Pelzmützen, die eine unförmlich große Kugel bilden. Die Frauen nahmen seit der wiederholten russischen Besitznahme die französischen Moden an.

Auf Etiquette wird viel gehalten und Besuche am frühen Morgen in großer Toilette sind die gewöhnliche Beschäftigung der vornehmen Welt, wobei aber der Unterhaltung möglichst wenig Rechnung getragen wird, da diese lästig wird, indem es ihr an Stoff gebricht, weil nur wenige Personen im materiellen Wissen so weit sind, daß die Unterhaltung inneren Werth haben kann. Um so mehr wird getanzt. Es gibt auch einen Nationaltanz, der hie und da in vornehmen Gesellschaften getanzt wird, er ist sehr einfach; die Gesellschaft faßt sich, bildet einen Kreis und tanzt mehr nach der Mitte gegen einander, als im Kreise herum.

Unter den Bauern haben sich Volksgesänge erhalten, die zum Theil nicht ohne dichterischen Werth sind. Sinn für Musik haben aber besonders die Zigeuner, die mitunter sehr gute Orchester bilden, ohne eine Note zu kennen. Gemälde sind in den Donaufürstenthümern selten.

Eine Eigenthümlichkeit dieser Länder ist, daß man sich vor Allem bemüht, seinen Töchtern eine solche Ausstattung zu verschaffen, daß sie bald einen Mann bekommen. Manche Eltern benachtheiligen ihre Söhne zum Vortheil der Töchter; andere, welche viele Töchter haben, schicken sie in die Klöster, wo sie gern oder ungern Nonnen werden müssen, und daher in der öffentlichen Meinung milde beurtheilt werden, wenn sie auch nicht ganz klösterlich leben.

Außer den Zigeunern lebt in der Wallachei noch ein Nomadenvolk — die Mockaus, siebenbürgische, dem Stamm der Szeckler angehörende Schäfer, die ihre Heerden aus Siebenbürgen nach der Wallachei und selbst über die Donau bis nach Bulgarien und Macedonien treiben. Diese Szeckler-Schäfer, welche mit ihren Heerden aufwachsen, verwildern natürlich bei ihrem Nomadenleben. Manche kennen kein anderes Dach als den freien Himmel, keine andere Uhr als Sonne und Sterne, keine andern Kleider als die Felle ihrer Schafe, kein anderes Bett als die harte Erde. Um sich im Sommer vor den Mücken zu schützen, pflegen sie ihren Körper mit Fett einzuschmieren. Man findet bei ihnen keine Spur von dem Idyll eines arkadischen Hirtenlebens. Aber mit ihren spitzen Mützen von Schaffell würden sie von ihren daco-römischen Vorfahren noch heute wiedererkannt werden. Auch sieht man hier die unveränderte phrygische Mütze.

Eine erwähnenswerthe Eigenthümlichkeit der Wallachei ist der Umstand, daß man hier trotz der schlechten Straßen beinahe mit der Schnelligkeit der Eisenbahn befördert wird. Der romänische Bauer ist nämlich trotz seiner sonstigen Ruhe und Langsamkeit der thätigste, gewandteste, beste Postillon, sobald er zu Pferde sitzt. Dabei ist die Ausrüstung des Postzugs erbärmlich. Dünne Stricke werden an den Wagen gebunden, so daß jedes Pferd zwischen zwei derselben läuft; eine doppelte Schlinge verbindet immer zwei Stricke, welche dem Pferde über den Hals geworfen werden, so daß die untere Seite derselben von der Breite einer Hand das Zugblatt vor der Brust des Pferdes bildet. Den vorderen Pferden wird eine gleiche Schlinge übergeworfen und so weiter, bis 4—32 Pferde in 2 Minuten vorgespannt sind, denn unter 4 Pferden wird auch der leichteste Postkarren, an dem nicht ein Loth Eisen ist, nicht bespannt. Ein schwerer Reisewagen erhält 32 Pferde.

Für die innere Verwaltung ist die kleine und große Wallachei in 18, die Moldau in 13 Bezirke getheilt.

Die Hauptstadt der Wallachei ist Bukarest (Freudenstadt) mit 100,000 Einwohnern in weiter Ebene an der Dumbowitza gelegen. O'Brien schildert die Stadt folgendermaßen:

„Gegen zwei Uhr Nachmittags erblickten wir Bukarest. Obgleich nahe am October hatten wir einen glänzend sonnigen und so warmen Tag, wie zu London im Juli. In der Ferne bietet Bukarest einen recht stattlichen Anblick. Es hat etwa dreihundert Kirchen mit je zwei und mehr Thürmen. Auch die meisten öffentlichen Gebäude sind mit zinnbedeckten Thürmen oder Kuppeln geschmückt. Ein feiner, gasartiger Dunst schwebte über den niedrigen Gebäuden, ihre Umrisse erweichend, und aus diesem wogenden Gewölk hoben sich Tausende von Kuppeln, Thürmen und Spitzen empor, die mit blendender Helle, gleich einem Silberdiadem die Stadt bekränzend, in der Sonne schimmerten. Von beinahe gleichem Umfang mit Paris ist der dritte Theil der Stadt von Gärten eingenommen und das frische Grün, das hier und da aus dem schattenden Nebel hervorschimmerte, erhöhte den Zauber des Anblicks."

Das kleine befestigte Turnu, das starke Giurgewo, das blutgetränkte Oltenitza, Silistria, die Donauhäfen Braila und Galacz, sowie Jassy, der Moldau Metropole, werden wir im Laufe des Krieges noch oft im Geiste zu betreten Gelegenheit haben.

4. Abdul Medschid.

Eine beschränkte Erziehung hat die natürlichen Geisteskräfte Abdul Medschids nicht zur Reife gelangen lassen. Als sein Vater, um ihm die Vortheile einer wissenschaftlichen Bildung, deren Mangel von ihm selbst so schmerzlich gefühlt ward, einen talentvollen, durch gründliche Kenntnisse ausgezeichneten Franzosen als Hofmeister für den jungen Thronerben ausersehen hatte, gelang es dem Großmufti, den man darüber zu Rathe ziehen mußte, den Plan zu vereiteln. Nach dem Willen Mahmuds sollte der Erzieher in den Zimmern seines königlichen Zöglings wohnen, ihn in seinen Studien sowohl als Ver-

gnügungen beaufsichtigen, und wäre dieß zur Ausführung gekommen, so würde Abdul Medschid sich ohne Zweifel eines besseren Gesundheitszustandes erfreuen, als dessen, in dem er sich unglücklicherweise jetzt befindet. Als aber der Großmufti um sein Gutachten befragt wurde, erließ er ein Fetwa, in welchem er zu erklären beliebte, daß ein Prinz vom Geblüte des Propheten, der bestimmt sei, eines Tages den Thron der Chalifen zu besteigen, nach den Gesetzen des Islam nicht von einem Giaur erzogen werden dürfe.

Ohne allen gelehrten Unterricht aufwachsend, mußte der junge Prinz erst durch das Leben erzogen werden. Seine Mutter, obgleich Sklavin, war eine Frau von ungewöhnlichem Verstande und unter ihrer Leitung eilte er, sobald er den Harem verlassen und den Thron des Propheten bestiegen hatte, sich mit Männern von Bildung zu umgeben, Schulen und Hospitäler zu gründen und die Errichtung von Fabriken zu betreiben. Ziemlich allgemein hat man dem jungen Monarchen Charakterstärke abgesprochen, aber dieß ist unwahr, wenn man ihm den eisernen Arm und die heftigen Entschlüsse seines Vaters entgegenstellt. Abdul Medschid wäre vielleicht der blutigen Energie nicht fähig, mit der Mahmud die Janitscharen unterdrückte, aber Mahmud selbst hätte nicht größere Entschlossenheit an den Tag legen können, als sein Nachfolger bewies, indem er der vereinigten Macht Rußlands und Oestreichs in der Flüchtlingsfrage Trotz bot. Allmählig, doch sicher fortschreitend hat dieser milde und melancholische Fürst der Politik seines Vaterlandes einen liberalen und humanen Stempel aufgedrückt und seine kurze Regierung zeigt sehr zahlreiche Beispiele seines toleranten und wohlwollenden Charakters.

Was das Aeußere des Sultans betrifft, so schildert ihn ein Corresp. d. Allg. Zeitung folgendermaßen:

„Ich war auf's Höchste gespannt, den Beherrscher der Gläubigen ganz in der Nähe zu sehen, und nahm mir vor, bei der Windeseile, mit welcher der Sultan und sein Gefolge auf stolzen arabischen Rossen gleich einem strahlenden Meteor durch die aufgestellten Reihen eilen würden, nur auf ihn zu achten. Jetzt salutirte auch das Flügelbataillon, an dem der Sultan zuletzt vorbeikommen mußte. Doch nicht der dröhnende Hufschlag feurig einherbrausender Rosse kündigte die Erscheinung des Nachfolgers des wildtrotzigen Mahmud II. an, sondern lautlos inmitten zweier spalierbildenden Reihen von Pascha's und Adjutanten zu Fuß, bewegte sich Abdul Medschid, auf einem arabischen Schimmelhengst reitend, langsam und feierlich durch die aufgestellte Menge. Jetzt hob ein Muselmann dicht neben mir mit hoch emporgestreckter Hand ein Gnadengesuch dem Sultan entgegen, der mit dem Ausdruck der wohlwollendsten Güte einem Adjutanten ein leichtes Zeichen gab, dasselbe in Empfang zu nehmen. Während der Bittende sich platt auf den Bauch legte, und der Adjutant zum Zeichen des vollzogenen Befehls, seinem Padischah das Papier zeigte, und es dann in seine Brusttasche schob, hatte ich Gelegenheit, Abdul Medschid näher zu betrachten.

So wenig alle Portraits des Sultans, die ich bis jetzt in zahlreichen historischen Schriften und Broschüren sah, demselben ähnlich sind, so richtig sind

andererseits die meisten Schilderungen, welche Augenzeugen von seiner äußeren Erscheinung geben. Ein für den Orientalen ungewöhnlich heller Teint, noch mehr hervorgehoben durch einen glänzend schwarzen gekräuselten Bart, welcher das ganze Gesicht umgibt und es bleich erscheinen läßt, verleiht Abdul Medschid etwas Leidendes, was ein, ich möchte sagen, sorgenvoller und schwermüthiger Ausdruck des kleinen dunklen Auges noch erhöht. Sein schmales Profil, eine kleine, fast gerade Nase und der helle Teint unterscheiden seine Züge von dem der türkischen Nation sonst eigenen Gesichtsausdruck. Die düstere Sorge, welche vielleicht mehr als je jetzt auf Abdul Medschids Stirn lagert, mildert ein Zug von Wohlwollen und Güte, der mehr als Worte sagt, daß der Sultan in seinem Sinne das Beste seiner Unterthanen will.

Abdul Medschid ist von mittlerem und zierlichem Wuchs, und ungeachtet seines leidenden Aussehens entspricht sein äußerer Anblick dem Lebensalter, in dem er sich befindet. Auf dem Kopf den Feß, ohne allen weiteren Schmuck, über die türkische Generalsuniform einen einfachen dunklen Paletot mit goldgesticktem Kragen tragend, aber auf einem prachtvollen arabischen Schimmelhengst mit goldenem Gebiß und blauer silberdurchwirkter Decke reitend, gewährte die äußere Erscheinung des Sultans den Eindruck der edelsten Einfachheit.“

5. Der Zar Nikolaus I.,

geboren den 6. Juli 1796, gest. 2. März 1855.

Die Jugendjahre des Kaisers fielen in eine Zeit, in der die Aufmerksamkeit Europa's mehr auf die großen Stürme des Westen gerichtet war, als auf den jungen Großfürsten, der fern vom Throne geboren, nie die Aussicht zu haben schien, dereinst der mächtige Selbstherrscher eines unendlichen Reiches zu werden. Da er den Vater im zartesten Jugendalter verloren, so leitete die Kaiserin Mutter die Erziehung der beiden jüngsten Großfürsten Nikolaus und Michael und ließ sie durch ausgezeichnete Gelehrte in allen Fächern des Wissens mit großer Sorgfalt unterrichten. Nikolaus war stets verschlossen und ernst, während sein Bruder Michael sich häufig über die Hofleute lustig machte und einen Hang zur Satyre zeigte, von welcher bei Nikolaus keine Spur zu finden war. Ob diese Kälte eine Folge seines Mißmuths über seine im Ganzen zurückgesetzte Stellung am Hofe war, oder ob die Erinnerung an die Schreckensnacht, in der sein Vater ermordet wurde, ihn so schmerzlich berührte, ist schwer zu bestimmen; Thatsache ist nur, daß der junge Großfürst keine sonderliche Vorliebe für die Freuden und Belustigungen der Jugend zeigte und am liebsten seine Zeit mit militärischen Uebungen und Studien ausfüllte.

Im Jahre 1818 vermählte sich Nikolaus mit der Tochter des Königs von Preußen, die auf seinen Charakter den wohlthätigsten Einfluß übte und ihn für häusliches Familienleben empfänglich machte. Die ersten Jahre seiner Ehe waren sehr glücklich und obgleich schon hie und da Gerüchte verlauteten, daß

die Kaiserin-Mutter, welche auf ihre Söhne großen Einfluß übte, den Wunsch ausgesprochen, Großfürst Nikolaus solle anstatt des Großfürsten Konstantin Thronfolger des kinderlosen Alexander werden, so glaubte doch Niemand an die Wahrheit des Gerüchts. Allein der immer sich steigernde Trübsinn Alexanders, sowie die immer schroffer hervortretende Härte des Großfürsten Konstantin bewegen die Kaiserin-Mutter, auf Festsetzung der Nachfolgeordnung zu dringen, aber erst 1823 unterzeichnete Konstantin den Entsagungsakt zu Gunsten seines Bruders Nikolaus. Gleichzeitig deponirte Kaiser Alexander beim Senate ein Aktenstück, mit der Bestimmung, es nach seinem Tode zu öffnen. Da traf aus einem Winkel Rußlands die Nachricht von dem am 1. Dez. 1825 erfolgten Tode des Kaisers Alexander ein. Die Todesnachricht kam am 9. Dez. im Winterpalaste an, wo von allen drei Großfürsten Nikolaus allein anwesend war. Noch ehe die Schreckenskunde aus dem Winterpalaste in die Straßen der Hauptstadt drang, hatte Nikolaus eine kurze Unterredung mit seiner Mutter und begab sich dann in den Staatspalast, wo das Aktenstück Alexanders eröffnet wurde, das ihn zum Thronerben ernannte. Als Konstantin wiederholt auf der Verzichtleistung beharrte, nahm auch Nikolaus die Krone an.

Kaiser Nikolaus war ohne Widerrede der schönste Mann seines Reiches. Von großer Gestalt war in ihm etwas von Apollo und Jupiter. Seine Stirne war breit, am Scheitel kahl, die Nase regelmäßig, die Wangenmuskeln beweglich, je nach dem Ausdrucke, den ihnen der innere Wille gab; der Mund war schön und von einem leichten, stolz aufgedrehten Barte beschattet; die geschlossenen Lippen kennzeichneten ebenso das Gebot des Herrschers, als sie dem Lächeln der Gnade zugänglich waren und über dem gebietenden, fast magnetisch wirkenden Blick wölbten sich die buschigen Augenbraunen. Der Gesammtausdruck des Gesichtes war der von Kraft und Harmonie.

Nikolaus legte die Uniform nie ab; höchstens erlaubte er sich, im Innern seiner Familie die schweren Epauletten abzunehmen und den Rock zu lüften. Uebrigens war die Uniform beim Zar kein Tand, sondern das Symbol seines abgehärteten Lebens. Der Zar war einfach im Essen und Trinken und eine Roßhaarmatratze war sein Lager. Vor Tagesanbruch, wenn noch ganz Rußland schlief, war der Zar, in einen alten Militärmantel statt des Schlafrocks gehüllt, bei der Arbeit, der er sich unermüdlich hingab.

Sein erster Regierungsakt war die Bekämpfung einer gefährlichen Militärverschwörung, die sich zu Gunsten des Großfürsten Konstantin erhob und durch deren Unterdrückung der neue Kaiser gleich Gelegenheit hatte, der Welt einen Begriff von der Entschiedenheit und Festigkeit seines Charakters zu geben und die Härte, mit der er die Theilnehmer am Aufstande bestrafte, wurde damals durch die Macht der Nothwendigkeit entschuldigt.

Da Nikolaus bei Lebzeiten Alexanders von der Regierung fern gehalten wurde, so mangelten ihm die Kenntnisse, die einem Monarchen in Rußland, der Alles selbst anordnet und befiehlt, unentbehrlich sind. Er sah sich daher zur Beibehaltung der Staatsmänner genöthigt, welche bisher Alexanders Thron

umstanden, und besonders während der letzten Jahre unabhängig in dessen Namen regiert hatten. Der Kaiser war sich des Mangels an Erfahrung und eigener Einsicht wohl bewußt und wollte also zuerst den Gang und das Räderwerk der Maschine selbst kennen lernen, ehe er selbstthätig in ihre Leitung eingriff. Doch selbst die schaudererregenden Unordnungen und Mißbräuche, welche sich in den Kreisen der Verwaltungszweige mehrerer Minister offenbarten, vermochten ihn bei zunehmender Erfahrung nicht zu einem Wechsel im Ministerium. Erst durch andere Ereignisse wurden später einzelne Veränderungen herbeigeführt und anstatt der Minister mußten bis dahin die niederen Beamten den Zorn des Kaisers fühlen, der Ordnung machen wollte. Wie wenig jedoch dabei herauskam, beweist die Menge Generale und Admirale, die bei Unterschleifen auf frischer That ertappt, zu gemeinen Soldaten oder Matrosen degradirt werden mußten, und doch konnte bis jetzt dem Uebel nicht gründlich gesteuert werden.

Ein im Jahre 1828 mit der Pforte begonnener Krieg endigte nach zweijähriger Dauer zum Nachtheil der Türkei, welche sich im Frieden von Adrianopel 1829 zu namhaften Opfern verstehen mußte.

Mitten in diesen glücklichen Fortschritten überraschte den Kaiser die französische Julirevolution, der Vorläufer einer Reihe von Volksbewegungen, die besonders im Königreiche Polen gewaltig zündete. Waren die Zustände dieses Landes schon unter der milden Regierung Alexanders äußerst gespannt, so mußte dieses noch mehr unter dem strengen Nikolaus der Fall sein. Ueberdieß war die Persönlichkeit des Großfürsten Konstantin, der als kaiserlicher Statthalter mit fast unbeschränkter Gewalt in Warschau herrschte, nicht geeignet, im Lande sich viel Sympathien zu erwerben. Es kam zum Bruche. Die Polen waren in mehreren Schlachten siegreich, die Russen wurden aus Warschau zurückgedrängt, ein Reichstag einberufen und Nikolaus der Krone Polens verlustig erklärt. Die Sympathien von ganz Europa waren auf der Seite Polens, aber der Kampf zu ungleich und die alte Uneinigkeit der Polen verdarb Alles wieder, was ihre glänzende Tapferkeit gewonnen hatte. Polen unterlag und Tausende tapferer Männer verließen ihr Vaterland, zerstreuten sich in allen Hauptstädten Europa's, wo sie das traurige Brod der Verbannung aßen, während Tausende ihrer Landsleute nach den unwirthlichen Eisfeldern Sibiriens und in die Bergwerke des Ural wandern mußten.

Gekräftigt durch die Bezwingung der Polen, wandte Kaiser Nikolaus von da an seine Macht stets gegen die Bewegungen des Westens und machte insbesonders Front gegen die Revolution. Als der auch die Ruhe seiner Staaten bedrohende Aufstand der Ungarn eine gefährliche Ausdehnung annehmen zu wollen schien, ließ er ihn durch seine Colonnen niederdrücken und rettete Ungarns Krone dem Kaiser von Oestreich. Es war dieß der höchste Glanzpunkt seiner Regierung; während die Throne des westlichen Europa's gewaltig erschüttert wurden, erschien Kaiser Nikolaus allein unberührt von der Strömung der Bewegung. Seine Mäßigung war gleich seiner Macht. Er suchte keinen Vortheil aus der momentanen Schwäche der andern Staaten zu ziehen

und die Rathschläge, die er gab, waren beständig günstig der Sache der Ordnung und des Friedens. Die Haltung des Kaisers während dieser verhängnißvollen und gefährlichen Jahre 1848—1851 stellte ihn höher, als er je vorher stand; er wurde als einer der weisesten, sowie als einer der mächtigsten Regenten Europa's betrachtet und gerade diejenigen, welche seine despotische Regierung verwarfen, konnten nicht läugnen, daß er Mäßigung und Ruhe stets bewiesen hat. Seine innere Regierung war für das russische Reich nicht weniger erfolgreich. Obgleich die Finanzen und die Bevölkerung durch ungeheure militärische Einrichtungen gedrückt wurden, arbeitete Nikolaus ohne Zweifel mit Erfolg an der Entwicklung der Hilfsmittel seines Landes. Die Verkehrsmittel wurden verbessert, fremde Kaufleute begünstigt, die zahlreichen Verwaltungen des öffentlichen Dienstes unter strenge Controle gestellt und die Lage der ländlichen Bevölkerungen auf den weiten Besitzungen der Krone wesentlich gehoben. Keinem Monarchen glückte es so wie ihm, seinen eigenen Unterthanen des Moscowiterstammes eine fanatischere Zuneigung an seine Person einzuflößen und es ist vollkommen wahr, daß, wo immer der Kaiser mit seiner erhabenen Gestalt und seiner gebieterischen Haltung unter seinen Unterthanen erschien, er nicht als Mensch, sondern als Halbgott betrachtet wurde.

Seine Lieblingsidee, das griechische Kreuz von den Kuppeln von Byzanz leuchten zu sehen, suchte er in dem blutigen Kriege zu realisiren, dessen Bilder sich jetzt vor unsern Augen entrollen. Er sollte den unglücklichen Ausgang desselben nicht mehr erleben, denn er starb nach zwölftägiger Krankheit am 2. März 1855.

6. Die türkische Armee.

Erst seit 1843 erhielt die ottomanische Armee Rekrutirung durch's Loos, europäische Organisation und Taktik.

Das ottomanische Militärsystem begreift heute zwei verschiedene Dienstleistungen: den aktiven Dienst (Nizam) und die Reserve (Redif).

Die Nizamtruppen bestehen aus 6 Armeecorps (Ordu's), die unter dem Befehle eines Feldmarschalls (Muschir) gestellt sind. Jeder Ordu bildet 2 Divisionen unter Divisionsgeneralen (Ferik's). Die Division ist drei Brigaden stark, die von Brigadecommandanten (Livas) befehligt sind. Jeder Ordu zählt 6 Infanterie-, 4 Cavallerieregimenter und 1 Artillerieregiment. Das Infanterieregiment hat 4 Bataillone (à 815 M.) zu 8 Compagnien. Das Cavallerieregiment zählt 6 Schwadronen (4 Escadronen Lanciers und auf den Flügeln je 1 Escadron Chasseurs), zusammen 722 M. Das Artillerieregiment zählt 60 Geschütze mit 1300 M.

Der Effektivbestand eines Ordu ist daher:

Infanterie	6	Regimenter	à 2880	M.	=	16,800 M.
Cavallerie	4	„	à 720	„	=	2,880 „
Artillerie	1	„	à 1300	„	=	1,300 „
						20,980 M. mit 60 Geschützen.

Der erste Ordu heißt Khassa (die Garden).

Außer den Ordu's gehören zu den Nizamtruppen noch vier Regimenter des Centralartilleriecorps der Festungen, die Genie-Brigade aus 2 Regimentern à 800 M. bestehend und die 16,000 M. starken Besatzungen von Kandia, Tripolis und Tunis.

Nach fünf Dienstjahren im „Nizam“ treten die Soldaten in die Reserve Redif über, die wie die aktive Armee organisirt ist und in der sie noch sieben Jahre zu dienen haben. Sie hat beiläufig denselben Effektivstand. Außerdem hat die Türkei noch etwa 100,000 Hilfskontingente von Serbien, Bosnien, Oberalbanien, Egypten ꝛc. und gegen 50,000 irreguläre Truppen. Die gesammten Streitkräfte betragen also:

Nizamtruppen . .	148,680 M.	360 Geschütze
Redifs	148,680 „	360 „
Hilfscontingente . .	100,000 „	100 „
irreguläre Truppen .	50,000 „	
	447,360 M.	mit 820 Geschützen.

Die türkischen Soldaten sind eine kräftige Menschenrace, fähig Fatiguen zu ertragen, mäßig, geduldig und intelligent, aber der romantische Nimbus, der ihren Namen einst umgab, ist vollständig verschwunden. Man sucht jetzt vergebens die Spahis und Delhis mit ihren stolzen Rossen, krummen Säbeln, leuchtenden Turbanen und wehenden Gewändern. Der bulgarische Bauer, der gewöhnlich bewaffnet erscheint, trägt zuweilen das alte Kostüm, aber das Militär zeigt nichts von mohamedanischem oder orientalischem Wesen, wenn man den Fez ausnimmt; Alles hat einen europäischen Anstrich und der Beschauer kann sich in der Phantasie in ein preußisches oder französisches Lager versetzt sehen. Die Nizamtruppen haben dunkelblaue Waffenröcke mit rothen Aufschlägen, die Reditruppen blaue Jacken. Bei der Cavallerie und Artillerie dient die Farbe des Kamisols dazu, die sechs Corps zu unterscheiden; im ersten Corps tragen diese Waffengattungen ein blaues, im zweiten ein rothes, im dritten ein purpurfarbenes, im vierten ein braunes, im fünften ein fahlgelbes, im sechsten ein hellblaues Leibchen.

Reinlichkeit und Accuratesse im Anzug sind eben nicht die starke Seite des türkischen Militärs vom Bim Baschi (Major) an bis zum Nefer (Gemeinen) herab, und man sieht in Constantinopel mit einiger Ausnahme der Artillerie für gewöhnlich so schmutzige, oft gänzlich abgerissene Gestalten, daß ein deutscher Korporal durch ihren Anblick sich mindestens einen gelinden apoplektischen Zufall zuziehen würde. Am abenteuerlichsten stolziren die Baschi-Bozuks einher in ihren phantastischen Kostümen, mit langen Gewehren und Säbeln.

Die Unterscheidungszeichen des Ranges sind in der türkischen Armee der „Nischan,“ eine am Halse zu tragende Dekoration, und der Säbel, welche vom Staate bei jeder neuen Beförderung zurückgenommen und durch andere ersetzt werden.

Alles, ohne Unterschied des Ranges und der Waffengattung, trägt den karmoisinrothen Fez mit blauseidener, reicher Quaste.

Im Allgemeinen ist die Armee schlagtüchtig, jedoch nur in der Masse; ein schwer zu beseitigender Uebelstand liegt in dem Mangel an tüchtigen Befehlshabern und Offizieren, deren Intelligenz nach europäischem Maßstabe unter Null angenommen werden darf. Nur die Artillerie bildete stets eine anerkennenswerthe Ausnahme. Sie ist von jeher der Stolz der Türken und ihrer Waffe gewesen. Ihr zunächst stehen die Schützen, ungefähr 3000 M. in 4 Bataillonen, welche mit französischen Percussionsgewehren bewaffnet und ganz vorzüglich eingeschult den Jägern der europäischen Armeen nicht nachstehen. Diese und die Artillerie sind dem Feinde die furchtbarste Waffe, während sich die Infanterie und Cavallerie, die nur aus leichter Reiterei besteht, nicht desselben Rufes rühmen kann.

Der Gehorsam wird streng gefordert; soweit die Augen der höheren Offiziere sehen, aber die Bestrafung ist nicht geeignet, das Ehrgefühl der Leute zu heben. Hat sich ein subalterner Offizier irgend ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, so ruft ihn der Chef zu sich, behandelt ihn vorschriftsmäßig mit der Peitsche und entläßt ihn unter einem Hagel der gemeinsten Schimpfworte. Dafür entschädigt sich der Offizier wieder dadurch, daß er sogleich die Soldaten aufsucht, die durch heimathliche oder sonstige Bande seine Freunde sind, mit denen er das gekränkte Ehrgefühl essend und trinkend zu bekräftigen sucht.

Die Soldaten verrichten ihren Dienst mit unmilitärischer Bequemlichkeit. Geht z. B. ein kleines Commando, geführt von einem Unteroffizier, am Markte vorbei, so bleibt es stehen, macht Einkäufe von Nahrungsmitteln und verzehrt dieselben unter Lachen und Schäckern auf der Stelle. Posten, die sich mit etwas ganz Anderem beschäftigen, als dem genußlosen Auf- und Abgehen, kann man in Constantinopel häufig genug sehen.

Dagegen herrschte, als Omer Pascha sein Commando antrat, ein vorzüglicher Geist in den Truppen, den er, wo er konnte, zu nähren und zu erhalten suchte. Mit großem Enthusiasmus hatten die Reservemänner ihre Frauen verlassen, ihr Eigenthum verkauft und waren oft hundert und mehr Meilen herbeigeeilt, um sich den Fahnen anzuschließen; sie kannten die Folgen der sich entwickelnden Krise, ihre Imans hatten sie darauf vorbereitet und selbst die Derwische hatten sich ihren Reihen zugesellt; ihr Fanatismus hatte ihren Muth entflammt und die ganze Armee schwur, entweder siegen, oder mit den Waffen in der Hand sterben zu wollen.

Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie die türkischen Soldaten eingereiht werden. Jeder Soldat, ohne Unterschied des Ranges, erhält ein Blatt, auf dem alle seine Pflichten aufgezeichnet sind. Nachdem er es gelesen, wird er vom Kriegsminister gefragt: „Willst Du diese Pflichten erfüllen und für den Sultan und den Islam sterben?“ Sagt er ja, so wird er Soldat, im andern Falle würde man ihn ruhig in seine Heimath zurückkehren lassen; wenn er ja sagt, so springt er über einen auf der Erde liegenden Säbel und diese Ceremonie macht die Verbindlichkeit unauflöslich.

Mehrere Schriftsteller haben behauptet, daß der türkische Soldat weder

Corpsgeist, noch Ehrgefühl habe, und daß er nur mit Widerwillen diene. Wer von diesen Autoren von den Niederlagen bei Nezib und Koniah auf seinen Werth oder Unwerth schließen zu können geglaubt hat, wählte schlechte Beweisgründe, denn der Krieg der Türken gegen die Aegypter war kein populärer Krieg; das Nationalgefühl und die religiöse Triebfeder, beide so mächtig bei den muselmännischen Völkern, spielten darin keine Rolle. Dagegen haben die Türken im russischen Kriege anerkennenswerthen Heldenmuth und Tapferkeit gezeigt, und die Namen Oltenitza, Silistria, Kars und Alma sind Glanzpunkte der neuern türkischen Kriegsgeschichte.

Eine rühmenswerthe Eigenschaft des türkischen Soldaten ist seine Mäßigkeit. Er mußte im russischen Feldzuge oft wochenlang mit ein paar Stücken Zwieback vorlieb nehmen und arbeitete trotzdem unverdrossen an den Schanzen fleißig und ununterbrochen fort. Die gewöhnliche Ration des Soldaten besteht an Lebensmitteln aus 900 Grammen (70 Gramm = 2²/₃ Quentchen) Brod, 240 Gr. Fleisch, 39 Gr. Butter, 75 Gr. Reis, 18 Gr. Salz und 27 Gr. Gemüse. Die Unteroffiziere und Offiziere haben auch Anspruch auf eine Ration; doppelt erhalten diese (aber in Geld ausbezahlt) die Kapitäns, vierfach die Bataillons-Commandanten, und so steigt sie aufwärts bis zum Muschir, der 128 Rationen verrechnet. Außerdem erhalten die Offiziere bis zum Range des Majors Wäsche und Kleidungsstücke vom Staate. Der Sold des gemeinen Soldaten beträgt jährlich 55 Fr. 20 Ct., des Korporal 110 Fr., des Fouriers 138 Fr., des Unterlieutenants 496 Fr., des Lieutenants 690, Kapitäns 1380, Major-Adjutant 1932, Major 3312 Fr., Bataillonschef 4140 Fr., Oberst 8280 Fr., Brigadegeneral 27,600 Fr., Divisionsgeneral 69,500 Fr., Korpscommandant 138,000 Fr., Muschir 276,000 Fr.

Im Kriege wie im Frieden zählt überdieß jeder General einige tausend Mann, die im Präsenzstande abgehen, für seine Rechnung und bezieht deren Sold und Mundportionen für seine Person. Dieser Mißbrauch ist unausrottbar, denn selbst Sultan Mahmud, welcher 1828 durch Spione sich von dem wahren Stande der Truppen unterrichten ließ und mehreren Paschas wegen Unterschleifs die grüne Schnur schickte, konnte diese Betrügerei nie hindern. Die Ursache liegt darin, daß die Offiziere vom Oberst aufwärts ihrem Titel Bey oder Pascha gemäß gezwungen sind, ein großes Haus zu machen und eine Unzahl weißer und schwarzer Dienerschaft beiderlei Geschlechts zu halten.

Für die Infanterie und Cavallerie haben die Türken das französische und für die Artillerie das preußische Organisations- und Manövrirsystem angenommen. Durch europäische Instructoren in verschiedenen Zweigen der Kriegskunst unterrichtet, hatten die Truppen auch rasche Fortschritte in der europäischen Taktik gemacht.

Unter die Hilfstruppen der Pforte gehört auch die tunesische Armee. Sie zählt 2 Regimenter Artillerie, zusammen 32 Batterien zu 6 Geschützen. Die Reiter sind mit Säbel, Karabiner und Pistolen bewaffnet. Sie haben, wie Infanterie und Artillerie, dunkelblaue Spenzer, krapprothe Hosen (die

Artillerie blaue) und braune Kniestiefel. Das Ganze verhüllt der Ueberrock, dessen Kapuze auch über das hohe Fez gezogen wird.

Organisation, Reglement und Rangstufen sind ganz französisch, und die Gradauszeichnung wird nicht durch Epaulette, sondern je nach dem Grade durch silberne, goldene, mit Edelsteinen gezierte Sterne, die wie Ringkragen um den Hals hängen, vermittelt.

Den innern Zustand der tunesischen Armee schildert ein Augenzeuge nicht besonders günstig. „Der Bey von Tunis ist ein bekannter Soldatenfreund im Genre des vorigen Jahrhunderts; er bildet sich nicht wenig auf seine französische Generalsuniform und das Großkreuz der Ehrenlegion ein, das er von Louis Philipp erhalten. Um seiner Manie Genüge zu thun, hat er die armen, nichts weniger als kriegslustigen Tunesen um seine Fahnen versammelt und läßt sie von geliehenen französischen Offizieren und Unteroffizieren seit Jahren instruiren und exerzieren. Es mag sein, daß die europäische Uniform, welche zu den afrikanischen Physiognomien und Gestalten nun einmal nicht paßt, hauptsächlich daran Schuld sind, daß diese armen Soldaten mit ihren alten, ausrangirten französischen Schießprügeln, die sie angstvoll beständig geschultert tragen, in den abgeschätzten zerrissenen rothen Hosen an den nackten Beinen, die in ungefärbten ledernen Schuhen oder Pantoffeln stecken, in den braunen zerrissenen Kapotröcken so namenlos drollig erscheinen, wahre Bilder des Jammers. Die Offiziere dagegen sind meist schöne Leute mit feurigen Augen, gewichsten Bärten und kriegerischer Haltung, lauter Türken oder Kuruglis.

Die Verpflegung der Armee ist schlecht. Man versichert, daß die Soldaten halb Hungers sterben und ihr Brod namentlich so schlecht sei, daß es die Hunde kaum fressen.

Die Omer Pascha bei Antritt seines Commando's zur Verfügung gestellten türkischen Streitkräfte betrugen

126	Bataillone Infanterie à 700 M. . .	88,200 M.
4	„ Schützen	2,800 „
64	Schwadronen Reiterei à 125 M. . .	8,000 „
224	Geschütze mit	4,000 „
2	Bataillone Genie à 600 M. . . .	1,200 „
		104,200 M.

Dazu kamen noch 13,700 M. Baschi-Bozuks zu Fuß, zwar undisciplinirte Truppen, aber kräftig, unerschrocken und zum Plänkeln gegen den Feind vortrefflich geeignet, ferner 15,000 wohlberittene Reiter, ausgezeichnet verwendbar gegen die Kosacken. Die türkische Macht in erster Linie zu Vertheidigung der Donaufestungen belief sich daher auf 132,300 Mann.

7. Omer Pascha.

Der Muschir — (Feldmarschall) der türkischen Truppen, — Omer Pascha, ist ein Kroate und 1811 im Kreis Ogulini zu Blaski, 13 Meilen von Fiume, geboren. Sein Vater war K. K. Verwaltungslieutenant im oguliner Grenz-[illegible]nentsbezirke, wurde später in gleicher Eigenschaft zu dem Liccaner Grenz-

regimente versetzt, quittirte jedoch dort seine Charge. Sein Name war Latas. Sein Bruder, Omers Oheim, war griechisch-nichtunirter Pfarrer (Preto), ein würdiger Mann, mit der goldnen Civilverdienstmedaille geschmückt. Der junge Latas besuchte zuerst die Militärnormalhauptschule zu Blaski und später kam er in die mathematische Schule zu Thurm. Ein Offizier von der Militärgrenze, der der Jugendgenosse des jungen Latas war, will sich desselben noch gut erinnern, wie er im ärmlichen Röckchen, ein Soldatenkäppchen mit der anspruchlosen Zier einer gelben Wollschnur auf dem Kopfe, auf den Feldern um Thurm herumstrich, am liebsten allein, keine andere Gesellschaft suchend. Noch erinnerte er sich des bleichbraunen, schmächtigen Jungen, der die Geduld hatte, oft stundenlang an einem Paar schöner Frakturbuchstaben zu schnörkeln und den die Lehrer allen andern Schülern als eine Art lebender Schriftmusterkarte zur Beispielnahme empfahlen. Er erinnert sich aber auch, daß der junge Latas es wie Keiner seiner Mitschüler verstanden habe, sich in Alles und Jedes mit einer oft riesenhaften Selbstverlängnung zu fügen und durch diese Unterwürfigkeit Vortheile zu erringen, die Manchem seiner Kameraden oft zu nicht geringem Nachtheile gereichten. Besondere Talente will er an dem künftigen Muschir nicht wahrgenommen haben. Vielmehr behauptet er, daß manches Anderen unendlich Leichte ihn große Mühe gekostet habe. Dagegen fehlte es ihm nicht an Ausdauer, welche ihn überhaupt, verbunden mit einer gewissen Schlauheit und Zuversicht, vor Vielen kennzeichnete. Eine gewisse Härte des Charakters, mit der er zu spielen und vorkommenden Falles seine Kameraden zu behandeln pflegte, verrieth schon damals die keimende Herrschsucht und er soll sich öfter geäußert haben, daß er Lust habe, Pascha zu werden. Für Auszeichnung und Lob war der künftige Omer nicht unempfindlich. Doch glaubt der Erzähler der durch Zeitungen und Biographieen verbreiteten Ansicht, als hätte unermeßlicher Ehrgeiz oder Kränkung wegen unverdienter Zurücksetzung im Avancement den nachmals als Schreiber Angestellten dazu bewogen, sich nach der Türkei zu wenden, als besser unterrichtet unbedingt widersprechen zu müssen. Vielmehr habe dazu den ersten Anlaß ein Vorfall gegeben, der den jungen Latas mit der Verwaltungsbehörde in einen Conflikt brachte, und welcher nur durch einen richterlichen Spruch hätte ausgetragen werden können. Diesem auszuweichen und mit dem Gedanken, Pascha zu werden, längst vertraut, habe er seinen Weg nach Bosnien genommen. Dort trat er zuerst bei einem Kaufmann als Comptorist in Dienste. Später, nachdem er den muhamedanischen Glauben angenommen, wurde er Hauslehrer bei den Kindern des Kaufmanns und kam mit diesen nach Constantinopel, wo er seiner schönen Handschrift wegen in einer militärischen Bildungsanstalt die Stelle eines Schreiblehrers erhielt. In dieser Stellung leistete Omer — denn diesen Namen hatte er bei seinem Glaubenswechsel angenommen — so Vorzügliches, daß er vom verstorbenen Sultan Mahmud zum Schreiblehrer des jetzt regierenden Sultans ernannt und gleichzeitig als Offizier in die türkische Armee eingereiht wurde. Als kurz darauf sein Zögling den Thron bestieg, wurde er der Liebling desselben sowie des damaligen Serastiers Chosrew Pascha, der ihm seine Mün-

del, eine der reichsten Erbinnen Constantinopels zur Frau gab. Im Jahr 1834 wurde Omer Bataillonschef, Adjutant und Dollmetscher des Generals Chrzanowsky, der mit der Instruktion der in einem Lager bei Constantinopel zusammengezogenen ottomanischen Truppen betraut war. Omer selbst wurde zur Instruktion verwendet und erhielt nun eine Reihe schwieriger Aufträge und wichtiger Kommandos. Die Unruhen von Syrien und der albanesische Aufstand von 1846 gaben ihm Gelegenheit zur Auszeichnung. Er unterwarf Kurdistan und kommandirte 1848 die gleichzeitig mit den Russen in die Moldau und Wallachei geworfene türkische Armee.

Das Jahr 1851 ist das glänzendste Jahr seiner militärischen Laufbahn; mit geringen Streitkräften bezwang er die gegen die Annahme der türkischen Reichsgesetze sich auflehnenden bosnischen Häuptlinge in hartnäckigem Kampfe. In jüngster Zeit kommandirte er auch an der Spitze von 30,000 Mann regulärer Truppen.

Beim Beginn des russischen Krieges nun finden wir diesen Mann an der Spitze von 100,000 Mann als obersten Befehlshaber der türkischen Truppen, die ihm auf's Aeußerste ergeben sind und deren Organisation und Ausbildung sein Werk ist.

Ein europäischer Stabsoffizier urtheilt folgendermaßen über ihn: „Ich bin jetzt einen vollen Monat hier (Schumla) gewesen und habe Gelegenheit gehabt, Omer Pascha, den Seraskier kennen zu lernen. Er ist ein höchst freimüthiger, uneigennütziger und loyaler Mann, ein eifriger Freund des Landes, dessen Unterthan er geworden und des Heeres, das er anführt und zu großer Vollkommenheit gebracht hat. Seine persönliche Erscheinung ist hübsch; er trägt einen schwarzen Bart und hat ein regelmäßiges Gesicht. Er besitzt sehr viel persönlichen Muth. Nehmen Sie dazu große militärische Kenntnisse und Erfahrung und einen angeborenen Instinkt für das Kriegshandwerk. Bei solchen Eigenschaften können Sie sich leicht denken, daß seine Gewalt über die Armee unwiderstehlich ist und er ihr volles Vertrauen besitzt.“ ...

Ein anderer Correspondent des Lloyd schreibt über Omer Pascha: „Von diesem Manne kann man sagen, er ist besser als sein Ruf. Man kann aber versichern, daß er in der Armee sehr beliebt sei, obgleich er sich von türkischen Gebräuchen sehr emanzipirt hat. Unter Anderm wird an seiner Tafel ganz offen Wein getrunken. Er ist in seinem Umgange ein vollkommener Gentleman, ein trefflicher Reiter und ein unermüdlicher Soldat.“

Omer Pascha steht mit noch Manchem seiner früheren Freunde in innigem Verkehr und wird von diesen stets mit Begeisterung geschildert. Wo sie nur mit ihm zusammenkamen, fanden sie stets die freundlichste Aufnahme, ein leutseliges, freundliches Entgegenkommen, nur als der Diener seines Herrn, des Sultans, ist er unerbittlich, ja hart. Wenn er Fremden und alten Bekannten gegenüber gern Aufwand und Pracht entfaltet, so ist dieß am Ende ein eben so natürlicher, als verzeihlicher Zug. Niemand, der auf so abenteuerlichem Wege zu einer so merkwürdigen Höhe der Machtstellung gelangt ist, würde sich's versagen können, Jenen gegenüber, die wissen, wer er war, zu zeigen,

was er ist. Eine seltene Klugheit sprechen ihm Alle zu, die nur einmal mit ihm verkehrt. Bei aller Zuvorkommenheit bleibt er stets verschlossen und verräth über das, was er denkt und will, keine Sylbe.

8. Die Türken und Russen in den Donaufürstenthümern.

Nachstehendes verdanken wir einer Schilderung Neigebaurs:

„In Kalafat angekommen, wurde ich zum Oberbefehlshaber, dem General Achmet Pascha geführt. Seine Wohnung bestand aus einer gegen 15 Klafter breiten Erdhütte, um welche sich mehrere solcher Erdhütten befanden, die überdieß zeltartige Ueberspannungen hatten. In seiner Erdkasematte befand sich ein einfacher Divan, zwei elegante Lampen und ein aus Lehm zusammengesetztes Kohlenbecken. Achmet Pascha ist einer der schönsten Männer, die man sehen kann. Derselbe ist von großer Statur und herrlich proportionirt, jede seiner Bewegungen voll edler Würde, sein weiches schwarzes Auge blickt eben so feurig als sanft und sein blühendes schönes Gesicht wird von einem schönen blauschwarzen Bart beschattet. Ueberrascht wurde ich, als mich der General in dem besten Deutsch und zwar in hannövrischem Dialekte ansprach, und als ich darüber meine Verwunderung ausdrückte, sprach er: „Mein Vater Ismael hat mir einen ehemaligen deutschen Offizier, einen braven Mann, zum Erzieher gegeben, der nunmehr mein Hauswesen in Stambul hütet.“

„In Hirsowa befand sich eine türkische Heeresabtheilung. Auf den Höhen standen einige Batterien Feldgeschütz mit dem dazu gehörigen Gespann in der Nähe. Unter den Soldaten, die auf- und abgingen, machten sich die Albanesen mit ihren glänzenden Waffen bemerkbar. Die nächste Stadt von Hirsowa ist Czernaroda. Auch hier standen viel türkische Truppen. Mehrere Mühlen sind in den Fluß hineingebaut; bei dem schwachen Gefälle aber bewegen sich die Räder sehr langsam. Fischer am Ufer brachten die Netze in Ordnung und besserten ihre langen Boote aus, während ihre halbnackten Kinder neben ihnen spielten. Weiber mit Lasten auf den Köpfen zogen vorüber; Bauern arbeiteten im nahen Felde und das dumpfe Brausen der Mühlräder begleitete all diese verschiedenen Beschäftigungen. Seltsamer Contrast zu den drohenden Kriegsrüstungen, die rund umher sichtbar waren! Neben den Fischern brüstete sich der bis an die Zähne gewaffnete wilde Albanese und hinter der aufgeworfenen Schanze hervor, an deren Fuß der Landmann den Pflug führte, stierte uns das furchtbare Geschütz an. Und die Sonne blickte lächelnd auf Alle herab; auf die Kleinen, die an der Seite des Vaters sich fröhlich tummelten wie auf den Arnauten, dessen Geschäft der Mord ist, auf die Zeichen des friedlichen Landlebens und auf die Todeswerkzeuge des Feldlagers.“

Ein anderer — Moriz Hartmann — gibt uns eine anziehende Schilderung von einem Baschi-Bozuk-Lager, das er in Schumla besucht hat.

„Ich machte die Bekanntschaft von syrischen, arabischen, ägyptischen, tunesischen und marokkanischen Beys und ihren Hintersaßen. Kein Berghaus und Hoffmann kann von der Buntheit und Vielheit der Völker der Erde einen so deutlichen Begriff geben, wie solch ein Baschibozuklager. Da sieht man eine

Stufenreihe von Gesichtern, die in der nächsten Nachbarschaft des Affen anfängt und bis zu den höchsten Idealen männlicher Schönheit hinaufsteigt, und eine andere Stufenreihe vom reinsten Weiß der Völker an der persischen Grenze bis in die tiefste Ebenholzschwärze der Aethiopier. Edel und intelligent leuchten die Araber der asiatischen Wüste hervor; entwürdigt, verkommen sind die ägyptischen, thierisch die aus Marokko. Die Trachten sind mannigfaltiger als die Trachten des gesammten Europa's, und jede einzelne beschämt uns in unserer zweckwidrigen, unpraktischen und unmalerischen Kleidung. Wüßte man es nicht besser, man müßte von der Macht des Islam in diesem Lager einen gewaltigen Begriff bekommen, denn man sieht hier seine Vertreter von der Grenze Persiens bis zum atlantischen Ocean. Sie saßen im Kreise zusammen oder lagerten einzeln, den Kopf durch ein kleines Zelt vor der Sonne geschützt. Dieses Zelt besteht einfach aus der langen Flinte und dem Handschar, die aber an einander gebunden sind und über die der weite rothe, blaue, weiße oder vielfach gestreifte Mantel sammt einigen Shawls geworfen ist. Daneben steht das Pferd und schaut auf seinen schlafenden Herrn herab. Das Gerippe der größeren Zelte besteht aus Lanzen, Flinten, Schwertern, Baumzweigen und das Dach aus sämmtlichen Mänteln und Tüchern seiner Bewohner. Hie und da saß ein Araber und schrieb auf ein langes Blatt, das auf's Knie gelegt war, vielleicht einen Brief in die ferne Heimath. Alle verachteten uns sehr offenbar, doch sprachen sie mit meinem Begleiter, der türkisch und arabisch versteht, und erkundigten sich nach Franzosen und Engländern, nach ihrer Stärke und ob sie bald in voller Zahl ankommen werden. Der Bey, der einen Theil der Marokkaner führt, ein Junge von 23 Jahren, ist ein Thier, ein schwarzer Panther; er stammelt fürchterlich und leitet jedes Wort mit einem schrecklichen Geheul ein. Er fragte uns, wer wir seien, mit einem Tone ungefähr, wie das Thier der Wüste den Wanderer anheult, den es mit seinen Krallen packt. Der Menschheit ganzer Jammer faßte mich an, als ich mir sagte, daß ich hier einen Menschen und einen Beherrscher von Menschen vor mir hatte. Ein Fürst aus der lybischen Wüste machte einen ähnlichen Eindruck. Er war chokoladefarbig, hatte einen krausen, dünnen, grauen Bart, eine überaus breit geklatschte Nase und zwei weißglänzende Hauer, die tief über die Unterlippe reichten. Eine genaue Beschreibung der Trachten würde zu weitläufig sein, daher bemerken wir nur kurz im Allgemeinen folgendes: Als Kopfbedeckung war das seidene, meist gelbe Tuch vorherrschend, das mit langen Fransen über Schulter und Nacken fällt, oft vorne unter dem Kinn zusammengebunden, immer auf dem Schädel durch zwei aus Bändern geflochtene Kränze festgehalten wird. Den Leib bedeckt ein großer meist rother, oft weiß und braun gestreifter Mantel aus Kameelhaar. Er besteht fast immer aus einem einzigen viereckigen großen Stücke, das in der Mitte ein längliches Loch hat, durch welches Kopf und Haar gesteckt wird. Um den Leib winden sich bunte Shawls, in welchem Dolche, Handschar und Pistolen stecken; die lange Flinte hängt quer über dem Rücken. Die Führer und Fürsten lieben es, sich in wollene, den europäisch-türkischen, selbst den albanesischen ähnliche Kleider

zu hüllen und den Turban oder das Feß aufzusetzen. Unter ihren Pferden erkennt man die besten Berber-, Araber- und Anatoler-Raçen; letzteres sprützt jetzt, im Sommer, aus allen Theilen des Leibes das heiße Blut. Diese edlen Pferde sehen aber schlecht und verkommen aus, denn sie werden gar nicht abgewartet und jämmerlich genährt. Durchaus nicht von allen diesen Völkern gilt, was man von ihrer Liebe und Sorgfalt für ihre Pferde erzählt. Man kann sich täglich davon überzeugen. Oft mit geringem Gewinn schlägt der Baschibozuk sein Pferd los und ihr Lager gleicht jeden Morgen einem Pferdemarkt, wo Engländer und Franzosen die Käufer sind."

Auf halbem Wege zwischen Giurgevo und Bukarest stieß unser Reisender auf dort einquartirte russische Truppen, die ihm Gelegenheit boten, den Eindruck zu schildern, den die Erscheinung des russischen Soldaten macht:

"Sie hatten," sagt er, "den ernsten soldatischen Blick, der eine Wirkung strenger Disciplin ist. Fast an allen russischen Soldaten, die ich in den Donaufürstenthümern sah, bemerkte ich dasselbe. Eine Ausnahme machen nur die jungen Rekruten, die noch nicht gehörig abgerichtet sind. Selbst außer dem Dienste vermißt man an dem russischen Soldaten jene ungezwungene Leichtherzigkeit. Zuweilen allerdings auf dem Markte stimmen ganze Bataillone im Chor Nationallieder in schöner feierlicher Weise oder gewisse wilde Melodien an, die im Allgemeinen ein kriegerisches Gepräge haben, worein sich hin und wieder ein schneidendes Aufjauchzen oder ein schrilles Pfeifen mischt. Das Wirbeln der Trommeln, der einzigen Instrumentalbegleitung, erhöht noch den aufgeregten Charakter dieser Schlachtgesänge. Diese tausende männlicher Stimmen zu einem Chor verschmolzen, der die Gefühle gegen Gott und den Zar, oder stolze Herausforderung der Feinde des Zaren ausspricht, machen auf den Hörer einen erhebenden Eindruck. Aber selbst in diesen scheinbar freien Ergüssen verläugnet sich die Strenge der militärischen Zucht nicht. Auf den Gesichtern keine Spur innerer Bewegung; die Schritte sind abgemessen, die Haltung straff; sie gehorchen dem Commando, keinem freien Antrieb. Die Bewegungen des Herzens scheinen, wie sie selbst, gedrückt, und die Ausdrücke der Liebe und des Hasses, der Ergebenheit und der Rache werden bloß von der Stimme des Commandeurs erweckt."

9. Gefecht bei Oltenitza den 4. Nov. 1853.

Die Russen standen ruhig hinter der Donau und schienen sich nicht stark genug zu einem Angriffe auf die Türken zu fühlen. Da beschloß Omer Pascha gegen sie einen Schlag zu führen. Am 27. Oktober sehen wir die Straße, die von Schumla nach der Donau führt, von einer starken Marschkolonne bedeckt. Es ist eine aus 7 Bataillonen Infanterie, 1 Batterie und 2 Schwadronen Cavallerie (6000 Mann) starke Colonne, welche unter dem Befehle Selim Pascha's an die Donau herab marschirt. An der Spitze der Colonne befindet sich der türkische Oberbefehlshaber Omer Pascha.

Die Colonne langt am 30. Oktober in dem Dörfchen Belislaw an und schlägt ihr Lager auf. Der kommandirende General, von einer kleinen Eskorte

gefolgt, eilt nach dem 2 Stunden entfernten hart am linken Donauufer gelegenen Totorkan, wo sich eine andere türkische Brigade unter Mustapha Pascha befand.

Den Tag darauf erreichte auch die Colonne Selim Pascha's Totorkan und 10,000 Mann stark lagerten die Türken vor diesem Orte.

Totorkan liegt nicht weit von der Mündung des Argisch. Vor dem Orte lang hingestreckt von den Donauwellen umarmt, streckt sich eine mit Gebüsch bewachsene Insel aus, die die Türken sogleich besetzten. Von der Insel bis an's rechte Donauufer ist der Strom kaum 100 Schritte breit. Hier besetzte man den Uebergang mittelst Ruderbanken zu bewerkstelligen. Auf dem dießseitigen Stromufer errichteten die Türken zur Deckung des Uebergangs und zum Schutze des Brückenkopfs, den man darüber nothwendigerweise errichten mußte falls man das rechte Donauufer halten wollte, 4 Batterien.

Am 31. Oktober mit Tagesanbruch setzten die Türken, begünstigt vom dichtesten Nebel, der kaum die Gegenstände auf 10 Schritte Entfernung erkennen ließ, 3 Bataillone, 6 Geschütze und 120 Pferde stark, über den Strom und bauten sogleich auf dem rechten Ufer eine starke, 700 Metres im Umfange haltende Redoute. Die Russen, von einem Uebergange nichts ahnend, ließen ihnen dazu 3 Nächte und 2 Tage — bis zum 4. Nov. — Zeit.

Am 4. Nov. Nachmittags 1 Uhr rückten die Russen gegen die Redoute vor, um sie zu nehmen und die Türken über die Donau zurückzuwerfen. Sie ließen gegen die Redoute 20 Geschütze vorrücken, welche sich in einem Halbkreise auf der Fläche zwischen Oltenitza und der Donau ausbreiteten und von 20 in 5 Colonnen folgenden Bataillonen beschützt wurden; eine dieser Colonnen verfolgte das linke Ufer des Baches Argisch, zwei wendeten sich nach dem Centrum, und andere zwei, durch 4 weitere Geschütze verstärkt, nach der linken Seite. Drei Cavallerieregimenter folgten als Nachhut den Flügeln dieser Linie, deren Truppen sich gleichzeitig hinter einer dichten Kette von Schützen vorwärts bewegten.

Tapfer und entschlossen griffen die Russen an; ihre Colonnen kamen bis auf eine halbe Pistolenschußweite und die rechte sogar bis zum Ersteigen der Brustwehr heran. Aber zu gleicher Zeit donnerten die 4 türkischen Batterien des linken Donauufers und die Geschütze der Redoute ihren tödtenden Gruß und unterstützten wirksam den Widerstand der türkischen Infanterie, welche ein gutgezieltes Feuer unterhielt und, in der Vertheidigung leidenschaftlich geworden, am Kamm der Brustwehr knieend, die kühnsten ihrer Feinde zurückwarf, die schon so weit vorgedrungen waren, um mit ihnen die Rohre ihrer Gewehre zu kreuzen.

Um halb 4 Uhr Nachmittags trat jene Colonne, die sich am Ufer des Argisch vorwärts bewegt hatte, den Rückzug an und auch die Colonnen des Centrums nahmen ohne Verwirrung ihre frühere Stellung wieder ein, die linke Colonne aber gerieth in Unordnung und hatte vom türkischen Geschützfeuer schrecklich gelitten. Eine halbe Stunde später stürzten die durch ihre Reserven wieder ergänzten Colonnen auf's Neue zum Angriff heran, um sich die

Redoute zu nehmen, die die siegestrunkenen Muselmänner vertheidigten; aber diese waren fest in ihrer Stellung und concentrirten das Feuer aller ihrer Geschütze auf den Angriffspunkt. Die russischen Colonnen, durchackert von den Kugeln der türkischen Geschütze, litten fürchterlich und zogen sich zerstreut und in Verwirrung nach Oltenitza zurück, verfolgt von 3 Compagnien türkischer Schützen und 120 Reitern, die aus der Redoute hervorbrachen und das Feld von den Feinden säuberten.

Es war 5 Uhr Nachmittags, als das Horn des kommandirenden Generals das Einstellen des Feuers befahl. Beim letzten Schuß erscholl plötzlich der einstimmige Jubelruf: „Es lebe der Sultan", mit welchem die türkischen Truppen ihren Sieg feierten.

Der Verlust der Russen betrug an 400 Todte und 1500 Verwundete; die Türken hatten 50 Todte und 200 Verwundete.

Es war die erste Waffenthat der Türken; sie war glänzend. 3 türkische Bataillone und einige Geschütze schlagen sich gegen 20 russische Bataillone und 20 Geschütze, werfen sie zurück, bringen ihre Reihen in Unordnung und lassen sie endlich durch 3 Compagnien und 120 Reiter verfolgen!

Allgemein wird anerkannt, daß Omer Pascha während dieser Affaire mit seltener Ruhe und Entschlossenheit von einer Batterie zur andern eilte und überall den Geschützen eine günstige Richtung gab, um sie mit dem meisten Vortheil spielen zu lassen. Seine Ruhe und Kaltblütigkeit scheint sich auf seine durch Muth und Disziplin ausgezeichnete Truppen übergetragen zu haben, welche aus ihrer Schanze nicht eher Feuer gaben, bevor die russischen Colonnen nicht auf halbe Pistolenschußweite nahe gekommen waren.

10. Seesieg der Russen bei Sinope am 30. Nov. 1853.

Gleich nach dem Einlaufen der egyptischen Flotte in den Bosporus und nach der sicheren Kunde von dem Eintreffen der alliirten Flotte beschloßen die Türken eine starke Expedition zur Eroberung der Krim auszurüsten. Die Ausrüstung wurde in Constantinopel geheim gehalten und zur Expedition 2 Geschwader unter dem Befehle Osman Pascha's bestimmt.

Am 11. Nov. trat das türkisch-egyptische Geschwader seinestheils in's schwarze Meer, um den russischen Admiral über den Zweck der Expedition zu täuschen, seine Aufmerksamkeit auf große Geschwader zu lenken und so jene Osman Pascha's zu verbergen.

Der russische Admiral aber war, wie es scheint, über den Plan gut unterrichtet, denn er kümmerte sich kaum um die drei Divisionen der türkisch-egyptischen Flotte und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf jene Osman Pascha's, welche längs der Küste von Trapezunt dahin schiffte. Der türkische Admiral erfuhr durch seine Dampfer diese ängstliche Ueberwachung und zog sich mit seiner Division in den Hafen von Sinope zurück.

Die türkische Flotte bestand aus 11 kleineren Schiffen und erhielt, nachdem sie aus Sinope am 24. Nachricht gegeben hatte, daß sie angegriffen werden würde, da man das Kreuzen dreier russischer Schiffe bemerkt hatte, Be-

fehl, die Rhede nicht zu verlassen. So vergingen 6 Tage, ohne daß ein einziges Schiff zu Constantinopel zu ihrer Unterstützung die Anker gelichtet hätte.

Am 30. Nov. zeigte sich vor Sinope das russische Geschwader, auch aus 11 Schiffen bestehend, aber darunter 6 Linienschiffe, 2 Fregatten und 3 Dampfer, welche mit günstigem Winde in die Rhede einliefen und die türkische Flotte in einer mit der Küste parallellaufenden Linie und nicht nur durch ihre Aufstellung zum Kampfe unfähig, sondern auch das Feuer ihrer eigenen Landbatterien verdeckend aufgestellt fanden. In dieser Lage und ohne Zweifel mit mehr Eigendünkel als Beurtheilungskraft erwarten die Türken den Angriff.

Die Russen stellten sich in der Rhede im Angesichte der türkischen Schiffe auf, ließen im Meere die kleineren Fahrzeuge zurück und jedes der 6 Linienschiffe nahm eine der feindlichen Fregatten auf sich. Kaum hatte das russische Admiralschiff seine Anker ausgeworfen, als die Türken ein furchtbares Feuer aus allen Breitseiten und Strandbatterien auf die russischen Linienschiffe eröffneten, die sich aber alsogleich querüberlegten und ein wohl unterhaltenes und gutgezieltes Feuer eröffneten. Binnen weniger als 5 Minuten hatte das Linienschiff „Großfürst Constantin" die von seinem Feuer bestrichene Batterie niedergeschmettert und die gegenüber stehende feindliche Fregatte in die Luft gesprengt. Bald darauf flog eine zweite Fregatte in die Luft. Nach Verlauf einer Stunde war das Feuer der Türken bereits geschwächt und nach 2 Stunden hörten sie zu feuern auf. 3 türkische Fregatten, worunter das Admiralschiff, standen in Flammen und von den in den Grund gebohrten Transportschiffen sah man nur noch die Mastbäume aus dem Wasser hervorragen. Die Stadt brannte an zwei Orten. Um 2½ Uhr gab der russische Admiral den Befehl zur Einstellung des Kampfes.

Im Laufe des Abends entluden sich die am Bord der brennenden türkischen Schiffe befindlichen Kanonen in dem Maße, in welchem sie vom Feuer erreicht wurden. Als endlich das Feuer die Pulverkammern erreichte, sprangen diese Fahrzeuge in die Luft; ihre flammenden Trümmer fielen auf die Stadt und steckten sie in Brand. Gegen Mitternacht war der ganze, von einer steinernen Mauer umfriedigte Stadttheil, den die Türken bewohnten, ein Raub der Flammen; der von den Griechen bewohnte Stadttheil war verschont geblieben. Die türkische Flotte war von der Rhede von Sinope verschwunden.

Der Heldenmuth der Türken in der Vertheidigung fällt noch mehr in's Auge als das Unglück ihres Schadens; 8 türkische Schiffe waren in den Grund gebohrt, 3 in die Luft gesprengt, die ganze Flotte mit 416 Geschützen vernichtet. Von der 5050 Mann starken Bemannung blieben 4155 Mann todt, 150 wurden gefangen, 300 schwer verwundet und nur 450 gelangten nach Constantinopel.

Der Entschluß des Kommandanten des „Navik", Aly Bey, der, nachdem er den Rest seiner Schiffsmannschaft an's Land gesetzt hatte, als er die Flagge seines Admirals streichen sah, die Pulverkammer seines Schiffes anzündete, ist vor Allem über jedes Lob erhaben. Grund genug, um den Tod eines Helden unserer Zeit zu bedauern, besonders wo sein Muth und sein

hochherziges Opfer so fruchtlos für sein Vaterland war! Nicht minder heroisch benahm sich der Contreadmiral Hussein Pascha. Als seine Fregatte in den Grund gebohrt war, begab er sich an Bord eines andern Schiffes, um von dort aus seine Vertheidigung zu leiten. Allein auch dieses Schiff befand sich in einem so hoffnungslosen Zustande, daß es nicht länger gehalten werden konnte. Hussein Pascha that, was unter solchen Umständen erforderlich ist, um die Mannschaft zu retten und blieb der Letzte auf dem Schiffe, um eine Lunte anzuzünden, durch welche er die St. Barbara in die Luft sprengen wollte. Mit unsäglicher Geschicklichkeit gelingt es ihm endlich, sich seinem Zerstörungswerke zu entziehen und ein in der Nähe befindliches Schiff zu erreichen, allein während er sich an ein Seil festhaltend hinaufklettern will, zerschmetterte eine Kanonenkugel das Seil und er stürzte in's Wasser. Dieß schreckt ihn jedoch nicht ab und kaum hat er sich vom Falle erholt, so klettert er an Bord des Schiffes und fährt fort, einen Widerstand zu leisten, der bereits nutzlos geworden. Nach wenigen Minuten wird auch dieses Schiff von den Fluthen verschlungen und Hussein Pascha, um sich blickend, sah die ganze türkische Flotte vernichtet. Nun erst dachte er daran, sein Leben zu retten und versuchte in der Nacht das Ufer zu erreichen. Kaum dort angelangt warf ihn die Kanonenkugel, deren Opfer er wurde, bewußtlos zu Boden.

11. Ein Ritt in der Dobrudscha.

(Bericht eines englischen Offiziers.)

„... Wir brachen am 4. Mai (1854) von Schumla, dem Hauptquartiere Omer Pascha's, auf und ritten nach dem 48 engl. Meilen entfernten Kosludjy. Sobald man die 15 engl. Meilen lang in der Richtung von Yeni-Bazar sich streckenden Ebenen von Schumla passirt hat, wird das Land waldiger und erhebt sich in leichten, wellenförmigen Anschwellungen: Dörfer kommen nur in weiteren Distanzen vor und Koslud jy selbst ist ein unbedeutender Ort, der ca. 4500 Einw. hat und am Fuße einer kleinen Hügelreihe liegt. Am nächsten Tage ritten wir durch ein reichbewaldetes, aber nur karg bewässertes und wenig bewohntes, größtentheils uncultivirtes Land, bis wir 30 engl. Meilen weiter nach Hadji-Oglu, Besardschik gelangten. Wir begegneten auf diesem Wege langen Zügen von mit Ochsen bespannten Karren; unglückliche Bulgaren transportirten in denselben ihre Laren und Penaten, ihr Gut und ihre gesammte Habe aus der unsicher gewordenen Heimath nach Schumla, wo sie Schutz zu finden hofften. In Besardschik wurden wir in das Hauptquartier Mehemet Pascha's, Commandanten der Baschi-Bozuks geführt, an den uns Omer Pascha ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte. Der Mann schien uns ein feiner Schlaukopf zu sein und sehr viele gute Lebensart zu besitzen; uns gegenüber benahm er sich sehr höflich. Besardschik ist der letzte vorgeschobene Posten der Türken in der Dobrudscha; in den verlassenen Dörfern der Umgebung kömmt es namentlich in der Nähe von Karassu, Rassova, Beilik 2c. häufig zu Scharmützeln zwischen den gegenseitigen Vorposten. Gegenwärtig liegen daselbst an 5—600 Mann regulärer

Cavallerie und ungefähr 3000 Baschi-Bozuks, deren größere Hälfte unter Zelten südlich außerhalb dieser Stadt kampirt, die am äußersten Abhange eines sanften Hügels liegt und auf drei Seiten von ähnlichen Abhängen umgeben ist. Sie bietet ein wahres Bild von Verwüstung dar, da die eine Hälfte vor kaum Monatsfrist abbramnte, die andere von ihren Bewohnern gänzlich verlassen ist und sich Baschi-Bozuks mit ihren Pferden in die Ruinen einquartirt haben; nebst einigen halbverhungerten Hunden und Katzen sind diese die einzigen noch lebenden Bewohner einer vor Kurzem noch recht hübschen, an 8000 Einwohner zählenden Stadt.

Die Baschi-Bozuks in ihren phantastischen abgerissenen Gewändern, mit den langen Gewehren und krummen Säbeln, sind ein Typus wahrhaftiger Kehlabschneider, die den Vorübergehenden stets nur als einen Gegenstand plünderungslustiger Spekulation zu betrachten scheinen. Auch an sonstigen sonderbaren und eigenthümlichen Erscheinungen fehlt es nicht; als wir z. B. Abends durch die Gassen gingen, stürzte plötzlich eine wild- und unheimlich aussehende Gestalt aus einem in Ruinen liegenden Hause mit dem Rufe auf uns zu: „O ihr Ungläubigen, im Namen Allah's gebt mir zu essen!“

Am folgenden Tage gab uns Mehemet Pascha eine Abtheilung Baschi-Bozuks zur Eskorte mit; er meinte, wir würden auf rekognoszirende feindliche Patrouillen stoßen und so der Begleitung bedürfen. Wir mochten etwa eine Meile weit geritten sein, als wir zu jenem Erdhaufen, Tumuli genannt, kamen, die je 20—30' hoch und 6—800 Klafter von einander entfernt liegend, der Gegend ein so eigenthümliches Aussehen geben und jetzt sich trefflich zur Aufstellung berittener Vedetten eigneten.

Nun kamen wir durch herrliche, aber wüst und unbenützt liegende Ebenen, auf denen alle nur erdenklichen Spuren der Kriegsgräuel, niedergebrannte und verlassene Dörfer, brache Felder, gänzliche Abwesenheit der Bevölkerung nur zu sehr ersichtlich waren. Die in diesem Lande als ein sehr werthvolles Eigenthum betrachteten Zisternen waren mit der Gerste vollgestopft, die für das nächste Jahr vorräthig gehalten worden war und verliehen so dem Ganzen einen noch düsterern melancholischeren Anblick. Man sagte uns, daß es in der Dobrudscha so und nicht anders aussehe, als wenn sie schon lange der Schauplatz eines verwüstenden Feldzugs wäre. Uebrigens sind diese Dörfer nicht vom Feinde, sondern theils auf Befehl Mustapha Pascha's selbst, als er sich aus der Dobrudscha zurückzog, theils von den Baschi-Bozuks aus praktischen, ihnen wohl nur allein bekannten Zwecken niedergebrannt worden. Gegen Abend stießen wir auf mehrere Abtheilungen derselben, die südwärts zogen und uns in Kenntniß setzten, daß sie sich nach einem Scharmützel mit dem Feinde jetzt gleich den andern, bereits durch Bairandern gezogenen Truppen nach diesem Orte begeben.

Dort angekommen erhielten wir eine weitere Bestätigung dieser Nachricht von zwei Reitern, die uns verständigten, daß hinter ihnen nur russische Giaurs seien. Während wir mit ihnen sprachen, wurde nach rechts ein gewaltiges Schreien und Johlen gehört; auf einer der Stadt entgegengesetzten Seite lie-

ßen sich am Abhange eines Hügels rekognoszirende Kosacken sehen. Gleich darauf sollten wir die Urheber des Schreiens und Heulens von Angesicht zu Angesicht kennen lernen; aus den Gebüschen brach ein Trupp arabischer irregulärer, von einer Rekognoszirung in der Gegend von Karassu zurückkehrender Cavallerie hervor. Sie sahen recht wildschön aus mit ihren dunklen Gesichtern, schwarzen funkelnden Augen, bunten Kopfbinden und weißen vom Kopfe herabhängenden, weithin flatternden Wolldecken. Einer ihrer Offiziere sagte uns, die Leute seien nun seit 24 Stunden nicht aus dem Sattel gekommen, was sie übrigens nicht im Mindesten veranlaßte, die Kräfte der bereits erschöpften Pferde zu schonen; im Gegentheil gab es immer einige, die Wahnsinnigen gleich umhergaloppirten, Schwert und Lanze schwangen und dabei ein betäubendes Gebrülle ausstießen.

Beim Einbruch der Nacht wollten wir uns eben anschicken, ein Bivouak aufzuschlagen und im Freien trotz eines herabrieselnden Regens zu übernachten, als wir vom Obersten des arabischen Regiments eingeladen wurden, in seine Hütte zu kommen, eine höchst willkommene Einladung, der wir sogleich Folge leisteten. Nun ward uns Gelegenheit geboten, die wilden Söhne der Wüste in allen nur erdenklichen pittoresken Lagen und Stellungen zu erblicken; in des Obersten Hütte wurden wird mit echt orientalischer Gastfreundlichkeit empfangen, mit Kaffee und Pfeifen bewirthet und sodann in ein verhältnißmäßig reinliches Haus gewiesen, in dem ein lustiges Feuer brannte, bei dessen hellem Scheine wir unser frugales Mahl mit gewaltigem Appetite verzehrten."

* * *

Nicht lange jedoch blieb die Dobrudscha der Schauplatz des Krieges, da der schwarze Tod und andere Krankheiten so furchtbar unter den Truppen und der Bevölkerung wütheten, daß Alles diesen dadurch neutral gewordenen Boden floh und Niemand wagte, über das rechte Donauufer hinauszugehen.

12. Bombardement von Odessa am 22. April 1854.

Der erste Besuch eines Theils der alliirten Flotte im schwarzen Meere galt der Handelsstadt Odessa. —

Am 8. April erschien eine englisch-französische Escadre auf der Rhede Odessa's und warf 3 Werste vor der Stadt Anker. Anfangs bestand sie aus 6 Linienschiffen, 13 Zweideckern und 9 Dampfschiffen, zusammen mit 1900 Geschützen. Obgleich Odessa friedliche Handelsstadt war, so hatte man doch russischerseits zum Schutze des Hafens einige Batterien aufgeführt, die 48 Geschütze enthielten. Am 9. April gegen 4 Uhr Nachmittags schickten die Admirale Dundas und Hamelin dem General en chef Sacken einen Brief, in welchem sie unverzüglich die Auslieferung aller russischen, englischen und französischen Schiffe forderten. Der Brief blieb unbeantwortet und am 22. bildete die feindliche Flotte einen Halbzirkel, wobei alle Dampfer sich links gegen die seichte Seite des Meeres zogen, wohin die russischen Batterien nicht gerichtet waren. Eine einzige russische Batterie von 4 Kanonen an der Spitze des „praktischen" Hafens konnte dem Feuer der 350 feindlichen Geschütze

antworten. Die Linienschiffe blieben vorsichtig über Schußweite entfernt; 8 Stunden lang dauerte das Rollen des Kanonenfeuers, ehe jene Batterie zum Schweigen gebracht war; 4 russische Kanoniere verloren dabei das Leben.

Als Alles in lichten Flammen stand, führte der brave, in der Batterie kommandirende russische Portepéefähndrich Stechogaloff seine Leute aus dem Feuer. Es blieb nun keine Kanone mehr übrig, die die Flotte gefährdete und sie richtete sodann ihr Feuer auf die Stadt. Mehrere kleine Handelsschiffe verbrannten und der Hafen selbst loderte an der Stelle, wo die Batterie gestanden hatte. Andererseits brannten 10 Häuser und 1 Getreidemagazin in einer Vorstadt ab. Nach 11stündigem Bombardiren, während welcher Zeit 3000 Kugeln auf die Stadt geschossen worden waren, hörte das Feuern auf und die Schiffe zogen sich wieder 3 Werste weit zurück.

Der Versuch eines französischen Dampfbootes, in der brennenden Vorstadt zu landen und Leute an's Land zu setzen, mißlang.

Am folgenden Tag schwieg das Feuer der Schiffe und am 26. April zog die Flotte wieder ab.

Bald nach dem Bombardement — am 12. Mai — hatten die Engländer den Verlust eines schönen Dampfschiffes zu beklagen, das durch einen dichten Nebel irre geleitet, unmittelbar bei einem Lusthause und Garten des Bürgermeisters von Odessa strandete. Im Nu war russische Artillerie auf dem Platze. Die Russen forderten die Mannschaft auf, sich zu ergeben. Die Engländer aber, durch die Lage ihres Bootes außer Stande, ihre Schiffsbatterien zu benützen, antworteten durch Brandraketen, worauf sie durch das Feuer der russischen Artillerie gezwungen wurden, sich zu ergeben, nachdem der Capitän ein Bein, ein junger Offizier beide Beine und 3 Matrosen das Leben verloren hatten.

Kaum war der englische Admiral von dem Unfalle benachrichtigt, so schickte er 2 Dampfschiffe mit weißen Flaggen. Man setzte ein Boot mit der Parlamentärflagge in's Meer und bat um Erlaubniß, den Gefangenen, meist junge 14—16jährige Leute aus Englands ersten Familien, die man eine Campagne zum Unterricht machen ließ, offene Briefe zustellen zu dürfen, was der russische General, der die jungen Leute mit Schonung und Achtung, ja ihrem Range gemäß behandelte, erlaubte.

Die gestrandete englische Dampffregatte war der „Tiger“ und sein Capitän Grifforth, dem eine russische Kanonenkugel ein Bein zerschmettert hatte, starb am 31. Mai. Der General Osten-Sacken nahm an dem traurigen Loose des schwerverwundeten Seekapitäns den innigsten Antheil und war bemüht, ihm die letzten Lebensstunden dadurch weniger unerträglich werden zu lassen, daß er ihn persönlich besuchte, um ihm seine Achtung zu bezeugen. Auf das Gemüth des seiner Soldatenpflicht zum Opfer gefallenen Capitäns machte diese Aufmerksamkeit einen sichtlich günstigen Eindruck. Vor seinem Ende ließ der sterbende, wackere Seemann die gefangenen englischen Matrosen an sein Schmerzenlager bescheiden und sprach zu ihnen folgende Worte: „Jungens! Euer Leben verdankt Ihr meiner Wunde, sonst läget Ihr alle in Stücken am

Grunde des Meeres. Lebet wohl und grüßt unser theures England, wenn ihr's wiedersehet!« Nach diesen Worten wendete er sich wieder um und starb. Die Augen der anwesenden Matrosen wurden bei dieser Scene feucht und den russischen Offizieren pochte ungestümm das Soldatenherz in der Brust. Er wurde mit allen militärischen Ehren beerdigt. General Osten-Sacken und das russische Offiziercorps in Odessa folgte dem Leichenzuge, zu dem ein russisches Bataillon mit Musik ausrückte. Es war ein erhebendes Schauspiel, eine Anerkennung des Verdienstes am Feinde, die dem russischen Volke zur Ehre gereicht!

13. Die Beschießung von Silistria am 11. Mai 1854.

„Silistria ist die stärkste der türkischen Donaufestungen. Wir kamen dort am 10. Mai an. Bei unserer Ankunft fanden wir Alles in Bereitschaft gegen einen russischen Angriff. Als Besatzung wurden nur noch 4 Bataillone erwartet; mehr sollten nicht kommen, da Omer Pascha erklärt hatte, mit diesen müsse Silistria stehen oder fallen. Nach dem Eintreffen dieser Truppen wird die Garnison 15,000 Mann zählen, während die russische Belagerungsarmee auf 16,000 Mann geschätzt ward. Die Russen vollführten ihre Operationen mit wahrhaft wunderbarer Energie und Thätigkeit und hatten bereits auf der Insel Schiblak ein recht hübsches Zickzack vollendet, um von da aus über die Donau zu setzen. Die Türken aber ihrerseits waren auch nicht müßig und hatten unter Anleitung des preußischen Artillerieobersten Grach, dessen Geschicklichkeit die Türken viele ihrer Verbesserungen verdankten, den Platz bedeutend verstärkt.

Am 11. Mai 4 Uhr Nachmittags begann die erwartete Beschießung; sie wurde von den türkischen Batterien augenblicklich auf das Lebhafteste erwiedert, drei Stunden lang eifrigst unterhalten und erst um 8 Uhr Abends eingestellt; die Türken feuerten den letzten Schuß ab. Gleich beim Beginn der Beschießung fielen die Bomben hageldicht in den Gassen und auf den Dächern nieder; Angst und Schrecken herrschte aller Orten; Weiber und Kinder rannten geängstigt in den Straßen umher, Schutz und Rettung mit gerungenen Händen suchend; die männlichen Bewohner brachten eiligst ihre bessere Habe in unterirdische, längst vorbereitete Räume und nach kurzer Zeit waren die Straßen einsam und verlassen. Bei der Batterie entwickelten hauptsächlich der Festungskommandant Mussa Pascha, ferner Hussein Pascha, der von Turtukai her bekannt ist, sowie der Oberst Grach *) eine außerordentliche Thätigkeit; nicht weniger fand man hier reichliche Gelegenheit, die Geschicklichkeit der türkischen Artilleristen in Bedienung ihrer Geschütze zu bewundern. Namentlich wissen sie mit den Mörsern vortrefflich umzuspringen, deren Geschoße immer inmitten der feindlichen Batterien niederfielen. Die russischen Geschoße richteten ihrerseits großen Schaden an den Gebäuden und Häusern in der Stadt an.

Gegen 5 Uhr Nachmittags wurde eine zweite Kanonade über unsern

*) Grach — preuß. Artillerielt. — starb in Silistria an der Cholera (Sept.).

Köpfen gehört, nämlich ein heftiges Gewitter; der später den Himmel in voller Pracht einrahmende Regenbogen schien in offenem Widerspruche mit dem Treiben der kämpfenden Partheien zu stehen, die unausgesetzt nach den besten Kräften aufeinander loshämmerten. Namentlich entwickelten die Russen große Thätigkeit und Energie. Nach dem heißen Kampfe am 11. hatten sie am Morgen des 12. bereits eine Batterie mit 4 Kanonen auf der früher von ihnen nicht besetzt gewesenen Insel Salhane aufgeführt. Auch den ganzen Vormittag über war die Donau mit Kähnen und Schaluppen bedeckt, die Truppen, Munition und Proviant nach der Insel brachten. Ein Ueberfahrtsversuch wurde jedoch einstweilen nicht gemacht."

14. Einzug der östreichischen Armee in Buckarest am 6. Septbr. 1854.

Die kaiserliche östreichische Armee unter dem Commando des Feldmarschall-Lieutenants Coronini langte am 6. Septbr. 1854 um 10 Uhr Morgens bei der großen Einfahrt nördlich der Hauptstadt an. Die bereits seit mehreren Tagen vom Eintreffen der kaiserlichen Truppen in Kenntniß gesetzten Einwohner beschloßen, diesen Tag zu einem Festtage zu machen. Groß und Klein verließ Arbeit und Schule und eilte zur Barriere Podo Majoschoi. Hier bot sich den Blicken ein prachtvolles Schauspiel dar. Die heiterste Sonne beleuchtete eine doppelte und glänzende Linie von weißen Uniformen der Kaiserlichen, in deren Mitte Fahnen und Standarten flatterten. Zur Rechten in derselben Haltung prangte die helle Farbe der türkischen Fez und die walachischen Helme, deren glänzend polirte Metallplatten wie Tausende von Sternen funkelten. Diese Truppen standen unter dem Commando des Muschir Omer Pascha. Als sich die Chefs einander näherten, gab das Getöse der Artillerie-Salven, der Trommeln und der Waffen dem Zuschauer einen vollkommenen Begriff von den zwei großen Armeen, die bereit standen, eine große Frage mit den Waffen zu lösen. Omer Pascha auf einem prachtvollen goldgezäumten Araber trug die große Uniform seines Ranges, die großen Bänder zweier Orden, auf dem Fez eine Platte mit Diamanten besetzt. Hinter ihm ritt ein türkischer Offizier, welcher den schwarzen, goldgestickten Mantel des Feldherrn trug, ein bei den asiatischen Völkern hochverehrtes Kleidungsstück.

Umgeben von seiner glänzenden Suite ritt der Pascha unter dem Donner der Kanonen und dem klingenden Spiele dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Coronini entgegen, der in der einfachen Uniform eines östreichischen Generals, ebenfalls von einer glänzenden Suite umgeben, den türkischen Oberfeldherrn erwartete. Nach Austausch der herzlichsten Begrüßung stiegen die beiden Herren vom Pferde, worauf der Klerus und die Notablen des Landes dem kaiserlichen General die Huldigung der romanischen Nation darbrachten. Coronini dankte im Namen des Kaisers und gab ihnen den hohen Zweck seiner Mission zu erkennen, d. h. daß er ihnen die Bürgschaft ihrer Rechte, Sicherheit des Friedens, die Wohlfahrt und Ruhe des Landes überbringe. Hierauf bestiegen beide Feldherrn die Pferde und beritten, gefolgt von ihren

Generalstäben, die aufgestellten Treffen. In diesem Momente ertönten die Trommeln in den kaiserlichen Linien und 21 Kanonenschüsse antworteten einer gleichen Anzahl der gelösten türkischen Salven, während die östreichischen Fahnen sich vor dem ottomanischen Feldherrn senkten.

Erst nach 1 Uhr Mittags ward es der Armee möglich, in die große Straße der Brücke Majoschoï einzurücken. Das Volk war ganz entzückt von dem sich darbietenden Schauspiele; alle Fenster waren besetzt und selbst die Dächer mit Neugierigen bedeckt, die in den Straßen keinen Raum mehr fanden.

Eine Schwadron Kaiser-Uhlanen eröffnete als Avantgarde den Zug. Ihr folgte Graf Coronini mit seinem ganzen Stabe, dann 1 Bataillon Grenzinfanterie, eine zweite Schwadron Kaiser-Uhlanen, das Infanterie-Regiment Erzherzog Sigismund, 1 Bataillon Grenzer, 1 Schwadron Karl-Uhlanen, 1 Compagnie Pionniere, 1 Abtheilung Pontoniers, 1 Schwadron Uhlanen und 1 Batterie.

Am Theaterplatz angelangt, stellte sich Graf Coronini vis à vis der Hauptwache auf und ließ die Truppen defiliren. Nach dem Defiliren marschirte eine Compagnie Infanterie mit Fahne und Musik vor die Hauptwache und löste die dortstehende walachische Truppe unter den üblichen Ceremonien ab.

Die Truppen bezogen hierauf ihre Quartiere. Die türkischen Truppen räumten am 16. die walachische Hauptstadt und nahmen ihre Winterquartiere in der Bulgarei, nur 2 Bataillone Nizam blieben in Bukarest.

15. Die Operationen der alliirten Flotte im Bassin des baltischen Meeres.

Die Engländer hatten eine stattliche Flotte, der sich auch eine französische Flotte beigesellte, in die Ostsee geschickt, in der Absicht, durch die Ostsee bis in den finnischen Meerbusen vorzudringen, Kronstadt, die Inselfestung, welche den Zugang zur russischen Hauptstadt St. Petersburg beschützt, zu erobern und dann diese selbst zu bombardiren. Das Oberkommando hatte Sir Charles Napier.

Der Viceadmiral Charles Napier, der Oberbefehlshaber des Ostseegeschwaders, ward im Jahr 1786 in Falkirk in Schottland geboren. Früh der Marine zugetheilt, zeichnete er sich schon in seinem 23. Jahre als Capitän durch die Wegnahme des Forts von Martinique (1809) aus, that sich auch im folgenden Jahre als Freiwilliger auf der pyrenäischen Halbinsel rühmlich hervor und eroberte 1811 die Insel Ponza di Gaeta, wofür er den kgl. sicilian. Titel Cavaliere di Ponza erhielt. Im Jahre 1813 wurde er Fregattencapitän, 1832 Admiral in Don Pedro's Diensten, ward nach dem von ihm erfochtenen Seesieg bei Cap Vincent von Don Pedro zum Vizconde do Cabo de San Vincente ernannt und kehrte nach Vertreibung Don Miguels nach England zurück. Im Jahr 1840 zum Ritter geschlagen, trat er als Sir Charles auf's Neue in activen Seedienst, spielte eine hervorragende Rolle als Commodore bei den Unternehmungen gegen Mehemet Ali und Ibrahim Pascha an der

syrischen Küste und kehrte nach Abschluß des bekannten Vertrags nach England zurück, wo er nochmals als Whigmitglied Sitz im Unterhause erlangte.

Der graue Napier ist ein Mann von ganz originellem, roh derbem, ungemein offenem Charakter und Wesen, entschiedener Waghalsigkeit und schottischer Ausdauer. Ein interessanter Theil der Geschichte der Familie Napier knüpft sich an Nerchiston Castle, diesen alten viereckigen Thurm auf der erhabensten Stelle der Anhöhe Baroughmuirhead, 1½ engl. Meilen vom hohen Felsenschloß zu Edinburg. Oben auf diesem Thurm und innerhalb der ihn umgebenden Zinnen ist ein Gebäude angebracht in Gestalt einer Landwohnung mit zackigen Giebeln und Thürmchen. Hier wird noch jetzt ein Zimmer als dasjenige gezeigt, in welchem der berühmte John Napier die Logarithmen erfand. In der Familie Napier hat sich die Sage erhalten, daß sie aus einem Zweige der Familie Lennox entstammt sei, und die Veränderung ihres Namens soll in folgender Weise entstanden sein: In einer Schlacht zwischen den Schotten und Engländern zeichnete sich ein Offizier aus der Lennoxfamilie durch Tapferkeit vorzugsweise aus. Als nun der König von Schottland, der in Person sein Heer angeführt hatte, nach der Schlacht seine Offiziere versammelte, und an die Verdienstvollsten Geschenke austheilte, sagte er ihnen, daß sie alle ihr Bestes gethan, daß aber Lennox „na peer“, d. h. seines gleichen nicht gehabt. In Folge dieses königlichen Lobspruchs nahm dieser Lennox hinfort den Namen Napeer (Napier) an und von ihm stammt die Familie Napier ab.

Napier hatte sich zur Versicherung hinreißen lassen, er werde Kronstadt unter allen Umständen nehmen, allein vor der Festung angekommen, erkannte er, daß sie unangreifbar sei. Die Schiffe konnten nur auf schmalem Fahrwasser herankommen und waren der Wirkung unzähliger Geschütze des schwersten Kalibers ausgesetzt. Deßhalb kehrten, wie wir unten sehen werden, die Flotten im Herbst wieder heim, nachdem sie kein anderes Resultat erzielt hatten, als die Eroberung der kleinen Festung Bomarsund.

Die Zugänge zu dieser Festung waren durch drei mit vieler Sorgfalt gebaute Thürme geschützt, die die ganze umliegende Gegend beherrschten. Sie hatten ungefähr 100′ im Durchmesser und zwei bombenfeste kasemattirte Stockwerke, jedes von 14 Schußscharten durchbrochen. Oberhalb der bombenfesten Gewölbe befand sich eine Zinkdachung mit Lucken, aus welchen die mit Büchsen bewaffneten finnländischen Jäger weit in's Land hinabschießen konnten. Die äußere Bekleidung der Thürme wie die der Festung bestand aus Granitblöcken, deren Fugen in der Form eines Fünfecks das Aussehen von Mosaik gaben.

Die Franzosen wurden am 8. Aug. (1854) Morgens 3 Uhr ohne allen Unfall an's Land gesetzt und befanden sich schon um 9 Uhr Morgens trotz der Hindernisse, die ihnen die Russen an allen Wegen und Straßen anlegten, in den ihnen zugewiesenen Positionen. Gegen halb 12 Uhr marschirten zwei Linienregimenter nach der Poststraße und räumten mit Hilfe einer Sappeurabtheilung in kurzer Zeit alle Verhaue weg, welche der Feind in kurzen Zwischenräumen errichtet hatte. Als dann die Straße für die Artillerie praktikabel

war, näherte sich das ganze Expeditionscorps auf Kanonenschußweite dem Platze. Es bestand aus 15,000 Mann, nämlich 4 Linienregimenter, 1 Bataillon Chasseurs de Vincennes, 2000 Mann Marineinfanterie, 2 Compagnien Artillerie und 1 Genieabtheilung, ferner englischerseits aus 1 Abtheilung Marines. Der Feind hatte vor dem äußersten Fort 6 Redouten aufgeworfen, deren Feuer jedoch wenig Schaden that.

Die Tage bis zum 12. vergingen unter unbedeutenden Vorpostengefechten und einigen forcirten Recognoszirungen, die General Niel leitete.

In der Nacht des 12. auf den 13. wurde die erste Tranchee mit Hilfe von Erdsäcken eröffnet und zwar unter dem heftigsten Feuer des Forts, das buchstäblich Feuer spie. Allein nach und nach verminderte sich die Heftigkeit des Feuers, da ein Chasseurbataillon, das in der Tranchee lag, jeden feindlichen Artilleristen, der sich auf der Plattform zeigte, zusammenschoß, und auch nach einem vierstündigen Kampfe die Geschütze und Besatzung der 6 Redouten zum Rückzug in den Thurm zwang. Am 13. um 3 Uhr Morgens begann eine französische Batterie von 16 36pfündigen Kanonen und 4 60pfündigen Mörsern, die während der Nacht errichtet worden war, ihr Feuer, das das Fort übrigens heftig erwiederte. Nachdem der Geschützrauch sich etwas verzogen hatte, konnte man in den Trancheen sehr gut den Schaden bemerken, den die französischen Kugeln an der Mauer des Thurmes angerichtet hatten. Die Kanonenkugeln zersprangen zwar am Granit, aber sie erschütterten die Blöcke der Bekleidung und man bemerkte deutlich Risse an den Schußschartenwinkeln. Die Geschütze der Plattform waren verstummt, da mehrere Bomben auf dieselbe gefallen waren und Alles um sich her zerschmettert hatten. Um 7 Uhr Abends zog die Besatzung des Thurmes die weiße Flagge auf und der Commandant verlangte eine zweistündige Einstellung des Feuers, um vom Gouverneur Befehle einzuholen. General Niel bewilligte 1 Stunde. Um 8 Uhr begann das Feuer mit erneuerter Heftigkeit und währte bis 9½ Uhr. Mit Einbruch der Nacht wurden 2 neue Batterien errichtet, deren Anblick bei Tagesanbruch die Vertheidiger entmuthigte. Zugleich formirten der Chasseurlieutenant Gigot und der Voltigeurlieutenant Gibon eine 500 Mann starke Sturmabtheilung von Freiwilligen, erkletterten die Bekleidung und drangen in den Thurm. Der russische Commandant, der diesen Angriff persönlich abschlagen wollte, erhielt im Handgemenge zwei Bajonnetstiche und wurde mit 2 Offizieren und 32 Soldaten gefangen genommen, während sich der Rest der Besatzung durch schleunige Flucht dem gleichen Schicksale entzog.

Die Franzosen besetzten den Thurm, der alle Stellungen von Bomarsund beherrschte, aber das feindliche Feuer machte seine Behauptung gefahrvoll, da das Mauerwerk der Gewölbe an mehreren Stellen einzustürzen drohte. Man zog daher die Truppen aus dem Thurme heraus, der alsbald darauf in die Luft flog.

Die Franzosen nahmen in einer Terrainfalte Stellung, die sie gegen das mörderische Feuer, das jetzt der nördliche Thurm auf sie herüberschmetterte, vollkommen schützte und ihnen überdieß gestattete, in einer Entfernung von

700 Metern eine Batterie von Mörsern und Haubitzen anzulegen, die unablässig Hohlkugeln in die Festung warfen. Die Schützen, von Erdsäcken gedeckt, beschoßen unaufhörlich die Schießscharten.

Am 15. Morgens wurde die Kanonade außerordentlich lebhaft, an der mehrere Linienschiffe der Flotte theilnahmen. Am Abend ergab sich der nördliche Thurm an die Engländer, denen es mit ihrer auf 750 Meter Entfernung stehenden 32pfünder-Batterie gelang, zwischen zwei Schießscharten eine Bresche zu öffnen.

Sofort wählte man die Plätze für die 1. Breschebatterie von 4 30Pfündern, welche die Kehle des Forts öffnen sollte, auf das sie in einer Entfernung von 400 Metern herabsah.

In der folgenden Nacht nahm man in einer Entfernung von 380 Metern eine zweite Batterie in Angriff, die mit 2 30Pfündern und 2 Haubitzen armirt werden sollte. Während der Nacht legten die Sappeurs und Infanteriearbeiter mit 2 Reihen mit Erdsäcken gefüllten Schanzkörben eine Maske dieser Batterie an; die Artillerie folgte und führte in aller Eile den Quergang und die Plattformen der Batterie auf, die in der Nacht darauf armirt werden sollte. Den Tagesanbruch begrüßte die wiederaufgenommene Kanonade. Das Feuer folgte sich ohne Unterbrechung.

Um 12 Uhr zog die Festung Bomarsund die weiße Fahne auf. Der General Bodisko, ihr Gouverneur, erkannte, daß aller Widerstand vergebens sei und ergab sich ohne Bedingungen. Die Zahl der Gefangenen, die vor den lagernden Truppen vorbeimarschirten, nebst den Verwundeten, betrug 2400 Mann. Das Reduit besaß 139 Geschütze, die Thürme 46 Geschütze und große Vorräthe an Pulver, Kugeln, Waffen 2c. Aus den im Bureau des russischen Commandanten vorgefundenen Akten und Correspodenzen ging hervor, daß die russische Regierung die Absicht hatte, Bomarsund durch weitere 11 Forts und eine Citadelle zu verstärken, und zu einem zweiten Kronstadt zu machen. Die Gefangenen wurden eingeschifft.

Die Zerstörung von Bomarsund war für Rußland ein bedeutender Verlust, nicht minder in materieller als moralischer Hinsicht. In 8 Tagen hatte die Flotte der Alliirten den Nimbus dieser granitenen Wälle, die das Geschütz nicht sollte erschüttern können, vernichtet und mit stolzer Siegeshoffnung steuerte die Armada Kronstadt zu, auch den Granitpanzer dieser trotzbietenden Seefestung zu erschüttern.

Die französisch-englische Armada, mitten im Eise der Ostsee, wäre auf mehrere Monate hin ein verlorener Posten gewesen und die Rücksicht, daß man diese furchtbare Streitmacht nach Umständen wohl auf andere Punkte werde entsenden müssen, als die eingefrorenen Objekte Rußlands, gebot die Flotte aus dem baltischen Meere zurückzuziehen.

Freilich konnte Napier, als er die Hoffnung hegte, auf offener See mit der russischen Flotte sich zu messen und die Worte sprach: „Jungens, wetzt die Messer!“ als er an das Entern der russischen Schiffe dachte, nicht wohl voraussetzen, daß diese Schiffe sich im Sommer hinter Granitmauern und im

Winter im Eise verbergen würden. Uebrigens hat die alliirte Flotte im baltischen Meere ihre Aufgabe vollkommen gelöst, die bei einer Kriegsflotte darin besteht, die Handelsmarine des Staates zu schützen und die des feindlichen Staates zu zerstören. Die russische Marine hat dagegen ihre Pflicht nicht erfüllt. Die russischen Admirale überließen die Kauffahrer ihrem Schicksale und die russische Handelsflotte in der Ostsee war so gut wie vernichtet. Diesen einen Zweck hat Napier daher erreicht, und die Zerstörung von Bomarsund ist wenigstens theilweise die Erfüllung des andern Zwecks.

16. Die Alliirten unternehmen die Krimexpedition.

Die Gesammtstärke der Alliirten betrug 425,000 Mann mit c. 8000 Geschützen. Davon standen die türkische Donauarmee mit 120,000 M. auf walachischem Boden; die anglo-französische Armee aus 8 Divisionen bestehend mit 80,000 M.; die anglo-gallo-türkische Flotte, 40 Linienschiffe stark mit 60,000 M. Equipage. Die türkische Armee in Asien aus den Corps von Batum, Kars, Erzerum und Bajasid zusammengesetzt zählte 100,000 M. Im Bassin des baltischen Meeres zählten die combinirten Flotten 30 Linienschiffe und etliche 40 Schiffe verschiedener Größe mit 30,000 Mann.

Mit diesen mächtigen Streitkräften beschlossen die Allirten den Kampf gegen die Macht Rußlands aufzunehmen. Bis jetzt hatten die Auxiliartruppen Nichts geleistet. Ihre ganze Thätigkeit hatte sich darauf beschränkt, daß sie in Varna einen verlorenen Posten bis zur Trostlosigkeit besetzt hielten, während alle Vorgänge an der Donau von der Schlacht von Oltenizza an bis zu der Affaire bei Giurgewo ohne ihre Mitwirkung stattgefunden hatten. Schon nach der Landung der Auxiliartruppen in Gallipoli hatte der erfahrene General Baraguay den Antrag gestellt, die Russen in Asien anzugreifen, dort die Empörung unter den muselmännischen Stämmen des Kaukasus zu verbreiten und mit der Flotte in's schwarze Meer zu segeln und Rußlands Seemacht auf allen Punkten anzugreifen. Dieser Plan kam aber leider nicht zur Ausführung und die beklagenswerthesten Ereignisse waren die traurigen Folgen. Statt in's schwarze Meer zu segeln, um die türkische Flotte und Küstenpunkte vor Schaden zu wahren, haben die Admirale vielmehr am Tage der Schlacht bei Sinope zu Ehren der Seraildamen in Constantinopel ein Scheingefecht improvisirt; die Landarmee wurde nicht gegen den Feind geführt, vielmehr begnügte man sich mit Gewehr im Arm die Unternehmungen der Russen abzuwarten. Der Offiziere und ihrer Untergebenen bemächtigte sich ein dumpfer Unfriede, zu welchem sich später die Todesheimsuchung der Cholera und anderer Krankheiten gesellte. Nach amtlich gepflogenen Erhebungen ging der fünfte Theil der Auxiliartruppen zu Grunde, ohne den Feind gesehen zu haben.

Endlich mußte sich St. Arnaud nach jenen Schauplätzen zu seinen kriegerischen Thaten umsehen, wie sie gleich im Anfange der wackere General Baraguay bezeichnet hatte. Am 25. Aug. erließ er in Varna folgenden Tagsbefehl:

„Soldaten! Inmitten der traurigen Verhältnisse, die man vergessen muß, habt ihr schöne Beispiele der Ausdauer, Ruhe und Thatkraft gegeben. Die

Stunde des Kampfes und Sieges ist gekommen. Der Feind hat uns nicht an der Donau erwartet. Seine entsittlichten und durch Krankheit gelichteten Colonnen entfernen sich mit Mühe aus jener Gegend, und vielleicht ist es die Vorsehung selbst, welche uns vor jenen ungesunden Regionen bewahren wollte. Sie ist es auch, die uns nach der Krim, einem so gesunden Lande, wie das unsrige, und nach Sebastopol, dem Sitze der russischen Macht in jenen Gewässern ruft, wohin wir uns jetzt wenden, um das Pfand des Friedens und der Rückkehr an den heimathlichen Herd zu suchen.

Das Unternehmen ist groß und Eurer würdig, wir werden es mit Hilfe des großartigsten militärischen und maritimen Aufwandes, der bis jetzt gesehen wurde, zu Stande bringen. Die vereinigten Flotten mit ihren 3000 Kanonen und 25,000 braven Matrosen, Euren nacheifernden Waffengefährten werden nach der Krim eine englische Armee bringen, deren hohen Werth unsere Väter achten lernten, eine Abtheilung türkischer Truppen, die unter Euren Augen ihre Proben abgelegt haben, und eine französische Armee, die ich mit Recht und Stolz die Elite unseres ganzen Heeres nenne. — — — Bald werden wir auf den Wällen von Sebastopol die drei vereinigten Flaggen mit dem Rufe: „es lebe der Kaiser!" begrüßen."

Der Armeebefehl wurde mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen und hat seinen Zweck nicht verfehlt. Führer und Soldaten waren von der Größe und Wichtigkeit ihrer Aufgabe überzeugt.

Ein Blokadegeschwader von 40 Dampfern und 30 Zwei- und Dreideckern ohne Marine-Soldaten und Landtruppen erhielt die ausschließliche Bestimmung, den Hafen von Sebastopol zu blockiren und das Auslaufen der dort geborgenen russischen Schiffe zu verhindern; 20 Schiffe waren mit Lebensmitteln und Munition für 90,000 Mann auf 6 Wochen befrachtet. Das Gros der Armada führte die Armeen und sollte unter dem Schutze der Schiffskanonen die Landung bewerkstelligen.

Die Schiffe des Avisogeschwaders warfen schon am 10—11. Septbr. bei Cap Baba (Eupatoria), Lag Lukul und Belbeg die Anker; am 13—14. fand dann bei Eupatoria eine größere Landung statt. Gleich nach der Landung bei Eupatoria erfolgte die Ausschiffung der Mannschaft des Gros der Armada beim Oldfort, 7 Meilen nördlich von Sebastopol.

Die Operationen in der Krim selbst zerfallen in 3 Hauptabschnitte:

1) von der Landung bei Eupatoria und Oldford bis zum Aufbruch vom Schlachtfelde an der Alma;
2) der Marsch von da über die Flüßchen Katscha und Belbeck bis vor die Nordhöhen Sebastopols, die sofortige Umgehung der Nordseite und der Flankenmarsch nach Balaklava 23—28. Septbr.;
3) die Operationen von letzterem Punkte aus zum Angriff und zur Beschießung Sebastopols von der Südseite — vom 28. Septbr. an.

17. Die Landung der Alliirten in der Krim und der Marsch nach der Alma 14—19. Septbr. 1854.

„Einer schwimmenden Stadt gleich, 25 Meilen lang, und 7—8 Meilen in der Breite sich ausdehnend durchschnitt die englisch-französische Flotte die schäumenden Wogen des schwarzen Meeres. Am 13. Septbr. — dem Jahrestage der Schlacht an der Moskowa — lag die Felsenküste der Krim vor uns. Die Schiffe waren in weit ausgedehnten Linien aufgefahren, ihre Fronte nahm eine Länge von mehr als zwei deutschen Meilen ein, und am fernen Horizont tauchten noch immer Maste und Segel auf, denn viele von den Transportschiffen waren zurückgeblieben und kamen als vereinzelte Nachzügler angeschwommen. Zu Eupatoria (14 Stunden nördlich von Sebastopol) landeten einige Tausend Engländer, Franzosen und Türken, denen sich die eben nicht sehr starke Besatzung der Stadt ohne Weiteres ergab. In der Nacht auf den 14. gingen die Flotten wieder unter Segel und warfen am Morgen in der Frühe vor einem an der Straße von Eupatoria nach Sebastopol 7—8 Stunden von letzterem entfernten in der Nähe des Ufers gelegenen Dorfe, dem alten Fort bei Kalamita Anker. Um 8 Uhr begann die Ausschiffung und schon um 8½ Uhr wehte die französische Flagge am Lande. In den ersten 22 Minuten hatten die Franzosen schon 6000 Mann gelandet. Sobald die Franzosen ein Regiment am Strand beisammen hatten, schickten sie eine Compagnie desselben zum Recognosciren aus; voraus Plänklerschwärme, diesen folgend die Colonnen, welche, sich entfaltend und ihre Fronten ausdehnend im Vormarschiren sich als ein allmählig ausbreitender Riesenfächer ausnahmen. Eine Stunde nachdem das Signal zur Ausschiffung gegeben worden war, hatten sie 9000 Mann an Land und ihre vorgeschobenen Posten waren nur mehr als winzige schwarze Punkte auf den 3—4 Meilen vom Strande entfernten Stoppelfeldern zu unterscheiden. Gegen Mittags 1 Uhr begann der Regen niederzuströmen und der Wind wirbelte die Meereswogen auf. Schon mußte die Ausschiffung der Pferde unterbrochen werden. Gegen Abend waren auch sämmtliche englische Truppen an Land, sowie die Pferde, Geschütze und Bagage. Am 15. schifften sich die Türken aus. Das Ufer beim alten Fort ist niedrig und sandig, etwa 8 Metres (27′) in's Meer hinein; bei stillem Wetter liegt eine Bank von 4 Metres Breite vor dem Wasserrand; rechts und links am Ufer liegen Sümpfe. Zwischen Letzteren ankerten die Flotten.

Gleich am ersten Tag kamen Tartaren, ächten Schlages, mit kleinen geschlitzten Augen, platter Nase und eckiger Figur. Sie trugen Turbane von Lammeswolle und Jacken von Schafsfellen mit der rauhen Seite nach Außen. Sie sprachen schlechtes Türkisch und gaben von den Russen, von denen sie auf's Sorgfältigste entwaffnet wurden, sehr willig Auskunft. Von ihnen erfuhr man, daß die Russen 20,000 Mann an der Cholera verloren.

Die nächstfolgende Nacht war für die Engländer eine harte. Man hatte

die Zelte nicht ausschiffen können. Des Abends erhob sich ein Wind und der Regen goß in Strömen herab. Um Mitternacht überschwemmte eine wahre Sündfluth die armen Soldaten. Offiziere und Soldaten lagen in wahren Wasserpfützen, mit durchweichter Bedeckung, ohne Feuer und Grog machen zu können, die Wechselwäsche verdorben. Der Divisionsgeneral Brown schlief unter einem umgestürzten Karren, der Herzog von Cambridge desgleichen; nur dem General Evans hatte sein Stabsmajor noch sein Zelt errichten können. Feinde traf man gar keine, nur eine Abtheilung Kosacken sah man in der Entfernung einer Viertelstunde. Ihnen wäre der in der Hitze auf sie galoppirende General Brown fast in die Hände gefallen, doch trug ihn sein schnelles Pferd wohlbehalten zurück. Trupps französ. Zuaven und Spahis kommen von ihren Streifereien zurück, Ochsen vor sich hertreibend oder Karren, mit Lebensmitteln beladen, nachziehend.

Am 19. Morgens wurde der Marsch nach der Alma angetreten. Die französische Armee bildete ein ungeheures, verschobenes Viereck, an dessen vorspringendem Winkel sich die erste Division, an beiden Seitenwinkeln die zweite und dritte, an dem hintersten die vierte Division befand, welcher das türkische Contingent voranging; die Bagage marschirte im Centrum. Die englische Armee deckte mit ihrer linken Flanke die französische, während sie auf ihrer rechten von der Flotte unterstützt war. Einen herrlichen Anblick gewährte es, die Armee und Flotte auf diese Weise beinahe in einer Linie sich vorwärts bewegen zu sehen. Das Land, durch welches der Marsch ging, ist eine ausgedehnte wellenförmige Ebene, ohne Baum und ohne Wasser, überwölkt vom herrlichen Blau des Himmels, von dem hell und glänzend die Sonne auf die blitzenden Linien der Bajonnete herabstrahlte.

Um 1 Uhr erreichte die Spitze der Colonne die Anhöhen, welche das Almathal beherrschen. Die russische Armee hielt auf den Anhöhen der gegenüberliegenden Ufer; man konnte ihre Reihen genau sehen, und die Escadronen ihrer Cavallerie zählen.

Beide Armeen bereiteten sich zur Schlacht. Die Nacht war ruhig. Von den Anhöhen der Alma glänzten Tausende von Wachtfeuern, in langen Linien dieselbe begrenzend."

18. Die Schlacht an der Alma am 20. Septbr. 1854.

Das Almaflüßchen schlingt sich in zahlreichen Windungen durch steile Anhöhen hindurch, durch ein tief eingeschnittenes felsiges Plateau, dessen Gänge westlich zur Meeresküste so steil abfallen, daß kaum Ziegen sie erklettern können. Besonders steil sind die südlichen Höhen des Almathales. Auf diesen hatte Fürst Menzikoff mit 42 Bataillonen, 16 Schwadronen und 84 Geschützen ein stark verschanztes Lager bezogen, um die von Eupatoria gegen Sebastopol anrückenden Alliirten hier zu erwarten und sie in fast unangreifbarer Stellung im Vormarsch gegen die Festung aufzuhalten. Ueberall waren die Höhen mit furchtbaren Redouten und Batterien gekrönt. Das Centrum der Schlachtordnung wurde am Rande des steilen Ufers gegenüber dem Dorfe

Burliuk gebildet. Der linke Flügel stand auf einer steilen Höhe etwa 2 Werste vom Meere entfernt, der rechte bildete den schwächsten Theil der Position. Hinter dem Centrum standen als Reserve drei Infanterieregimenter mit 2 Fußbatterien, 2 Husarenregimenter und 2 Cavalleriebatterien, hinter dem rechten Flügel ein Jägerregiment. Die Stellung der Russen war so vortheilhaft, daß Menzikoff an den Kaiser schrieb: „Ich erwarte die Franzosen in einer uneinnehmbaren Stellung, wären es ihrer 200,000, ich würde sie in's Meer werfen.“

Die Alliirten erschienen am 20. früh 6 Uhr an der Alma. Die starke Stellung der Russen gewahrend, wollten sie erst ihre Cavallerie, die sie von Varna her erwarteten, an sich ziehen und dann erst angreifen. Die Russen, wahrscheinlich durch Spione davon unterrichtet, eröffneten zuerst das Feuer und nun wollte St. Arnaud nicht länger säumen und befahl Mittags 11½ Uhr den Angriff. Franzosen und Türken standen auf dem rechten, die Engländer auf dem linken Flügel. Es wurden zwei Treffen formirt. Das erste Treffen bestand aus der 3. französischen und 3. englischen Division. Die Linien der Alliirten rückten gegen die Alma vor.

Die Russen hatten im Thale, das durch Bäume, Gärten und Häuser gedeckt ist, und im brennenden Dorfe Burliuk eine Menge wohlgedeckter Scharfschützen aufgestellt, welche die Spitzen unserer Colonnen mit sehr lebhaftem Feuer empfingen. Rasirend wirkten die russischen Geschütze von den dominirenden Höhen herab in den Reihen der Alliirten, weßhalb diese, um so bald als möglich unter den todten Winkel des russischen Artilleriefeuers zu kommen, rasch vorangingen. Mitten durch einen furchtbaren Bomben-, Kartätschen-, und Paßkugelregen schreitend stürzte sich eine Wolke von Plänklern und die geschlossenen Massen in die Alma, deren blutiggefärbte Wasser der todtbringende Hagel buchstäblich in Gischt und Schaum peitschte.

Gleichzeitig erschien die durch 8 türkische Bataillone verstärkte Division Bosquet auf den steilen Höhen in der linken Flanke der russischen Stellung und entschied, diesen Flügel umgehend und zurückdrängend, den Sieg.

Diese Division hatte längs an der Küste sich hinziehend mit der türkischen Division auf der einzigen gangbaren Furt an der Mündung des Flusses die Alma überschritten, die Soldaten standen dabei bis an den Hüften im Wasser und waren ununterbrochen dem Wellenschlage ausgesetzt, welcher glücklicherweise an dieser Stelle nicht sehr ungestümm war. Nachdem die Alma überschritten war, begannen die Truppen der Brigade Bouat die jenseitigen Felsen zu ersteigen. Der Fußpfad, der zu den Höhen führte, war so steil, daß die Offiziere sich mit den Händen an den Mähnen ihrer Pferde halten mußten, um nicht herabzufallen. Er war von vereinzelten, von der Seite her völlig unzugänglichen Felsen begrenzt und so schmal, daß er nur Mann für Mann zu passiren war. Die Zuaven stürzten nun mit der ihnen eigenthümlichen ungestümmen Begeisterung voraus und erkletterten mit fast unglaublicher Geschicklichkeit die fast senkrecht stehenden Felsen. Bald sah man sie rechts und

links am Rücken des Gebirges, bald höher, bald tiefer, wie sie sich mit den Händen an jeden Vorsprung des Bodens, an jeden Felszack klammerten und sich gegenseitig unterstützten. Binnen kaum 5 oder 6 Minuten erschienen auch schon die ersten Plänkler am höchsten Kamme des Gebirges und eröffneten unverzüglich das Feuer gegen etwa 50 Kosacken, die ihnen gegenüber am Plateau standen und eiligst die Flucht ergriffen.

Kaum hatten die ersten Zuaven die Anhöhen erreicht, so sprengte General Bosquet mit seinem Generalstabe durch den Hohlweg vor, den Feind und das Terrain zu recognosciren. Die Frage, ob auch Artillerie heraufgebracht werden könne, unterlag manchem Zweifel; der Commandant Barral übrigens erklärte, es sei möglich, jedoch nur im Galopp, da, wenn sie im Schritte führen, die Wagen unfehlbar in die Tiefe stürzen mußten, denn der Weg war an mehreren Punkten vom Wasser ausgespült und von breiten tiefen Rissen durchfurcht. Die Kanoniere legten deßhalb am Fuße der Anhöhen ihr Gepäck ab und erhielten Befehl, neben den Rädern zu bleiben, um dieselben emporzuhalten, wenn der Boden weichen sollte und mit den Säbeln in die Pferde einzuhauen, falls sie gar nicht oder im Schritte vorwärts gehen wollten. Auf das gegebene Zeichen galoppiren Geschütze und Munitionswagen vorwärts. Mannschaft und Pferde vereinigen sich zur verzweifelten Kraftanstrengung. Unter der Wucht dieser schweren Massen spaltete sich allenthalben der Boden, aber die Kanoniere hängen sich an die Räder, die tiefe und gefährliche Furchen in den Boden einschneiden; hie und da will eines der Pferde, am ganzen Leibe zitternd, stehen bleiben, aber nichts vermag die Bewegung aufzuhalten und General Bosquet stößt einen Freudenschrei aus, als er die ersten Geschütze auf der Höhe anlangen sieht. Einige Secunden darauf hallt ihr Donner über das Plateau.

Aber Fürst Menzikoff, welchem eine so unerhörte Kühnheit unglaublich schien, schickte in aller Eile 24 Geschütze ab, die französische Artillerie im Schach zu halten, da er nicht glauben mochte, daß bereits ein Theil der franz. Armee die Anhöhen erklommen habe.

Auf dem noch vor Kurzem so ruhigen und stillen Plateau sausten nun die Kugeln und krachten die Granaten; der Rauch wirbelte in dunkeln Wolken zum Himmel empor; die Schlacht hatte begonnen.

Bosquets Angriff auf den linken russ. Flügel unterstützten die französ. Dampfer, die südlich von der Almamündung so nahe als möglich an die Küste heranfuhren und die Höhen meisterhaft beschossen. Ueber den russ. Karrées und Batterien platzten die Bomben und zwangen die Russen sich aus der Schußweite der Dampfer zurückzuziehen, wodurch Bosquet das Ersteigen der Höhen wesentlich erleichtert wurde.

Die französische Artillerie rückte nun ebenfalls vor und richtete ein starkes Feuer gegen die russ. Batterien, welche sich auf den Abhängen staffelweise aufstellten, um ihre sich zurückziehenden Jäger zu unterstützen. Das Feuer der Russen war furchtbar. Die Vollkugeln sausten ringsum, die Erde aufwühlend, Staub, Koth und Sand um sich spritzend. Man sagt, die Russen hätten die

Entfernung aller wichtigen Punkte durch aufgepflanzte Stöcke und Ruthen markirt, um sicherer zu schießen. Die Infanterie erhielt daher Befehl, sich auf den Boden zu werfen, und die Armee verhielt sich eine kurze Zeit passiv, außer daß die Artillerie ein unablässiges Bomben-, Raketen- und Paßkugelfeuer ausgoß, welches die russ. Massen durchackerte. Sie wankten aber nicht, sondern gaben den franz. Kanonen mannhaft Antwort. Endlich schmetterte wieder das Signal zum Angriff. Unter Musketen- und Kanonenfeuer drangen in Geschwindigkeit die franz. Colonnen des ersten Treffens unaufhaltsam die Höhen heran und stürmen mit gefälltem Bajonnet und dem donnernden Rufe: „vive l'empereur!“ gegen die russ. Linien. Zuerst stießen sie auf die russischen Plänkler, die eben das Dorf Burliuk in Brand gesteckt hatten. Von allen Seiten züngeln die Flammen empor; von den Obst- und Baumgärten lagen ungeheure Garbenbündel, welche von den Kosacken zu Scheiterhaufen zusammengetragen und angezündet worden waren. Die unermeßliche Brandstätte entzieht dem Blicke der Angreifenden sowohl den Feind, den sie zu bekämpfen, wie auch den Raum, den sie zu durchschreiten haben; aber mitten durch die Rauchwolken setzen die unerschrockenen Bataillone ihren Weg fort, obgleich Kugeln und Granaten verheerend über den Boden hinstreifen, ihn mit Leichen und Verwundeten bedeckend. Endlich haben sie das brennende Dorf passirt und die Zuaven voran, dringen die Bataillone Mann gegen Mann kämpfend, unter einem Hagel von Eisen und Blei durch die Hohlwege hinauf an der beinahe senkrechten Uferböschung der Alma empor und die Russen, durch den unaufhaltsamen Angriff eingeschüchtert, ziehen sich langsam zurück.

Bei der Erstürmung der Höhen hat sich ganz besonders persönlich Canrobert ausgezeichnet und im kritischen Augenblick für die Franzosen den Kampf entschieden. Der General schob ein Bataillon Zuaven zur Linken, das Bataillon der Fremdenlegion zur Rechten vor und ging selbst mit dem Rest seiner Division voran. Der Feind von der Höhe eröffnete ein mörderisches Feuer: die Colonne stutzt, einen Augenblick zaudern und Alles ist verloren! Da erscheint der General in den vordersten Reihen der Tirailleurs und ermuntert sie mit dem Rufe: „allons mes braves, en avant! Les Russes fuient, ils sont à nous!“ „Vive Canrobert! erscholl es, vive la France, vive l'empereur!“ Unter mächtigem Schlachtenruf geht es wieder unaufhaltsam vorwärts. Neben Canrobert, dem eine Kugel die Epaulette wegreißt und eine andere den rechten Arm verwundet, ist General Binos an der Spitze des Bataillons der Fremdenlegion auf der Höhe angelangt und in einer Viertelstunde hat die ganze erste Division das Plateau erstiegen.

Die französischen Linien bildeten sich auf den Anhöhen, den linken Flügel der Russen mit Uebermacht drängend. Indessen war auch die Reserveartillerie mit einer Raschheit vorgerückt, die unbegreiflich erscheint, wenn man die Hindernisse des Flüßchens und die steilen Anhöhen in Erwägung zieht. Sie begann ein mörderisches Feuer, das der auf allen Punkten geschlagene, auf die Plateau's zurückgeworfene Feind mit einem starken Kanonen- und Gewehrfeuer erwiederte, welches mit seinem definitiven Rückzug in sehr schlechter Ordnung

endigte. Einige Cavallerie hätte hingereicht, den Rückzug in eine wilde Flucht zu verwandeln; die Russen warfen, um besser laufen zu können, ihre Tornister und Gewehre weg, deren letzterer sie 10,000 auf dem Boden ließen. Die Nacht brach herein, die Truppen waren ermattet, die Munition der Artillerie begann sich zu erschöpfen; Abends 6 Uhr schlugen die Franzosen im Bivouak der Russen ihr Lager auf und St. Arnaud bezog das Zelt Menzikoffs, der sich so sicher wähnte, daß er seinen Wagen zurückließ, der mit seinem Portefeuille und seiner Correspondenz den Franzosen in die Hände fiel.

Die Schlacht war gewonnen; St. Arnaud und Raglan umarmten sich auf dem leichenbedeckten Schlachtfelde.

Vier Stunden hatte die mörderische Schlacht gedauert, in der 60,000 Alliirte und 50,000 Russen einander gegenüber standen. 5000 russische Leichen deckten den Wahlplatz; die Anzahl der gefallenen Offiziere zu ermitteln, war schwierig, da diese wie die Soldaten, um nicht erkennbar zu sein, mit groben Soldatenmänteln bekleidet waren. Die Franzosen verloren etwa 4000, die Engländer 1200 Mann, worunter 57 Offiziere. General Canrobert wurde durch einen Bombensplitter an Brust und Hand leicht verwundet. General Thomas erhielt eine Kugel in den Unterleib, eine schwere Wunde.

Besonders ausgezeichnet haben sich in der Schlacht die Zuaven der Division Bosquet, die mit unglaublicher, katzenähnlicher Fertigkeit die steilen fast senkrecht abfallenden, kaum von Ziegen erkletterbaren Abhänge des Plateau's erklommen und durch ihr Erscheinen in der linken Flanke der Russen diese, die eine Truppenbewegung in einem solchen Terrain nicht möglich ahnten, verblüfft haben.

Nicht minder tapfer erwiesen sich die Engländer. In bewunderungswürdiger Ordnung, unter dem Feuer der Kanonen, griffen die Engländer die russ. Stellungen an, nahmen sie und vertrieben die Russen. Besonders tapfer zeigte sich im ersten Treffen das 23. Füselierregiment, von dessen 700 Mann nur 300 übrig blieben und von dessen 32 Offizieren 27 den Heldentod starben. Im zweiten Treffen thaten sich besonders die englischen Garden und die Hochländer hervor, die zuletzt nur den Kolben brauchten und die Russen buchstäblich niederschlugen. Ein englischer Fähnrich pflanzte unter dem Feuer des Feindes seine Standarte auf, um den Seinigen das Zeichen zu geben, wo sie Stellung nehmen müßten. Da springt ein Russe aus den Reihen, tödtet den Engländer und nimmt die Standarte, aber ein anderer Engländer sieht dieß, läuft dem Russen den Weg ab, entreißt ihm die Fahne und bringt sie zu den Seinen, wo er, von 7 Kugeln durchbohrt, niedersinkt.

Als die englische leichte Division mitten unter dem dichtesten Kugelregen einen Weinberg passirte, um die Höhen zu erstürmen, waren die guten Jungen so durstig und kaltblütig dabei, daß sie sich beim Vorrücken unreife Trauben abpflückten und in den Mund steckten.

Auch die Türken hielten sich brav Alle Truppen haben glänzend ihre Pflicht erfüllt.

Von den Generalen wird besonders Lord Raglan gerühmt. Er zeigte

eine antike Tapferkeit und im dichtesten Kugelregen die ihn stets charakterisirende Ruhe. Prinz Napoleon nahm an der Spitze seiner Division unter dem Feuer der russischen Batterien das große Dorf Alma und den glänzendsten Antheil an dem Kampfe auf dem Plateau, so daß der Marschall den Prinzen auf dem Schlachtfelde vor seinen Truppen beglückwünschte. Auf den Prinzen rollte eine verlaufende Kugel eben los; der Adjutant Leblanc rief ihm noch zu rechter Zeit, sich auf die Seite zu werfen; der Prinz blieb unversehrt, dem Adjutanten aber ward das Bein zerschmettert. Bosquet stand mit seiner Division lange Zeit dem Feuer von 5 Batterien ausgesetzt. General Thomas wurde schwer verwundet, in dem Augenblicke, als er seine Truppen mit dem Bajonnet gegen eine russische Batterie führte.

Bei der 2. Brigade zeichnete sich ganz besonders aus Lieutenant Poitevin vom 39. Linienregimente. Er pflanzte die Fahne seines Regiments auf dem Telegraphengebäude auf, welches den Mittelpunkt der Vertheidigung der Russen bildete. Dort stand er eine Weile stolz allein, umringt von einem Haufen russischer Scharfschützen — dann fällt er von einem Datzend Kugeln getroffen.

Das Schlachtfeld an der Alma beschreibt uns ein britischer Militärarzt in seinem Bericht folgendermaßen: Die letzten zwei Tage befand ich mich buchstäblich in einem Meere von Blut. Ich hatte die auf der Wahlstatt liegen gebliebenen Russen zu besorgen. Jede Beschreibung würde hinter den Schrecken des Krieges zurückbleiben. Todte, Sterbende, zuckende Pferde, umgestürzte Kanonen und Wagen, kopflose Rümpfe, Körper ohne Arme und Beine, Verstümmelung jeder Art und Größe — es war ein grausenhaft wüstes Durcheinander, daß mir das Blut noch bei der Erinnerung in den Adern stockt. Jede Hütte und jeder Schuppen, der nur zu finden war und noch aufrecht stand, wurde zu einem Operationssaal improvisirt. Von regelrechtem Verband war keine Rede. Unsere wundärztlichen Bivouaks erkannte man meist an den abgeschnittenen Armen und Beinen, die umherlagen. Zwei Tage nach dem Kampf sah die Wahlstatt wahrhaft wie eine Schlachtbank oder eine Fleischerbude aus. In den Redouten lagen die Russenleichen buchstäblich zu Hauf. Wie groß der russische Verlust war, weiß bis jetzt Niemand. Ich selbst zählte auf weniger als 3 Hufen Landes 400 russische Leichen und die Zahl ihrer Verwundeten zu berechnen bin ich außer Stande. Ihre flehenden Bitten, wenn ich durch sie hinschritt, waren herzzerreißend, kaum hatte ich einen besorgt, so wurde mir der Hilferuf von 20 andern Umherliegenden in unverständlichen Tönen zugewimmert. Es kamen ganz absonderliche Blessuren vor. Einen Soldaten traf eine Miniekugel in die Mitte des Rockknopfs. Der Knopf drang wohl etwas zwischen den Rippen in's Fleisch, rettete aber doch dem Manne das Leben. Einer der armen Jungen wurde von einer Kanonenkugel getroffen, als er eben den Arm aufhob. Die Gewalt der Kugel trieb den Arm und die Hand durch seinen Leib hindurch. Ein russischer Offizier lag todt ausgestreckt. Zwischen seinen Beinen kauerte ein Hund und ließ sich nicht von seinem Platze wegbringen. Ein Anderer, kaum dem Knabenalter ent-

[illegible], lag nur wie zum Gebet gefalteten Händen [illegible] auf dem [illegible]geschmückten Felde.

19. St. Arnaud, † 29. Sept. 1854.

Kurz nach der Schlacht — am 29. September — starb, [illegible] Jahre alt, der Oberbefehlshaber der französischen Armee, Marschall St. Arnaud. Er starb auf der See an Bord des ihn nach Constantinopel führenden Dampfers.

Werfen wir einen Rückblick auf die Laufbahn des todten Marschalls, so finden wir nicht überall Erbauliches, vielmehr soll sich St. Arnaud in früheren Zeiten schwere Fehltritte haben zu Schulden kommen lassen. Der Krieg in Algerien war seine Schule, aber er gehörte nicht zu den berühmten Zöglingen derselben. Desto mehr empfahl er sich durch seinen Charakter und seine Entschlossenheit, und als der Kaiser die Zeit des Staatsstreiches gekommen wähnte und nach den tauglichsten Werkzeugen zu demselben suchte, da begriff er auf der Stelle, daß St. Arnaud der Mann sei, dem Alles mit ihm auf eine Karte zu setzen. Um ihm einen Namen in der Armee zu machen, stellte er ihn an die Spitze einer Expedition nach Kabylien, die gar nicht mißlingen konnte. Hierauf ernannte der Präsident ihn zum Kriegsminister. Als solcher trat er in der bekannten Weise in den Dezembertagen auf. Aus dieser Zeit soll er Briefe und Befehle von der Hand L. Napoleons besessen haben, die dieser zurückzuerhalten sich immer vergebens bemüht habe.

Oberbefehlshaber der Orientarmee hat er doppelt trotz seiner zerrütteten Gesundheit Talente und eine sehr merkwürdige Thätigkeit entfaltet. In Varna wurde er von einem bösartigen Fieber befallen und bekam sogar zweimal Choleraanfälle. In der Krim beherrschte er heldenmüthig die Krankheit, um seine hohen Functionen als Oberbefehlshaber zu verrichten. Das Gefühl der Militärehre und die Ruhmesliebe scheinen allein seine moralische Kraft gegen die körperlichen Leiden, womit er behaftet war, aufrecht gehalten zu haben, und so leitete er die Schlacht an der Alma, indem er sagte: daß ein Marschall von Frankreich auf dem Pferde zu sterben wissen soll. Zwei Adjutanten mußten stets ihm zur Seite sein und ihn auf dem Pferde festhalten.

„Ich erhalte mich," schrieb er an den Kriegsminister, „zwischen den Leiden, den Krisen und der Pflicht und bleibe zwölf Stunden zu Pferde am Tage einer Schlacht."

Der Marschall starb nach einem Siege, den Feind vor sich fliehen sehend. Es ist dieß ein glorreicher und eines Kriegers würdiger Tod. Nicht uninteressant sind die letzten Momente seines bewegten, thatenreichen Lebens.

Nach der Schlacht stellte man hinter dem Telegraphenthurm zwei Cantinen auf, um den Oberbefehlshaber gegen den Wind zu schützen, breitete einen Bündel Heu auf dem Boden aus und legte einen rothen Spahimantel darüber. Da lag er auf dem blut- und rauchbedeckten Schlachtfelde mit blassem, von der Krankheit grausam durchfurchtem Antlitz. Das körperliche Leiden schien nur die letzte Stunde des Kampfes abgewartet zu haben, um wieder über sein Opfer herzufallen, aber sie berührte nur den physischen Theil,

die moralische Energie des Feldherrn war ungebrochen. Von Zeit zu Zeit erhob er sich mit halbem Leibe, um Befehle zu ertheilen oder Rapporte anzuhören. Es war ein interessanter, aber trauriger Kampf des Willens gegen den Tod, ein Ringen der Energie mit der Erschöpfung, ein heroisches ergreifendes Bild.

Allein alle Hartnäckigkeit half nichts, die Cholera machte reißende Fortschritte. Im Laufe der Nacht des 26—27. Septembers trat eine solche Erschöpfung der Kräfte ein, daß der Marschall beschloß, den Oberbefehl an Canrobert abzugeben. Noch in der Nacht ließ er ihn rufen, und als er in's Zelt trat, sprach er, bereits den grauenvollen Stempel des Todes auf dem energischen Angesicht, mit schwacher Stimme: „General, durch meinen Gesundheitszustand genöthigt, übergebe ich Ihnen das Commando; ich entsage ihm mit minder schwerem Herzen, da ich es in Ihre Hände lege," und reichte dem tiefgerührten General die Hand.

Am 29. September 4 Uhr Nachmittags starb er an Bord des „Berthollet," welches Schiff dem persönlichen Dienste des Marschalls gewidmet war und das seine Leiche nach Constantinopel und von da nach Paris brachte, wo er in der Kirche der Invaliden an der Seite jener berühmten Feldherrn ruht, auf die Frankreich so stolz ist.

Der Biographie St. Arnauds folge würdig die seines Gegners Fürst Menzikoff und seines Nachfolgers, des General Canrobert, sowie des englischen Obergenerals, des Lord Raglan.

20. Fürst Menzikoff,

eine der höchst gestellten Persönlichkeiten in Rußland, ist ein Urenkel des berühmten Danielowitsch Menzikoff, jenes Günstlings Peters des Großen, der anfänglich vor der Pforte des Zarenpalastes Pasteten feil bot, später aber die höchsten Stellen des Kaiserreiches bekleidete und endlich als Verbannter in Sibirien starb.

Fürst Alexander Menzikoff, Oberbefehlshaber der russischen Armee in der Krim wurde 1789 geboren und noch sehr jung auf die Dresdener Universität geschickt, wo er die Rechte studirte; bei seiner Rückkehr nach Rußland wurde er eine Zeitlang bei der Diplomatie verwendet, trat aber 1809 als Offizier bei der Gardeartillerie ein und nahm 1813—15 als Adjutant des Kaisers Alexander an den Feldzügen Theil. Politische Fragen entfernten ihn später vom Hofe, aber nach der Thronbesteigung Nicolaus I. stieg er rasch in der Gunst des neuen Herrschers und wurde 1827 als Gesandter nach Persien geschickt. Das hochfahrende, geringschätzende und herrschsüchtige Wesen des Fürsten bildete einen grellen Gegensatz zu dem gewöhnlich so einschmeichelnden, ausweichenden und versöhnlichen Auftreten der Diplomatie. Aber der Zar wollte Krieg und Menzikoff erreichte seinen Zweck. Er war daher auch der rechte Mann, als man die Pforte zum Kampfe reizen wollte und er benahm sich in Constantinopel auch in einer Weise, die den Zweck seiner Sendung, den Krieg zur Folge haben mußte.

Die wichtige Rolle, welche ihm in der Krim zufiel, machte ihn zu einer Hauptperson in dem großen Drama des Orientkriegs.

21. Canrobert.

St. Arnaud's Nachfolger im Oberbefehl war General Franz Certain Canrobert, 1809 im Lotdepartement geboren. Im November 1826 trat er in die Schule von St. Cyr und verließ dieselbe nach 2 Jahren. Im Jahr 1832 ging er als Lieutenant nach Algier und nahm alsbald an der Expedition von Maskara rühmlichen Antheil, zeichnete sich bei der Verproviantirung von Tlemzen, dem Treffen von Sidi Yekub an der Tafna und am Sikkrok aus und wurde 1837 zum Capitän befördert. Beim Sturm auf Konstantine erhielt er als Ordonnanzoffizier des Obersten Combes an dessen Seite einen Schuß in's Bein und kehrte, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, 1839 nach Frankreich zurück.

Im Oktober 1840 zum 6. Jägerbataillon versetzt, kam er zum zweiten Male nach Afrika. Er kämpfte bei Muzaia und Gentas und wurde Bataillonschef im 15. leichten Regiment. Im Mai 1842 befehligte er das 5. Jägerbataillon; begleitete den damaligen Oberst Cavaignac auf der Expedition von Uaren-Senis und gehörte zu der Colonne, welche unter General Baurjolly die Flitas und Kabylen von Garbussa züchtigte. Im Jahr 1843 wurde er zum Offizier der Ehrenlegion befördert. Oberst St. Arnaud, welcher 1845 den Oberst Cavaignac im Commando von Orleansville ablöste, verwendete ihn gegen Bu-Maza; im Treffen von Bahl hielt er mit 250 Mann gegen 3000 Feinde Stand. Er hielt in Tenez den Anlauf der Kabylen aus, und als endlich nach einem ununterbrochenen Kampf von 8 Monaten das Land beruhigt war, wurde er zum Oberst ernannt, als welcher er das 2. Linienregiment und später das 2. Regiment der Fremdenlegion befehligte. Im Jahr 1848 erhielt er das Commando über eine starke Colonne, welche die Bergbewohner von Aures unterwerfen sollte. Er überfiel den Feind am Fuße des Dschebel Schelia und machte den Bey Achmet zum Gefangenen. Von diesem Zuge zurück übernahm er den Befehl über das Zuavenregiment in Aumale und unterwarf in einer neuen Expedition die Kabylen von Dschurschura. Die Ereignisse der Zaatscha riefen ihn 1849 von Aumale ab und sein Zug dorthin brachte ihm neuen Ruhm, denn die Cholera wüthete unter seinen Truppen und dennoch schlug er sich durch die Reihen des Feindes und warf unterwegs sogar eine Verstärkung in das hartbedrängte Bou-Sada. Dieß Unternehmen glückte Canrobert durch eine hübsche gelungene List. Er marschirte mit einer kleinen geschwächten und erschöpften Colonne und sieht sich plötzlich von einer beträchtlichen Anzahl von Feinden umgeben, die ihm den Weg versperren und die Besatzung der Stadt Bou-Sada eingeschlossen halten. Trotz der Ungleichheit der beiderseitigen Streitkräfte ging Oberst Canrobert dennoch entschieden auf die feindlichen Truppen zu mit dem Rufe: „Lasset mich durch, denn ich bringe Euch einen Feind mit, der Euch Alle ausrotten wird, die Pest!“ Die Araber, durch diese Worte in Schrecken versetzt, wichen scheu zurück und ließen

die kleine Colonne weiter ziehen, was Canrobert benützte, einige Verstärkungen nach Bou-Sada zu werfen. In Zaatscha commandirte er eine der Angriffscolonnen; von 4 Offizieren und 16 Soldaten, die mit ihm die Bresche erstiegen, fielen 16 todt oder verwundet neben ihm. Die That brachte ihm das Commandeurkreuz der Ehrenlegion. Nachdem er sich abermals im Treffen von Narah ausgezeichnet, wurde er 1850 zum Brigadegeneral befördert, nach Paris gerufen. Er befehligte dort eine Infanteriebrigade, wurde als Adjutant dem damaligen Präsidenten der Republik beigegeben und mit Beibehaltung dieser Funktionen im Januar 1853 zum Divisionsgeneral ernannt. In der Orientarmee commandirte er bis zum Tode St. Arnaud's die erste Infanteriedivision.

Doch scheint er während der Belagerung nicht die Zufriedenheit des Kaisers erworben zu haben, der ihm auf Ansuchen am 16. Mai 1855 den Oberbefehl abnahm und an General Pelissier übertrug.

Wir finden ihn später wieder im Kriege in Italien 1859 als Kommandanten des 3. italienischen Corps.

22. Lord Raglan.

Lord Raglan, früher unter dem Namen Fizroy (James Henry Somerset) bekannt, ist am 30. September 1788 geboren und seit 1804 im Dienste, war im Jahr 1809 Adjutant und Sekretär Wellingtons im Kriege auf der iberischen Halbinsel und machte alle in diesem Kriege vorgefallenen Schlachten und Gefechte mit. Im Jahre 1811 wurde er Major, 1812 Oberstlieutenant. Nach Napoleons Rückkehr von Elba machte Raglan die Schlacht von Quatre Bras und von Waterloo mit, wo er den rechten Arm verlor, worauf er sich aus dem aktiven Dienst zurückzog.

Im Jahr 1815 wurde er zum Obersten und Generaladjutanten des Prinzregenten ernannt und zugleich Commandeur des Bathordens.

Später bekleidete er die Stelle eines Artilleriedirektors, wurde 1824 Generalmajor, 1833 Generallieutenant und endlich Artilleriedirektor. Er gehörte der Torypartthei an.

23. Marsch nach Balaklava und das Landen der Belagerungsgeschütze in Balaklava.

Die Schlacht an der Alma hatte das Vertrauen der alliirten Armee verdoppelt und sie mit Siegeshoffnungen erfüllt. Die Russen ihrerseits waren durch die Almaschlacht so sehr entmuthigt, daß sie ohne Halt zu machen sich nach Sebastopol zurückzogen. Sie versenkten alle ihre quer über den Hafen hin geankert liegenden Schiffe, so daß die Mastbäume mehr oder weniger über den Meeresspiegel herausragten und der Eingang des Hafens vollkommen gesperrt war.

Indessen waren die Alliirten am 23. nach der Katscha, einem kleinen Flüßchen südlich von der Alma, aufgebrochen und am 24. setzten sie ihren

Marsch nach dem Belbeck fort, den sie bei Oturkoi — 4 Stunden von seiner Mündung — überschritten. Einen erfrischenden Eindruck auf die Truppen machte das liebliche Thal des Flusses mit seinen schönen Pflanzungen und seiner reichen Vegetation; das ganze Thal schien eine Reihe von Gärten und Häusern, Parks und Villen. Dazu hatten die Russen gegen ihre Gewohnheit Nichts abgebrannt; nur waren die Einwohner geflohen. Die Zuaven brachten Früchte und Trauben, wie vom verheißenen Lande, und riesige Kohlköpfe &c., einige waren sogar geschickt genug, ihre Flaschen mit herrlichem Wein zu füllen.

Am 25. setzte die alliirte Armee ihren Bogenmarsch durch hügeliges Land fort, am 26. marschirten sie an der Tschernaja hinauf, überschritten sie und schlugen an ihrem südlichen Ufer das Lager auf. Hier bekam die französische Armee zuerst die Nachricht von dem Uebelbefinden und der Abfahrt des Marschalls St. Arnaud. Am 27. September Morgens nahmen die zwei ersten Divisionen eine Recognoszirung gegen Sebastopol vor, von der sie um 4 Uhr in's Lager zurückkamen.

Die Stadt Sebastopol, gegründet im Jahre 1786, steht an der Stelle des vormaligen Tartarendorfs Akhtiar (weißer Fels) und wird daher von den Tartaren noch jetzt so genannt. Sie ist auf einer zwischen zwei Buchten liegenden Anhöhe erbaut. Sebastopol bot in seiner staffelförmigen Bauart auf weißem kahlen Felsen einen traurigen und zugleich seltsam überraschenden Anblick; über das Häusermeer ragte die schöne Cathedrale und der Admiralitätsthurm mit seinen dicken Säulen empor; hie und da tauchte das Grün sorgfältig gepflegter Gärten auf, deren Pflanzen aber verkümmert und mit Staub bedeckt schienen. Auf den hohen senkrechten Kreidefelsen, welche die Rhede beherrscht, hat man eine weite Aussicht; das Meer erstreckt sich an den äußersten Horizont und tief unten erblickte man den Hafen, die Arsenale, Munitionsmagazine, Docks und Zimmerplätze. Die Hügel zu beiden Seiten des Kriegshafens haben, soweit das Auge reicht, ein düsteres ödes Aussehen.

Während so die Stadt an und für sich kein freundliches Bild gewährt, ist die Lage Sebastopols als Kriegshafen unvergleichlich. Ein Meerarm von stattlicher Breite erstreckt sich tief in die Westküste von Taurien. Der dadurch gebildete etwa 2 Stunden lange herrliche Hafen hat den sichersten Ankergrund, ohne Felsen und Klippen und ist gegen alle Stürme geschützt. Der große Hafen verzweigt sich in vier kleinere äußerst günstig gelegene Buchten, zwischen deren zweien — der Quarantaine- und Kielbucht — die Stadt liegt. Zum Schutze des Hafens ließ Kaiser Nikolaus vier starke Forts anlegen. Das Fort Constantin und Alexander, das eine auf der Nordküste, das andere auf der Westseite der Artilleriebucht sollten den großen Hafen vertheidigen, während 2 Batterien bestimmt waren, die Kriegsschiffe, welche sich der südlichen Bucht oder der Karabelnoja nähern würden, in den Grund zu bohren.

Bei dieser ungemein günstigen Lage hat der Kriegshafen jedoch den großen Nachtheil, daß er von Schiffswürmern wimmelt. Das Holzwerk eines Kriegsschiffes wird zuweilen in 2 Jahren von diesen Insekten völlig zernagt.

Beim Anblick der Stadt, deren grüne Dächer wie Smaragde in der Sonne

glänzten und des Hafens, wo die versenkten Schiffe lagen, schlugen die Herzen der Heerführer und Soldaten vor Freude, Ungeduld und stolzem Selbstgefühl. Die Recognoscirungsabtheilungen kamen der Stadt auf 4 Kilometer nahe und fanden blos einen schwachen Wall, doch hatten die Russen einige Erdwerke zum Schutze der Stadt von der Südseite aufgeworfen.

Am 28. September war die französische Armee nach 1½stündigem Marsche im Bereich von Balaklava angekommen und in Verbindung mit der Flotte, die indessen den Chersonnes umsegelt hatte.

Die englische Armee bildete auf dem Marsche von der Katscha nach Balaklava den linken Flügel der Orientarmee. Nachdem auch sie den Belbeck überschritt, wandte sie sich gegen das Thal von Inkermann — bekanntlich das Thal, in welchem der von den Südhöhen der Halbinsel herabkommende Tschernaja oder schwarze Fluß dem Hafen von Sebastopol zufließt und in welchem die Sebastopol mit dem Quellwasser des Gebirgsthals von Baidar speisende Wasserleitung sich befindet. Am Mittag den 26. setzten sie ihren Flankenmarsch nach der Südseite fort und sonderbarer Weise schickte der englische Obergeneral einen Theil seiner Artillerie ohne Bedeckung durch Waldungen voraus. Um ein Haar hätte diese Anordnung unheilvolle Folgen gehabt, denn als die Spitze der Engländer die Hauptstraße bei der Mackenzie-Farm erreichte, war eben eine starke russische Colonne vorübermarschirt. Zum Glück für die englischen Batterien hatten die Russen außer Acht gelassen, die Straßen abzusuchen und hatten ruhig ihren Marsch nach Baktschi-Sarai fortgesetzt.

Die englische Armee erschien am 26. Morgens auf den Höhen vor Balaklava und 24 Stunden später — am Morgen des 27. — vereinigte sich die französische Flotte mit ihr. In demselben Augenblicke, wo die französischen Truppen in dem kleinen Hafen ankamen, erschienen von der Seeseite die Linienschiffe „Napoleon" und „Charlemagne," welche fünf Schiffe mit Lebensmitteln im Schlepptau führten.

In Balaklava begann nun sogleich die angestrengteste Thätigkeit. Die Landung der schweren Belagerungsgeschütze war eine wahre Herkulesarbeit. Lange Reihen von Soldaten reichten die gelandeten Kanonenkugeln von Hand zu Hand. Die schweren 32-pfündigen Schiffskanonen wurden mit Hülfe von Krahnen auf das Ufer gelassen; wie ein Geschütz den Boden berührte, sprangen 50 Blaujacken (Matrosen) herbei und schleppten es mit dem lärmenden Jubelruf, durch den sich Bruder Theer auszeichnet, den steilen Weg hinauf. Bruder Theer (Jack) hat sich bei dieser Höllenarbeit sehr nützlich bewiesen. Man kann ihm gar nichts vorwerfen, als daß er gar zu stark ist. Die schwersten Karren reißt er wie Spielzeug in Stücke. Die Munitionswagen ladet er, ehe man sich umsieht, so hoch und so voll, daß die Pferde unter der Last erliegen, denn er kann nicht begreifen, daß man „den Anker lichte, bevor der Schiffsraum satt" ist. An den Zugseilen zerrt er, daß sie wie Seidenfaden reißen und gebrechliche alte Fuhrwerke „steuert" er mit Dampfgeschwindigkeit bergauf bergab, bis sie „scheitern" und in Trümmer gehen. Mancher Kugel- und Bombenhaufen im Straßengraben dient als Denkmal solcher „Schiffbrüche,"

aber Jacks guter Humor bei diesem „Ulk am Lande“ bleibt unerschöpflich und mit größter Bereitwilligkeit kehrt er aus dem Lager in den Hafen zurück, wenn man ihm sagt, daß die massive Ladung vor Abend an Ort und Stelle sein muß. Es war eine wahre Lust, einem Haufen dieser Bursche zu begegnen, wie sie eine Kanone nach dem Lager „rudern.“ Von weitem schon klingt der rauhe Chorgesang über den Berg herüber. Wie sie näher kommen greint die Melodie einer unverkennbaren Goszortfiedel, gepaart mit dem Quicken der Seemannspfeife und weckt ein erstauntes Echo in den fremden Krimthälern. Eine Staubwolke zeigt, daß sie da sind mit der Monstrekanone in ihrer Wiege; „hei o!“ geht es bergauf unter den komischsten Ausrufungen und Flüchen von 30 Theerjacken, alle rotherhitzt von der tüchtigen Anstrengung, während der anführende Offizier sich bemüht, ihre übertriebene Energie zu mäßigen, oder den 2, 3 behaarten Herkulessen, die mit Weinlaub am Hut oder Blumen im Haar rittlings auf der Kanone sitzen, zuredet, abzusteigen und ihre Musik einzustellen. Das Erstaunen, mit dem die pelzmützigen, krimischen Tartaren im Vorübergehen die wunderliche Erscheinung anglotzten, hatte etwas Spaßhaftes; aber Türken oder Tartaren, Russen oder Griechen sind unserem Jack alles eins; jeden Fremden, der vorübergeht, grüßt er mit dem Universalschibboleth: „Bono! Bowno! Johnny!“

24. Eröffnung der Belagerungsarbeiten, 9. October.

Südlich von Sebastopol breitet sich ein weites Plateau aus, von tiefen steilen Schluchten durchschnitten; die durch diese Schluchten gebildeten Contreforts beherrschen von allen Seiten die in einer trichterförmigen Vertiefung liegende Stadt. Auf diesem Plateau lagerten die Alliirten.

Die rechte Flanke der Armee ist durch die sogenannte „Engländerschlucht,“ das in's Tschernajathal führende Defilee, durch den schwarzen Fluß selbst und die anstoßende Sumpfgegend wirksam gedeckt. Das Inkermanthal ist eine tiefe, etwa eine Meile breite Schlucht, gebildet durch den schwarzen Fluß (Tschernaja) vor seiner Mündung in das westliche Ende des Hafens von Sebastopol; das Thal ist in der That nur die Fortsetzung des tiefen Seeeinschnitts, den der Hafen selbst bildet. Auf der östlichen Seite dieses Thales zeigen die Ruinen von Inkerman noch deutliche Spuren von Befestigungen, welche hier Genueser und Griechen einst aufgeführt. Durch das Thal und parallel mit dem Strom läuft die Wasserleitung, die die Docks und einen Theil der Stadt mit frischem Wasser versorgt, und so jähe steigen die Felsen über der Schlucht auf der westlichen Seite empor, daß der Aquadukt bei der Wendung gegen den Hafen zu durch einen 300 Ellen langen, in den soliden Felsen gehauenen Tunnel geleitet werden mußte. Etwas eine englische Meile südlich von diesem auf einer senkrecht über das Thal sich erhebenden Anhöhe lagerte die erste Division der brittischen Armee. Sie bildete daher die äußerste Rechte der gesammten alliirten Macht, und ist durch eine steile, dem Feinde unzugängliche Felsenwand gesichert.

Die französische Armee bildete die linke Seite der Position der Alliirten und

dehnte sich bis an die Küste im unmittelbaren Süden von Sebastopol, wo die tiefen und schiffbaren Buchten, die besten Bequemlichkeiten zu Landung von Belagerungsgeschütz und Vorräthen boten.

Am 9. October wurde der Befehl zur Eröffnung der Laufgräben gegeben. Die Arbeiter sollten in einer Entfernung von 800 Meter von der Festung eine Art bastionirter Front bilden, auf welcher 5 gleichzeitig feuernde Batterien errichtet werden sollten.

Beim Einbruch der Nacht stellte man die Arbeiter an, die die Laufgräben eröffnen sollten; 1600 Mann waren dazu bestimmt.

Sechs Compagnien kriechen, die Unebenheiten des Bodens benützend, in den Vertiefungen vorwärts. Der Himmel ist heiter und der Mond verbreitet seinen matten Schimmer über das ganze weite Plateau. Als diese Compagnien der vom Geniecorps bezeichneten Linie bis auf 20 Schritte nahe gekommen sind, legen sie sich auf den Boden nieder; sie senden in der Stille kleine Posten vor. Jeder Mann häuft einige Steine vor sich auf; er hält sein schußfertiges Gewehr in der Hand und richtet seinen forschenden Blick auf den Horizont, der sich in fernen dunklen Umrissen ausbreitet.

Jeder Arbeiter hat einen Schanzkorb mitgebracht, der von einem Genieoffizier aufgestellt wird. Auf dem Erdboden liegend, ihre Werkzeuge und Gewehre in der Hand haltend, warten sie. Das Zeichen wird gegeben — 800 Hacken dringen in den felsigen, widerstrebenden Boden ein. Die Erde wird in die Schanzkörbe geworfen. Es herrscht eine unheimliche Stille und man hört Nichts als das Geräusch der in den Boden dringenden Hacken. Um 6 Uhr Morgens hatten die Laufgräben bereits eine Ausdehnung von 1000 Meter und eine hinlängliche Tiefe, um die Soldaten vor dem Feuer der Festung zu schützen.

Damit war es begonnen, das Riesenwerk, das 11 Monate hindurch unter Prüfungen, Leiden, Hoffnungen und Täuschungen fortgesetzt werden sollte, ohne daß die rüstigen Arbeiter, die tapferen Streiter den Muth verloren und das endlich mit dem Falle der stolzen Festung endete!

In den folgenden Nächten suchten die Russen die Arbeiten durch heftiges Feuer zu stören. Die ganze Festung schien mit einem Feuerkranz umgeben; die Erde bebte unter dem Krachen der Geschütze; eine Masse Wurfgeschosse jeder Art fällt prasselnd nieder, wie kolossale Schlossen bei einem Ungewitter. Indessen arbeiteten die rüstigen Arme der Soldaten Tag und Nacht an der Vergrößerung und Befestigung der Laufgräben; sie machen die Brustwehren dicker und fester, denn die Belagerer haben ja kein anderes Schutzmittel gegen das furchtbare Feuer der Festung. Hier werden Kugeln aufgeschichtet, dort Schießscharten für die Scharfschützen der Infanterie eingeschnitten, dort werden Felsen gesprengt und Verbindungs- und Seitengänge hergestellt. Das ganze Plateau gleicht einem emsig beschäftigten Ameisenhaufen.

Aber auch die Russen blieben nicht unthätig. Der Geniecapitän Tottleben (geb. 25. Mai 1818 in Mietau, jetzt Generaladjutant des Kaisers) that Alles, um die russischen Vertheidigungswerke an der schwach befestigten Land-

endigte. Einige Cavallerie hätte hingereicht, den Rückzug in eine wilde Flucht zu verwandeln; die Russen warfen, um besser laufen zu können, ihre Tornister und Gewehre weg, deren letzterer sie 10,000 auf dem Boden ließen. Die Nacht brach herein, die Truppen waren ermattet, die Munition der Artillerie begann sich zu erschöpfen; Abends 6 Uhr schlugen die Franzosen im Bivouak der Russen ihr Lager auf und St. Arnaud bezog das Zelt Menzikoffs, der sich so sicher wähnte, daß er seinen Wagen zurückließ, der mit seinem Portefeuille und seiner Correspondenz den Franzosen in die Hände fiel.

Die Schlacht war gewonnen; St. Arnaud und Raglan umarmten sich auf dem leichenbedeckten Schlachtfelde.

Vier Stunden hatte die mörderische Schlacht gedauert, in der 60,000 Alliirte und 50,000 Russen einander gegenüber standen. 5000 russische Leichen deckten den Wahlplatz; die Anzahl der gefallenen Offiziere zu ermitteln, war schwierig, da diese wie die Soldaten, um nicht erkennbar zu sein, mit groben Soldatenmänteln bekleidet waren. Die Franzosen verloren etwa 4000, die Engländer 1200 Mann, worunter 57 Offiziere. General Canrobert wurde durch einen Bombensplitter an Brust und Hand leicht verwundet. General Thomas erhielt eine Kugel in den Unterleib, eine schwere Wunde.

Besonders ausgezeichnet haben sich in der Schlacht die Zuaven der Division Bosquet, die mit unglaublicher, katzenähnlicher Fertigkeit die steilen fast senkrecht abfallenden, kaum von Ziegen erkletterbaren Abhänge des Plateau's erklommen und durch ihr Erscheinen in der linken Flanke der Russen diese, die eine Truppenbewegung in einem solchen Terrain nicht möglich ahnten, verblüfft haben.

Nicht minder tapfer erwiesen sich die Engländer. In bewunderungswürdiger Ordnung, unter dem Feuer der Kanonen, griffen die Engländer die russ. Stellungen an, nahmen sie und vertrieben die Russen. Besonders tapfer zeigte sich im ersten Treffen das 23. Füselierregiment, von dessen 700 Mann nur 300 übrig blieben und von dessen 32 Offizieren 27 den Heldentod starben. Im zweiten Treffen thaten sich besonders die englischen Garden und die Hochländer hervor, die zuletzt nur den Kolben brauchten und die Russen buchstäblich niederschlugen. Ein englischer Fähnrich pflanzte unter dem Feuer des Feindes seine Standarte auf, um den Seinigen das Zeichen zu geben, wo sie Stellung nehmen müßten. Da springt ein Russe aus den Reihen, tödtet den Engländer und nimmt die Standarte, aber ein anderer Engländer sieht dieß, läuft dem Russen den Weg ab, entreißt ihm die Fahne und bringt sie zu den Seinen, wo er, von 7 Kugeln durchbohrt, niedersinkt.

Als die englische leichte Division mitten unter dem dichtesten Kugelregen einen Weinberg passirte, um die Höhen zu erstürmen, waren die guten Jungen so durstig und kaltblütig dabei, daß sie sich beim Vorrücken unreife Trauben abpflückten und in den Mund steckten.

Auch die Türken hielten sich brav Alle Truppen haben glänzend ihre Pflicht erfüllt.

Von den Generalen wird besonders Lord Raglan gerühmt. Er zeigte

eine antike Tapferkeit und im dichtesten Kugelregen die ihn stets charakterisirende Ruhe. Prinz Napoleon nahm an der Spitze seiner Division unter dem Feuer der russischen Batterien das große Dorf Alma und den glänzendsten Antheil an dem Kampfe auf dem Plateau, so daß der Marschall den Prinzen auf dem Schlachtfelde vor seinen Truppen beglückwünschte. Auf den Prinzen rollte eine verlaufende Kugel eben los; der Adjutant Leblanc rief ihm noch zu rechter Zeit, sich auf die Seite zu werfen; der Prinz blieb unversehrt, dem Adjutanten aber ward das Bein zerschmettert. Bosquet stand mit seiner Division lange Zeit dem Feuer von 5 Batterien ausgesetzt. General Thomas wurde schwer verwundet, in dem Augenblicke, als er seine Truppen mit dem Bajonnet gegen eine russische Batterie führte.

Bei der 2. Brigade zeichnete sich ganz besonders aus Lieutenant Poitevin vom 39. Linienregimente. Er pflanzte die Fahne seines Regiments auf dem Telegraphengebäude auf, welches den Mittelpunkt der Vertheidigung der Russen bildete. Dort stand er eine Weile stolz allein, umringt von einem Haufen russischer Scharfschützen — dann fällt er von einem Dutzend Kugeln getroffen.

Das Schlachtfeld an der Alma beschreibt uns ein britischer Militärarzt in seinem Bericht folgendermaßen: Die letzten zwei Tage befand ich mich buchstäblich in einem Meere von Blut. Ich hatte die auf der Wahlstatt liegen gebliebenen Russen zu besorgen. Jede Beschreibung würde hinter den Schrecken des Krieges zurückbleiben. Todte, Sterbende, zuckende Pferde, umgestürzte Kanonen und Wagen, kopflose Rümpfe, Körper ohne Arme und Beine, Verstümmelung jeder Art und Größe — es war ein grausenhaft wüstes Durcheinander, daß mir das Blut noch bei der Erinnerung in den Adern stockt. Jede Hütte und jeder Schuppen, der nur zu finden war und noch aufrecht stand, wurde zu einem Operationssaal improvisirt. Von regelrechtem Verband war keine Rede. Unsere wundärztlichen Bivouaks erkannte man meist an den abgeschnittenen Armen und Beinen, die umherlagen. Zwei Tage nach dem Kampf sah die Wahlstatt wahrhaft wie eine Schlachtbank oder eine Fleischerbude aus. In den Redouten lagen die Russenleichen buchstäblich zu Hauf. Wie groß der russische Verlust war, weiß bis jetzt Niemand. Ich selbst zählte auf weniger als 3 Hufen Landes 400 russische Leichen und die Zahl ihrer Verwundeten zu berechnen bin ich außer Stande. Ihre flehenden Bitten, wenn ich durch sie hinschritt, waren herzzerreißend, kaum hatte ich einen besorgt, so wurde mir der Hilferuf von 20 andern Umherliegenden in unverständlichen Tönen zugewimmert. Es kamen ganz absonderliche Blessuren vor. Einen Soldaten traf eine Miniekugel in die Mitte des Rockknopfs. Der Knopf drang wohl etwas zwischen den Rippen in's Fleisch, rettete aber doch dem Manne das Leben. Einer der armen Jungen wurde von einer Kanonenkugel getroffen, als er eben den Arm aufhob. Die Gewalt der Kugel trieb den Arm und die Hand durch seinen Leib hindurch. Ein russischer Offizier lag todt ausgestreckt. Zwischen seinen Beinen kauerte ein Hund und ließ sich nicht von seinem Platze wegbringen. Ein Anderer, kaum dem Knabenalter ent-

wachsen, lag mit wie zum Gebet gefalteten Händen leblos auf dem blutgetränkten Felde.

19. St. Arnaud, † 29. Sept. 1854.

Kurz nach der Schlacht — am 29. September — starb, 53 Jahre alt, der Oberbefehlshaber der französischen Armee, Marschall St. Arnaud. Er starb auf der See an Bord des ihn nach Constantinopel führenden Dampfers.

Werfen wir einen Rückblick auf die Laufbahn des todten Marschalls, so finden wir nicht überall Erbauliches, vielmehr soll sich St. Arnaud in früheren Zeiten schwere Fehltritte haben zu Schulden kommen lassen. Der Krieg in Algerien war seine Schule, aber er gehörte nicht zu den berühmten Zöglingen derselben. Desto mehr empfahl er sich durch seinen Charakter und seine Entschlossenheit, und als der Kaiser die Zeit des Staatsstreiches gekommen wähnte und nach den tauglichsten Werkzeugen zu demselben suchte, da begriff er auf der Stelle, daß St. Arnaud der Mann sei, sein Alles mit ihm auf eine Karte zu setzen. Um ihm einen Namen in der Armee zu machen, stellte er ihn an die Spitze einer Expedition nach Kabylien, die gar nicht mißlingen konnte. Hierauf ernannte der Präsident ihn zum Kriegsminister. Als solcher trat er in der bekannten Weise in den Dezembertagen auf. Aus dieser Zeit soll er Briefe und Befehle von der Hand L. Napoleons besessen haben, die dieser zurückzuerhalten sich immer vergebens bemüht habe.

Oberbefehlshaber der Orientarmee hat er daselbst trotz seiner zerrütteten Gesundheit Talente und eine sehr merkwürdige Thätigkeit entfaltet. In Varna wurde er von einem bösartigen Fieber befallen und bekam sogar zweimal Choleraanfälle. In der Krim beherrschte er heldenmüthig die Krankheit, um seine hohen Funktionen als Oberbefehlshaber zu verrichten. Das Gefühl der Militärehre und die Ruhmesliebe scheinen allein seine moralische Kraft gegen die körperlichen Leiden, womit er behaftet war, aufrecht gehalten zu haben, und so leitete er die Schlacht an der Alma, indem er sagte: daß ein Marschall von Frankreich auf dem Pferde zu sterben wissen soll. Zwei Adjutanten mußten stets ihm zur Seite sein und ihn auf dem Pferde festhalten.

„Ich erhalte mich," schrieb er an den Kriegsminister, „zwischen den Leiden, den Krisen und der Pflicht und bleibe zwölf Stunden zu Pferde am Tage einer Schlacht."

Der Marschall starb nach einem Siege, den Feind vor sich fliehen sehend. Es ist dieß ein glorreicher und eines Kriegers würdiger Tod. Nicht uninteressant sind die letzten Momente seines bewegten, thatenreichen Lebens.

Nach der Schlacht stellte man hinter dem Telegraphenthurm zwei Cantinen auf, um den Oberbefehlshaber gegen den Wind zu schützen, breitete einen Bündel Heu auf dem Boden aus und legte einen rothen Spahimantel darüber. Da lag er auf dem blut- und rauchbedeckten Schlachtfelde mit blassem, von der Krankheit grausam durchfurchtem Antlitz. Das körperliche Leiden schien nur die letzte Stunde des Kampfes abgewartet zu haben, um wieder über sein Opfer herzufallen, aber sie berührte nur den physischen Theil,

die moralische Energie des Feldherrn war ungebrochen. Von Zeit zu Zeit erhob er sich mit halbem Leibe, um Befehle zu ertheilen oder Rapporte anzuhören. Es war ein interessanter, aber trauriger Kampf des Willens gegen den Tod, ein Ringen der Energie mit der Erschöpfung, ein heroisches ergreifendes Bild.

Allein alle Hartnäckigkeit half nichts, die Cholera machte reißende Fortschritte. Im Laufe der Nacht des 26—27. Septembers trat eine solche Erschöpfung der Kräfte ein, daß der Marschall beschloß, den Oberbefehl an Canrobert abzugeben. Noch in der Nacht ließ er ihn rufen, und als er in's Zelt trat, sprach er, bereits den grauenvollen Stempel des Todes auf dem energischen Angesicht, mit schwacher Stimme: „General, durch meinen Gesundheitszustand genöthigt, übergebe ich Ihnen das Commando; ich entsage ihm mit minder schwerem Herzen, da ich es in Ihre Hände lege,“ und reichte dem tiefgerührten General die Hand.

Am 29. September 4 Uhr Nachmittags starb er an Bord des „Berthollet,“ welches Schiff dem persönlichen Dienste des Marschalls gewidmet war und das seine Leiche nach Constantinopel und von da nach Paris brachte, wo er in der Kirche der Invaliden an der Seite jener berühmten Feldherrn ruht, auf die Frankreich so stolz ist.

Der Biographie St. Arnauds folge würdig die seines Gegners Fürst Menzikoff und seines Nachfolgers, des General Canrobert, sowie des englischen Obergenerals, des Lord Raglan.

20. Fürst Menzikoff,

eine der höchst gestellten Persönlichkeiten in Rußland, ist ein Urenkel des berühmten Danielowitsch Menzikoff, jenes Günstlings Peters des Großen, der anfänglich vor der Pforte des Zarenpalastes Pasteten feil bot, später aber die höchsten Stellen des Kaiserreiches bekleidete und endlich als Verbannter in Sibirien starb.

Fürst Alexander Menzikoff, Oberbefehlshaber der russischen Armee in der Krim wurde 1789 geboren und noch sehr jung auf die Dresdener Universität geschickt, wo er die Rechte studirte; bei seiner Rückkehr nach Rußland wurde er eine Zeitlang bei der Diplomatie verwendet, trat aber 1809 als Offizier bei der Gardeartillerie ein und nahm 1813—15 als Adjutant des Kaisers Alexander an den Feldzügen Theil. Politische Fragen entfernten ihn später vom Hofe, aber nach der Thronbesteigung Nicolaus I. stieg er rasch in der Gunst des neuen Herrschers und wurde 1827 als Gesandter nach Persien geschickt. Das hochfahrende, geringschätzende und herrschsüchtige Wesen des Fürsten bildete einen grellen Gegensatz zu dem gewöhnlich so einschmeichelnden, ausweichenden und versöhnlichen Auftreten der Diplomatie. Aber der Zar wollte Krieg und Menzikoff erreichte seinen Zweck. Er war daher auch der rechte Mann, als man die Pforte zum Kampfe reizen wollte und er benahm sich in Constantinopel auch in einer Weise, die den Zweck seiner Sendung, den Krieg zur Folge haben mußte.

Die wichtige Rolle, welche ihm in der Krim zufiel, machte ihn zu einer Hauptperson in dem großen Drama des Orientkriegs.

21. Canrobert.

St. Arnaud's Nachfolger im Oberbefehl war General Franz Certain Canrobert, 1809 im Lotdepartement geboren. Im November 1826 trat er in die Schule von St. Cyr und verließ dieselbe nach 2 Jahren. Im Jahr 1832 ging er als Lieutenant nach Algier und nahm alsbald an der Expedition von Maskara rühmlichen Antheil, zeichnete sich bei der Verproviantirung von Tlemzen, dem Treffen von Sidi Yakub an der Tafna und am Sikkak aus und wurde 1837 zum Capitän befördert. Beim Sturm auf Konstantine erhielt er als Ordonnanzoffizier des Obersten Combes an dessen Seite einen Schuß in's Bein und kehrte, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, 1839 nach Frankreich zurück.

Im Oktober 1840 zum 6. Jägerbataillon versetzt, kam er zum zweiten Male nach Afrika. Er kämpfte bei Muzaia und Gentas und wurde Bataillonschef im 15. leichten Regiment. Im Mai 1842 befehligte er das 5. Jägerbataillon; begleitete den damaligen Oberst Cavaignac auf der Expedition von Uaren-Senis und gehörte zu der Colonne, welche unter General Bourjolly die Flitas und Kabylen von Garbussa züchtigte. Im Jahr 1843 wurde er zum Offizier der Ehrenlegion befördert. Oberst St. Arnaud, welcher 1845 den Oberst Cavaignac im Commando von Orleansville ablöste, verwendete ihn gegen Bu-Maza; im Treffen von Bahl hielt er mit 250 Mann gegen 3000 Feinde Stand. Er hielt in Tenez den Anlauf der Kabylen aus, und als endlich nach einem ununterbrochenen Kampf von 8 Monaten das Land beruhigt war, wurde er zum Oberst ernannt, als welcher er das 2. Linienregiment und später das 2. Regiment der Fremdenlegion befehligte. Im Jahr 1848 erhielt er das Commando über eine starke Colonne, welche die Bergbewohner von Aures unterwerfen sollte. Er überfiel den Feind am Fuße des Dschebel Schelia und machte den Bey Achmet zum Gefangenen. Von diesem Zuge zurück übernahm er den Befehl über das Zuavenregiment in Aumale und unterwarf in einer neuen Expedition die Kabylen von Dschurschura. Die Ereignisse der Zaatscha riefen ihn 1849 von Aumale ab und sein Zug dorthin brachte ihm neuen Ruhm, denn die Cholera wüthete unter seinen Truppen und dennoch schlug er sich durch die Reihen des Feindes und warf unterwegs sogar eine Verstärkung in das hartbedrängte Bou-Sada. Dieß Unternehmen glückte Canrobert durch eine hübsche gelungene List. Er marschirte mit einer kleinen geschwächten und erschöpften Colonne und sieht sich plötzlich von einer beträchtlichen Anzahl von Feinden umgeben, die ihm den Weg versperren und die Besatzung der Stadt Bou-Sada eingeschlossen halten. Trotz der Ungleichheit der beiderseitigen Streitkräfte ging Oberst Canrobert dennoch entschieden auf die feindlichen Truppen zu mit dem Rufe: „Lasset mich durch, denn ich bringe Euch einen Feind mit, der Euch Alle ausrotten wird, die Pest!“ Die Araber, durch diese Worte in Schrecken versetzt, wichen scheu zurück und ließen

die kleine Colonne weiter ziehen, was Canrobert benützte, einige Verstärkungen nach Bou-Sada zu werfen. In Zaatscha commandirte er eine der Angriffscolonnen; von 4 Offizieren und 16 Soldaten, die mit ihm die Bresche erstiegen, fielen 16 todt oder verwundet neben ihm. Die That brachte ihm das Commandeurkreuz der Ehrenlegion. Nachdem er sich abermals im Treffen von Narah ausgezeichnet, wurde er 1850 zum Brigadegeneral befördert, nach Paris gerufen. Er befehligte dort eine Infanteriebrigade, wurde als Adjutant dem damaligen Präsidenten der Republik beigegeben und mit Beibehaltung dieser Funktionen im Januar 1853 zum Divisionsgeneral ernannt. In der Orientarmee commandirte er bis zum Tode St. Arnaud's die erste Infanteriedivision.

Doch scheint er während der Belagerung nicht die Zufriedenheit des Kaisers erworben zu haben, der ihm auf Ansuchen am 16. Mai 1855 den Oberbefehl abnahm und an General Pelissier übertrug.

Wir finden ihn später wieder im Kriege in Italien 1859 als Kommandanten des 3. italienischen Corps.

22. Lord Raglan.

Lord Raglan, früher unter dem Namen Fizroy (James Henry Somerset) bekannt, ist am 30. September 1788 geboren und seit 1804 im Dienste, war im Jahr 1809 Adjutant und Sekretär Wellingtons im Kriege auf der iberischen Halbinsel und machte alle in diesem Kriege vorgefallenen Schlachten und Gefechte mit. Im Jahre 1811 wurde er Major, 1812 Oberstlieutenant. Nach Napoleons Rückkehr von Elba machte Raglan die Schlacht von Quatre Bras und von Waterloo mit, wo er den rechten Arm verlor, worauf er sich aus dem aktiven Dienst zurückzog.

Im Jahr 1815 wurde er zum Obersten und Generaladjutanten des Prinzregenten ernannt und zugleich Commandeur des Bathordens.

Später bekleidete er die Stelle eines Artilleriedirektors, wurde 1824 Generalmajor, 1833 Generallieutenant und endlich Artilleriedirektor. Er gehörte der Torypartei an.

23. Marsch nach Balaklava und das Landen der Belagerungsgeschütze in Balaklava.

Die Schlacht an der Alma hatte das Vertrauen der alliirten Armee verdoppelt und sie mit Siegeshoffnungen erfüllt. Die Russen ihrerseits waren durch die Almaschlacht so sehr entmuthigt, daß sie ohne Halt zu machen sich nach Sebastopol zurückzogen. Sie versenkten alle ihre quer über den Hafen hin geankert liegenden Schiffe, so daß die Mastbäume mehr oder weniger über den Meeresspiegel herausragten und der Eingang des Hafens vollkommen gesperrt war.

Indessen waren die Alliirten am 23. nach der Katscha, einem kleinen Flüßchen südlich von der Alma, aufgebrochen und am 24. setzten sie ihren

Marsch nach dem Belbeck fort, den sie bei Oturkoi — 4 Stunden von seiner Mündung — überschritten. Einen erfrischenden Eindruck auf die Truppen machte das liebliche Thal des Flusses mit seinen schönen Pflanzungen und seiner reichen Vegetation; das ganze Thal schien eine Reihe von Gärten und Häusern, Parks und Villen. Dazu hatten die Russen gegen ihre Gewohnheit Nichts abgebraunt; nur waren die Einwohner geflohen. Die Zuaven brachten Früchte und Trauben, wie vom verheißenen Lande, und riesige Kohlköpfe ꝛc., einige waren sogar geschickt genug, ihre Flaschen mit herrlichem Wein zu füllen.

Am 25. setzte die alliirte Armee ihren Bogenmarsch durch hügeliges Land fort, am 26. marschirten sie an der Tschernaja hinauf, überschritten sie und schlugen an ihrem südlichen Ufer das Lager auf. Hier bekam die französische Armee zuerst die Nachricht von dem Uebelbefinden und der Abfahrt des Marschalls St. Arnaud. Am 27. September Morgens nahmen die zwei ersten Divisionen eine Recognoszirung gegen Sebastopol vor, von der sie um 4 Uhr in's Lager zurückkamen.

Die Stadt Sebastopol, gegründet im Jahre 1786, steht an der Stelle des vormaligen Tartarendorfs Akhtiar (weißer Fels) und wird daher von den Tartaren noch jetzt so genannt. Sie ist auf einer zwischen zwei Buchten liegenden Anhöhe erbaut. Sebastopol bot in seiner staffelförmigen Bauart auf weißem kahlen Felsen einen traurigen und zugleich seltsam überraschenden Anblick; über das Häusermeer ragte die schöne Cathedrale und der Admiralitätsthurm mit seinen dicken Säulen empor; hie und da tauchte das Grün sorgfältig gepflegter Gärten auf, deren Pflanzen aber verkümmert und mit Staub bedeckt schienen. Auf den hohen senkrechten Kreidefelsen, welche die Rhede beherrscht, hat man eine weite Aussicht; das Meer erstreckt sich an den äußersten Horizont und tief unten erblickte man den Hafen, die Arsenale, Munitionsmagazine, Docks und Zimmerplätze. Die Hügel zu beiden Seiten des Kriegshafens haben, soweit das Auge reicht, ein düsteres ödes Aussehen.

Während so die Stadt an und für sich kein freundliches Bild gewährt, ist die Lage Sebastopols als Kriegshafen unvergleichlich. Ein Meerarm von stattlicher Breite erstreckt sich tief in die Westküste von Taurien. Der dadurch gebildete etwa 2 Stunden lange herrliche Hafen hat den sichersten Ankergrund, ohne Felsen und Klippen und ist gegen alle Stürme geschützt. Der große Hafen verzweigt sich in vier kleinere äußerst günstig gelegene Buchten, zwischen deren zweien — der Quarantaine- und Kielbucht — die Stadt liegt. Zum Schutze des Hafens ließ Kaiser Nikolaus vier starke Forts anlegen. Das Fort Constantin und Alexander, das eine auf der Nordküste, das andere auf der Westseite der Artilleriebucht sollten den großen Hafen vertheidigen, während 2 Batterien bestimmt waren, die Kriegsschiffe, welche sich der südlichen Bucht oder der Karabelnoja nähern würden, in den Grund zu bohren.

Bei dieser ungemein günstigen Lage hat der Kriegshafen jedoch den großen Nachtheil, daß er von Schiffswürmern wimmelt. Das Holzwerk eines Kriegsschiffes wird zuweilen in 2 Jahren von diesen Insekten völlig zernagt.

Beim Anblick der Stadt, deren grüne Dächer wie Smaragde in der Sonne

glänzten und des Hafens, wo die versenkten Schiffe lagen, schlugen die Herzen der Heerführer und Soldaten vor Freude, Ungeduld und stolzem Selbstgefühl. Die Recognoscirungsabtheilungen kamen der Stadt auf 4 Kilometer nahe und fanden blos einen schwachen Wall, doch hatten die Russen einige Erdwerke zum Schutze der Stadt von der Südseite aufgeworfen.

Am 28. September war die französische Armee nach 1½stündigem Marsche im Bereich von Balaklava angekommen und in Verbindung mit der Flotte, die indessen den Chersonnes umsegelt hatte.

Die englische Armee bildete auf dem Marsche von der Katscha nach Balaklava den linken Flügel der Orientarmee. Nachdem auch sie den Belbeck überschritt, wandte sie sich gegen das Thal von Inkermann — bekanntlich das Thal, in welchem der von den Südhöhen der Halbinsel herabkommende Tschernaja oder Schwarze Fluß dem Hafen von Sebastopol zufließt und in welchem die Sebastopol mit dem Quellwasser des Gebirgsthals von Baidar speisende Wasserleitung sich befindet. Am Mittag den 26. setzten sie ihren Flankenmarsch nach der Südseite fort und sonderbarer Weise schickte der englische Obergeneral einen Theil seiner Artillerie ohne Bedeckung durch Waldungen voraus. Um ein Haar hätte diese Anordnung unheilvolle Folgen gehabt, denn als die Spitze der Engländer die Hauptstraße bei der Mackenzie-Farm erreichte, war eben eine starke russische Colonne vorübermarschirt. Zum Glück für die englischen Batterien hatten die Russen außer Acht gelassen, die Straßen abzusuchen und hatten ruhig ihren Marsch nach Baktschi-Sarai fortgesetzt.

Die englische Armee erschien am 26. Morgens auf den Höhen vor Balaklava und 24 Stunden später — am Morgen des 27. — vereinigte sich die französische Flotte mit ihr. In demselben Augenblicke, wo die französischen Truppen in dem kleinen Hafen ankamen, erschienen von der Seeseite die Linienschiffe „Napoleon“ und „Charlemagne,“ welche fünf Schiffe mit Lebensmitteln im Schlepptau führten.

In Balaklava begann nun sogleich die angestrengteste Thätigkeit. Die Landung der schweren Belagerungsgeschütze war eine wahre Herkulesarbeit. Lange Reihen von Soldaten reichten die gelandeten Kanonenkugeln von Hand zu Hand. Die schweren 32-pfündigen Schiffskanonen wurden mit Hülfe von Krahnen auf das Ufer gelassen; wie ein Geschütz den Boden berührte, sprangen 50 Blaujacken (Matrosen) herbei und schleppten es mit dem lärmenden Jubelruf, durch den sich Bruder Theer auszeichnet, den steilen Weg hinauf. Bruder Theer (Jack) hat sich bei dieser Höllenarbeit sehr nützlich bewiesen. Man kann ihm gar nichts vorwerfen, als daß er gar zu stark ist. Die schwersten Karren reißt er wie Spielzeug in Stücke. Die Munitionswagen ladet er, ehe man sich umsieht, so hoch und so voll, daß die Pferde unter der Last erliegen, denn er kann nicht begreifen, daß man „den Anker lichte, bevor der Schiffsraum satt“ ist. An den Zugseilen zerrt er, daß sie wie Seidenfaden reißen und gebrechliche alte Fuhrwerke „steuert“ er mit Dampfgeschwindigkeit bergauf bergab, bis sie „scheitern“ und in Trümmer gehen. Mancher Kugel- und Bombenhaufen im Straßengraben dient als Denkmal solcher „Schiffbrüche,“

aber Jacks guter Humor bei diesem „Ulk am Lande“ bleibt unerschöpflich und mit größter Bereitwilligkeit kehrt er aus dem Lager in den Hafen zurück, wenn man ihm sagt, daß die massive Ladung vor Abend an Ort und Stelle sein muß. Es war eine wahre Lust, einem Haufen dieser Bursche zu begegnen, wie sie eine Kanone nach dem Lager „rudern.“ Von weitem schon klingt der rauhe Chorgesang über den Berg herüber. Wie sie näher kommen greint die Melodie einer unverkennbaren Goszortfiedel, gepaart mit dem Quicken der Seemannspfeife und weckt ein erstauntes Echo in den fremden Krimthälern. Eine Staubwolke zeigt, daß sie da sind mit der Monstrekanone in ihrer Wiege; „hei o!“ geht es bergauf unter den komischsten Ausrufungen und Flüchen von 30 Theerjacken, alle rotherhitzt von der tüchtigen Anstrengung, während der anführende Offizier sich bemüht, ihre übertriebene Energie zu mäßigen, oder den 2, 3 behaarten Herkulessen, die mit Weinlaub am Hut oder Blumen im Haar rittlings auf der Kanone sitzen, zuredet, abzusteigen und ihre Musik einzustellen. Das Erstaunen, mit dem die pelzmützigen, krimischen Tartaren im Vorübergehen die wunderliche Erscheinung anglotzten, hatte etwas Spaßhaftes; aber Türken oder Tartaren, Russen oder Griechen sind unserem Jack alles eins; jeden Fremden, der vorübergeht, grüßt er mit dem Universalschibboleth: „Bono! Bowno! Johnny!“

24. Eröffnung der Belagerungsarbeiten, 9. October.

Südlich von Sebastopol breitet sich ein weites Plateau aus, von tiefen steilen Schluchten durchschnitten; die durch diese Schluchten gebildeten Contreforts beherrschen von allen Seiten die in einer trichterförmigen Vertiefung liegende Stadt. Auf diesem Plateau lagerten die Alliirten.

Die rechte Flanke der Armee ist durch die sogenannte „Engländerschlucht,“ das in's Tschernajathal führende Defilee, durch den schwarzen Fluß selbst und die anstoßende Sumpfgegend wirksam gedeckt. Das Inkermanthal ist eine tiefe, etwa eine Meile breite Schlucht, gebildet durch den schwarzen Fluß (Tschernaja) vor seiner Mündung in das westliche Ende des Hafens von Sebastopol; das Thal ist in der That nur die Fortsetzung des tiefen Seeeinschnitts, den der Hafen selbst bildet. Auf der östlichen Seite dieses Thales zeigen die Ruinen von Inkerman noch deutliche Spuren von Befestigungen, welche hier Genueser und Griechen einst aufgeführt. Durch das Thal und parallel mit dem Strom läuft die Wasserleitung, die die Docks und einen Theil der Stadt mit frischem Wasser versorgt, und so jähe steigen die Felsen über der Schlucht auf der westlichen Seite empor, daß der Aquadukt bei der Wendung gegen den Hafen zu durch einen 300 Ellen langen, in den soliden Felsen gehauenen Tunnel geleitet werden mußte. Etwas eine englische Meile südlich von diesem auf einer senkrecht über das Thal sich erhebenden Anhöhe lagerte die erste Division der brittischen Armee. Sie bildete daher die äußerste Rechte der gesammten alliirten Macht, und ist durch eine steile, dem Feinde unzugängliche Felsenwand gesichert.

Die französische Armee bildete die linke Seite der Position der Alliirten und

dehnte sich bis an die Küste im unmittelbaren Süden von Sebastopol, wo die tiefen und schiffbaren Buchten, die besten Bequemlichkeiten zu Landung von Belagerungsgeschütz und Vorräthen boten.

Am 9. October wurde der Befehl zur Eröffnung der Laufgräben gegeben.

Die Arbeiter sollten in einer Entfernung von 800 Meter von der Festung eine Art bastionirter Front bilden, auf welcher 5 gleichzeitig feuernde Batterien errichtet werden sollten.

Beim Einbruch der Nacht stellte man die Arbeiter an, die die Laufgräben eröffnen sollten; 1600 Mann waren dazu bestimmt.

Sechs Compagnien kriechen, die Unebenheiten des Bodens benützend, in den Vertiefungen vorwärts. Der Himmel ist heiter und der Mond verbreitet seinen matten Schimmer über das ganze weite Plateau. Als diese Compagnien der vom Geniecorps bezeichneten Linie bis auf 20 Schritte nahe gekommen sind, legen sie sich auf den Boden nieder; sie senden in der Stille kleine Posten vor. Jeder Mann häuft einige Steine vor sich auf; er hält sein schußfertiges Gewehr in der Hand und richtet seinen forschenden Blick auf den Horizont, der sich in fernen dunklen Umrissen ausbreitet.

Jeder Arbeiter hat einen Schanzkorb mitgebracht, der von einem Genieoffizier aufgestellt wird. Auf dem Erdboden liegend, ihre Werkzeuge und Gewehre in der Hand haltend, warten sie. Das Zeichen wird gegeben — 800 Hacken dringen in den felsigen, widerstrebenden Boden ein. Die Erde wird in die Schanzkörbe geworfen. Es herrscht eine unheimliche Stille und man hört Nichts als das Geräusch der in den Boden dringenden Hacken. Um 6 Uhr Morgens hatten die Laufgräben bereits eine Ausdehnung von 1000 Meter und eine hinlängliche Tiefe, um die Soldaten vor dem Feuer der Festung zu schützen.

Damit war es begonnen, das Riesenwerk, das 11 Monate hindurch unter Prüfungen, Leiden, Hoffnungen und Täuschungen fortgesetzt werden sollte, ohne daß die rüstigen Arbeiter, die tapferen Streiter den Muth verloren und das endlich mit dem Falle der stolzen Festung endete!

In den folgenden Nächten suchten die Russen die Arbeiten durch heftiges Feuer zu stören. Die ganze Festung schien mit einem Feuerkranz umgeben; die Erde bebte unter dem Krachen der Geschütze; eine Masse Wurfgeschosse jeder Art fällt prasselnd nieder, wie kolossale Schlossen bei einem Ungewitter. Indessen arbeiteten die rüstigen Arme der Soldaten Tag und Nacht an der Vergrößerung und Befestigung der Laufgräben; sie machen die Brustwehren dicker und fester, denn die Belagerer haben ja kein anderes Schutzmittel gegen das furchtbare Feuer der Festung. Hier werden Kugeln aufgeschichtet, dort Schießscharten für die Scharfschützen der Infanterie eingeschnitten, dort werden Felsen gesprengt und Verbindungs- und Seitengänge hergestellt. Das ganze Plateau gleicht einem emsig beschäftigten Ameisenhaufen.

Aber auch die Russen blieben nicht unthätig. Der Geniecapitän Tottleben (geb. 25. Mai 1818 in Mietau, jetzt Generaladjutant des Kaisers) that Alles, um die russischen Vertheidigungswerke an der schwach befestigten Land-

seite zu vermehren und zu verstärken. Die ganze Bevölkerung Sebastopols wurde aufgeboten, um Erde, Schanzkörbe und Faschinen herbeizuschaffen, jede Nacht gewannen die Werke an Ausdehnung und wurden mit einander verbunden. Es schien sich förmlich das Erdreich überall zu erheben und der Boden der Krim der belagerten Stadt zu Hilfe zu kommen.

25. Bilder aus dem Lager vor Sebastopol und den Laufgräben, 12. und 13. October.

Ein Ausfall, 11. Oct.

„Gegen ihre Gewohnheit schwiegen die russischen Batterien heute Abend. Diese Stille hatte Etwas so Ominöses, daß wir uns auf einen Ausfall vom Fort gefaßt machten; zugleich ging das Gerücht, daß die Russen uns im Rücken stünden und Balaklava angreifen wollten. Wie es dunkel ward, begann Kapitän Gordon auf unserer Rechten die Maulwurfsarbeit (Graben der Laufgräben) mit 4 Compagnien, à 100 Mann. Vor Tagesanbruch waren wieder 363 Yards Laufgraben fertig. Eine gleich große Truppe sollte auf der Linken und im Centrum arbeiten, allein die Sapeurs verwirrten sich im Finstern und geriethen in die Nähe der feindlichen Linien. Eine russische Truppe gewahrte sie und eröffnete in kurzer Distanz auf sie ein Büchsenfeuer. Beim Schein der Gewehrblitze sahen wir, daß einige starke Bataillone russischer Infanterie in aller Stille gegen unsere Werke vorrückten; man gab daher die Allarmzeichen. Um 1½ Uhr begann der Feind eine fürchterliche Kanonade auf unsere Linken, da er sah, daß wir seine Annäherung gewahrt hatten. Die zweite und die leichte Division rückten mit Feldgeschützen vor. Die Russen schoben nun ihrerseits auch Geschütze vor und die Batterien hinter ihren Colonnen leuchteten in einem ununterbrochenen Wetterschein, die Luft sauste von Bomben und Paßkugeln und in das wüste Getöse mischte sich das helle Geknatter und Pfeifen der kleinen Geschoße. Alle Lager waren auf den Beinen. Die Franzosen auf unserer Linken eilten unter das Gewehr, ihr Trommelwirbel und Trompetengeschmetter klang dumpf und schrill mitten durch den Kanonendonner und das Kleingewehrknattern. Fast eine halbe Stunde lang dauerte dieser tolle Lärm, bis plötzlich ein helles, jubelndes Hurrah auf unserer Rechten ihn fast übertönte. Es war der Schlachtenruf des 88. Regiments, als es den Befehl erhielt, auf den ungesehenen Feind bergab zu stürmen. Er hatte seine Wirkung, denn die Russen, schon tüchtig von unsern Kanonen gebläut und erschüttert durch das Feuer unserer Infanterie, sahen kaum den Hügelabhang von unsern Bataillonen besetzt, als sie uns den Rücken drehten und unter dem Schutz ihrer Artillerie sich zurückzogen. Als der Lärm vorüber war, kehrte Alles ruhig in's Zelt und Bivouak zurück."

„Zwölf lange Tage können wir uns Sebastopol von allen Seiten betrachten. Und während diese Stadt, das Ziel unserer Wünsche, sich alltäglich an einem neuen über unsern Häuptern losgelassenen musikalischen Concert ergötzt und neuerdings Bomben vom größten Kaliber 10—12' über uns hinfliegen läßt, haben wir noch keinen Schuß gethan. Trotz der tausend Todesboten,

die uns entgegenkommen und die Sonne verfinstern, lebt und arbeitet man aber ruhig und ohne Furcht, als wäre man in seinen 4 Wänden in Frankreich; Jeder schläft ruhig unter seinem Zelte, sobald er nur einigermaßen Zeit dazu hat. Die Russen schießen freilich Tag und Nacht mit ungeheurem Geschütz auf unsere Arbeiter. Sie haben einen hohen Mastbaum errichtet, nebst einer Vedette, welche unsere Tirailleurs den „grünen Affen“ nennen. Von dort aus sieht man in die Laufgräben und sie bezeichnet die Plätze, worauf man zielen muß. Zum Glück ist es schwierig, eine Haubitze in einen gut vertheidigten Laufgraben zu werfen, so daß sie platze. Uebrigens schreiten die Arbeiten, welche am Tage wenig vorrücken, bei Nacht rasch voran. Der Schuß wird bei weitem unsicherer in der Dunkelheit, und daher kann man thätiger an den Schanzen arbeiten. Die Russen haben jedoch Zielpunkte genommen. Während des Tags stecken sie eine Laterne an diesen Punkten auf und zielen hernach auf dieselben. Dieß bringt sie beinahe in Richtung. Der Wind hat nach Norden umgeschlagen und droht Schnee zu bringen. Doch hat dieß auch seine gute Seite; er entzieht das Geräusch von Spaten und Hacken den Ohren und damit die Arbeitsplätze der Wahrnehmung des Feindes.“

20. Oct. (Engl. Bericht.)

„Alle unsere Soldaten sind abgemagert, und der Staub und der Schweiß, seit lange gehäuft, geben ihnen ein verwildertes Aussehen. Ihre Kleider würden der Wirkung der Bürste widerstehen. Das Aussehen der glänzenden Offiziere von der Linie und Garde würde, wenn es nicht so sehr ernst wäre, possirlich sein. Blos mit dem ausgeschifft, was sie tragen konnten, haben sie ihre Uniform seit 3 Wochen nicht ein einziges Mal abgelegt. Ein abgenützter Tschakow, ein rother Shawl, um die Brust gerollt, was äußerst nützlich ist, ungeachtet aller Tagsbefehle, ein Sack, welcher die Ration nebst Zwieback enthält und, wenn man es machen kann, einige Leckerbissen, wie Eier, Honig und Geflügel, und manchmal, wenn man eine glückliche Expedition macht, eine lebendige Gans mit den Füßen an der Hand aufgehängt, dieß ist der Anblick, welchen der englische Offizier darbietet.“

13. Oct.

„Bei Sonnenuntergang stellen die Russen gewöhnlich ihr Feuer ein, aber gestern Abend setzten sie es ohne Unterbrechung gegen unsere ganze Linie fort. Jeden Augenblick unterbrach ein Blitz, groß wie ein Wetterleuchten die Finsterniß — dann ward es wieder Nacht und im Nu darauf zeigte ein schwächerer Blitz das Platzen der Bombe an. Wir unterhielten uns damit, die Secundenuhr in der Hand, die Intervalle zwischen dem Knall, dem Kugelgesaus und der Explosion zu zählen und dadurch die Entfernung der feindlichen Kanonen und ihrer Tragweite zu berechnen. Einen merkwürdigen Gegensatz bildete das tiefe Schweigen im englischen Lager zu dem fortrollenden Donner der russischen Batterien, zu Musik, dem Trompetenruf und dem lebhaften Geräusch im Lager der Franzosen.“

14. Oct.

„Das Terrain zwischen Kadikoi und Traktio ist ausnehmend hügelig; der

wachsen, lag mit wie zum Gebet gefalteten Händen leblos auf dem blutgetränkten Felde.

19. St. Arnaud, † 29. Sept. 1854.

Kurz nach der Schlacht — am 29. September — starb, 53 Jahre alt, der Oberbefehlshaber der französischen Armee, Marschall St. Arnaud. Er starb auf der See an Bord des ihn nach Constantinopel führenden Dampfers.

Werfen wir einen Rückblick auf die Laufbahn des todten Marschalls, so finden wir nicht überall Erbauliches, vielmehr soll sich St. Arnaud in früheren Zeiten schwere Fehltritte haben zu Schulden kommen lassen. Der Krieg in Algerien war seine Schule, aber er gehörte nicht zu den berühmten Zöglingen derselben. Desto mehr empfahl er sich durch seinen Charakter und seine Entschlossenheit, und als der Kaiser die Zeit des Staatsstreiches gekommen wähnte und nach den tauglichsten Werkzeugen zu demselben suchte, da begriff er auf der Stelle, daß St. Arnaud der Mann sei, sein Alles mit ihm auf eine Karte zu setzen. Um ihm einen Namen in der Armee zu machen, stellte er ihn an die Spitze einer Expedition nach Kabylien, die gar nicht mißlingen konnte. Hierauf ernannte der Präsident ihn zum Kriegsminister. Als solcher trat er in der bekannten Weise in den Dezembertagen auf. Aus dieser Zeit soll er Briefe und Befehle von der Hand L. Napoleons besessen haben, die dieser zurückzuerhalten sich immer vergebens bemüht habe.

Oberbefehlshaber der Orientarmee hat er daselbst trotz seiner zerrütteten Gesundheit Talente und eine sehr merkwürdige Thätigkeit entfaltet. In Varna wurde er von einem bösartigen Fieber befallen und bekam sogar zweimal Choleraanfälle. In der Krim beherrschte er heldenmüthig die Krankheit, um seine hohen Funktionen als Oberbefehlshaber zu verrichten. Das Gefühl der Militärehre und die Ruhmesliebe scheinen allein seine moralische Kraft gegen die körperlichen Leiden, womit er behaftet war, aufrecht gehalten zu haben, und so leitete er die Schlacht an der Alma, indem er sagte: daß ein Marschall von Frankreich auf dem Pferde zu sterben wissen soll. Zwei Adjutanten mußten stets ihm zur Seite sein und ihn auf dem Pferde festhalten.

„Ich erhalte mich," schrieb er an den Kriegsminister, „zwischen den Leiden, den Krisen und der Pflicht und bleibe zwölf Stunden zu Pferde am Tage einer Schlacht."

Der Marschall starb nach einem Siege, den Feind vor sich fliehen sehend. Es ist dieß ein glorreicher und eines Kriegers würdiger Tod. Nicht uninteressant sind die letzten Momente seines bewegten, thatenreichen Lebens.

Nach der Schlacht stellte man hinter dem Telegraphenthurm zwei Cantinen auf, um den Oberbefehlshaber gegen den Wind zu schützen, breitete einen Bündel Heu auf dem Boden aus und legte einen rothen Spahimantel darüber. Da lag er auf dem blut- und rauchbedeckten Schlachtfelde mit blassem, von der Krankheit grausam durchfurchtem Antlitz. Das körperliche Leiden schien nur die letzte Stunde des Kampfes abgewartet zu haben, um wieder über sein Opfer herzufallen, aber sie berührte nur den physischen Theil,

die moralische Energie des Feldherrn war ungebrochen. Von Zeit zu Zeit erhob er sich mit halbem Leibe, um Befehle zu ertheilen oder Rapporte anzuhören. Es war ein interessanter, aber trauriger Kampf des Willens gegen den Tod, ein Ringen der Energie mit der Erschöpfung, ein heroisches ergreifendes Bild.

Allein alle Hartnäckigkeit half nichts, die Cholera machte reißende Fortschritte. Im Laufe der Nacht des 26—27. Septembers trat eine solche Erschöpfung der Kräfte ein, daß der Marschall beschloß, den Oberbefehl an Canrobert abzugeben. Noch in der Nacht ließ er ihn rufen, und als er in's Zelt trat, sprach er, bereits den grauenvollen Stempel des Todes auf dem energischen Angesicht, mit schwacher Stimme: „General, durch meinen Gesundheitszustand genöthigt, übergebe ich Ihnen das Commando; ich entsage ihm mit minder schwerem Herzen, da ich es in Ihre Hände lege,“ und reichte dem tiefgerührten General die Hand.

Am 29. September 4 Uhr Nachmittags starb er an Bord des „Berthollet,“ welches Schiff dem persönlichen Dienste des Marschalls gewidmet war und das seine Leiche nach Constantinopel und von da nach Paris brachte, wo er in der Kirche der Invaliden an der Seite jener berühmten Feldherrn ruht, auf die Frankreich so stolz ist.

Der Biographie St. Arnauds folge würdig die seines Gegners Fürst Menzikoff und seines Nachfolgers, des General Canrobert, sowie des englischen Obergenerals, des Lord Raglan.

20. Fürst Menzikoff,

eine der höchst gestellten Persönlichkeiten in Rußland, ist ein Urenkel des berühmten Danielowitsch Menzikoff, jenes Günstlings Peters des Großen, der anfänglich vor der Pforte des Zarenpalastes Pasteten feil bot, später aber die höchsten Stellen des Kaiserreiches bekleidete und endlich als Verbannter in Sibirien starb.

Fürst Alexander Menzikoff, Oberbefehlshaber der russischen Armee in der Krim wurde 1789 geboren und noch sehr jung auf die Dresdener Universität geschickt, wo er die Rechte studirte; bei seiner Rückkehr nach Rußland wurde er eine Zeitlang bei der Diplomatie verwendet, trat aber 1809 als Offizier bei der Gardeartillerie ein und nahm 1813—15 als Adjutant des Kaisers Alexander an den Feldzügen Theil. Politische Fragen entfernten ihn später vom Hofe, aber nach der Thronbesteigung Nicolaus I. stieg er rasch in der Gunst des neuen Herrschers und wurde 1827 als Gesandter nach Persien geschickt. Das hochfahrende, geringschätzende und herrschsüchtige Wesen des Fürsten bildete einen grellen Gegensatz zu dem gewöhnlich so einschmeichelnden, ausweichenden und versöhnlichen Auftreten der Diplomatie. Aber der Zar wollte Krieg und Menzikoff erreichte seinen Zweck. Er war daher auch der rechte Mann, als man die Pforte zum Kampfe reizen wollte und er benahm sich in Constantinopel auch in einer Weise, die den Zweck seiner Sendung, den Krieg zur Folge haben mußte.

Marsch nach dem Belbek fort, den sie [illegible] — 4 Stunden von seiner Mündung — überschritten. Einen erfreulichen Eindruck auf die Truppen machte das schöne Thal des Flusses mit seinen schönen Pflanzungen und seiner reichen Vegetation; das ganze Thal schien eine Reihe von Gärten und Hainen, [illegible]. Doch hatten die Russen gegen ihre Gewohnheit Nichts weggenommen; nur waren die Einwohner geflohen. Die Zuaven brachten Früchte und Trauben, [illegible], und einige Rebhühner x. [illegible] waren schon geschickt genug, ihre Flaschen mit herrlichem Wein zu füllen.

Am 25. setzte die alliirte Armee ihren Flankenmarsch durch hügeliges Land fort, am 26. marschirten sie an der Tschernaja hinauf, überschritten sie und schlugen an ihrem südlichen Ufer das Lager auf. Hier bekam die französische Armee zuerst die Nachricht von dem Uebelbefinden und der Abfahrt des Marschalls St. Arnaud. Am 27. September Morgens nahmen die zwei ersten Divisionen eine Recognoscirung gegen Sebastopol vor, von der sie um 4 Uhr in's Lager zurückkamen.

Die Stadt Sebastopol, gegründet im Jahre 1786, steht an der Stelle des ehemaligen Tatarendorfs Akhtiar (weißer Fels) und wird daher von den Tataren noch jetzt so genannt. Sie ist auf einer zwischen zwei Buchten liegenden Anhöhe erbaut. Sebastopol bot in seiner staffelförmigen Bauart auf weißem kahlen Felsen einen traurigen und zugleich seltsam überraschenden Anblick; über das Häusermeer ragte die schöne Cathedrale und der Admiralitätsthurm mit seinen dicken Säulen empor; hie und da tauchte das Grün sorgfältig gepflegter Gärten auf, deren Pflanzen aber verkümmert und mit Staub bedeckt schienen. Auf den hohen senkrechten Kreidefelsen, welche die Rhede beherrscht, hat man eine weite Aussicht; das Meer erstreckt sich an den äußersten Horizont und tief unten erblickte man den Hafen, die Arsenale, Munitionsmagazine, Docks und Zimmerplätze. Die Hügel zu beiden Seiten des Kriegshafens haben, soweit das Auge reicht, ein düsteres ödes Aussehen.

Während so die Stadt an und für sich kein freundliches Bild gewährt, ist die Lage Sebastopols als Kriegshafen unvergleichlich. Ein Meerarm von stattlicher Breite erstreckt sich tief in die Westküste von Taurien. Der dadurch gebildete etwa 2 Stunden lange herrliche Hafen hat den sichersten Ankergrund, ohne Felsen und Klippen und ist gegen alle Stürme geschützt. Der große Hafen verzweigt sich in vier kleinere äußerst günstig gelegene Buchten, zwischen deren zweien — der Quarantaine- und Kielbucht — die Stadt liegt. Zum Schutze des Hafens ließ Kaiser Nikolaus vier starke Forts anlegen. Das Fort Constantin und Alexander, das eine auf der Nordküste, das andere auf der Westseite der Artilleriebucht sollten den großen Hafen vertheidigen, während 2 Batterien bestimmt waren, die Kriegsschiffe, welche sich der südlichen Bucht oder der Karabelnoja nähern würden, in den Grund zu bohren.

Bei dieser ungemein günstigen Lage hat der Kriegshafen jedoch den großen Nachtheil, daß er von Schiffswürmern wimmelt. Das Holzwerk eines Kriegsschiffes wird zuweilen in 2 Jahren von diesen Insekten völlig zernagt.

Beim Anblick der Stadt, deren grüne Dächer wie Smaragde in der Sonne

glänzten und des Hafens, wo die versenkten Schiffe lagen, schlugen die Herzen der Heerführer und Soldaten vor Freude, Ungeduld und stolzem Selbstgefühl. Die Recognoscirungsabtheilungen kamen der Stadt auf 4 Kilometer nahe und fanden blos einen schwachen Wall, doch hatten die Russen einige Erdwerke zum Schutze der Stadt von der Südseite aufgeworfen.

Am 28. September war die französische Armee nach 1½stündigem Marsche im Bereich von Balaklava angekommen und in Verbindung mit der Flotte, die indessen den Chersonnes umsegelt hatte.

Die englische Armee bildete auf dem Marsche von der Katscha nach Balaklava den linken Flügel der Orientarmee. Nachdem auch sie den Belbeck überschritt, wandte sie sich gegen das Thal von Inkermann — bekanntlich das Thal, in welchem der von den Südhöhen der Halbinsel herabkommende Tschernaja oder schwarze Fluß dem Hafen von Sebastopol zufließt und in welchem die Sebastopol mit dem Quellwasser des Gebirgsthals von Baidar speisende Wasserleitung sich befindet. Am Mittag den 26. setzten sie ihren Flankenmarsch nach der Südseite fort und sonderbarer Weise schickte der englische Obergeneral einen Theil seiner Artillerie ohne Bedeckung durch Waldungen voraus. Um ein Haar hätte diese Anordnung unheilvolle Folgen gehabt, denn als die Spitze der Engländer die Hauptstraße bei der Mackenzie-Farm erreichte, war eben eine starke russische Colonne vorübermarschirt. Zum Glück für die englischen Batterien hatten die Russen außer Acht gelassen, die Straßen abzusuchen und hatten ruhig ihren Marsch nach Baktschi-Sarai fortgesetzt.

Die englische Armee erschien am 26. Morgens auf den Höhen vor Balaklava und 24 Stunden später — am Morgen des 27. — vereinigte sich die französische Flotte mit ihr. In demselben Augenblicke, wo die französischen Truppen in dem kleinen Hafen ankamen, erschienen von der Seeseite die Linienschiffe „Napoleon“ und „Charlemagne,“ welche fünf Schiffe mit Lebensmitteln im Schlepptau führten.

In Balaklava begann nun sogleich die angestrengteste Thätigkeit. Die Landung der schweren Belagerungsgeschütze war eine wahre Herkulesarbeit. Lange Reihen von Soldaten reichten die gelandeten Kanonenkugeln von Hand zu Hand. Die schweren 32-pfündigen Schiffskanonen wurden mit Hülfe von Krahnen auf das Ufer gelassen; wie ein Geschütz den Boden berührte, sprangen 50 Blaujacken (Matrosen) herbei und schleppten es mit dem lärmenden Jubelruf, durch den sich Bruder Theer auszeichnet, den steilen Weg hinauf. Bruder Theer (Jack) hat sich bei dieser Höllenarbeit sehr nützlich bewiesen. Man kann ihm gar nichts vorwerfen, als daß er gar zu stark ist. Die schwersten Karren reißt er wie Spielzeug in Stücke. Die Munitionswagen ladet er, ehe man sich umsieht, so hoch und so voll, daß die Pferde unter der Last erliegen, denn er kann nicht begreifen, daß man „den Anker lichte, bevor der Schiffsraum satt“ ist. An den Zugseilen zerrt er, daß sie wie Seidenfaden reißen und gebrechliche alte Fuhrwerke „steuert“ er mit Dampfgeschwindigkeit bergauf bergab, bis sie „scheitern“ und in Trümmer gehen. Mancher Kugel- und Bombenhaufen im Straßengraben dient als Denkmal solcher „Schiffbrüche,“

aber Jacks guter Humor bei diesem „All am Lande“ bleibt unerschütterlich und mit größter Bereitwilligkeit kehrt er aus dem Lager in den Hafen zurück, wenn man ihm sagt, daß die nächste Ladung der Abend an Ort und Stelle sein muß. Es war eine wahre Lust, einem Haufen dieser Bursche zu begegnen, wie sie eine Kanone nach dem Lager „rudern.“ Von weitem schon klingt der rauhe Chorgesang über den Berg herüber. Wie sie näher kommen greint die Melodie einer unverkennbaren Gotzerliedel, gepaart mit dem Quicken der Seemannspfeife und weckt ein erstauntes Echo in den fremden Krimthälern. Eine Staubwolke zeigt, daß sie da sind mit der Monstrekanone in ihrer Wiege; „hei o!“ geht es bergauf unter den komischsten Ausrufungen und Flüchen von 30 Theerjacken, alle rothgehitzt von der tüchtigen Anstrengung, während der anführende Offizier sich bemüht, ihre übertriebene Energie zu mäßigen, oder den 2, 3 behaarten Herkulessen, die mit Weinlaub am Hut oder Blumen im Haar rittlings auf der Kanone sitzen, zuredet, abzusteigen und ihre Musik einzustellen. Das Erstaunen, mit dem die pelzmützigen, krimischen Tartaren im Vorübergehen die wunderliche Erscheinung anglotzten, hatte etwas Spaßhaftes; aber Türken oder Tartaren, Russen oder Griechen sind unserem Jack alles eins; jeden Fremden, der vorübergeht, grüßt er mit dem Universalschibboleth: „Bono! Bowno! Johnny!“

24. Eröffnung der Belagerungsarbeiten, 9. October.

Südlich von Sebastopol breitet sich ein weites Plateau aus, von tiefen steilen Schluchten durchschnitten; die durch diese Schluchten gebildeten Contreforts beherrschen von allen Seiten die in einer trichterförmigen Vertiefung liegende Stadt. Auf diesem Plateau lagerten die Alliirten.

Die rechte Flanke der Armee ist durch die sogenannte „Engländerschlucht,“ das in's Tschernajathal führende Defilee, durch den schwarzen Fluß selbst und die anstoßende Sumpfgegend wirksam gedeckt. Das Inkermanthal ist eine tiefe, etwa eine Meile breite Schlucht, gebildet durch den schwarzen Fluß (Tschernaja) vor seiner Mündung in das westliche Ende des Hafens von Sebastopol; das Thal ist in der That nur die Fortsetzung des tiefen Seeeinschnitts, den der Hafen selbst bildet. Auf der östlichen Seite dieses Thales zeigen die Ruinen von Inkerman noch deutliche Spuren von Befestigungen, welche hier Genueser und Griechen einst aufgeführt. Durch das Thal und parallel mit dem Strom läuft die Wasserleitung, die die Docks und einen Theil der Stadt mit frischem Wasser versorgt, und so jähe steigen die Felsen über der Schlucht auf der westlichen Seite empor, daß der Aquadukt bei der Wendung gegen den Hafen zu durch einen 300 Ellen langen, in den soliden Felsen gehauenen Tunnel geleitet werden mußte. Etwas eine englische Meile südlich von diesem auf einer senkrecht über das Thal sich erhebenden Anhöhe lagerte die erste Division der brittischen Armee. Sie bildete daher die äußerste Rechte der gesammten alliirten Macht, und ist durch eine steile, dem Feinde unzugängliche Felsenwand gesichert.

Die französische Armee bildete die linke Seite der Position der Alliirten und

dehnte sich bis an die Küste im unmittelbaren Süden von Sebastopol, wo die tiefen und schiffbaren Buchten, die besten Bequemlichkeiten zu Landung von Belagerungsgeschütz und Vorräthen boten.

Am 9. October wurde der Befehl zur Eröffnung der Laufgräben gegeben.

Die Arbeiter sollten in einer Entfernung von 800 Meter von der Festung eine Art bastionirter Front bilden, auf welcher 5 gleichzeitig feuernde Batterien errichtet werden sollten.

Beim Einbruch der Nacht stellte man die Arbeiter an, die die Laufgräben eröffnen sollten; 1600 Mann waren dazu bestimmt.

Sechs Compagnien kriechen, die Unebenheiten des Bodens benützend, in den Vertiefungen vorwärts. Der Himmel ist heiter und der Mond verbreitet seinen matten Schimmer über das ganze weite Plateau. Als diese Compagnien der vom Geniecorps bezeichneten Linie bis auf 20 Schritte nahe gekommen sind, legen sie sich auf den Boden nieder; sie senden in der Stille kleine Posten vor. Jeder Mann häuft einige Steine vor sich auf; er hält sein schußfertiges Gewehr in der Hand und richtet seinen forschenden Blick auf den Horizont, der sich in fernen dunklen Umrissen ausbreitet.

Jeder Arbeiter hat einen Schanzkorb mitgebracht, der von einem Genieoffizier aufgestellt wird. Auf dem Erdboden liegend, ihre Werkzeuge und Gewehre in der Hand haltend, warten sie. Das Zeichen wird gegeben — 800 Hacken dringen in den felsigen, widerstrebenden Boden ein. Die Erde wird in die Schanzkörbe geworfen. Es herrscht eine unheimliche Stille und man hört Nichts als das Geräusch der in den Boden dringenden Hacken. Um 6 Uhr Morgens hatten die Laufgräben bereits eine Ausdehnung von 1000 Meter und eine hinlängliche Tiefe, um die Soldaten vor dem Feuer der Festung zu schützen.

Damit war es begonnen, das Riesenwerk, das 11 Monate hindurch unter Prüfungen, Leiden, Hoffnungen und Täuschungen fortgesetzt werden sollte, ohne daß die rüstigen Arbeiter, die tapferen Streiter den Muth verloren und das endlich mit dem Falle der stolzen Festung endete!

In den folgenden Nächten suchten die Russen die Arbeiten durch heftiges Feuer zu stören. Die ganze Festung schien mit einem Feuerkranz umgeben; die Erde bebte unter dem Krachen der Geschütze; eine Masse Wurfgeschosse jeder Art fällt prasselnd nieder, wie kolossale Schlossen bei einem Ungewitter. Indessen arbeiteten die rüstigen Arme der Soldaten Tag und Nacht an der Vergrößerung und Befestigung der Laufgräben; sie machen die Brustwehren dicker und fester, denn die Belagerer haben ja kein anderes Schutzmittel gegen das furchtbare Feuer der Festung. Hier werden Kugeln aufgeschichtet, dort Schießscharten für die Scharfschützen der Infanterie eingeschnitten, dort werden Felsen gesprengt und Verbindungs- und Seitengänge hergestellt. Das ganze Plateau gleicht einem emsig beschäftigten Ameisenhaufen.

Aber auch die Russen blieben nicht unthätig. Der Geniecapitän Tottleben (geb. 25. Mai 1818 in Mietau, jetzt Generaladjutant des Kaisers) that Alles, um die russischen Vertheidigungswerke an der schwach befestigten Land-

[illegible]

[illegible] Die Russen [illegible] hinter ihren [illegible] [illegible] in das [illegible] mischte sich das helle Geknatter und Pfeifen der kleinen Geschosse. Alle Lager waren auf den Beinen. Die Franzosen auf unserer Linken eilten unter das Gewehr, ihr Trommelwirbel und Trompetengeschmetter klang dumpf und schrill mitten durch den Kanonendonner und das Kleingewehrknattern. Fast eine halbe Stunde lang dauerte dieser tolle Lärm, bis plötzlich ein helles, jubelndes Hurrah auf unserer Rechten ihn fast übertönte. Es war der Schlachtenruf des 88. Regiments, als es den Befehl erhielt, auf den ungesehenen Feind bergab zu stürmen. Er hatte seine Wirkung, denn die Russen, schon tüchtig von unsern Kanonen gebläut und erschüttert durch das Feuer unserer Infanterie, sahen kaum den Hügelabhang von unsern Bataillonen besetzt, als sie uns den Rücken drehten und unter dem Schutz ihrer Artillerie sich zurückzogen. Als der Lärm vorüber war, kehrte Alles ruhig in's Zelt und Bivouak zurück."

"Zwölf lange Tage können wir uns Sebastopol von allen Seiten betrachten. Und während diese Stadt, das Ziel unserer Wünsche, sich alltäglich an einem neuen über unsern Häuptern losgelassenen musikalischen Conzert ergötzt und neuerdings Bomben vom größten Kaliber 10—12' über uns hinfliegen läßt, haben wir noch keinen Schuß gethan. Trotz der tausend Todesboten,

die uns entgegenkommen und die Sonne verfinstern, lebt und arbeitet man aber ruhig und ohne Furcht, als wäre man in seinen 4 Wänden in Frankreich; Jeder schläft ruhig unter seinem Zelte, sobald er nur einigermaßen Zeit dazu hat. Die Russen schießen freilich Tag und Nacht mit ungeheurem Geschütz auf unsere Arbeiter. Sie haben einen hohen Mastbaum errichtet, nebst einer Vedette, welche unsere Tirailleurs den „grünen Affen“ nennen. Von dort aus sieht man in die Laufgräben und sie bezeichnet die Plätze, worauf man zielen muß. Zum Glück ist es schwierig, eine Haubitze in einen gut vertheidigten Laufgraben zu werfen, so daß sie platze. Uebrigens schreiten die Arbeiten, welche am Tage wenig vorrücken, bei Nacht rasch voran. Der Schuß wird bei weitem unsicherer in der Dunkelheit, und daher kann man thätiger an den Schanzen arbeiten. Die Russen haben jedoch Zielpunkte genommen. Während des Tags stecken sie eine Laterne an diesen Punkten auf und zielen hernach auf dieselben. Dieß bringt sie beinahe in Richtung. Der Wind hat nach Norden umgeschlagen und droht Schnee zu bringen. Doch hat dieß auch seine gute Seite; er entzieht das Geräusch von Spaten und Hacken den Ohren und damit die Arbeitsplätze der Wahrnehmung des Feindes.“

20. Oct. (Engl. Bericht.)

„Alle unsere Soldaten sind abgemagert, und der Staub und der Schweiß, seit lange gehäuft, geben ihnen ein verwildertes Aussehen. Ihre Kleider würden der Wirkung der Bürste widerstehen. Das Aussehen der glänzenden Offiziere von der Linie und Garde würde, wenn es nicht so sehr ernst wäre, possirlich sein. Blos mit dem ausgeschifft, was sie tragen konnten, haben sie ihre Uniform seit 3 Wochen nicht ein einziges Mal abgelegt. Ein abgenützter Tschakow, ein rother Shawl, um die Brust gerollt, was äußerst nützlich ist, ungeachtet aller Tagsbefehle, ein Sack, welcher die Ration nebst Zwieback enthält und, wenn man es machen kann, einige Leckerbissen, wie Eier, Honig und Geflügel, und manchmal, wenn man eine glückliche Expedition macht, eine lebendige Gans mit den Füßen an der Hand aufgehängt, dieß ist der Anblick, welchen der englische Offizier darbietet.“

13. Oct.

„Bei Sonnenuntergang stellen die Russen gewöhnlich ihr Feuer ein, aber gestern Abend setzten sie es ohne Unterbrechung gegen unsere ganze Linie fort. Jeden Augenblick unterbrach ein Blitz, groß wie ein Wetterleuchten die Finsterniß — dann ward es wieder Nacht und im Nu darauf zeigte ein schwächerer Blitz das Platzen der Bombe an. Wir unterhielten uns damit, die Secundenuhr in der Hand, die Intervalle zwischen dem Knall, dem Kugelgesaus und der Explosion zu zählen und dadurch die Entfernung der feindlichen Kanonen und ihrer Tragweite zu berechnen. Einen merkwürdigen Gegensatz bildete das tiefe Schweigen im englischen Lager zu dem fortrollenden Donner der russischen Batterien, zu Musik, dem Trompetenruf und dem lebhaften Geräusch im Lager der Franzosen.“

14. Oct.

„Das Terrain zwischen Kadikoi und Traktio ist ausnehmend hügelig; der

Hügelrücken gipfelt sich zu mehreren Kuppen und ist von weiten Thälern durchschnitten. Auf fünf dieser Kuppen, welche die Straße von Balaklava überblicken, arbeiten 2000 Türken unter der Leitung des preußischen Ingenieuroffiziers Kapitän Wagmann am Bau mehrerer Redouten, deren jede eine Besatzung von 250 Türken zählen und mit schweren Kanonen armirt sein wird. Diese armen Bursche arbeiten sehr willig und unermüdlich, obwohl man sie die größten Entbehrungen leiden ließ. Weiß Gott, warum, aber die türkische Regierung hat uns anstatt einige von Omer Pascha's Veteranen lauter Neulinge geschickt. Viele darunter sind ältere Leute, aber nichts destoweniger Rekruten, die kaum ein Jahr lang die Muskete getragen haben und von Hause aus dem friedfertigen Stande der Barbiere, Schneider und Krämer angehören. Trotzdem arbeiten sie tüchtig und mit einer Geduld, die Einen fast beschämt. Man versichert, daß diese 8000 Mann fast ganz ohne Lebensmittel an's Land gesetzt wurden und seit der Almaschlacht lebten sie von zwei Zwiebacken per Mann. Nicht einmal Taback hatten sie. Aber jetzt sind ihre Leiden in Wonne verwandelt; das brittische Volk füttert sie und sie schwelgen in Kaffee, Zucker und Reis.

Ein Bericht vom 19. Oktober schildert uns die Keckheit der englischen Scharfschützen:

„Eine Abtheilung dieser gefährlichen Spaziergänger ging am 18. Oktober bis an den äußersten Saum des bestrittenen Terrains von Sebastopol und erlegte 92 Russen. Vier dieser verwegenen Bursche näherten sich den großen Kasernen Sebastopols auf 500 Yards und feuerten geradezu durch die Fenster. Ein anderer englischer Scharfschütze erschoß 3 Russen, und wie ein guter Jäger, der auf Wild ausgeht, war er nicht damit zufrieden, sondern er holte sich die Gefallenen und brachte sie als Siegestrophäe zu seinen Kameraden zurück.“

Ein Gegenstück hiezu liefert ein Brief eines französischen Offiziers vom 25. Oktober:

„Tag und Nacht arbeiten die Soldaten in den Laufgräben, so daß alle Schwierigkeiten, die das Terrain ihnen entgegenstellt, mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit überwunden werden. Es ist ein wahres Vergnügen, den Fortgang dieser Arbeiten zu verfolgen; Alles arbeitet in der besten Laune, die Pfeife im Munde, mit hundert Witzen und heiteren Gesängen, unter denen mir die Parodie eines bekannten französischen Gassenhauers auffiel, der mit dem Refrain schließt: „Du kriegst sie nicht, mein schöner Nikolaus.“ Der Soldatenwitz wandte diese Phrase auf Sebastopol an mit der Variante: „Wir kriegen sie, mein armer Nikolaus.“ Das Feuer des Feindes ist furchtbar, ein unaufhörlicher Kugelregen und zwar der Mehrzahl nach von 68pfündern, doch ist es nicht gefährlich, da man die Kugel kommen sieht und leicht ausweichen kann. Seit dem Tage indessen, wo die Elite unserer Jäger und Zuaven in den Laufgräben Posto fassen konnte, hat das Feuer bedeutend nachgelassen. Man muß diese Burschen sehen, wie sie hinter jedem Gegenstande, der sie den Blicken des Feindes entziehen kann, kauern, das Ohr nach dem Winde ge-

richtet, den Finger am Drücker, und ruhig den Augenblick abwarten, wo die russischen Artilleristen den Arm ausstrecken, um die Geschütze zu laden, oder sich mit dem Kopfe hervorwagen, um zu richten. Vorgestern hatte ich den Dienst in den Laufgräben; meine Leute waren seit einer Viertelstunde auf ihrem Posten, auf dem sie 5 Stunden zuzubringen haben und ich beaufsichtigte sie. „Aufgeschaut," sagte ein Jäger. Ich setzte mein Fernglas an's Auge und sah einen Kopf, der durch eine Schießscharte zu blicken wagte; doch konnte man kaum ein Auge bemerken. „Da ist mein Wildpret," flüsterte mein Nachbar; man hörte einen Knall und ein zufriedenes „gut gefaßt;" der arme Russe war gefallen. Seit zwei Tagen bemerken wir Infanterieuniformen bei den Stücken; die Artilleristen reichen wahrscheinlich nicht mehr aus."

26. Land- und Seebombardement am 17. Oct. 1856.

Am 17. Oktober wurden die Forts von Sebastopol von der alliirten Flotte bombardirt. Ueber die Physiognomie des denkwürdigen Tages schreibt ein Augenzeuge:

„Um 6½ Uhr Morgens am 17. Oktober wurde auf das verabredete Zeichen das Feuer von allen französischen und englischen Batterien aus 126 Geschützen zugleich eröffnet und unter furchtbarem Donner zitterte der Boden. Die Festung erwiederte das Feuer mit gleicher Heftigkeit. Die Bomben und Granaten zerplatzten und warfen ihre mörderischen Splitter nach allen Seiten hin; die Kanonenkugeln prallen an den Brustwehren ab und springen wie schwarze Ballone auf dem freien Felde umher. Es folgt Schuß auf Schuß und ein dichter Rauch bedeckt den Horizont und hüllt die Kämpfenden ein. Zahllose Feuerstreifen durchfurchen die colossalen Rauchmassen. Ein französisches Pulvermagazin fliegt in die Luft. Die zerschmetterten und verbrannten Leichen liegen in der zum Schweigen gebrachten Batterie umher. Die Lebenden und Todten sind in der Feuermasse kaum zu unterscheiden; alle Gesichter sind geschwärzt und halbverbrannt — ein entsetzlicher Anblick!

Es ist 10½ Uhr; Angriff und Vertheidigung sind gleich hartnäckig.

Indessen hatten die Flotten mit den Landbatterien zugleich angreifen sollen, aber durch die Windstille zurückgehalten, konnten sich die Schiffe erst um 10½ Uhr sammeln. Es war beinahe 11½ Uhr Mittags, als die türkischen Kriegsschiffe und der englische Admiral erschienen. Sogleich wurde signalisirt „zum Kampfe fertig!" Ein einstimmiger begeisterter Ruf antwortet dem imposanten Signal: „Es lebe Frankreich! es lebe der Kaiser!" Alle sind kampfesmuthig; der Gedanke an den Tod ist nichts weiter als der Gedanke an den Ruhm!

Die Angriffsschiffe erwarten nur das letzte Signal: „die Anker werfen!"

Es ist 12 Uhr 5 Minuten, als das großartige Schauspiel beginnt. Die beiden dunklen Reihen der Schiffe rücken gleichzeitig vor; schon bilden die Schiffe der ersten Reihe eine gerade Linie und werfen unter dem Feuer des Feindes an den ihnen zugewiesenen Stellen die Anker. Die feindlichen Kugeln sausen durch das Tackelwerk der Schiffe, deren zweite Reihe sich den Lücken der ersten gegenüber aufstellt. Noch ist alles auf Seite der Flotten ruhig.

Die wichtige Rolle, welche ihm in der Krim zufiel, machte ihn zu einer Hauptperson in dem großen Drama des Orientkriegs.

21. Canrobert.

St. Arnaud's Nachfolger im Oberbefehl war General Franz Certain Canrobert, 1809 im Lotdepartement geboren. Im November 1826 trat er in die Schule von St. Cyr und verließ dieselbe nach 2 Jahren. Im Jahr 1832 ging er als Lieutenant nach Algier und nahm alsbald an der Expedition von Maskara rühmlichen Antheil, zeichnete sich bei der Verproviantirung von Tlemzen, dem Treffen von Sidi Yekub an der Tafna und am Sikkrok aus und wurde 1837 zum Capitän befördert. Beim Sturm auf Konstantine erhielt er als Ordonnanzoffizier des Obersten Combos an dessen Seite einen Schuß in's Bein und kehrte, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, 1839 nach Frankreich zurück.

Im Oktober 1840 zum 6. Jägerbataillon versetzt, kam er zum zweiten Male nach Afrika. Er kämpfte bei Muzaia und Gentas und wurde Bataillonschef im 15. leichten Regiment. Im Mai 1842 befehligte er das 5. Jägerbataillon; begleitete den damaligen Oberst Cavaignac auf der Expedition von Uaren-Senis und gehörte zu der Colonne, welche unter General Baurjolly die Flitas und Kabylen von Garbussa züchtigte. Im Jahr 1843 wurde er zum Offizier der Ehrenlegion befördert. Oberst St. Arnaud, welcher 1845 den Oberst Cavaignac im Commando von Orleansville ablöste, verwendete ihn gegen Bu-Maza; im Treffen von Bahl hielt er mit 250 Mann gegen 3000 Feinde Stand. Er hielt in Tenez den Anlauf der Kabylen aus, und als endlich nach einem ununterbrochenen Kampf von 8 Monaten das Land beruhigt war, wurde er zum Oberst ernannt, als welcher er das 2. Linienregiment und später das 2. Regiment der Fremdenlegion befehligte. Im Jahr 1848 erhielt er das Commando über eine starke Colonne, welche die Bergbewohner von Aures unterwerfen sollte. Er überfiel den Feind am Fuße des Dschebel Schelia und machte den Bey Achmet zum Gefangenen. Von diesem Zuge zurück übernahm er den Befehl über das Zuavenregiment in Aumale und unterwarf in einer neuen Expedition die Kabylen von Dschurschura. Die Ereignisse der Zaatscha riefen ihn 1849 von Aumale ab und sein Zug dorthin brachte ihm neuen Ruhm, denn die Cholera wüthete unter seinen Truppen und dennoch schlug er sich durch die Reihen des Feindes und warf unterwegs sogar eine Verstärkung in das hartbedrängte Bou-Sada. Dieß Unternehmen glückte Canrobert durch eine hübsche gelungene List. Er marschirte mit einer kleinen geschwächten und erschöpften Colonne und sieht sich plötzlich von einer beträchtlichen Anzahl von Feinden umgeben, die ihm den Weg versperren und die Besatzung der Stadt Bou-Sada eingeschlossen halten. Trotz der Ungleichheit der beiderseitigen Streitkräfte ging Oberst Canrobert dennoch entschieden auf die feindlichen Truppen zu mit dem Rufe: „Lasset mich durch, denn ich bringe Euch einen Feind mit, der Euch Alle ausrotten wird, die Pest!“ Die Araber, durch diese Worte in Schrecken versetzt, wichen scheu zurück und ließen

die kleine Colonne weiter ziehen, was Canrobert benützte, einige Verstärkungen nach Bou-Sada zu werfen. In Zaatscha commandirte er eine der Angriffscolonnen; von 4 Offizieren und 16 Soldaten, die mit ihm die Bresche erstiegen, fielen 16 todt oder verwundet neben ihm. Die That brachte ihm das Commandeurkreuz der Ehrenlegion. Nachdem er sich abermals im Treffen von Narah ausgezeichnet, wurde er 1850 zum Brigadegeneral befördert, nach Paris gerufen. Er befehligte dort eine Infanteriebrigade, wurde als Adjutant dem damaligen Präsidenten der Republik beigegeben und mit Beibehaltung dieser Funktionen im Januar 1853 zum Divisionsgeneral ernannt. In der Orientarmee commandirte er bis zum Tode St. Arnaud's die erste Infanteriedivision.

Doch scheint er während der Belagerung nicht die Zufriedenheit des Kaisers erworben zu haben, der ihm auf Ansuchen am 16. Mai 1855 den Oberbefehl abnahm und an General Pelissier übertrug.

Wir finden ihn später wieder im Kriege in Italien 1859 als Kommandanten des 3. italienischen Corps.

22. Lord Raglan.

Lord Raglan, früher unter dem Namen Fizroy (James Henry Somerset) bekannt, ist am 30. September 1788 geboren und seit 1804 im Dienste, war im Jahr 1809 Adjutant und Sekretär Wellingtons im Kriege auf der iberischen Halbinsel und machte alle in diesem Kriege vorgefallenen Schlachten und Gefechte mit. Im Jahre 1811 wurde er Major, 1812 Oberstlieutenant. Nach Napoleons Rückkehr von Elba machte Raglan die Schlacht von Quatre Bras und von Waterloo mit, wo er den rechten Arm verlor, worauf er sich aus dem aktiven Dienst zurückzog.

Im Jahr 1815 wurde er zum Obersten und Generaladjutanten des Prinzregenten ernannt und zugleich Commandeur des Bathordens.

Später bekleidete er die Stelle eines Artilleriedirektors, wurde 1824 Generalmajor, 1833 Generallieutenant und endlich Artilleriedirektor. Er gehörte der Torypartei an.

23. Marsch nach Balaklava und das Landen der Belagerungsgeschütze in Balaklava.

Die Schlacht an der Alma hatte das Vertrauen der alliirten Armee verdoppelt und sie mit Siegeshoffnungen erfüllt. Die Russen ihrerseits waren durch die Almaschlacht so sehr entmuthigt, daß sie ohne Halt zu machen sich nach Sebastopol zurückzogen. Sie versenkten alle ihre quer über den Hafen hin geankert liegenden Schiffe, so daß die Mastbäume mehr oder weniger über den Meeresspiegel herausragten und der Eingang des Hafens vollkommen gesperrt war.

Indessen waren die Alliirten am 23. nach der Katscha, einem kleinen Flüßchen südlich von der Alma, aufgebrochen und am 24. setzten sie ihren

die Zelte nicht ausschiffen können. Des Abends erhob sich ein Wind und der Regen goß in Strömen herab. Um Mitternacht überschwemmte eine wahre Sündfluth die armen Soldaten. Offiziere und Soldaten lagen in wahren Wasserpfützen, mit durchweichter Bedeckung, ohne Feuer und Grog machen zu können, die Wechselwäsche verdorben. Der Divisionsgeneral Brown schlief unter einem umgestürzten Karren, der Herzog von Cambridge desgleichen; nur dem General Evans hatte sein Stabsmajor noch sein Zelt errichten können. Feinde traf man gar keine, nur eine Abtheilung Kosacken sah man in der Entfernung einer Viertelstunde. Ihnen wäre der in der Hitze auf sie galoppirende General Brown fast in die Hände gefallen, doch trug ihn sein schnelles Pferd wohlbehalten zurück. Trupps französ. Zuaven und Spahis kommen von ihren Streifereien zurück, Ochsen vor sich hertreibend oder Karren, mit Lebensmitteln beladen, nachziehend.

Am 19. Morgens wurde der Marsch nach der Alma angetreten. Die französische Armee bildete ein ungeheures, verschobenes Viereck, an dessen vorspringendem Winkel sich die erste Division, an beiden Seitenwinkeln die zweite und dritte, an dem hintersten die vierte Division befand, welcher das türkische Contingent voranging; die Bagage marschirte im Centrum. Die englische Armee deckte mit ihrer linken Flanke die französische, während sie auf ihrer rechten von der Flotte unterstützt war. Einen herrlichen Anblick gewährte es, die Armee und Flotte auf diese Weise beinahe in einer Linie sich vorwärts bewegen zu sehen. Das Land, durch welches der Marsch ging, ist eine ausgedehnte wellenförmige Ebene, ohne Baum und ohne Wasser, überwölkt vom herrlichen Blau des Himmels, von dem hell und glänzend die Sonne auf die blitzenden Linien der Bajonnete herabstrahlte.

Um 1 Uhr erreichte die Spitze der Colonne die Anhöhen, welche das Almathal beherrschen. Die russische Armee hielt auf den Anhöhen der gegenüberliegenden Ufer; man konnte ihre Reihen genau sehen, und die Escadronen ihrer Cavallerie zählen.

Beide Armeen bereiteten sich zur Schlacht. Die Nacht war ruhig. Von den Anhöhen der Alma glänzten Tausende von Wachtfeuern, in langen Linien dieselbe begrenzend."

18. Die Schlacht an der Alma am 20. Septbr. 1854.

Das Almaflüßchen schlingt sich in zahlreichen Windungen durch steile Anhöhen hindurch, durch ein tief eingeschnittenes felsiges Plateau, dessen Gänge westlich zur Meeresküste so steil abfallen, daß kaum Ziegen sie erklettern können. Besonders steil sind die südlichen Höhen des Almathales. Auf diesen hatte Fürst Menzikoff mit 42 Bataillonen, 16 Schwadronen und 84 Geschützen ein stark verschanztes Lager bezogen, um die von Eupatoria gegen Sebastopol anrückenden Alliirten hier zu erwarten und sie in fast unangreifbarer Stellung im Vormarsch gegen die Festung aufzuhalten. Ueberall waren die Höhen mit furchtbaren Redouten und Batterien gekrönt. Das Centrum der Schlachtordnung wurde am Rande des steilen Ufers gegenüber dem Dorfe

Burliuk gebildet. Der linke Flügel stand auf einer steilen Höhe etwa 2 Werste vom Meere entfernt, der rechte bildete den schwächsten Theil der Position. Hinter dem Centrum standen als Reserve drei Infanterieregimenter mit 2 Fußbatterien, 2 Husarenregimenter und 2 Cavalleriebatterien, hinter dem rechten Flügel ein Jägerregiment. Die Stellung der Russen war so vortheilhaft, daß Menzikoff an den Kaiser schrieb: „Ich erwarte die Franzosen in einer uneinnehmbaren Stellung, wären es ihrer 200,000, ich würde sie in's Meer werfen.“

Die Alliirten erschienen am 20. früh 6 Uhr an der Alma. Die starke Stellung der Russen gewahrend, wollten sie erst ihre Cavallerie, die sie von Varna her erwarteten, an sich ziehen und dann erst angreifen. Die Russen, wahrscheinlich durch Spione davon unterrichtet, eröffneten zuerst das Feuer und nun wollte St. Arnaud nicht länger säumen und befahl Mittags 11½ Uhr den Angriff. Franzosen und Türken standen auf dem rechten, die Engländer auf dem linken Flügel. Es wurden zwei Treffen formirt. Das erste Treffen bestand aus der 3. französischen und 3. englischen Division. Die Linien der Alliirten rückten gegen die Alma vor.

Die Russen hatten im Thale, das durch Bäume, Gärten und Häuser gedeckt ist, und im brennenden Dorfe Burliuk eine Menge wohlgedeckter Scharfschützen aufgestellt, welche die Spitzen unserer Colonnen mit sehr lebhaftem Feuer empfingen. Rastrend wirkten die russischen Geschütze von den dominirenden Höhen herab in den Reihen der Alliirten, weßhalb diese, um so bald als möglich unter den todten Winkel des russischen Artilleriefeuers zu kommen, rasch vorangingen. Mitten durch einen furchtbaren Bomben-, Kartätschen-, und Paßkugelregen schreitend stürzte sich eine Wolke von Plänklern und die geschlossenen Massen in die Alma, deren blutiggefärbte Wasser der todtbringende Hagel buchstäblich in Gischt und Schaum peitschte.

Gleichzeitig erschien die durch 8 türkische Bataillone verstärkte Division Bosquet auf den steilen Höhen in der linken Flanke der russischen Stellung und entschied, diesen Flügel umgehend und zurückdrängend, den Sieg.

Diese Division hatte längs an der Küste sich hinziehend mit der türkischen Division auf der einzigen gangbaren Furt an der Mündung des Flusses die Alma überschritten, die Soldaten standen dabei bis an den Hüften im Wasser und waren ununterbrochen dem Wellenschlage ausgesetzt, welcher glücklicherweise an dieser Stelle nicht sehr ungestümm war. Nachdem die Alma überschritten war, begannen die Truppen der Brigade Bouat die jenseitigen Felsen zu ersteigen. Der Fußpfad, der zu den Höhen führte, war so steil, daß die Offiziere sich mit den Händen an den Mähnen ihrer Pferde halten mußten, um nicht herabzufallen. Er war von vereinzelten, von der Seite her völlig unzugänglichen Felsen begrenzt und so schmal, daß er nur Mann für Mann zu passiren war. Die Zuaven stürzten nun mit der ihnen eigenthümlichen ungestümmen Begeisterung voraus und erkletterten mit fast unglaublicher Geschicklichkeit die fast senkrecht stehenden Felsen. Bald sah man sie rechts und

Köpfen gehört, nämlich ein heftiges Gewitter; der später den Himmel in voller Pracht einrahmende Regenbogen schien in offenem Widerspruche mit dem Treiben der kämpfenden Partheien zu stehen, die unausgesetzt nach den besten Kräften aufeinander loshämmerten. Namentlich entwickelten die Russen große Thätigkeit und Energie. Nach dem heißen Kampfe am 11. hatten sie am Morgen des 12. bereits eine Batterie mit 4 Kanonen auf der früher von ihnen nicht besetzt gewesenen Insel Salhane aufgeführt. Auch den ganzen Vormittag über war die Donau mit Kähnen und Schaluppen bedeckt, die Truppen, Munition und Proviant nach der Insel brachten. Ein Ueberfahrtsversuch wurde jedoch einstweilen nicht gemacht.“

14. Einzug der östreichischen Armee in Buckarest am 6. Septbr. 1854.

Die kaiserliche östreichische Armee unter dem Commando des Feldmarschall-Lieutenants Coronini langte am 6. Septbr. 1854 um 10 Uhr Morgens bei der großen Einfahrt nördlich der Hauptstadt an. Die bereits seit mehreren Tagen vom Eintreffen der kaiserlichen Truppen in Kenntniß gesetzten Einwohner beschloßen, diesen Tag zu einem Festtage zu machen. Groß und Klein verließ Arbeit und Schule und eilte zur Barriere Podo Majoschoi. Hier bot sich den Blicken ein prachtvolles Schauspiel dar. Die heiterste Sonne beleuchtete eine doppelte und glänzende Linie von weißen Uniformen der Kaiserlichen, in deren Mitte Fahnen und Standarten flatterten. Zur Rechten in derselben Haltuug prangte die helle Farbe der türkischen Fez und die walachischen Helme, deren glänzend polirte Metallplatten wie Tausende von Sternen funkelten. Diese Truppen standen unter dem Commando des Muschir Omer Pascha. Als sich die Chefs einander näherten, gab das Getöse der Artillerie-Salven, der Trommeln und der Waffen dem Zuschauer einen vollkommenen Begriff von den zwei großen Armeen, die bereit standen, eine große Frage mit den Waffen zu lösen. Omer Pascha auf einem prachtvollen goldgezäumten Araber trug die große Uniform seines Ranges, die großen Bänder zweier Orden, auf dem Fez eine Platte mit Diamanten besetzt. Hinter ihm ritt ein türkischer Offizier, welcher den schwarzen, goldgestickten Mantel des Feldherrn trug, ein bei den asiatischen Völkern hochverehrtes Kleidungsstück.

Umgeben von seiner glänzenden Suite ritt der Pascha unter dem Donner der Kanonen und dem klingenden Spiele dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Coronini entgegen, der in der einfachen Uniform eines östreichischen Generals, ebenfalls von einer glänzenden Suite umgeben, den türkischen Oberfeldherrn erwartete. Nach Austausch der herzlichsten Begrüßung stiegen die beiden Herren vom Pferde, worauf der Klerus und die Notablen des Landes dem kaiserlichen General die Huldigung der romanischen Nation darbrachten. Coronini dankte im Namen des Kaisers und gab ihnen den hohen Zweck seiner Mission zu erkennen, d. h. daß er ihnen die Bürgschaft ihrer Rechte, Sicherheit des Friedens, die Wohlfahrt und Ruhe des Landes überbringe. Hierauf bestiegen beide Feldherrn die Pferde und beritten, gefolgt von ihren

Generalstäben, die aufgestellten Treffen. In diesem Momente ertönten die Trommeln in den kaiserlichen Linien und 21 Kanonenschüsse antworteten einer gleichen Anzahl der gelösten türkischen Salven, während die östreichischen Fahnen sich vor dem ottomanischen Feldherrn senkten.

Erst nach 1 Uhr Mittags ward es der Armee möglich, in die große Straße der Brücke Majoschoï einzurücken. Das Volk war ganz entzückt von dem sich darbietenden Schauspiele; alle Fenster waren besetzt und selbst die Dächer mit Neugierigen bedeckt, die in den Straßen keinen Raum mehr fanden.

Eine Schwadron Kaiser-Uhlanen eröffnete als Avantgarde den Zug. Ihr folgte Graf Coronini mit seinem ganzen Stabe, dann 1 Bataillon Grenzinfanterie, eine zweite Schwadron Kaiser-Uhlanen, das Infanterie-Regiment Erzherzog Sigismund, 1 Bataillon Grenzer, 1 Schwadron Karl-Uhlanen, 1 Compagnie Pionniere, 1 Abtheilung Pontoniers, 1 Schwadron Uhlanen und 1 Batterie.

Am Theaterplatz angelangt, stellte sich Graf Coronini vis à vis der Hauptwache auf und ließ die Truppen defiliren. Nach dem Defiliren marschirte eine Compagnie Infanterie mit Fahne und Musik vor die Hauptwache und löste die dortstehende walachische Truppe unter den üblichen Ceremonien ab.

Die Truppen bezogen hierauf ihre Quartiere. Die türkischen Truppen räumten am 16. die walachische Hauptstadt und nahmen ihre Winterquartiere in der Bulgarei, nur 2 Bataillone Nizam blieben in Bukarest.

15. Die Operationen der alliirten Flotte im Bassin des baltischen Meeres.

Die Engländer hatten eine stattliche Flotte, der sich auch eine französische Flotte beigesellte, in die Ostsee geschickt, in der Absicht, durch die Ostsee bis in den finnischen Meerbusen vorzudringen, Kronstadt, die Inselfestung, welche den Zugang zur russischen Hauptstadt St. Petersburg beschützt, zu erobern und dann diese selbst zu bombardiren. Das Oberkommando hatte Sir Charles Napier.

Der Viceadmiral Charles Napier, der Oberbefehlshaber des Ostseegeschwaders, ward im Jahr 1786 in Falkirk in Schottland geboren. Früh der Marine zugetheilt, zeichnete er sich schon in seinem 23. Jahre als Capitän durch die Wegnahme des Forts von Martinique (1809) aus, that sich auch im folgenden Jahre als Freiwilliger auf der pyrenäischen Halbinsel rühmlich hervor und eroberte 1811 die Insel Ponza di Gaeta, wofür er den kgl. sicilian. Titel Cavaliere di Ponza erhielt. Im Jahre 1813 wurde er Fregattencapitän, 1832 Admiral in Don Pedro's Diensten, ward nach dem von ihm erfochtenen Seesieg bei Cap Vincent von Don Pedro zum Vizconde do Cabo de San Vincente ernannt und kehrte nach Vertreibung Don Miguels nach England zurück. Im Jahr 1840 zum Ritter geschlagen, trat er als Sir Charles auf's Neue in activen Seedienst, spielte eine hervorragende Rolle als Commodore bei den Unternehmungen gegen Mehemet Ali und Ibrahim Pascha an der

syrischen Küste und kehrte nach Abschluß des bekannten Vertrags nach England zurück, wo er nochmals als Whigmitglied Sitz im Unterhause erlangte.

Der graue Napier ist ein Mann von ganz originellem, roh derbem, ungemein offenem Charakter und Wesen, entschiedener Waghalsigkeit und schottischer Ausdauer. Ein interessanter Theil der Geschichte der Familie Napier knüpft sich an Merchiston Castle, diesen alten viereckigen Thurm auf der erhabensten Stelle der Anhöhe Baroughmuirhead, 1½ engl. Meilen vom hohen Felsenschloß zu Edinburg. Oben auf diesem Thurm und innerhalb der ihn umgebenden Zinnen ist ein Gebäude angebracht in Gestalt einer Landwohnung mit zackigen Giebeln und Thürmchen. Hier wird noch jetzt ein Zimmer als dasjenige gezeigt, in welchem der berühmte John Napier die Logarithmen erfand. In der Familie Napier hat sich die Sage erhalten, daß sie aus einem Zweige der Familie Lennox entstammt sei, und die Veränderung ihres Namens soll in folgender Weise entstanden sein: In einer Schlacht zwischen den Schotten und Engländern zeichnete sich ein Offizier aus der Lennoxfamilie durch Tapferkeit vorzugsweise aus. Als nun der König von Schottland, der in Person sein Heer angeführt hatte, nach der Schlacht seine Offiziere versammelte, und an die Verdienstvollsten Geschenke austheilte, sagte er ihnen, daß sie alle ihr Bestes gethan, daß aber Lennox „na peer", d. h. seines gleichen nicht gehabt. In Folge dieses königlichen Lobspruchs nahm dieser Lennox hinfort den Namen Napeer (Napier) an und von ihm stammt die Familie Napier ab.

Napier hatte sich zur Versicherung hinreißen lassen, er werde Kronstadt unter allen Umständen nehmen, allein vor der Festung angekommen, erkannte er, daß sie unangreifbar sei. Die Schiffe konnten nur auf schmalem Fahrwasser herankommen und waren der Wirkung unzähliger Geschütze des schwersten Kalibers ausgesetzt. Deßhalb kehrten, wie wir unten sehen werden, die Flotten im Herbst wieder heim, nachdem sie kein anderes Resultat erzielt hatten, als die Eroberung der kleinen Festung Bomarsund.

Die Zugänge zu dieser Festung waren durch drei mit vieler Sorgfalt gebaute Thürme geschützt, die die ganze umliegende Gegend beherrschten. Sie hatten ungefähr 100' im Durchmesser und zwei bombenfeste kasemattirte Stockwerke, jedes von 14 Schußscharten durchbrochen. Oberhalb der bombenfesten Gewölbe befand sich eine Zinkdachung mit Lucken, aus welchen die mit Büchsen bewaffneten finnländischen Jäger weit in's Land hinabschießen konnten. Die äußere Bekleidung der Thürme wie die der Festung bestand aus Granitblöcken, deren Fugen in der Form eines Fünfecks das Aussehen von Mosaik gaben.

Die Franzosen wurden am 8. Aug. (1854) Morgens 3 Uhr ohne allen Unfall an's Land gesetzt und befanden sich schon um 9 Uhr Morgens trotz der Hindernisse, die ihnen die Russen an allen Wegen und Straßen anlegten, in den ihnen zugewiesenen Positionen. Gegen halb 12 Uhr marschirten zwei Linienregimenter nach der Poststraße und räumten mit Hilfe einer Sappeurabtheilung in kurzer Zeit alle Verhaue weg, welche der Feind in kurzen Zwischenräumen errichtet hatte. Als dann die Straße für die Artillerie praktikabel

war, näherte sich das ganze Expeditionscorps auf Kanonenschußweite dem Platze. Es bestand aus 15,000 Mann, nämlich 4 Linienregimenter, 1 Bataillon Chasseurs de Vincennes, 2000 Mann Marineinfanterie, 2 Compagnien Artillerie und 1 Genieabtheilung, ferner englischerseits aus 1 Abtheilung Marines. Der Feind hatte vor dem äußersten Fort 6 Redouten aufgeworfen, deren Feuer jedoch wenig Schaden that.

Die Tage bis zum 12. vergingen unter unbedeutenden Vorpostengefechten und einigen forcirten Recognoszirungen, die General Niel leitete.

In der Nacht des 12. auf den 13. wurde die erste Tranchee mit Hilfe von Erdsäcken eröffnet und zwar unter dem heftigsten Feuer des Forts, das buchstäblich Feuer spie. Allein nach und nach verminderte sich die Heftigkeit des Feuers, da ein Chasseurbataillon, das in der Tranchee lag, jeden feindlichen Artilleristen, der sich auf der Plattform zeigte, zusammenschoß, und auch nach einem vierstündigen Kampfe die Geschütze und Besatzung der 6 Redouten zum Rückzug in den Thurm zwang. Am 13. um 3 Uhr Morgens begann eine französische Batterie von 16 36pfündigen Kanonen und 4 60pfündigen Mörsern, die während der Nacht errichtet worden war, ihr Feuer, das das Fort übrigens heftig erwiederte. Nachdem der Geschützrauch sich etwas verzogen hatte, konnte man in den Trancheen sehr gut den Schaden bemerken, den die französischen Kugeln an der Mauer des Thurmes angerichtet hatten. Die Kanonenkugeln zersprangen zwar am Granit, aber sie erschütterten die Blöcke der Bekleidung und man bemerkte deutlich Risse an den Schußschartenwinkeln. Die Geschütze der Plattform waren verstummt, da mehrere Bomben auf dieselbe gefallen waren und Alles um sich her zerschmettert hatten. Um 7 Uhr Abends zog die Besatzung des Thurmes die weiße Flagge auf und der Commandant verlangte eine zweistündige Einstellung des Feuers, um vom Gouverneur Befehle einzuholen. General Niel bewilligte 1 Stunde. Um 8 Uhr begann das Feuer mit erneuerter Heftigkeit und währte bis 9½ Uhr. Mit Einbruch der Nacht wurden 2 neue Batterien errichtet, deren Anblick bei Tagesanbruch die Vertheidiger entmuthigte. Zugleich formirten der Chasseurlieutenant Gigot und der Voltigeurlieutenant Gibon eine 500 Mann starke Sturmabtheilung von Freiwilligen, erkletterten die Bekleidung und drangen in den Thurm. Der russische Commandant, der diesen Angriff persönlich abschlagen wollte, erhielt im Handgemenge zwei Bajonnetstiche und wurde mit 2 Offizieren und 32 Soldaten gefangen genommen, während sich der Rest der Besatzung durch schleunige Flucht dem gleichen Schicksale entzog.

Die Franzosen besetzten den Thurm, der alle Stellungen von Bomarsund beherrschte, aber das feindliche Feuer machte seine Behauptung gefahrvoll, da das Mauerwerk der Gewölbe an mehreren Stellen einzustürzen drohte. Man zog daher die Truppen aus dem Thurme heraus, der alsbald darauf in die Luft flog.

Die Franzosen nahmen in einer Terrainfalte Stellung, die sie gegen das mörderische Feuer, das jetzt der nördliche Thurm auf sie herüberschmetterte, vollkommen schützte und ihnen überdieß gestattete, in einer Entfernung von

Stunde des Kampfes und Sieges ist gekommen. Der Feind hat uns nicht an der Donau erwartet. Seine entsittlichten und durch Krankheit gelichteten Colonnen entfernen sich mit Mühe aus jener Gegend, und vielleicht ist es die Vorsehung selbst, welche uns vor jenen ungesunden Regionen bewahren wollte. Sie ist es auch, die uns nach der Krim, einem so gesunden Lande, wie das unsrige, und nach Sebastopol, dem Sitze der russischen Macht in jenen Gewässern ruft, wohin wir uns jetzt wenden, um das Pfand des Friedens und der Rückkehr an den heimathlichen Herd zu suchen.

Das Unternehmen ist groß und Eurer würdig, wir werden es mit Hilfe des großartigsten militärischen und maritimen Aufwandes, der bis jetzt gesehen wurde, zu Stande bringen. Die vereinigten Flotten mit ihren 3000 Kanonen und 25,000 braven Matrosen, Euren nacheifernden Waffengefährten werden nach der Krim eine englische Armee bringen, deren hohen Werth unsere Väter achten lernten, eine Abtheilung türkischer Truppen, die unter Euren Augen ihre Proben abgelegt haben, und eine französische Armee, die ich mit Recht und Stolz die Elite unseres ganzen Heeres nenne. — — — Bald werden wir auf den Wällen von Sebastopol die drei vereinigten Flaggen mit dem Rufe: „es lebe der Kaiser!" begrüßen."

Der Armeebefehl wurde mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen und hat seinen Zweck nicht verfehlt. Führer und Soldaten waren von der Größe und Wichtigkeit ihrer Aufgabe überzeugt.

Ein Blokadegeschwader von 40 Dampfern und 30 Zwei- und Dreideckern ohne Marine-Soldaten und Landtruppen erhielt die ausschließliche Bestimmung, den Hafen von Sebastopol zu blockiren und das Auslaufen der dort geborgenen russischen Schiffe zu verhindern; 20 Schiffe waren mit Lebensmitteln und Munition für 90,000 Mann auf 6 Wochen befrachtet. Das Gros der Armada führte die Armeen und sollte unter dem Schutze der Schiffskanonen die Landung bewerkstelligen.

Die Schiffe des Avisogeschwaders warfen schon am 10—11. Septbr. bei Cap Baba (Eupatoria), Lag Lukul und Belbeg die Anker; am 13—14. fand dann bei Eupatoria eine größere Landung statt. Gleich nach der Landung bei Eupatoria erfolgte die Ausschiffung der Mannschaft des Gros der Armada beim Oldfort, 7 Meilen nördlich von Sebastopol.

Die Operationen in der Krim selbst zerfallen in 3 Hauptabschnitte:

1) von der Landung bei Eupatoria und Oldford bis zum Aufbruch vom Schlachtfelde an der Alma;
2) der Marsch von da über die Flüßchen Katscha und Belbeck bis vor die Nordhöhen Sebastopols, die sofortige Umgehung der Nordseite und der Flankenmarsch nach Balaklava 23—28. Septbr.;
3) die Operationen von letzterem Punkte aus zum Angriff und zur Beschießung Sebastopols von der Südseite — vom 28. Septbr. an.

17. Die Landung der Alliirten in der Krim und der Marsch nach der Alma 14—19. Septbr. 1854.

„Einer schwimmenden Stadt gleich, 25 Meilen lang, und 7—8 Meilen in der Breite sich ausdehnend durchschnitt die englisch-französische Flotte die schäumenden Wogen des schwarzen Meeres. Am 13. Septbr. — dem Jahrestage der Schlacht an der Moskowa — lag die Felsenküste der Krim vor uns. Die Schiffe waren in weit ausgedehnten Linien aufgefahren, ihre Fronte nahm eine Länge von mehr als zwei deutschen Meilen ein, und am fernen Horizont tauchten noch immer Maste und Segel auf, denn viele von den Transportschiffen waren zurückgeblieben und kamen als vereinzelte Nachzügler angeschwommen. Zu Eupatoria (14 Stunden nördlich von Sebastopol) landeten einige Tausend Engländer, Franzosen und Türken, denen sich die eben nicht sehr starke Besatzung der Stadt ohne Weiteres ergab. In der Nacht auf den 14. gingen die Flotten wieder unter Segel und warfen am Morgen in der Frühe vor einem an der Straße von Eupatoria nach Sebastopol 7—8 Stunden von letzterem entfernten in der Nähe des Ufers gelegenen Dorfe, dem alten Fort bei Kalamita Anker. Um 8 Uhr begann die Ausschiffung und schon um 8½ Uhr wehte die französische Flagge am Lande. In den ersten 22 Minuten hatten die Franzosen schon 6000 Mann gelandet. Sobald die Franzosen ein Regiment am Strand beisammen hatten, schickten sie eine Compagnie desselben zum Recognosciren aus; voraus Plänklerschwärme, diesen folgend die Colonnen, welche, sich entfaltend und ihre Fronten ausdehnend im Vormarschiren sich als ein allmählig ausbreitender Riesenfächer ausnahmen. Eine Stunde nachdem das Signal zur Ausschiffung gegeben worden war, hatten sie 9000 Mann an Land und ihre vorgeschobenen Posten waren nur mehr als winzige schwarze Punkte auf den 3—4 Meilen vom Strande entfernten Stoppelfeldern zu unterscheiden. Gegen Mittags 1 Uhr begann der Regen niederzuströmen und der Wind wirbelte die Meereswogen auf. Schon mußte die Ausschiffung der Pferde unterbrochen werden. Gegen Abend waren auch sämmtliche englische Truppen an Land, sowie die Pferde, Geschütze und Bagage. Am 15. schifften sich die Türken aus. Das Ufer beim alten Fort ist niedrig und sandig, etwa 8 Metres (27′) in's Meer hinein; bei stillem Wetter liegt eine Bank von 4 Metres Breite vor dem Wasserrand; rechts und links am Ufer liegen Sümpfe. Zwischen Letzteren ankerten die Flotten.

Gleich am ersten Tag kamen Tartaren, ächten Schlages, mit kleinen geschlitzten Augen, platter Nase und eckiger Figur. Sie trugen Turbane von Lammeswolle und Jacken von Schafsfellen mit der rauhen Seite nach Außen. Sie sprachen schlechtes Türkisch und gaben von den Russen, von denen sie auf's Sorgfältigste entwaffnet wurden, sehr willig Auskunft. Von ihnen erfuhr man, daß die Russen 20,000 Mann an der Cholera verloren.

Die nächstfolgende Nacht war für die Engländer eine harte. Man hatte

die [illegible] nicht [illegible] konnten. Des Abends erhob sich ein Sturm und der Regen goß in Strömen herab. Um Mitternacht überschwemmte eine wahre Sündfluth die armen Soldaten. Offiziere und Soldaten lagen in wahren Wasserpfützen, mit durchweichter Bedeckung, ohne Feuer und Grog machen zu können, die [illegible] verderben. Der Divisionsgeneral Brown schlief unter einem umgestürzten Karren, der Herzog von Cambridge desgleichen; nur dem General Evans hatte sein Stabsmajor noch sein Zelt errichten können. Feinde traf man gar keine, nur eine Abtheilung Kosacken sah man in der Entfernung einer Viertelstunde. Ihnen wäre der in der Hitze auf sie galoppirende General Brown fast in die Hände gefallen, doch trug ihn sein schnelles Pferd wohlbehalten zurück. Trupps französ. Zuaven und Spahis kommen von ihren Streifereien zurück, Ochsen vor sich hertreibend oder Karren, mit Lebensmitteln beladen, nachziehend.

Am 19. Morgens wurde der Marsch nach der Alma angetreten. Die französische Armee bildete ein ungeheures, verschobenes Viereck, an dessen verspringendem Winkel sich die erste Division, an beiden Seitenwinkeln die zweite und dritte, an dem hintersten die vierte Division befand, welcher das türkische Contingent voranging; die Bagage marschirte im Centrum. Die englische Armee deckte mit ihrer linken Flanke die französische, während sie auf ihrer rechten von der Flotte unterstützt war. Einen herrlichen Anblick gewährte es, die Armee und Flotte auf diese Weise beinahe in einer Linie sich vorwärts bewegen zu sehen. Das Land, durch welches der Marsch ging, ist eine ausgedehnte wellenförmige Ebene, ohne Baum und ohne Wasser, überwölkt vom herrlichen Blau des Himmels, von dem hell und glänzend die Sonne auf die blitzenden Linien der Bajonnete herabstrahlte.

Um 1 Uhr erreichte die Spitze der Colonne die Anhöhen, welche das Almathal beherrschen. Die russische Armee hielt auf den Anhöhen der gegenüberliegenden Ufer; man konnte ihre Reihen genau sehen, und die Escadronen ihrer Cavallerie zählen.

Beide Armeen bereiteten sich zur Schlacht. Die Nacht war ruhig. Von den Anhöhen der Alma glänzten Tausende von Wachtfeuern, in langen Linien dieselbe begrenzend."

18. Die Schlacht an der Alma am 20. Septbr. 1854.

Das Almaflüßchen schlingt sich in zahlreichen Windungen durch steile Anhöhen hindurch, durch ein tief eingeschnittenes felsiges Plateau, dessen Gänge westlich zur Meeresküste so steil abfallen, daß kaum Ziegen sie erklettern können. Besonders steil sind die südlichen Höhen des Almathales. Auf diesen hatte Fürst Menzikoff mit 42 Bataillonen, 16 Schwadronen und 84 Geschützen ein stark verschanztes Lager bezogen, um die von Eupatoria gegen Sebastopol anrückenden Alliirten hier zu erwarten und sie in fast unangreifbarer Stellung im Vormarsch gegen die Festung aufzuhalten. Ueberall waren die Höhen mit furchtbaren Redouten und Batterien gekrönt. Das Centrum der Schlachtordnung wurde am Rande des steilen Ufers gegenüber dem Dorfe

Burliuk gebildet. Der linke Flügel stand auf einer steilen Höhe etwa 2 Werste vom Meere entfernt, der rechte bildete den schwächsten Theil der Position. Hinter dem Centrum standen als Reserve drei Infanterieregimenter mit 2 Fußbatterien, 2 Husarenregimenter und 2 Cavalleriebatterien, hinter dem rechten Flügel ein Jägerregiment. Die Stellung der Russen war so vortheilhaft, daß Menzikoff an den Kaiser schrieb: „Ich erwarte die Franzosen in einer uneinnehmbaren Stellung, wären es ihrer 200,000, ich würde sie in's Meer werfen."

Die Alliirten erschienen am 20. früh 6 Uhr an der Alma. Die starke Stellung der Russen gewahrend, wollten sie erst ihre Cavallerie, die sie von Varna her erwarteten, an sich ziehen und dann erst angreifen. Die Russen, wahrscheinlich durch Spione davon unterrichtet, eröffneten zuerst das Feuer und nun wollte St. Arnaud nicht länger säumen und befahl Mittags 11½ Uhr den Angriff. Franzosen und Türken standen auf dem rechten, die Engländer auf dem linken Flügel. Es wurden zwei Treffen formirt. Das erste Treffen bestand aus der 3. französischen und 3. englischen Division. Die Linien der Alliirten rückten gegen die Alma vor.

Die Russen hatten im Thale, das durch Bäume, Gärten und Häuser gedeckt ist, und im brennenden Dorfe Burliuk eine Menge wohlgedeckter Scharfschützen aufgestellt, welche die Spitzen unserer Colonnen mit sehr lebhaftem Feuer empfingen. Rasirend wirkten die russischen Geschütze von den dominirenden Höhen herab in den Reihen der Alliirten, weßhalb diese, um so bald als möglich unter den todten Winkel des russischen Artilleriefeuers zu kommen, rasch vorangingen. Mitten durch einen furchtbaren Bomben-, Kartätschen-, und Paßkugelregen schreitend stürzte sich eine Wolke von Plänklern und die geschlossenen Massen in die Alma, deren blutiggefärbte Wasser der todtbringende Hagel buchstäblich in Gischt und Schaum peitschte.

Gleichzeitig erschien die durch 8 türkische Bataillone verstärkte Division Bosquet auf den steilen Höhen in der linken Flanke der russischen Stellung und entschied, diesen Flügel umgehend und zurückdrängend, den Sieg.

Diese Division hatte längs an der Küste sich hinziehend mit der türkischen Division auf der einzigen gangbaren Furt an der Mündung des Flusses die Alma überschritten, die Soldaten standen dabei bis an den Hüften im Wasser und waren ununterbrochen dem Wellenschlage ausgesetzt, welcher glücklicherweise an dieser Stelle nicht sehr ungestümm war. Nachdem die Alma überschritten war, begannen die Truppen der Brigade Bouat die jenseitigen Felsen zu ersteigen. Der Fußpfad, der zu den Höhen führte, war so steil, daß die Offiziere sich mit den Händen an den Mähnen ihrer Pferde halten mußten, um nicht herabzufallen. Er war von vereinzelten, von der Seite her völlig unzugänglichen Felsen begrenzt und so schmal, daß er nur Mann für Mann zu passiren war. Die Zuaven stürzten nun mit der ihnen eigenthümlichen ungestümmen Begeisterung voraus und erkletterten mit fast unglaublicher Geschicklichkeit die fast senkrecht stehenden Felsen. Bald sah man sie rechts und

links am Rücken des Gebirges, bald höher, bald tiefer, wie sie sich mit den Händen an jeden Vorsprung des Bodens, an jeden Felszack klammerten und sich gegenseitig unterstützten. Binnen kaum 5 oder 6 Minuten erschienen auch schon die ersten Plänkler am höchsten Kamme des Gebirges und eröffneten unverzüglich das Feuer gegen etwa 50 Kosacken, die ihnen gegenüber am Plateau standen und eiligst die Flucht ergriffen.

Kaum hatten die ersten Zuaven die Anhöhen erreicht, so sprengte General Bosquet mit seinem Generalstabe durch den Hohlweg vor, den Feind und das Terrain zu recognosciren. Die Frage, ob auch Artillerie heraufgebracht werden könne, unterlag manchem Zweifel; der Commandant Barral übrigens erklärte, es sei möglich, jedoch nur im Galopp, da, wenn sie im Schritte führen, die Wagen unfehlbar in die Tiefe stürzen mußten, denn der Weg war an mehreren Punkten vom Wasser ausgespült und von breiten tiefen Rissen durchfurcht. Die Kanoniere legten deßhalb am Fuße der Anhöhen ihr Gepäck ab und erhielten Befehl, neben den Rädern zu bleiben, um dieselben emporzuhalten, wenn der Boden weichen sollte und mit den Säbeln in die Pferde einzuhauen, falls sie gar nicht oder im Schritte vorwärts gehen wollten. Auf das gegebene Zeichen galoppiren Geschütze und Munitionswagen vorwärts. Mannschaft und Pferde vereinigen sich zur verzweifelten Kraftanstrengung. Unter der Wucht dieser schweren Massen spaltete sich allenthalben der Boden, aber die Kanoniere hängen sich an die Räder, die tiefe und gefährliche Furchen in den Boden einschneiden; hie und da will eines der Pferde, am ganzen Leibe zitternd, stehen bleiben, aber nichts vermag die Bewegung aufzuhalten und General Bosquet stößt einen Freudenschrei aus, als er die ersten Geschütze auf der Höhe anlangen sieht. Einige Secunden darauf hallt ihr Donner über das Plateau.

Aber Fürst Menzikoff, welchem eine so unerhörte Kühnheit unglaublich schien, schickte in aller Eile 24 Geschütze ab, die französische Artillerie im Schach zu halten, da er nicht glauben mochte, daß bereits ein Theil der franz. Armee die Anhöhen erklommen habe.

Auf dem noch vor Kurzem so ruhigen und stillen Plateau sausten nun die Kugeln und krachten die Granaten; der Rauch wirbelte in dunkeln Wolken zum Himmel empor; die Schlacht hatte begonnen.

Bosquets Angriff auf den linken russ. Flügel unterstützten die französ. Dampfer, die südlich von der Almamündung so nahe als möglich an die Küste heranfuhren und die Höhen meisterhaft beschossen. Ueber den russ. Karrées und Batterien platzten die Bomben und zwangen die Russen sich aus der Schußweite der Dampfer zurückzuziehen, wodurch Bosquet das Ersteigen der Höhen wesentlich erleichtert wurde.

Die französische Artillerie rückte nun ebenfalls vor und richtete ein starkes Feuer gegen die russ. Batterien, welche sich auf den Abhängen staffelweise aufstellten, um ihre sich zurückziehenden Jäger zu unterstützen. Das Feuer der Russen war furchtbar. Die Vollkugeln sausten ringsum, die Erde aufwühlend, Staub, Koth und Sand um sich spritzend. Man sagt, die Russen hätten die

Entfernung aller wichtigen Punkte durch aufgepflanzte Stöcke und Ruthen markirt, um sicherer zu schießen. Die Infanterie erhielt daher Befehl, sich auf den Boden zu werfen, und die Armee verhielt sich eine kurze Zeit passiv, außer daß die Artillerie ein unablässiges Bomben-, Raketen- und Paßkugelfeuer ausgoß, welches die russ. Massen durchackerte. Sie wankten aber nicht, sondern gaben den franz. Kanonen mannhaft Antwort. Endlich schmetterte wieder das Signal zum Angriff. Unter Musketen- und Kanonenfeuer drangen in Geschwindigkeit die franz. Colonnen des ersten Treffens unaufhaltsam die Höhen heran und stürmen mit gefälltem Bajonnet und dem donnernden Rufe: „vive l'empereur!" gegen die russ. Linien. Zuerst stießen sie auf die russischen Plänkler, die eben das Dorf Burliuk in Brand gesteckt hatten. Von allen Seiten züngeln die Flammen empor; von den Obst- und Baumgärten lagen ungeheure Garbenbündel, welche von den Kosacken zu Scheiterhaufen zusammengetragen und angezündet worden waren. Die unermeßliche Brandstätte entzieht dem Blicke der Angreifenden sowohl den Feind, den sie zu bekämpfen, wie auch den Raum, den sie zu durchschreiten haben; aber mitten durch die Rauchwolken setzen die unerschrockenen Bataillone ihren Weg fort, obgleich Kugeln und Granaten verheerend über den Boden hinstreifen, ihn mit Leichen und Verwundeten bedeckend. Endlich haben sie das brennende Dorf passirt und die Zuaven voran, dringen die Bataillone Mann gegen Mann kämpfend, unter einem Hagel von Eisen und Blei durch die Hohlwege hinauf an der beinahe senkrechten Uferböschung der Alma empor und die Russen, durch den unaufhaltsamen Angriff eingeschüchtert, ziehen sich langsam zurück.

Bei der Erstürmung der Höhen hat sich ganz besonders persönlich Canrobert ausgezeichnet und im kritischen Augenblick für die Franzosen den Kampf entschieden. Der General schob ein Bataillon Zuaven zur Linken, das Bataillon der Fremdenlegion zur Rechten vor und ging selbst mit dem Rest seiner Division voran. Der Feind von der Höhe eröffnete ein mörderisches Feuer: die Colonne stutzt, einen Augenblick zaudern und Alles ist verloren! Da erscheint der General in den vordersten Reihen der Tirailleurs und ermuntert sie mit dem Rufe: „allons mes braves, en avant! Les Russes fuient, ils sont à nous!" „Vive Canrobert! erscholl es, vive la France, vive l'empereur!" Unter mächtigem Schlachtenruf geht es wieder unaufhaltsam vorwärts. Neben Canrobert, dem eine Kugel die Epaulette wegreißt und eine andere den rechten Arm verwundet, ist General Vinos an der Spitze des Bataillons der Fremdenlegion auf der Höhe angelangt und in einer Viertelstunde hat die ganze erste Division das Plateau erstiegen.

Die französischen Linien bildeten sich auf den Anhöhen, den linken Flügel der Russen mit Uebermacht drängend. Indessen war auch die Reserveartillerie mit einer Raschheit vorgerückt, die unbegreiflich erscheint, wenn man die Hindernisse des Flüßchens und die steilen Anhöhen in Erwägung zieht. Sie begann ein mörderisches Feuer, das der auf allen Punkten geschlagene, auf die Plateau's zurückgeworfene Feind mit einem starken Kanonen- und Gewehrfeuer erwiederte, welches mit seinem definitiven Rückzug in sehr schlechter Ordnung

endigte. Einige Cavallerie hätte hingereicht, den Rückzug in eine wilde Flucht zu verwandeln; die Russen warfen, um besser laufen zu können, ihre Tornister und Gewehre weg, deren letzterer sie 10,000 auf dem Boden ließen. Die Nacht brach herein, die Truppen waren ermattet, die Munition der Artillerie begann sich zu erschöpfen; Abends 6 Uhr schlugen die Franzosen im Bivouak der Russen ihr Lager auf und St. Arnaud bezog das Zelt Menzikoffs, der sich so sicher wähnte, daß er seinen Wagen zurückließ, der mit seinem Portefeuille und seiner Correspondenz den Franzosen in die Hände fiel.

Die Schlacht war gewonnen; St. Arnaud und Raglan umarmten sich auf dem leichenbedeckten Schlachtfelde.

Vier Stunden hatte die mörderische Schlacht gedauert, in der 60,000 Alliirte und 50,000 Russen einander gegenüber standen. 5000 russische Leichen deckten den Wahlplatz; die Anzahl der gefallenen Offiziere zu ermitteln, war schwierig, da diese wie die Soldaten, um nicht erkennbar zu sein, mit groben Soldatenmänteln bekleidet waren. Die Franzosen verloren etwa 4000, die Engländer 1200 Mann, worunter 57 Offiziere. General Canrobert wurde durch einen Bombensplitter an Brust und Hand leicht verwundet. General Thomas erhielt eine Kugel in den Unterleib, eine schwere Wunde.

Besonders ausgezeichnet haben sich in der Schlacht die Zuaven der Division Bosquet, die mit unglaublicher, katzenähnlicher Fertigkeit die steilen fast senkrecht abfallenden, kaum von Ziegen erkletterbaren Abhänge des Plateau's erklommen und durch ihr Erscheinen in der linken Flanke der Russen diese, die eine Truppenbewegung in einem solchen Terrain nicht möglich ahnten, verblüfft haben.

Nicht minder tapfer erwiesen sich die Engländer. In bewunderungswürdiger Ordnung, unter dem Feuer der Kanonen, griffen die Engländer die russ. Stellungen an, nahmen sie und vertrieben die Russen. Besonders tapfer zeigte sich im ersten Treffen das 23. Füselierregiment, von dessen 700 Mann nur 300 übrig blieben und von dessen 32 Offizieren 27 den Heldentod starben. Im zweiten Treffen thaten sich besonders die englischen Garden und die Hochländer hervor, die zuletzt nur den Kolben brauchten und die Russen buchstäblich niederschlugen. Ein englischer Fähnrich pflanzte unter dem Feuer des Feindes seine Standarte auf, um den Seinigen das Zeichen zu geben, wo sie Stellung nehmen müßten. Da springt ein Russe aus den Reihen, tödtet den Engländer und nimmt die Standarte, aber ein anderer Engländer sieht dieß, läuft dem Russen den Weg ab, entreißt ihm die Fahne und bringt sie zu den Seinen, wo er, von 7 Kugeln durchbohrt, niedersinkt.

Als die englische leichte Division mitten unter dem dichtesten Kugelregen einen Weinberg passirte, um die Höhen zu erstürmen, waren die guten Jungen so durstig und kaltblütig dabei, daß sie sich beim Vorrücken unreife Trauben abpflückten und in den Mund steckten.

Auch die Türken hielten sich brav Alle Truppen haben glänzend ihre Pflicht erfüllt.

Von den Generalen wird besonders Lord Raglan gerühmt. Er zeigte

eine antike Tapferkeit und im dichtesten Kugelregen die ihn stets charakterisirende Ruhe. Prinz Napoleon nahm an der Spitze seiner Division unter dem Feuer der russischen Batterien das große Dorf Alma und den glänzendsten Antheil an dem Kampfe auf dem Plateau, so daß der Marschall den Prinzen auf dem Schlachtfelde vor seinen Truppen beglückwünschte. Auf den Prinzen rollte eine verlaufende Kugel eben los; der Adjutant Leblanc rief ihm noch zu rechter Zeit, sich auf die Seite zu werfen; der Prinz blieb unversehrt, dem Adjutanten aber ward das Bein zerschmettert. Bosquet stand mit seiner Division lange Zeit dem Feuer von 5 Batterien ausgesetzt. General Thomas wurde schwer verwundet, in dem Augenblicke, als er seine Truppen mit dem Bajonnet gegen eine russische Batterie führte.

Bei der 2. Brigade zeichnete sich ganz besonders aus Lieutenant Poitevin vom 39. Linienregimente. Er pflanzte die Fahne seines Regiments auf dem Telegraphengebäude auf, welches den Mittelpunkt der Vertheidigung der Russen bildete. Dort stand er eine Weile stolz allein, umringt von einem Haufen russischer Scharfschützen — dann fällt er von einem Dutzend Kugeln getroffen.

Das Schlachtfeld an der Alma beschreibt uns ein britischer Militärarzt in seinem Bericht folgendermaßen: Die letzten zwei Tage befand ich mich buchstäblich in einem Meere von Blut. Ich hatte die auf der Wahlstatt liegen gebliebenen Russen zu besorgen. Jede Beschreibung würde hinter den Schrecken des Krieges zurückbleiben. Todte, Sterbende, zuckende Pferde, umgestürzte Kanonen und Wagen, kopflose Rümpfe, Körper ohne Arme und Beine, Verstümmelung jeder Art und Größe — es war ein grausenhaft wüstes Durcheinander, daß mir das Blut noch bei der Erinnerung in den Adern stockt. Jede Hütte und jeder Schuppen, der nur zu finden war und noch aufrecht stand, wurde zu einem Operationssaal improvisirt. Von regelrechtem Verband war keine Rede. Unsere wundärztlichen Bivouaks erkannte man meist an den abgeschnittenen Armen und Beinen, die umherlagen. Zwei Tage nach dem Kampf sah die Wahlstatt wahrhaft wie eine Schlachtbank oder eine Fleischerbude aus. In den Redouten lagen die Russenleichen buchstäblich zu Hauf. Wie groß der russische Verlust war, weiß bis jetzt Niemand. Ich selbst zählte auf weniger als 3 Hufen Landes 400 russische Leichen und die Zahl ihrer Verwundeten zu berechnen bin ich außer Stande. Ihre flehenden Bitten, wenn ich durch sie hinschritt, waren herzzerreißend, kaum hatte ich einen besorgt, so wurde mir der Hilferuf von 20 andern Umherliegenden in unverständlichen Tönen zugewimmert. Es kamen ganz absonderliche Blessuren vor. Einen Soldaten traf eine Miniekugel in die Mitte des Rockknopfs. Der Knopf drang wohl etwas zwischen den Rippen in's Fleisch, rettete aber doch dem Manne das Leben. Einer der armen Jungen wurde von einer Kanonenkugel getroffen, als er eben den Arm aufhob. Die Gewalt der Kugel trieb den Arm und die Hand durch seinen Leib hindurch. Ein russischer Offizier lag todt ausgestreckt. Zwischen seinen Beinen kauerte ein Hund und ließ sich nicht von seinem Platze wegbringen. Ein Anderer, kaum dem Knabenalter ent-

wachsen, lag mit wie zum Gebet gefalteten Händen leblos auf dem blutgetränkten Felde.

19. St. Arnaud, † 29. Sept. 1854.

Kurz nach der Schlacht — am 29. September — starb, 53 Jahre alt, der Oberbefehlshaber der französischen Armee, Marschall St. Arnaud. Er starb auf der See an Bord des ihn nach Constantinopel führenden Dampfers.

Werfen wir einen Rückblick auf die Laufbahn des todten Marschalls, so finden wir nicht überall Erbauliches, vielmehr soll sich St. Arnaud in früheren Zeiten schwere Fehltritte haben zu Schulden kommen lassen. Der Krieg in Algerien war seine Schule, aber er gehörte nicht zu den berühmten Zöglingen derselben. Desto mehr empfahl er sich durch seinen Charakter und seine Entschlossenheit, und als der Kaiser die Zeit des Staatsstreiches gekommen wähnte und nach den tauglichsten Werkzeugen zu demselben suchte, da begriff er auf der Stelle, daß St. Arnaud der Mann sei, sein Alles mit ihm auf eine Karte zu setzen. Um ihm einen Namen in der Armee zu machen, stellte er ihn an die Spitze einer Expedition nach Kabylien, die gar nicht mißlingen konnte. Hierauf ernannte der Präsident ihn zum Kriegsminister. Als solcher trat er in der bekannten Weise in den Dezembertagen auf. Aus dieser Zeit soll er Briefe und Befehle von der Hand L. Napoleons besessen haben, die dieser zurückzuerhalten sich immer vergebens bemüht habe.

Oberbefehlshaber der Orientarmee hat er daselbst trotz seiner zerrütteten Gesundheit Talente und eine sehr merkwürdige Thätigkeit entfaltet. In Varna wurde er von einem bösartigen Fieber befallen und bekam sogar zweimal Choleraanfälle. In der Krim beherrschte er heldenmüthig die Krankheit, um seine hohen Funktionen als Oberbefehlshaber zu verrichten. Das Gefühl der Militärehre und die Ruhmesliebe scheinen allein seine moralische Kraft gegen die körperlichen Leiden, womit er behaftet war, aufrecht gehalten zu haben, und so leitete er die Schlacht an der Alma, indem er sagte: daß ein Marschall von Frankreich auf dem Pferde zu sterben wissen soll. Zwei Adjutanten mußten stets ihm zur Seite sein und ihn auf dem Pferde festhalten.

„Ich erhalte mich," schrieb er an den Kriegsminister, „zwischen den Leiden, den Krisen und der Pflicht und bleibe zwölf Stunden zu Pferde am Tage einer Schlacht."

Der Marschall starb nach einem Siege, den Feind vor sich fliehen sehend. Es ist dieß ein glorreicher und eines Kriegers würdiger Tod. Nicht uninteressant sind die letzten Momente seines bewegten, thatenreichen Lebens.

Nach der Schlacht stellte man hinter dem Telegraphenthurm zwei Cantinen auf, um den Oberbefehlshaber gegen den Wind zu schützen, breitete einen Bündel Heu auf dem Boden aus und legte einen rothen Spahimantel darüber. Da lag er auf dem blut- und rauchbedeckten Schlachtfelde mit blassem, von der Krankheit grausam durchfurchtem Antlitz. Das körperliche Leiden schien nur die letzte Stunde des Kampfes abgewartet zu haben, um wieder über sein Opfer herzufallen, aber sie berührte nur den physischen Theil,

die moralische Energie des Feldherrn war ungebrochen. Von Zeit zu Zeit erhob er sich mit halbem Leibe, um Befehle zu ertheilen oder Rapporte anzuhören. Es war ein interessanter, aber trauriger Kampf des Willens gegen den Tod, ein Ringen der Energie mit der Erschöpfung, ein heroisches ergreifendes Bild.

Allein alle Hartnäckigkeit half nichts, die Cholera machte reißende Fortschritte. Im Laufe der Nacht des 26—27. Septembers trat eine solche Erschöpfung der Kräfte ein, daß der Marschall beschloß, den Oberbefehl an Canrobert abzugeben. Noch in der Nacht ließ er ihn rufen, und als er in's Zelt trat, sprach er, bereits den grauenvollen Stempel des Todes auf dem energischen Angesicht, mit schwacher Stimme: „General, durch meinen Gesundheitszustand genöthigt, übergebe ich Ihnen das Commando; ich entsage ihm mit minder schwerem Herzen, da ich es in Ihre Hände lege," und reichte dem tiefgerührten General die Hand.

Am 29. September 4 Uhr Nachmittags starb er an Bord des „Berthollet," welches Schiff dem persönlichen Dienste des Marschalls gewidmet war und das seine Leiche nach Constantinopel und von da nach Paris brachte, wo er in der Kirche der Invaliden an der Seite jener berühmten Feldherrn ruht, auf die Frankreich so stolz ist.

Der Biographie St. Arnauds folge würdig die seines Gegners Fürst Menzikoff und seines Nachfolgers, des General Canrobert, sowie des englischen Obergenerals, des Lord Raglan.

20. Fürst Menzikoff,

eine der höchst gestellten Persönlichkeiten in Rußland, ist ein Urenkel des berühmten Danielowitsch Menzikoff, jenes Günstlings Peters des Großen, der anfänglich vor der Pforte des Zarenpalastes Pasteten feil bot, später aber die höchsten Stellen des Kaiserreiches bekleidete und endlich als Verbannter in Sibirien starb.

Fürst Alexander Menzikoff, Oberbefehlshaber der russischen Armee in der Krim wurde 1789 geboren und noch sehr jung auf die Dresdener Universität geschickt, wo er die Rechte studirte; bei seiner Rückkehr nach Rußland wurde er eine Zeitlang bei der Diplomatie verwendet, trat aber 1809 als Offizier bei der Gardeartillerie ein und nahm 1813—15 als Adjutant des Kaisers Alexander an den Feldzügen Theil. Politische Fragen entfernten ihn später vom Hofe, aber nach der Thronbesteigung Nicolaus I. stieg er rasch in der Gunst des neuen Herrschers und wurde 1827 als Gesandter nach Persien geschickt. Das hochfahrende, geringschätzende und herrschsüchtige Wesen des Fürsten bildete einen grellen Gegensatz zu dem gewöhnlich so einschmeichelnden, ausweichenden und versöhnlichen Auftreten der Diplomatie. Aber der Zar wollte Krieg und Menzikoff erreichte seinen Zweck. Er war daher auch der rechte Mann, als man die Pforte zum Kampfe reizen wollte und er benahm sich in Constantinopel auch in einer Weise, die den Zweck seiner Sendung, den Krieg zur Folge haben mußte.

Stunde des Kampfes und Sieges ist gekommen. Der Feind hat uns nicht an der Donau erwartet. Seine entsittlichten und durch Krankheit gelichteten Colonnen entfernen sich mit Mühe aus jener Gegend, und vielleicht ist es die Vorsehung selbst, welche uns vor jenen ungesunden Regionen bewahren wollte. Sie ist es auch, die uns nach der Krim, einem so gesunden Lande, wie das unsrige, und nach Sebastopol, dem Sitze der russischen Macht in jenen Gewässern ruft, wohin wir uns jetzt wenden, um das Pfand des Friedens und der Rückkehr an den heimathlichen Herd zu suchen.

Das Unternehmen ist groß und Eurer würdig, wir werden es mit Hilfe des großartigsten militärischen und maritimen Aufwandes, der bis jetzt gesehen wurde, zu Stande bringen. Die vereinigten Flotten mit ihren 3000 Kanonen und 25,000 braven Matrosen, Euren nacheifernden Waffengefährten werden nach der Krim eine englische Armee bringen, deren hohen Werth unsere Väter achten lernten, eine Abtheilung türkischer Truppen, die unter Euren Augen ihre Proben abgelegt haben, und eine französische Armee, die ich mit Recht und Stolz die Elite unseres ganzen Heeres nenne. — — — Bald werden wir auf den Wällen von Sebastopol die drei vereinigten Flaggen mit dem Rufe: „es lebe der Kaiser!“ begrüßen."

Der Armeebefehl wurde mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen und hat seinen Zweck nicht verfehlt. Führer und Soldaten waren von der Größe und Wichtigkeit ihrer Aufgabe überzeugt.

Ein Blokadegeschwader von 40 Dampfern und 30 Zwei- und Dreideckern ohne Marine-Soldaten und Landtruppen erhielt die ausschließliche Bestimmung, den Hafen von Sebastopol zu blockiren und das Auslaufen der dort geborgenen russischen Schiffe zu verhindern; 20 Schiffe waren mit Lebensmitteln und Munition für 90,000 Mann auf 6 Wochen befrachtet. Das Gros der Armada führte die Armeen und sollte unter dem Schutze der Schiffskanonen die Landung bewerkstelligen.

Die Schiffe des Avisogeschwaders warfen schon am 10—11. Septbr. bei Cap Baba (Eupatoria), Lag Lukul und Belbeg die Anker; am 13—14. fand dann bei Eupatoria eine größere Landung statt. Gleich nach der Landung bei Eupatoria erfolgte die Ausschiffung der Mannschaft des Gros der Armada beim Oldfort, 7 Meilen nördlich von Sebastopol.

Die Operationen in der Krim selbst zerfallen in 3 Hauptabschnitte:

1) von der Landung bei Eupatoria und Oldford bis zum Aufbruch vom Schlachtfelde an der Alma;
2) der Marsch von da über die Flüßchen Katscha und Belbeck bis vor die Nordhöhen Sebastopols, die sofortige Umgehung der Nordseite und der Flankenmarsch nach Balaklava 23—28. Septbr.;
3) die Operationen von letzterem Punkte aus zum Angriff und zur Beschießung Sebastopols von der Südseite — vom 28. Septbr. an.

17. Die Landung der Alliirten in der Krim und der Marsch nach der Alma 14—19. Septbr. 1854.

„Einer schwimmenden Stadt gleich, 25 Meilen lang, und 7—8 Meilen in der Breite sich ausdehnend durchschnitt die englisch-französische Flotte die schäumenden Wogen des schwarzen Meeres. Am 13. Septbr. — dem Jahrestage der Schlacht an der Moskowa — lag die Felsenküste der Krim vor uns. Die Schiffe waren in weit ausgedehnten Linien aufgefahren, ihre Fronte nahm eine Länge von mehr als zwei deutschen Meilen ein, und am fernen Horizont tauchten noch immer Maste und Segel auf, denn viele von den Transportschiffen waren zurückgeblieben und kamen als vereinzelte Nachzügler angeschwommen. Zu Eupatoria (14 Stunden nördlich von Sebastopol) landeten einige Tausend Engländer, Franzosen und Türken, denen sich die eben nicht sehr starke Besatzung der Stadt ohne Weiteres ergab. In der Nacht auf den 14. gingen die Flotten wieder unter Segel und warfen am Morgen in der Frühe vor einem an der Straße von Eupatoria nach Sebastopol 7—8 Stunden von letzterem entfernten in der Nähe des Ufers gelegenen Dorfe, dem alten Fort bei Kalamita Anker. Um 8 Uhr begann die Ausschiffung und schon um 8½ Uhr wehte die französische Flagge am Lande. In den ersten 22 Minuten hatten die Franzosen schon 6000 Mann gelandet. Sobald die Franzosen ein Regiment am Strand beisammen hatten, schickten sie eine Compagnie desselben zum Recognosciren aus; voraus Plänklerschwärme, diesen folgend die Colonnen, welche, sich entfaltend und ihre Fronten ausdehnend im Vormarschiren sich als ein allmählig ausbreitender Riesenfächer ausnahmen. Eine Stunde nachdem das Signal zur Ausschiffung gegeben worden war, hatten sie 9000 Mann an Land und ihre vorgeschobenen Posten waren nur mehr als winzige schwarze Punkte auf den 3—4 Meilen vom Strande entfernten Stoppelfeldern zu unterscheiden. Gegen Mittags 1 Uhr begann der Regen niederzuströmen und der Wind wirbelte die Meereswogen auf. Schon mußte die Ausschiffung der Pferde unterbrochen werden. Gegen Abend waren auch sämmtliche englische Truppen an Land, sowie die Pferde, Geschütze und Bagage. Am 15. schifften sich die Türken aus. Das Ufer beim alten Fort ist niedrig und sandig, etwa 8 Metres (27′) in's Meer hinein; bei stillem Wetter liegt eine Bank von 4 Metres Breite vor dem Wasserrand; rechts und links am Ufer liegen Sümpfe. Zwischen Letzteren ankerten die Flotten.

Gleich am ersten Tag kamen Tartaren, ächten Schlages, mit kleinen geschlitzten Augen, platter Nase und eckiger Figur. Sie trugen Turbane von Lammeswolle und Jacken von Schafsfellen mit der rauhen Seite nach Außen. Sie sprachen schlechtes Türkisch und gaben von den Russen, von denen sie auf's Sorgfältigste entwaffnet wurden, sehr willig Auskunft. Von ihnen erfuhr man, daß die Russen 20,000 Mann an der Cholera verloren.

Die nächstfolgende Nacht war für die Engländer eine harte. Man hatte

die Zelte nicht ausschiffen können. Des Abends erhob sich ein Wind und der Regen goß in Strömen herab. Um Mitternacht überschwemmte eine wahre Sündfluth die armen Soldaten. Offiziere und Soldaten lagen in wahren Wasserpfützen, mit durchweichter Bedeckung, ohne Feuer und Grog machen zu können, die Wechselwäsche verdorben. Der Divisionsgeneral Brown schlief unter einem umgestürzten Karren, der Herzog von Cambridge desgleichen; nur dem General Evans hatte sein Stabsmajor noch sein Zelt errichten können. Feinde traf man gar keine, nur eine Abtheilung Kosacken sah man in der Entfernung einer Viertelstunde. Ihnen wäre der in der Hitze auf sie galoppirende General Brown fast in die Hände gefallen, doch trug ihn sein schnelles Pferd wohlbehalten zurück. Trupps französ. Zuaven und Spahis kommen von ihren Streifereien zurück, Ochsen vor sich hertreibend oder Karren, mit Lebensmitteln beladen, nachziehend.

Am 19. Morgens wurde der Marsch nach der Alma angetreten. Die französische Armee bildete ein ungeheures, verschobenes Viereck, an dessen vorspringendem Winkel sich die erste Division, an beiden Seitenwinkeln die zweite und dritte, an dem hintersten die vierte Division befand, welcher das türkische Contingent voranging; die Bagage marschirte im Centrum. Die englische Armee deckte mit ihrer linken Flanke die französische, während sie auf ihrer rechten von der Flotte unterstützt war. Einen herrlichen Anblick gewährte es, die Armee und Flotte auf diese Weise beinahe in einer Linie sich vorwärts bewegen zu sehen. Das Land, durch welches der Marsch ging, ist eine ausgedehnte wellenförmige Ebene, ohne Baum und ohne Wasser, überwölkt vom herrlichen Blau des Himmels, von dem hell und glänzend die Sonne auf die blitzenden Linien der Bajonnete herabstrahlte.

Um 1 Uhr erreichte die Spitze der Colonne die Anhöhen, welche das Almathal beherrschen. Die russische Armee hielt auf den Anhöhen der gegenüberliegenden Ufer; man konnte ihre Reihen genau sehen, und die Escadronen ihrer Cavallerie zählen.

Beide Armeen bereiteten sich zur Schlacht. Die Nacht war ruhig. Von den Anhöhen der Alma glänzten Tausende von Wachtfeuern, in langen Linien dieselbe begrenzend."

18. Die Schlacht an der Alma am 20. Septbr. 1854.

Das Almaflüßchen schlingt sich in zahlreichen Windungen durch steile Anhöhen hindurch, durch ein tief eingeschnittenes felsiges Plateau, dessen Gänge westlich zur Meeresküste so steil abfallen, daß kaum Ziegen sie erklettern können. Besonders steil sind die südlichen Höhen des Almathales. Auf diesen hatte Fürst Menzikoff mit 42 Bataillonen, 16 Schwadronen und 84 Geschützen ein stark verschanztes Lager bezogen, um die von Eupatoria gegen Sebastopol anrückenden Alliirten hier zu erwarten und sie in fast unangreifbarer Stellung im Vormarsch gegen die Festung aufzuhalten. Ueberall waren die Höhen mit furchtbaren Redouten und Batterien gekrönt. Das Centrum der Schlachtordnung wurde am Rande des steilen Ufers gegenüber dem Dorfe

Burliuk gebildet. Der linke Flügel stand auf einer steilen Höhe etwa 2 Werste vom Meere entfernt, der rechte bildete den schwächsten Theil der Position. Hinter dem Centrum standen als Reserve drei Infanterieregimenter mit 2 Fußbatterien, 2 Husarenregimenter und 2 Cavalleriebatterien, hinter dem rechten Flügel ein Jägerregiment. Die Stellung der Russen war so vortheilhaft, daß Menzikoff an den Kaiser schrieb: „Ich erwarte die Franzosen in einer uneinnehmbaren Stellung, wären es ihrer 200,000, ich würde sie in's Meer werfen.“

Die Alliirten erschienen am 20. früh 6 Uhr an der Alma. Die starke Stellung der Russen gewahrend, wollten sie erst ihre Cavallerie, die sie von Varna her erwarteten, an sich ziehen und dann erst angreifen. Die Russen, wahrscheinlich durch Spione davon unterrichtet, eröffneten zuerst das Feuer und nun wollte St. Arnaud nicht länger säumen und befahl Mittags 11½ Uhr den Angriff. Franzosen und Türken standen auf dem rechten, die Engländer auf dem linken Flügel. Es wurden zwei Treffen formirt. Das erste Treffen bestand aus der 3. französischen und 3. englischen Division. Die Linien der Alliirten rückten gegen die Alma vor.

Die Russen hatten im Thale, das durch Bäume, Gärten und Häuser gedeckt ist, und im brennenden Dorfe Burliuk eine Menge wohlgedeckter Scharfschützen aufgestellt, welche die Spitzen unserer Colonnen mit sehr lebhaftem Feuer empfingen. Rasirend wirkten die russischen Geschütze von den dominirenden Höhen herab in den Reihen der Alliirten, weßhalb diese, um so bald als möglich unter den todten Winkel des russischen Artilleriefeuers zu kommen, rasch vorangingen. Mitten durch einen furchtbaren Bomben-, Kartätschen-, und Paßkugelregen schreitend stürzte sich eine Wolke von Plänklern und die geschlossenen Massen in die Alma, deren blutiggefärbte Wasser der todtbringende Hagel buchstäblich in Gischt und Schaum peitschte.

Gleichzeitig erschien die durch 8 türkische Bataillone verstärkte Division Bosquet auf den steilen Höhen in der linken Flanke der russischen Stellung und entschied, diesen Flügel umgeheud und zurückdrängend, den Sieg.

Diese Division hatte längs an der Küste sich hinziehend mit der türkischen Division auf der einzigen gangbaren Furt an der Mündung des Flusses die Alma überschritten, die Soldaten standen dabei bis an den Hüften im Wasser und waren ununterbrochen dem Wellenschlage ausgesetzt, welcher glücklicherweise an dieser Stelle nicht sehr ungestümm war. Nachdem die Alma überschritten war, begannen die Truppen der Brigade Bouat die jenseitigen Felsen zu ersteigen. Der Fußpfad, der zu den Höhen führte, war so steil, daß die Offiziere sich mit den Händen an den Mähnen ihrer Pferde halten mußten, um nicht herabzufallen. Er war von vereinzelten, von der Seite her völlig unzugänglichen Felsen begrenzt und so schmal, daß er nur Mann für Mann zu passiren war. Die Zuaven stürzten nun mit der ihnen eigenthümlichen ungestümmen Begeisterung voraus und erkletterten mit fast unglaublicher Geschicklichkeit die fast senkrecht stehenden Felsen. Bald sah man sie rechts und

links am Rücken des Gebirges, bald höher, bald tiefer, wie sie sich mit den Händen an jeden Vorsprung des Bodens, an jeden Felszack klammerten und sich gegenseitig unterstützten. Binnen kaum 5 oder 6 Minuten erschienen auch schon die ersten Plänkler am höchsten Kamme des Gebirges und eröffneten unverzüglich das Feuer gegen etwa 50 Kosacken, die ihnen gegenüber am Plateau standen und eiligst die Flucht ergriffen.

Kaum hatten die ersten Zuaven die Anhöhen erreicht, so sprengte General Bosquet mit seinem Generalstabe durch den Hohlweg vor, den Feind und das Terrain zu recognosciren. Die Frage, ob auch Artillerie heraufgebracht werden könne, unterlag manchem Zweifel; der Commandant Barral übrigens erklärte, es sei möglich, jedoch nur im Galopp, da, wenn sie im Schritte führen, die Wagen unfehlbar in die Tiefe stürzen mußten, denn der Weg war an mehreren Punkten vom Wasser ausgespült und von breiten tiefen Rissen durchfurcht. Die Kanoniere legten deßhalb am Fuße der Anhöhen ihr Gepäck ab und erhielten Befehl, neben den Rädern zu bleiben, um dieselben emporzuhalten, wenn der Boden weichen sollte und mit den Säbeln in die Pferde einzuhauen, falls sie gar nicht oder im Schritte vorwärts gehen wollten. Auf das gegebene Zeichen galoppiren Geschütze und Munitionswagen vorwärts. Mannschaft und Pferde vereinigen sich zur verzweifelten Kraftanstrengung. Unter der Wucht dieser schweren Massen spaltete sich allenthalben der Boden, aber die Kanoniere hängen sich an die Räder, die tiefe und gefährliche Furchen in den Boden einschneiden; hie und da will eines der Pferde, am ganzen Leibe zitternd, stehen bleiben, aber nichts vermag die Bewegung aufzuhalten und General Bosquet stößt einen Freudenschrei aus, als er die ersten Geschütze auf der Höhe anlangen sieht. Einige Secunden darauf hallt ihr Donner über das Plateau.

Aber Fürst Menzikoff, welchem eine so unerhörte Kühnheit unglaublich schien, schickte in aller Eile 24 Geschütze ab, die französische Artillerie im Schach zu halten, da er nicht glauben mochte, daß bereits ein Theil der franz. Armee die Anhöhen erklommen habe.

Auf dem noch vor Kurzem so ruhigen und stillen Plateau sausten nun die Kugeln und krachten die Granaten; der Rauch wirbelte in dunkeln Wolken zum Himmel empor; die Schlacht hatte begonnen.

Bosquets Angriff auf den linken russ. Flügel unterstützten die französ. Dampfer, die südlich von der Almamündung so nahe als möglich an die Küste heranfuhren und die Höhen meisterhaft beschossen. Ueber den russ. Karrées und Batterien platzten die Bomben und zwangen die Russen sich aus der Schußweite der Dampfer zurückzuziehen, wodurch Bosquet das Ersteigen der Höhen wesentlich erleichtert wurde.

Die französische Artillerie rückte nun ebenfalls vor und richtete ein starkes Feuer gegen die russ. Batterien, welche sich auf den Abhängen staffelweise aufstellten, um ihre sich zurückziehenden Jäger zu unterstützen. Das Feuer der Russen war furchtbar. Die Vollkugeln sausten ringsum, die Erde aufwühlend, Staub, Koth und Sand um sich spritzend. Man sagt, die Russen hätten die

Entfernung aller wichtigen Punkte durch aufgepflanzte Stöcke und Ruthen markirt, um sicherer zu schießen. Die Infanterie erhielt daher Befehl, sich auf den Boden zu werfen, und die Armee verhielt sich eine kurze Zeit passiv, außer daß die Artillerie ein unablässiges Bomben-, Raketen- und Paßkugelfeuer ausgoß, welches die russ. Massen durchackerte. Sie wankten aber nicht, sondern gaben den franz. Kanonen mannhaft Antwort. Endlich schmetterte wieder das Signal zum Angriff. Unter Musketen- und Kanonenfeuer drangen in Geschwindigkeit die franz. Colonnen des ersten Treffens unaufhaltsam die Höhen heran und stürmen mit gefälltem Bajonnet und dem donnernden Rufe: „vive l'empereur!“ gegen die russ. Linien. Zuerst stießen sie auf die russischen Plänkler, die eben das Dorf Burliuk in Brand gesteckt hatten. Von allen Seiten züngeln die Flammen empor; von den Obst- und Baumgärten lagen ungeheure Garbenbündel, welche von den Kosacken zu Scheiterhaufen zusammengetragen und angezündet worden waren. Die unermeßliche Brandstätte entzieht dem Blicke der Angreifenden sowohl den Feind, den sie zu bekämpfen, wie auch den Raum, den sie zu durchschreiten haben; aber mitten durch die Rauchwolken setzen die unerschrockenen Bataillone ihren Weg fort, obgleich Kugeln und Granaten verheerend über den Boden hinstreifen, ihn mit Leichen und Verwundeten bedeckend. Endlich haben sie das brennende Dorf passirt und die Zuaven voran, dringen die Bataillone Mann gegen Mann kämpfend, unter einem Hagel von Eisen und Blei durch die Hohlwege hinauf an der beinahe senkrechten Uferböschung der Alma empor und die Russen, durch den unaufhaltsamen Angriff eingeschüchtert, ziehen sich langsam zurück.

Bei der Erstürmung der Höhen hat sich ganz besonders persönlich Canrobert ausgezeichnet und im kritischen Augenblick für die Franzosen den Kampf entschieden. Der General schob ein Bataillon Zuaven zur Linken, das Bataillon der Fremdenlegion zur Rechten vor und ging selbst mit dem Rest seiner Division voran. Der Feind von der Höhe eröffnete ein mörderisches Feuer: die Colonne stutzt, einen Augenblick zaudern und Alles ist verloren! Da erscheint der General in den vordersten Reihen der Tirailleurs und ermuntert sie mit dem Rufe: „allons mes braves, en avant! Les Russes fuient, ils sont à nous!“ „Vive Canrobert! erscholl es, vive la France, vive l'empereur!“ Unter mächtigem Schlachtenruf geht es wieder unaufhaltsam vorwärts. Neben Canrobert, dem eine Kugel die Epaulette wegreißt und eine andere den rechten Arm verwundet, ist General Vinos an der Spitze des Bataillons der Fremdenlegion auf der Höhe angelangt und in einer Viertelstunde hat die ganze erste Division das Plateau erstiegen.

Die französischen Linien bildeten sich auf den Anhöhen, den linken Flügel der Russen mit Uebermacht drängend. Indessen war auch die Reserveartillerie mit einer Raschheit vorgerückt, die unbegreiflich erscheint, wenn man die Hindernisse des Flüßchens und die steilen Anhöhen in Erwägung zieht. Sie begann ein mörderisches Feuer, das der auf allen Punkten geschlagene, auf die Plateau's zurückgeworfene Feind mit einem starken Kanonen- und Gewehrfeuer erwiederte, welches mit seinem definitiven Rückzug in sehr schlechter Ordnung

endigte. Einige Cavallerie hätte hingereicht, den Rückzug in eine wilde Flucht zu verwandeln; die Russen warfen, um besser laufen zu können, ihre Tornister und Gewehre weg, deren letzterer sie 10,000 auf dem Boden ließen. Die Nacht brach herein, die Truppen waren ermattet, die Munition der Artillerie begann sich zu erschöpfen; Abends 6 Uhr schlugen die Franzosen im Bivouak der Russen ihr Lager auf und St. Arnaud bezog das Zelt Menzikoffs, der sich so sicher wähnte, daß er seinen Wagen zurückließ, der mit seinem Portefeuille und seiner Correspondenz den Franzosen in die Hände fiel.

Die Schlacht war gewonnen; St. Arnaud und Raglan umarmten sich auf dem leichenbedeckten Schlachtfelde.

Vier Stunden hatte die mörderische Schlacht gedauert, in der 60,000 Alliirte und 50,000 Russen einander gegenüber standen. 5000 russische Leichen deckten den Wahlplatz; die Anzahl der gefallenen Offiziere zu ermitteln, war schwierig, da diese wie die Soldaten, um nicht erkennbar zu sein, mit groben Soldatenmänteln bekleidet waren. Die Franzosen verloren etwa 4000, die Engländer 1200 Mann, worunter 57 Offiziere. General Canrobert wurde durch einen Bombensplitter an Brust und Hand leicht verwundet. General Thomas erhielt eine Kugel in den Unterleib, eine schwere Wunde.

Besonders ausgezeichnet haben sich in der Schlacht die Zuaven der Division Bosquet, die mit unglaublicher, katzenähnlicher Fertigkeit die steilen fast senkrecht abfallenden, kaum von Ziegen erkletterbaren Abhänge des Plateau's erklommen und durch ihr Erscheinen in der linken Flanke der Russen diese, die eine Truppenbewegung in einem solchen Terrain nicht möglich ahnten, verblüfft haben.

Nicht minder tapfer erwiesen sich die Engländer. In bewunderungswürdiger Ordnung, unter dem Feuer der Kanonen, griffen die Engländer die russ. Stellungen an, nahmen sie und vertrieben die Russen. Besonders tapfer zeigte sich im ersten Treffen das 23. Füselierregiment, von dessen 700 Mann nur 300 übrig blieben und von dessen 32 Offizieren 27 den Heldentod starben. Im zweiten Treffen thaten sich besonders die englischen Garden und die Hochländer hervor, die zuletzt nur den Kolben brauchten und die Russen buchstäblich niederschlugen. Ein englischer Fähnrich pflanzte unter dem Feuer des Feindes seine Standarte auf, um den Seinigen das Zeichen zu geben, wo sie Stellung nehmen müßten. Da springt ein Russe aus den Reihen, tödtet den Engländer und nimmt die Standarte, aber ein anderer Engländer sieht dieß, läuft dem Russen den Weg ab, entreißt ihm die Fahne und bringt sie zu den Seinen, wo er, von 7 Kugeln durchbohrt, niedersinkt.

Als die englische leichte Division mitten unter dem dichtesten Kugelregen einen Weinberg passirte, um die Höhen zu erstürmen, waren die guten Jungen so durstig und kaltblütig dabei, daß sie sich beim Vorrücken unreife Trauben abpflückten und in den Mund steckten.

Auch die Türken hielten sich brav Alle Truppen haben glänzend ihre Pflicht erfüllt.

Von den Generalen wird besonders Lord Raglan gerühmt. Er zeigte

eine antike Tapferkeit und im dichtesten Kugelregen die ihn stets charakterisirende Ruhe. Prinz Napoleon nahm an der Spitze seiner Division unter dem Feuer der russischen Batterien das große Dorf Alma und den glänzendsten Antheil an dem Kampfe auf dem Plateau, so daß der Marschall den Prinzen auf dem Schlachtfelde vor seinen Truppen beglückwünschte. Auf den Prinzen rollte eine verlaufende Kugel eben los; der Adjutant Leblanc rief ihm noch zu rechter Zeit, sich auf die Seite zu werfen; der Prinz blieb unversehrt, dem Adjutanten aber ward das Bein zerschmettert. Bosquet stand mit seiner Division lange Zeit dem Feuer von 5 Batterien ausgesetzt. General Thomas wurde schwer verwundet, in dem Augenblicke, als er seine Truppen mit dem Bajonnet gegen eine russische Batterie führte.

Bei der 2. Brigade zeichnete sich ganz besonders aus Lieutenant Poitevin vom 39. Linienregimente. Er pflanzte die Fahne seines Regiments auf dem Telegraphengebäude auf, welches den Mittelpunkt der Vertheidigung der Russen bildete. Dort stand er eine Weile stolz allein, umringt von einem Haufen russischer Scharfschützen — dann fällt er von einem Dutzend Kugeln getroffen.

Das Schlachtfeld an der Alma beschreibt uns ein britischer Militärarzt in seinem Bericht folgendermaßen: Die letzten zwei Tage befand ich mich buchstäblich in einem Meere von Blut. Ich hatte die auf der Wahlstatt liegen gebliebenen Russen zu besorgen. Jede Beschreibung würde hinter den Schrecken des Krieges zurückbleiben. Todte, Sterbende, zuckende Pferde, umgestürzte Kanonen und Wagen, kopflose Rümpfe, Körper ohne Arme und Beine, Verstümmelung jeder Art und Größe — es war ein grausenhaft wüstes Durcheinander, daß mir das Blut noch bei der Erinnerung in den Adern stockt. Jede Hütte und jeder Schuppen, der nur zu finden war und noch aufrecht stand, wurde zu einem Operationssaal improvisirt. Von regelrechtem Verband war keine Rede. Unsere wundärztlichen Bivouaks erkannte man meist an den abgeschnittenen Armen und Beinen, die umherlagen. Zwei Tage nach dem Kampf sah die Wahlstatt wahrhaft wie eine Schlachtbank oder eine Fleischerbude aus. In den Redouten lagen die Russenleichen buchstäblich zu Hauf. Wie groß der russische Verlust war, weiß bis jetzt Niemand. Ich selbst zählte auf weniger als 3 Hufen Landes 400 russische Leichen und die Zahl ihrer Verwundeten zu berechnen bin ich außer Stande. Ihre flehenden Bitten, wenn ich durch sie hinschritt, waren herzzerreißend, kaum hatte ich einen besorgt, so wurde mir der Hilferuf von 20 andern Umherliegenden in unverständlichen Tönen zugewimmert. Es kamen ganz absonderliche Blessuren vor. Einen Soldaten traf eine Miniekugel in die Mitte des Rockknopfs. Der Knopf drang wohl etwas zwischen den Rippen in's Fleisch, rettete aber doch dem Manne das Leben. Einer der armen Jungen wurde von einer Kanonenkugel getroffen, als er eben den Arm aufhob. Die Gewalt der Kugel trieb den Arm und die Hand durch seinen Leib hindurch. Ein russischer Offizier lag todt ausgestreckt. Zwischen seinen Beinen kauerte ein Hund und ließ sich nicht von seinem Platze wegbringen. Ein Anderer, kaum dem Knabenalter ent-

wachsen, lag mit wie zum Gebet gefalteten Händen leblos auf dem blutgetränkten Felde.

19. St. Arnaud, † 29. Sept. 1854.

Kurz nach der Schlacht — am 29. September — starb, 53 Jahre alt, der Oberbefehlshaber der französischen Armee, Marschall St. Arnaud. Er starb auf der See an Bord des ihn nach Constantinopel führenden Dampfers.

Werfen wir einen Rückblick auf die Laufbahn des todten Marschalls, so finden wir nicht überall Erbauliches, vielmehr soll sich St. Arnaud in früheren Zeiten schwere Fehltritte haben zu Schulden kommen lassen. Der Krieg in Algerien war seine Schule, aber er gehörte nicht zu den berühmten Zöglingen derselben. Desto mehr empfahl er sich durch seinen Charakter und seine Entschlossenheit, und als der Kaiser die Zeit des Staatsstreiches gekommen wähnte und nach den tauglichsten Werkzeugen zu demselben suchte, da begriff er auf der Stelle, daß St. Arnaud der Mann sei, sein Alles mit ihm auf eine Karte zu setzen. Um ihm einen Namen in der Armee zu machen, stellte er ihn an die Spitze einer Expedition nach Kabylien, die gar nicht mißlingen konnte. Hierauf ernannte der Präsident ihn zum Kriegsminister. Als solcher trat er in der bekannten Weise in den Dezembertagen auf. Aus dieser Zeit soll er Briefe und Befehle von der Hand L. Napoleons besessen haben, die dieser zurückzuerhalten sich immer vergebens bemüht habe.

Oberbefehlshaber der Orientarmee hat er daselbst trotz seiner zerrütteten Gesundheit Talente und eine sehr merkwürdige Thätigkeit entfaltet. In Varna wurde er von einem bösartigen Fieber befallen und bekam sogar zweimal Choleraanfälle. In der Krim beherrschte er heldenmüthig die Krankheit, um seine hohen Funktionen als Oberbefehlshaber zu verrichten. Das Gefühl der Militärehre und die Ruhmesliebe scheinen allein seine moralische Kraft gegen die körperlichen Leiden, womit er behaftet war, aufrecht gehalten zu haben, und so leitete er die Schlacht an der Alma, indem er sagte: daß ein Marschall von Frankreich auf dem Pferde zu sterben wissen soll. Zwei Adjutanten mußten stets ihm zur Seite sein und ihn auf dem Pferde festhalten.

„Ich erhalte mich," schrieb er an den Kriegsminister, „zwischen den Leiden, den Krisen und der Pflicht und bleibe zwölf Stunden zu Pferde am Tage einer Schlacht."

Der Marschall starb nach einem Siege, den Feind vor sich fliehen sehend. Es ist dieß ein glorreicher und eines Kriegers würdiger Tod. Nicht uninteressant sind die letzten Momente seines bewegten, thatenreichen Lebens.

Nach der Schlacht stellte man hinter dem Telegraphenthurm zwei Cantinen auf, um den Oberbefehlshaber gegen den Wind zu schützen, breitete einen Bündel Heu auf dem Boden aus und legte einen rothen Spahimantel darüber. Da lag er auf dem blut- und rauchbedeckten Schlachtfelde mit blassem, von der Krankheit grausam durchfurchtem Antlitz. Das körperliche Leiden schien nur die letzte Stunde des Kampfes abgewartet zu haben, um wieder über sein Opfer herzufallen, aber sie berührte nur den physischen Theil,

die moralische Energie des Feldherrn war ungebrochen. Von Zeit zu Zeit erhob er sich mit halbem Leibe, um Befehle zu ertheilen oder Rapporte anzuhören. Es war ein interessanter, aber trauriger Kampf des Willens gegen den Tod, ein Ringen der Energie mit der Erschöpfung, ein heroisches ergreifendes Bild.

Allein alle Hartnäckigkeit half nichts, die Cholera machte reißende Fortschritte. Im Laufe der Nacht des 26—27. Septembers trat eine solche Erschöpfung der Kräfte ein, daß der Marschall beschloß, den Oberbefehl an Canrobert abzugeben. Noch in der Nacht ließ er ihn rufen, und als er in's Zelt trat, sprach er, bereits den grauenvollen Stempel des Todes auf dem energischen Angesicht, mit schwacher Stimme: „General, durch meinen Gesundheitszustand genöthigt, übergebe ich Ihnen das Commando; ich entsage ihm mit minder schwerem Herzen, da ich es in Ihre Hände lege,“ und reichte dem tiefgerührten General die Hand.

Am 29. September 4 Uhr Nachmittags starb er an Bord des „Berthollet,“ welches Schiff dem persönlichen Dienste des Marschalls gewidmet war und das seine Leiche nach Constantinopel und von da nach Paris brachte, wo er in der Kirche der Invaliden an der Seite jener berühmten Feldherrn ruht, auf die Frankreich so stolz ist.

Der Biographie St. Arnauds folge würdig die seines Gegners Fürst Menzikoff und seines Nachfolgers, des General Canrobert, sowie des englischen Obergenerals, des Lord Raglan.

20. Fürst Menzikoff,

eine der höchst gestellten Persönlichkeiten in Rußland, ist ein Urenkel des berühmten Danielowitsch Menzikoff, jenes Günstlings Peters des Großen, der anfänglich vor der Pforte des Zarenpalastes Pasteten feil bot, später aber die höchsten Stellen des Kaiserreiches bekleidete und endlich als Verbannter in Sibirien starb.

Fürst Alexander Menzikoff, Oberbefehlshaber der russischen Armee in der Krim wurde 1789 geboren und noch sehr jung auf die Dresdener Universität geschickt, wo er die Rechte studirte; bei seiner Rückkehr nach Rußland wurde er eine Zeitlang bei der Diplomatie verwendet, trat aber 1809 als Offizier bei der Gardeartillerie ein und nahm 1813—15 als Adjutant des Kaisers Alexander an den Feldzügen Theil. Politische Fragen entfernten ihn später vom Hofe, aber nach der Thronbesteigung Nicolaus I. stieg er rasch in der Gunst des neuen Herrschers und wurde 1827 als Gesandter nach Persien geschickt. Das hochfahrende, geringschätzende und herrschsüchtige Wesen des Fürsten bildete einen grellen Gegensatz zu dem gewöhnlich so einschmeichelnden, ausweichenden und versöhnlichen Auftreten der Diplomatie. Aber der Zar wollte Krieg und Menzikoff erreichte seinen Zweck. Er war daher auch der rechte Mann, als man die Pforte zum Kampfe reizen wollte und er benahm sich in Constantinopel auch in einer Weise, die den Zweck seiner Sendung, den Krieg zur Folge haben mußte.

Die wichtige Rolle, welche ihm in der Krim zufiel, machte ihn zu einer Hauptperson in dem großen Drama des Orientkriegs.

21. Canrobert.

St. Arnaud's Nachfolger im Oberbefehl war General Franz Certain Canrobert, 1809 im Lotdepartement geboren. Im November 1826 trat er in die Schule von St. Cyr und verließ dieselbe nach 2 Jahren. Im Jahr 1832 ging er als Lieutenant nach Algier und nahm alsbald an der Expedition von Maskara rühmlichen Antheil, zeichnete sich bei der Verproviantirung von Tlemzen, dem Treffen von Sidi Yekub an der Tafna und am Sikkrok aus und wurde 1837 zum Capitän befördert. Beim Sturm auf Konstantine erhielt er als Ordonnanzoffizier des Obersten Combos an dessen Seite einen Schuß in's Bein und kehrte, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, 1839 nach Frankreich zurück.

Im Oktober 1840 zum 6. Jägerbataillon versetzt, kam er zum zweiten Male nach Afrika. Er kämpfte bei Muzaia und Gontas und wurde Bataillonschef im 15. leichten Regiment. Im Mai 1842 befehligte er das 5. Jägerbataillon; begleitete den damaligen Oberst Cavaignac auf der Expedition von Ularen-Senis und gehörte zu der Colonne, welche unter General Baurjolly die Flitas und Kabylen von Garbussa züchtigte. Im Jahr 1843 wurde er zum Offizier der Ehrenlegion befördert. Oberst St. Arnaud, welcher 1845 den Oberst Cavaignac im Commando von Orleansville ablöste, verwendete ihn gegen Bu-Maza; im Treffen von Bahl hielt er mit 250 Mann gegen 3000 Feinde Stand. Er hielt in Tenez den Anlauf der Kabylen aus, und als endlich nach einem ununterbrochenen Kampf von 8 Monaten das Land beruhigt war, wurde er zum Oberst ernannt, als welcher er das 2. Linienregiment und später das 2. Regiment der Fremdenlegion befehligte. Im Jahr 1848 erhielt er das Commando über eine starke Colonne, welche die Bergbewohner von Aures unterwerfen sollte. Er überfiel den Feind am Fuße des Dschebel Schelia und machte den Bey Achmet zum Gefangenen. Von diesem Zuge zurück übernahm er den Befehl über das Zuavenregiment in Aumale und unterwarf in einer neuen Expedition die Kabylen von Dschurschura. Die Ereignisse der Zaatscha riefen ihn 1849 von Aumale ab und sein Zug dorthin brachte ihm neuen Ruhm, denn die Cholera wüthete unter seinen Truppen und dennoch schlug er sich durch die Reihen des Feindes und warf unterwegs sogar eine Verstärkung in das hartbedrängte Bou-Sada. Dieß Unternehmen glückte Canrobert durch eine hübsche gelungene List. Er marschirte mit einer kleinen geschwächten und erschöpften Colonne und sieht sich plötzlich von einer beträchtlichen Anzahl von Feinden umgeben, die ihm den Weg versperren und die Besatzung der Stadt Bou-Sada eingeschlossen halten. Trotz der Ungleichheit der beiderseitigen Streitkräfte ging Oberst Canrobert dennoch entschieden auf die feindlichen Truppen zu mit dem Rufe: „Lasset mich durch, denn ich bringe Euch einen Feind mit, der Euch Alle ausrotten wird, die Pest!“ Die Araber, durch diese Worte in Schrecken versetzt, wichen scheu zurück und ließen

die kleine Colonne weiter ziehen, was Canrobert benützte, einige Verstärkungen nach Bou-Sada zu werfen. In Zaatscha commandirte er eine der Angriffscolonnen; von 4 Offizieren und 16 Soldaten, die mit ihm die Bresche erstiegen, fielen 16 todt oder verwundet neben ihm. Die That brachte ihm das Commandeurkreuz der Ehrenlegion. Nachdem er sich abermals im Treffen von Narah ausgezeichnet, wurde er 1850 zum Brigadegeneral befördert, nach Paris gerufen. Er befehligte dort eine Infanteriebrigade, wurde als Adjutant dem damaligen Präsidenten der Republik beigegeben und mit Beibehaltung dieser Funktionen im Januar 1853 zum Divisionsgeneral ernannt. In der Orientarmee commandirte er bis zum Tode St. Arnaud's die erste Infanteriedivision.

Doch scheint er während der Belagerung nicht die Zufriedenheit des Kaisers erworben zu haben, der ihm auf Ansuchen am 16. Mai 1855 den Oberbefehl abnahm und an General Pelissier übertrug.

Wir finden ihn später wieder im Kriege in Italien 1859 als Kommandanten des 3. italienischen Corps.

22. Lord Raglan.

Lord Raglan, früher unter dem Namen Fizroy (James Henry Somerset) bekannt, ist am 30. September 1788 geboren und seit 1804 im Dienste, war im Jahr 1809 Adjutant und Sekretär Wellingtons im Kriege auf der iberischen Halbinsel und machte alle in diesem Kriege vorgefallenen Schlachten und Gefechte mit. Im Jahre 1811 wurde er Major, 1812 Oberstlieutenant. Nach Napoleons Rückkehr von Elba machte Raglan die Schlacht von Quatre Bras und von Waterloo mit, wo er den rechten Arm verlor, worauf er sich aus dem aktiven Dienst zurückzog.

Im Jahr 1815 wurde er zum Obersten und Generaladjutanten des Prinzregenten ernannt und zugleich Commandeur des Bathordens.

Später bekleidete er die Stelle eines Artilleriedirektors, wurde 1824 Generalmajor, 1833 Generallieutenant und endlich Artilleriedirektor. Er gehörte der Toryparthei an.

23. Marsch nach Balaklava und das Landen der Belagerungsgeschütze in Balaklava.

Die Schlacht an der Alma hatte das Vertrauen der alliirten Armee verdoppelt und sie mit Siegeshoffnungen erfüllt. Die Russen ihrerseits waren durch die Almaschlacht so sehr entmuthigt, daß sie ohne Halt zu machen sich nach Sebastopol zurückzogen. Sie versenkten alle ihre quer über den Hafen hin geankert liegenden Schiffe, so daß die Mastbäume mehr oder weniger über den Meeresspiegel herausragten und der Eingang des Hafens vollkommen gesperrt war.

Indessen waren die Alliirten am 23. nach der Katscha, einem kleinen Flüßchen südlich von der Alma, aufgebrochen und am 24. setzten sie ihren

Marsch nach dem Belbeck fort, den sie bei Oturkoi — 4 Stunden von seiner Mündung — überschritten. Einen erfrischenden Eindruck auf die Truppen machte das liebliche Thal des Flusses mit seinen schönen Pflanzungen und seiner reichen Vegetation; das ganze Thal schien eine Reihe von Gärten und Häusern, Parks und Villen. Dazu hatten die Russen gegen ihre Gewohnheit Nichts abgebraunt; nur waren die Einwohner geflohen. Die Zuaven brachten Früchte und Trauben, wie vom verheißenen Lande, und riesige Kohlköpfe 2c., einige waren sogar geschickt genug, ihre Flaschen mit herrlichem Wein zu füllen.

Am 25. setzte die alliirte Armee ihren Bogenmarsch durch hügeliges Land fort, am 26. marschirten sie an der Tschernaja hinauf, überschritten sie und schlugen an ihrem südlichen Ufer das Lager auf. Hier bekam die französische Armee zuerst die Nachricht von dem Uebelbefinden und der Abfahrt des Marschalls St. Arnaud. Am 27. September Morgens nahmen die zwei ersten Divisionen eine Recognoszirung gegen Sebastopol vor, von der sie um 4 Uhr in's Lager zurückkamen.

Die Stadt Sebastopol, gegründet im Jahre 1786, steht an der Stelle des vormaligen Tartarendorfs Akhtiar (weißer Fels) und wird daher von den Tartaren noch jetzt so genannt. Sie ist auf einer zwischen zwei Buchten liegenden Anhöhe erbaut. Sebastopol bot in seiner staffelförmigen Bauart auf weißem kahlen Felsen einen traurigen und zugleich seltsam überraschenden Anblick; über das Häusermeer ragte die schöne Cathedrale und der Admiralitätsthurm mit seinen dicken Säulen empor; hie und da tauchte das Grün sorgfältig gepflegter Gärten auf, deren Pflanzen aber verkümmert und mit Staub bedeckt schienen. Auf den hohen senkrechten Kreidefelsen, welche die Rhede beherrscht, hat man eine weite Aussicht; das Meer erstreckt sich an den äußersten Horizont und tief unten erblickte man den Hafen, die Arsenale, Munitionsmagazine, Docks und Zimmerplätze. Die Hügel zu beiden Seiten des Kriegshafens haben, soweit das Auge reicht, ein düsteres ödes Aussehen.

Während so die Stadt an und für sich kein freundliches Bild gewährt, ist die Lage Sebastopols als Kriegshafen unvergleichlich. Ein Meerarm von stattlicher Breite erstreckt sich tief in die Westküste von Taurien. Der dadurch gebildete etwa 2 Stunden lange herrliche Hafen hat den sichersten Ankergrund, ohne Felsen und Klippen und ist gegen alle Stürme geschützt. Der große Hafen verzweigt sich in vier kleinere äußerst günstig gelegene Buchten, zwischen deren zweien — der Quarantaine- und Kielbucht — die Stadt liegt. Zum Schutze des Hafens ließ Kaiser Nikolaus vier starke Forts anlegen. Das Fort Constantin und Alexander, das eine auf der Nordküste, das andere auf der Westseite der Artilleriebucht sollten den großen Hafen vertheidigen, während 2 Batterien bestimmt waren, die Kriegsschiffe, welche sich der südlichen Bucht oder der Karabelnoja nähern würden, in den Grund zu bohren.

Bei dieser ungemein günstigen Lage hat der Kriegshafen jedoch den großen Nachtheil, daß er von Schiffswürmern wimmelt. Das Holzwerk eines Kriegsschiffes wird zuweilen in 2 Jahren von diesen Insekten völlig zernagt.

Beim Anblick der Stadt, deren grüne Dächer wie Smaragde in der Sonne

glänzten und des Hafens, wo die versenkten Schiffe lagen, schlugen die Herzen der Heerführer und Soldaten vor Freude, Ungeduld und stolzem Selbstgefühl. Die Recognoscirungsabtheilungen kamen der Stadt auf 4 Kilometer nahe und fanden blos einen schwachen Wall, doch hatten die Russen einige Erdwerke zum Schutze der Stadt von der Südseite aufgeworfen.

Am 28. September war die französische Armee nach 1½stündigem Marsche im Bereich von Balaklava angekommen und in Verbindung mit der Flotte, die indessen den Chersonnes umsegelt hatte.

Die englische Armee bildete auf dem Marsche von der Katscha nach Balaklava den linken Flügel der Orientarmee. Nachdem auch sie den Belbeck überschritt, wandte sie sich gegen das Thal von Inkermann — bekanntlich das Thal, in welchem der von den Südhöhen der Halbinsel herabkommende Tschernaja oder schwarze Fluß dem Hafen von Sebastopol zufließt und in welchem die Sebastopol mit dem Quellwasser des Gebirgsthals von Baidar speisende Wasserleitung sich befindet. Am Mittag den 26. setzten sie ihren Flankenmarsch nach der Südseite fort und sonderbarer Weise schickte der englische Obergeneral einen Theil seiner Artillerie ohne Bedeckung durch Waldungen voraus. Um ein Haar hätte diese Anordnung unheilvolle Folgen gehabt, denn als die Spitze der Engländer die Hauptstraße bei der Mackenzie-Farm erreichte, war eben eine starke russische Colonne vorübermarschirt. Zum Glück für die englischen Batterien hatten die Russen außer Acht gelassen, die Straßen abzusuchen und hatten ruhig ihren Marsch nach Baktschi-Sarai fortgesetzt.

Die englische Armee erschien am 26. Morgens auf den Höhen vor Balaklava und 24 Stunden später — am Morgen des 27. — vereinigte sich die französische Flotte mit ihr. In demselben Augenblicke, wo die französischen Truppen in dem kleinen Hafen ankamen, erschienen von der Seeseite die Linienschiffe „Napoleon" und „Charlemagne," welche fünf Schiffe mit Lebensmitteln im Schlepptau führten.

In Balaklava begann nun sogleich die angestrengteste Thätigkeit. Die Landung der schweren Belagerungsgeschütze war eine wahre Herkulesarbeit. Lange Reihen von Soldaten reichten die gelandeten Kanonenkugeln von Hand zu Hand. Die schweren 32-pfündigen Schiffskanonen wurden mit Hülfe von Krahnen auf das Ufer gelassen; wie ein Geschütz den Boden berührte, sprangen 50 Blaujacken (Matrosen) herbei und schleppten es mit dem lärmenden Jubelruf, durch den sich Bruder Theer auszeichnet, den steilen Weg hinauf. Bruder Theer (Jack) hat sich bei dieser Höllenarbeit sehr nützlich bewiesen. Man kann ihm gar nichts vorwerfen, als daß er gar zu stark ist. Die schwersten Karren reißt er wie Spielzeug in Stücke. Die Munitionswagen ladet er, ehe man sich umsieht, so hoch und so voll, daß die Pferde unter der Last erliegen, denn er kann nicht begreifen, daß man „den Anker lichte, bevor der Schiffsraum satt" ist. An den Zugseilen zerrt er, daß sie wie Seidenfaden reißen und gebrechliche alte Fuhrwerke „steuert" er mit Dampfgeschwindigkeit bergauf bergab, bis sie „scheitern" und in Trümmer gehen. Mancher Kugel- und Bombenhaufen im Straßengraben dient als Denkmal solcher „Schiffbrüche,"

aber Jacks guter Humor bei diesem „Ulk am Lande“ bleibt unerschöpflich und mit größter Bereitwilligkeit kehrt er aus dem Lager in den Hafen zurück, wenn man ihm sagt, daß die massive Ladung vor Abend an Ort und Stelle sein muß. Es war eine wahre Lust, einem Haufen dieser Bursche zu begegnen, wie sie eine Kanone nach dem Lager „rudern.“ Von weitem schon klingt der rauhe Chorgesang über den Berg herüber. Wie sie näher kommen greint die Melodie einer unverkennbaren Goszortfiedel, gepaart mit dem Quicken der Seemannspfeife und weckt ein erstauntes Echo in den fremden Krimthälern. Eine Staubwolke zeigt, daß sie da sind mit der Monstrekanone in ihrer Wiege; „hei o!“ geht es bergauf unter den komischsten Ausrufungen und Flüchen von 30 Theerjacken, alle rotherhitzt von der tüchtigen Anstrengung, während der anführende Offizier sich bemüht, ihre übertriebene Energie zu mäßigen, oder den 2, 3 behaarten Herkulessen, die mit Weinlaub am Hut oder Blumen im Haar rittlings auf der Kanone sitzen, zuredet, abzusteigen und ihre Musik einzustellen. Das Erstaunen, mit dem die pelzmützigen, krimischen Tartaren im Vorübergehen die wunderliche Erscheinung anglotzten, hatte etwas Spaßhaftes; aber Türken oder Tartaren, Russen oder Griechen sind unserem Jack alles eins; jeden Fremden, der vorübergeht, grüßt er mit dem Universalschibboleth: „Bono! Bowno! Johnny!“

24. Eröffnung der Belagerungsarbeiten, 9. October.

Südlich von Sebastopol breitet sich ein weites Plateau aus, von tiefen steilen Schluchten durchschnitten; die durch diese Schluchten gebildeten Contreforts beherrschen von allen Seiten die in einer trichterförmigen Vertiefung liegende Stadt. Auf diesem Plateau lagerten die Alliirten.

Die rechte Flanke der Armee ist durch die sogenannte „Engländerschlucht,“ das in's Tschernajathal führende Defilee, durch den schwarzen Fluß selbst und die anstoßende Sumpfgegend wirksam gedeckt. Das Inkermanthal ist eine tiefe, etwa eine Meile breite Schlucht, gebildet durch den schwarzen Fluß (Tschernaja) vor seiner Mündung in das westliche Ende des Hafens von Sebastopol; das Thal ist in der That nur die Fortsetzung des tiefen Seeeinschnitts, den der Hafen selbst bildet. Auf der östlichen Seite dieses Thales zeigen die Ruinen von Inkerman noch deutliche Spuren von Befestigungen, welche hier Genueser und Griechen einst aufgeführt. Durch das Thal und parallel mit dem Strom läuft die Wasserleitung, die die Docks und einen Theil der Stadt mit frischem Wasser versorgt, und so jähe steigen die Felsen über der Schlucht auf der westlichen Seite empor, daß der Aquadukt bei der Wendung gegen den Hafen zu durch einen 300 Ellen langen, in den soliden Felsen gehauenen Tunnel geleitet werden mußte. Etwas eine englische Meile südlich von diesem auf einer senkrecht über das Thal sich erhebenden Anhöhe lagerte die erste Division der brittischen Armee. Sie bildete daher die äußerste Rechte der gesammten alliirten Macht, und ist durch eine steile, dem Feinde unzugängliche Felsenwand gesichert.

Die französische Armee bildete die linke Seite der Position der Alliirten und

dehnte sich bis an die Küste im unmittelbaren Süden von Sebastopol, wo die tiefen und schiffbaren Buchten, die besten Bequemlichkeiten zu Landung von Belagerungsgeschütz und Vorräthen boten.

Am 9. October wurde der Befehl zur Eröffnung der Laufgräben gegeben. Die Arbeiter sollten in einer Entfernung von 800 Meter von der Festung eine Art bastionirter Front bilden, auf welcher 5 gleichzeitig feuernde Batterien errichtet werden sollten.

Beim Einbruch der Nacht stellte man die Arbeiter an, die die Laufgräben eröffnen sollten; 1600 Mann waren dazu bestimmt.

Sechs Compagnien kriechen, die Unebenheiten des Bodens benützend, in den Vertiefungen vorwärts. Der Himmel ist heiter und der Mond verbreitet seinen matten Schimmer über das ganze weite Plateau. Als diese Compagnien der vom Geniecorps bezeichneten Linie bis auf 20 Schritte nahe gekommen sind, legen sie sich auf den Boden nieder; sie senden in der Stille kleine Posten vor. Jeder Mann häuft einige Steine vor sich auf; er hält sein schußfertiges Gewehr in der Hand und richtet seinen forschenden Blick auf den Horizont, der sich in fernen dunklen Umrissen ausbreitet.

Jeder Arbeiter hat einen Schanzkorb mitgebracht, der von einem Genieoffizier aufgestellt wird. Auf dem Erdboden liegend, ihre Werkzeuge und Gewehre in der Hand haltend, warten sie. Das Zeichen wird gegeben — 800 Hacken dringen in den felsigen, widerstrebenden Boden ein. Die Erde wird in die Schanzkörbe geworfen. Es herrscht eine unheimliche Stille und man hört Nichts als das Geräusch der in den Boden dringenden Hacken. Um 6 Uhr Morgens hatten die Laufgräben bereits eine Ausdehnung von 1000 Meter und eine hinlängliche Tiefe, um die Soldaten vor dem Feuer der Festung zu schützen.

Damit war es begonnen, das Riesenwerk, das 11 Monate hindurch unter Prüfungen, Leiden, Hoffnungen und Täuschungen fortgesetzt werden sollte, ohne daß die rüstigen Arbeiter, die tapferen Streiter den Muth verloren und das endlich mit dem Falle der stolzen Festung endete!

In den folgenden Nächten suchten die Russen die Arbeiten durch heftiges Feuer zu stören. Die ganze Festung schien mit einem Feuerkranz umgeben; die Erde bebte unter dem Krachen der Geschütze; eine Masse Wurfgeschosse jeder Art fällt prasselnd nieder, wie kolossale Schloßen bei einem Ungewitter. Indessen arbeiteten die rüstigen Arme der Soldaten Tag und Nacht an der Vergrößerung und Befestigung der Laufgräben; sie machen die Brustwehren dicker und fester, denn die Belagerer haben ja kein anderes Schutzmittel gegen das furchtbare Feuer der Festung. Hier werden Kugeln aufgeschichtet, dort Schießscharten für die Scharfschützen der Infanterie eingeschnitten, dort werden Felsen gesprengt und Verbindungs- und Seitengänge hergestellt. Das ganze Plateau gleicht einem emsig beschäftigten Ameisenhaufen.

Aber auch die Russen blieben nicht unthätig. Der Geniecapitän Tottleben (geb. 25. Mai 1818 in Mietau, jetzt Generaladjutant des Kaisers) that Alles, um die russischen Vertheidigungswerke an der schwach befestigten Land-

seite zu vermehren und zu verstärken. Die ganze Bevölkerung Sebastopols wurde aufgeboten, um Erde, Schanzkörbe und Faschinen herbeizuschaffen, jede Nacht gewannen die Werke an Ausdehnung und wurden mit einander verbunden. Es schien sich förmlich das Erdreich überall zu erheben und der Boden der Krim der belagerten Stadt zu Hilfe zu kommen.

25. Bilder aus dem Lager vor Sebastopol und den Laufgräben, 12. und 13. October.

Ein Ausfall, 11. Oct.

„Gegen ihre Gewohnheit schwiegen die russischen Batterien heute Abend. Diese Stille hatte Etwas so Ominöses, daß wir uns auf einen Ausfall vom Fort gefaßt machten; zugleich ging das Gerücht, daß die Russen uns im Rücken stünden und Balaklava angreifen wollten. Wie es dunkel ward, begann Kapitän Gordon auf unserer Rechten die Maulwurfsarbeit (Graben der Laufgräben) mit 4 Compagnien, à 100 Mann. Vor Tagesanbruch waren wieder 363 Yards Laufgraben fertig. Eine gleich große Truppe sollte auf der Linken und im Centrum arbeiten, allein die Sapeurs verwirrten sich im Finstern und geriethen in die Nähe der feindlichen Linien. Eine russische Truppe gewahrte sie und eröffnete in kurzer Distanz auf sie ein Büchsenfeuer. Beim Schein der Gewehrblitze sahen wir, daß einige starke Bataillone russischer Infanterie in aller Stille gegen unsere Werke vorrückten; man gab daher die Allarmzeichen. Um 1½ Uhr begann der Feind eine fürchterliche Kanonade auf unsere Linken, da er sah, daß wir seine Annäherung gewahrt hatten. Die zweite und die leichte Division rückten mit Feldgeschützen vor. Die Russen schoben nun ihrerseits auch Geschütze vor und die Batterien hinter ihren Colonnen leuchteten in einem ununterbrochenen Wetterschein, die Luft sauste von Bomben und Paßkugeln und in das wüste Getöse mischte sich das helle Geknatter und Pfeifen der kleinen Geschoße. Alle Lager waren auf den Beinen. Die Franzosen auf unserer Linken eilten unter das Gewehr, ihr Trommelwirbel und Trompetengeschmetter klang dumpf und schrill mitten durch den Kanonendonner und das Kleingewehrknattern. Fast eine halbe Stunde lang dauerte dieser tolle Lärm, bis plötzlich ein helles, jubelndes Hurrah auf unserer Rechten ihn fast übertönte. Es war der Schlachtenruf des 88. Regiments, als es den Befehl erhielt, auf den ungesehenen Feind bergab zu stürmen. Er hatte seine Wirkung, denn die Russen, schon tüchtig von unsern Kanonen gebläut und erschüttert durch das Feuer unserer Infanterie, sahen kaum den Hügelabhang von unsern Bataillonen besetzt, als sie uns den Rücken drehten und unter dem Schutz ihrer Artillerie sich zurückzogen. Als der Lärm vorüber war, kehrte Alles ruhig in's Zelt und Bivouak zurück."

„Zwölf lange Tage können wir uns Sebastopol von allen Seiten betrachten. Und während diese Stadt, das Ziel unserer Wünsche, sich alltäglich an einem neuen über unsern Häuptern losgelassenen musikalischen Conzert ergötzt und neuerdings Bomben vom größten Kaliber 10—12' über uns hinfliegen läßt, haben wir noch keinen Schuß gethan. Trotz der tausend Todesboten,

die uns entgegenkommen und die Sonne verfinstern, lebt und arbeitet man aber ruhig und ohne Furcht, als wäre man in seinen 4 Wänden in Frankreich; Jeder schläft ruhig unter seinem Zelte, sobald er nur einigermaßen Zeit dazu hat. Die Russen schießen freilich Tag und Nacht mit ungeheurem Geschütz auf unsere Arbeiter. Sie haben einen hohen Mastbaum errichtet, nebst einer Vedette, welche unsere Tirailleurs den „grünen Affen" nennen. Von dort aus sieht man in die Laufgräben und sie bezeichnet die Plätze, worauf man zielen muß. Zum Glück ist es schwierig, eine Haubitze in einen gut vertheidigten Laufgraben zu werfen, so daß sie platze. Uebrigens schreiten die Arbeiten, welche am Tage wenig vorrücken, bei Nacht rasch voran. Der Schuß wird bei weitem unsicherer in der Dunkelheit, und daher kann man thätiger an den Schanzen arbeiten. Die Russen haben jedoch Zielpunkte genommen. Während des Tags stecken sie eine Laterne an diesen Punkten auf und zielen hernach auf dieselben. Dieß bringt sie beinahe in Richtung. Der Wind hat nach Norden umgeschlagen und droht Schnee zu bringen. Doch hat dieß auch seine gute Seite; er entzieht das Geräusch von Spaten und Hacken den Ohren und damit die Arbeitsplätze der Wahrnehmung des Feindes."

20. Oct. (Engl. Bericht.)

„Alle unsere Soldaten sind abgemagert, und der Staub und der Schweiß, seit lange gehäuft, geben ihnen ein verwildertes Aussehen. Ihre Kleider würden der Wirkung der Bürste widerstehen. Das Aussehen der glänzenden Offiziere von der Linie und Garde würde, wenn es nicht so sehr ernst wäre, possirlich sein. Blos mit dem ausgeschifft, was sie tragen konnten, haben sie ihre Uniform seit 3 Wochen nicht ein einziges Mal abgelegt. Ein abgenützter Tschakow, ein rother Shawl, um die Brust gerollt, was äußerst nützlich ist, ungeachtet aller Tagsbefehle, ein Sack, welcher die Ration nebst Zwieback enthält und, wenn man es machen kann, einige Leckerbissen, wie Eier, Honig und Geflügel, und manchmal, wenn man eine glückliche Expedition macht, eine lebendige Gans mit den Füßen an der Hand aufgehängt, dieß ist der Anblick, welchen der englische Offizier darbietet."

13. Oct.

„Bei Sonnenuntergang stellen die Russen gewöhnlich ihr Feuer ein, aber gestern Abend setzten sie es ohne Unterbrechung gegen unsere ganze Linie fort. Jeden Augenblick unterbrach ein Blitz, groß wie ein Wetterleuchten die Finsterniß — dann ward es wieder Nacht und im Nu darauf zeigte ein schwächerer Blitz das Platzen der Bombe an. Wir unterhielten uns damit, die Secundenuhr in der Hand, die Intervalle zwischen dem Knall, dem Kugelgesaus und der Explosion zu zählen und dadurch die Entfernung der feindlichen Kanonen und ihrer Tragweite zu berechnen. Einen merkwürdigen Gegensatz bildete das tiefe Schweigen im englischen Lager zu dem fortrollenden Donner der russischen Batterien, zu Musik, dem Trompetenruf und dem lebhaften Geräusch im Lager der Franzosen."

14. Oct.

„Das Terrain zwischen Kadikoi und Traktio ist ausnehmend hügelig; der

Hügelrücken gipfelt sich zu mehreren Kuppen und ist von weiten Thälern durchschnitten. Auf fünf dieser Kuppen, welche die Straße von Balaklava überblicken, arbeiten 2000 Türken unter der Leitung des preußischen Ingenieuroffiziers Kapitän Wagmann am Bau mehrerer Redouten, deren jede eine Besatzung von 250 Türken zählen und mit schweren Kanonen armirt sein wird. Diese armen Bursche arbeiten sehr willig und unermüdlich, obwohl man sie die größten Entbehrungen leiden ließ. Weiß Gott, warum, aber die türkische Regierung hat uns anstatt einige von Omer Pascha's Veteranen lauter Neulinge geschickt. Viele darunter sind ältere Leute, aber nichts destoweniger Rekruten, die kaum ein Jahr lang die Muskete getragen haben und von Hause aus dem friedfertigen Stande der Barbiere, Schneider und Krämer angehören. Trotzdem arbeiten sie tüchtig und mit einer Geduld, die Einen fast beschämt. Man versichert, daß diese 8000 Mann fast ganz ohne Lebensmittel an's Land gesetzt wurden und seit der Almaschlacht lebten sie von zwei Zwiebacken per Mann. Nicht einmal Taback hatten sie. Aber jetzt sind ihre Leiden in Wonne verwandelt; das brittische Volk füttert sie und sie schwelgen in Kaffee, Zucker und Reis.

Ein Bericht vom 19. Oktober schildert uns die Keckheit der englischen Scharfschützen:

„Eine Abtheilung dieser gefährlichen Spaziergänger ging am 18. Oktober bis an den äußersten Saum des bestrittenen Terrains von Sebastopol und erlegte 92 Russen. Vier dieser verwegenen Bursche näherten sich den großen Kasernen Sebastopols auf 500 Yards und feuerten geradezu durch die Fenster. Ein anderer englischer Scharfschütze erschoß 3 Russen, und wie ein guter Jäger, der auf Wild ausgeht, war er nicht damit zufrieden, sondern er holte sich die Gefallenen und brachte sie als Siegestrophäe zu seinen Kameraden zurück.“

Ein Gegenstück hiezu liefert ein Brief eines französischen Offiziers vom 25. Oktober:

„Tag und Nacht arbeiten die Soldaten in den Laufgräben, so daß alle Schwierigkeiten, die das Terrain ihnen entgegenstellt, mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit überwunden werden. Es ist ein wahres Vergnügen, den Fortgang dieser Arbeiten zu verfolgen; Alles arbeitet in der besten Laune, die Pfeife im Munde, mit hundert Witzen und heiteren Gesängen, unter denen mir die Parodie eines bekannten französischen Gassenhauers auffiel, der mit dem Refrain schließt: „Du kriegst sie nicht, mein schöner Nikolaus.“ Der Soldatenwitz wandte diese Phrase auf Sebastopol an mit der Variante: „Wir kriegen sie, mein armer Nikolaus.“ Das Feuer des Feindes ist furchtbar, ein unaufhörlicher Kugelregen und zwar der Mehrzahl nach von 68pfündern, doch ist es nicht gefährlich, da man die Kugel kommen sieht und leicht ausweichen kann. Seit dem Tage indessen, wo die Elite unserer Jäger und Zuaven in den Laufgräben Posto fassen konnte, hat das Feuer bedeutend nachgelassen. Man muß diese Burschen sehen, wie sie hinter jedem Gegenstande, der sie den [illegible] des Feindes entziehen kann, kauern, das Ohr nach dem Winde ge-

richtet, den Finger am Drücker, und ruhig den Augenblick abwarten, wo die russischen Artilleristen den Arm ausstrecken, um die Geschütze zu laden, oder sich mit dem Kopfe hervorwagen, um zu richten. Vorgestern hatte ich den Dienst in den Laufgräben; meine Leute waren seit einer Viertelstunde auf ihrem Posten, auf dem sie 5 Stunden zuzubringen haben und ich beaufsichtigte sie. „Aufgeschaut," sagte ein Jäger. Ich setzte mein Fernglas an's Auge und sah einen Kopf, der durch eine Schießscharte zu blicken wagte; doch konnte man kaum ein Auge bemerken. „Da ist mein Wildpret," flüsterte mein Nachbar; man hörte einen Knall und ein zufriedenes „gut gefaßt;" der arme Russe war gefallen. Seit zwei Tagen bemerken wir Infanterieuniformen bei den Stücken; die Artilleristen reichen wahrscheinlich nicht mehr aus."

26. Land- und Seebombardement am 17. Oct. 1856.

Am 17. Oktober wurden die Forts von Sebastopol von der alliirten Flotte bombardirt. Ueber die Physiognomie des denkwürdigen Tages schreibt ein Augenzeuge:

„Um 6½ Uhr Morgens am 17. Oktober wurde auf das verabredete Zeichen das Feuer von allen französischen und englischen Batterien aus 126 Geschützen zugleich eröffnet und unter furchtbarem Donner zitterte der Boden. Die Festung erwiederte das Feuer mit gleicher Heftigkeit. Die Bomben und Granaten zerplatzten und warfen ihre mörderischen Splitter nach allen Seiten hin; die Kanonenkugeln prallen an den Brustwehren ab und springen wie schwarze Ballone auf dem freien Felde umher. Es folgt Schuß auf Schuß und ein dichter Rauch bedeckt den Horizont und hüllt die Kämpfenden ein. Zahllose Feuerstreifen durchfurchen die colossalen Rauchmassen. Ein französisches Pulvermagazin fliegt in die Luft. Die zerschmetterten und verbrannten Leichen liegen in der zum Schweigen gebrachten Batterie umher. Die Lebenden und Todten sind in der Feuermasse kaum zu unterscheiden; alle Gesichter sind geschwärzt und halbverbrannt — ein entsetzlicher Anblick!

Es ist 10½ Uhr; Angriff und Vertheidigung sind gleich hartnäckig.

Indessen hatten die Flotten mit den Landbatterien zugleich angreifen sollen, aber durch die Windstille zurückgehalten, konnten sich die Schiffe erst um 10½ Uhr sammeln. Es war beinahe 11½ Uhr Mittags, als die türkischen Kriegsschiffe und der englische Admiral erschienen. Sogleich wurde signalisirt „zum Kampfe fertig!" Ein einstimmiger begeisterter Ruf antwortet dem imposanten Signal: „Es lebe Frankreich! es lebe der Kaiser!" Alle sind kampfesmuthig; der Gedanke an den Tod ist nichts weiter als der Gedanke an den Ruhm!

Die Angriffsschiffe erwarten nur das letzte Signal: „die Anker werfen!"

Es ist 12 Uhr 5 Minuten, als das großartige Schauspiel beginnt. Die beiden dunklen Reihen der Schiffe rücken gleichzeitig vor; schon bilden die Schiffe der ersten Reihe eine gerade Linie und werfen unter dem Feuer des Feindes an den ihnen zugewiesenen Stellen die Anker. Die feindlichen Kugeln sausen durch das Tackelwerk der Schiffe, deren zweite Reihe sich den Lücken der ersten gegenüber aufstellt. Noch ist alles auf Seite der Flotten ruhig.

Es ist 1 Uhr. Ein tausendstimmiges Hurrah erschallt, lauter als der Donner der feindlichen Kanonen und diesem Freudenrufe antwortet das furchtbare Gebrüll der Geschütze. Alle Kriegsschiffe feuern zugleich.

Das Bombardement war furchtbar. In einer Entfernung von 6 Meilen klang es wie das ununterbrochene Geschmetter einer im rasendsten Lauf heranbrausenden Lokomotive, nur lauter natürlich. Den ganzen Tag herrschte tiefe Windstille, so daß der Rauch wie ein schwerer Mantel um Schiffe und Batterien hing, beide Theile am Sehen verhindernd. Zauberhaft war die plötzliche Veränderung am Abend. Erst heißer Sonnenbrand, Rauch und Dunst, Explosions- und Bombenblitze und das Gebrüll von 10,000 Kanonen — darauf mit einemmal ein stiller, kühler, glänzend gestirnter Himmel über einem spiegelglatten Meer und darin der langhinzitternde Wiederschein der Laternen von den Masten der Schiffe, die in lautlosem Schweigen aus der Schlacht zurückkehrten.

Eine Aktion von solcher Dauer gegen so furchtbare und wohlarmirte Festungswerke konnte natürlich nicht ohne erheblichen Verlust bestanden werden. Schiffe, Masten, Raen und Takelwerke waren großentheils durch Bomben und glühende Kugeln mehr oder weniger beschädigt worden. Der Albion gerieth nach einem zweistündigen Kampf, nur 700 Yards Distanz, an zwei Stellen in Brand und wurde nur mit Noth aus dem Feuer bugsirt. Er hatte im Rumpf und an den Masten sehr gelitten. Der Retribution wurde der Hauptmast glatt weggeschossen und der Firebrand hatte außer dem Besanmast keine einzige Raae mehr übrig. Auch die Arethusa mußte aus dem Feuer bugsirt werden. Dem Agamemnon und dem Sanspareil ging mitten im furchtbarsten Bombenhagel ein kleiner Schleppdampfer voraus, die Circassia. Diese vorgespannte winzige Muschel sah aus, als könnte man sie mit einer Vogelflinte im Schach halten, aber muthig tappte sie voraus, den Leviathans hinter sich einen Weg bahnend. Gegenstand allgemeiner Bewunderung war Admiral Lyons, der mit seinem Agamemnon einmal ruhig herankam, vor dem Wespenfort Anker warf und sich nicht wegrührte, bis es verstummt war.

Die Franzosen feuerten wunderschön — in einem ununterbrochenen Donner — aber die Ansicht ist allgemein, daß sie zu weit draußen, 1400 Yards vom Fort Alexander, standen.

Die Granitmauern Sebastopols sind nun zwar vor dem Feuer der englischen und französischen Holzburgen nicht gerade in den Staub gesunken, aber sie sahen am Abend doch ganz anders aus, als am Morgen. Die Kanonen der obersten Geschützreihe vom Fort Konstantin waren fast sämmtlich demontirt, den untern wurde weniger Schaden zugefügt, da sie bis zum letzten Augenblick fortknallten.

27. Das Gefecht bei Balaklava am 25. Oktober 1854.

Das Gefecht bei Balaklava war der Versuch eines combinirten Manövers um Entsatz der Festung. Es fand in ziemlicher Entfernung von dem Orte

an der Straße statt, die um das Ende des Meerbusens von Baktschi Sarai nach Balaklava führt. Auf den das Terrain gegen Norden dort dominirenden Höhen hatten die Alliirten zum Schutze ihrer Stellung und zur Abwehr der Angriffe, die voraussichtlich auf dieselbe vom Feinde würden unternommen werden, vier Redouten errichtet. Die Werke waren von Türken unter Rustem Pascha und dem Oberbefehl des den rechten Flügel der Alliirten commandirenden Sir Collin Campbell besetzt, jedes derselben etwa von 200 Mann.

Mit einer überraschenden Schnelligkeit griffen die Russen unter Generallieutenant Liprandi, 20,000 M. stark, bei Tagesanbruch die verschanzten Höhen an und nahmen sie nicht ohne einen für die Türken bei ihrer geringen Anzahl und der geringen Widerstandsfähigkeit der unvollendeten Werke ehrenvollen Kampf. Indessen war die russische Cavallerie, unterstützt von zahlreicher Artillerie, in der Ebene vorgerückt und griff wiederholt die festgeschlossenen undurchdringlichen Reihen des 93. Regiments der Bergschotten an, auf dessen Flügeln sich auch die Türken gesammelt hatten. Ein weiteres russisches weit stärkeres Cavalleriecorps rückte in der Ebene vor, wo die schwere englische Cavallerie beinahe zwei Stunden lang das Feuer des Feindes ausgehalten und den Rückzug der Türken gedeckt hatte. Sie wollte eben herbeieilen, um den linken Flügel der Schotten zu decken. Bei diesem Manöver mußte die englische Cavallerie, um die Front zu verändern und der russischen Reiterei entgegenzugehen, durch Weingärten sprengen, wodurch die Schwadronen etwas in Unordnung geriethen.

Schon waren die Russen in die Ebene vorgedrungen und erwarteten stehenden Fußes die englische Cavallerie, die durch die Weingärten sich arbeitend heransprengte. Beide Reiterschaaren waren nur noch einige Schritte von einander entfernt, der Zusammenstoß mußte furchtbar werden.

Es folgte ein Augenblick des Stillstandes, zwei oder drei Secunden vielleicht. Plötzlich hoben die englischen Offiziere ihre Säbel; man hörte einige Pistolenschüsse; dann lösten sich die Reihen auf. Engländer und Russen waren unter einander gemischt; es war ein unbeschreiblicher Tumult von Menschengeschrei, Pferdegewieher, Säbelgeklirr! Es wurde Mann gegen Mann gekämpft. Zwei weitere englische Schwadronen attakirten die Flanken der Russen, welche geworfen eiligst in ihre Position zurückgingen und auch die Infanterie im eiligen Rückzuge mit fortrissen, die in den nächsten Redouten stand.

Die beiden Armeen hatten inzwischen die wirksamsten Vorkehrungen getroffen, um den beabsichtigten Angriff der Russen auf Balaklava abzuwehren. Die Russen hatten sich über die Ebene auf das jenseitige Plateau zurückgezogen, während auf dem diesseitigen Plateau die Engländer und die Truppen der 1. und 3. Division schlagfertig standen. Die Generale Canrobert und Raglan mit ihren Generalstäben begaben sich auf die Höhe, wo sie sämmtliche Truppenbewegungen übersehen konnten. Drüben standen die Russen in ihrem eigenen Terrain neu formirt mit hinlänglicher Artillerie in Front und Flanken; ihre Massen bedeckten die waldigen Höhen bis zur Tschernaja; der

Schätzung nach mußten sie 20,000 M. stark sein und der Rest sich in den Hohlwegen und Gestrüppen verborgen hälten. Offenbar hatten die Russen die Absicht, die Allirten aus ihrer festen Stellung in die ebene und breite Thalsohle des Thales von Balaklava herabzulocken und dort anzugreifen. Ihr Plan gelang ihnen theilweise nur zu gut.

Lord Raglan befahl „vorzurücken und unter allen Umständen die Höhen zu nehmen.“ Generallieutenant Lucan nahm den Befehl wörtlich und befahl dem Generalmajor Grafen von Cardigan, mit der leichten Brigade vorzurücken. Die Gefahr des Mißlingens war augenscheinlich. Die Russen standen in dichten Massen und konnten mit Kreuzfeuer von den Tschernajahügeln herab das Thal bestreichen und im Hintergrunde des Thales waren starke russische Infanteriecolonnen verborgen.

Lord Cardigan trug daher Bedenken, den Befehl zu vollziehen und entgegnete, seine Reiter würden auf der langen Strecke, die sie zurückzulegen hätten, unter dem Kreuzfeuer der feindlichen Batterien niedergeworfen und durch die Kugeln der Infanterie aufgerieben werden, die an dem Saum der Wälder stand, die die Hügel bekleiden. Aber auf diese so wichtigen Gegenvorstellungen erhielt er zur Antwort, der Obergeneral habe gemessenen Befehl gegeben.

Lord Cardigan stellte sich an die Spitze seiner Brigade. Er warf, wie uns ein Offizier aus seiner Umgebung erzählte, einen tief betrübten Blick auf seine schönen Regimenter, die er in den Tod führen sollte, setzte sein Pferd und rief: „Vorwärts der letzte Cardigan!“

Die auf dem Gipfel und dem Abhange der Hügel staffelförmig aufgestellten Truppen sahen mit unendlichem Schmerz diese schöne Brigade zu einem heldenmüthigen, aber tollen Angriffe durch die Ebene sprengen. Tausend angstvolle Blicke folgten ihr, bis sie in einer großen Rauchwolke verschwunden war; sie sprengte pfeilschnell auf die mörderischen Batterien los, die ihr einen Kartätschenhagel entgegenschleuderten.

Dieser ungestümme, wie ein Orkan heranbrausende Angriff, den das Feuer der Geschütze nicht abzuwehren vermochte, setzte die Russen in Erstaunen. Die tapfern Reiter sprengten die Hügel hinan, erstürmten die Batterien und drangen, Alles um sich niederwerfend, in die dichten Colonnen ein. Plötzlich stürzte eine starke Infanteriemasse aus dem Gebüsch hervor und empfing die Engländer mit einem heftigen Feuer. Dennoch drang die tapfere Brigade unaufhaltsam vor, stieß auf die russische Cavallerie und es entspann sich ein Kampf, Mann gegen Mann, an dem Fußvolk und Reiter theilnahmen, der aber zum Nachtheil der Engländer ausfiel, als russische Uhlanenregimenter sie in die Flanke nahmen und dichte Massen von allen Seiten vorrückten. Die Brigade muß umkehren, wenn sie nicht bis auf den letzten Mann fallen will, aber sie muß die feindlichen Reihen zum zweiten Male durchbrechen und noch einmal über die Ebene sprengen, die auf allen Seiten dem Feuer der lichen Geschütze und Infanteriemassen ausgesetzt war.

in Theil der Gefahr jedoch war beseitigt, denn Angesichts der Vernich-

tung, die die Brigade Cardigan bedrohte, waren auf dem linken Flügel der Engländer 6 Schwadronen afrikanische Chasseurs gegen eine auf einem großen Waldhügel errichtete russische Batterie vorgesprengt und hatten sie trotz der Hilfe, die zwei russische Bataillone mit einer Tirailleurkette aus dem Dickicht hervortretend brachten, in ungestümmem Angriff genommen.

Die wichtigste und gefährlichste der russischen Batterien hatte dadurch aufgehört, die englische Cavallerie zu beschießen, aber dennoch war ihre Umkehr entsetzlich. Ueber eine mit Todten und Verwundeten besäete Ebene galoppirten die scheuen, herrenlosen und ihre tödtlich verwundeten Reiter hinter sich herschleppenden Pferde; andere schleppten sich bluttriefend und zitternd unter die schwere Cavallerie, als ob sie in den geschlossenen Reihen Schutz suchen wollten. Es war ein trauriger herzzerreißender Anblick, die schöne, um mehr als die Hälfte verringerte und noch immer von den Kartätschen bestrichene Brigade unter der Anführung ihres tapferen Generals zu den englischen Linien zurückkehren zu sehen. Bosquet, der von der Anhöhe herab dem Angriffe zusah, sprach zu einem seiner Adjutanten: „C'est une attaque brillante, mais ce n'est pas la guerre!"

Das Armeecorps des General Liprandi hatte sich hinter die Hügelkette jenseits der Tschernaja aufgestellt und versuchte kein weiteres Vorrücken.

Es war Mittag. General Canrobert und Lord Raglan ließen die Truppen eine minder ausgedehnte Stellung näher bei Balaklava einnehmen, so daß sie mit dem Observationscorps verbunden waren und beschloßen, die Position Balaklava mit festen Vertheidigungsmitteln zu umgeben.

Die englische Cavallerie war verloren. Von 800 Mann kamen nur 200 zurück, und von 600 Mann der leichten Infanterie, die ebenfalls in's Gefecht gebracht war, verließen nun 198 den Kampfplatz. Das 17. Lancierregiment war gänzlich aufgerieben. Vor Einbruch der Nacht waren die übrigen englischen Truppen eingetroffen und nahmen, die tapferen Schotten voran, noch am Abend drei der Redouten den Russen wieder ab. Die östliche höchstgelegene nahm den folgenden Tag die eiligst herbeigezogene Division Bosquet.

28. Die Schlacht bei Inkerman am 5. November 1854.

Um die russischen Truppen zur äußersten Kraftanstrengung zu steigern, waren die Großfürsten Michael und Nikolaus in Sebastopol angekommen und machten auf die Truppen einen moralischen Eindruck, der durch den Fanatismus der Hingebung unendlich verstärkt wurde. Ihre Ankunft begrüßte unter dem Donner der Kanonen das Läuten der Glocken und lautes Jubelgeschrei, das das gleichgültige und theilnahmlose Echo in's Lager der Verbündeten herübertrug.

Mit der Ankunft der Großfürsten war gleichzeitig ein Angriff auf die Verbündeten beschlossen. Die ganze Nacht vom 4/5. Nov. hatte es stark geregnet und es folgte ein trüber, kaum durch einen Sonnenblick erhellter Tag.

In der finsteren Nacht, wo die vom Regen durchnäßten, von der Kälte erstarrten Vorposten minder wachsam waren, nahmen die Russen ihre Stel-

lungen ein; General Liprandi rückte gegen Balaklava, General Dannenberg gegen Inkerman; die Truppen in Sebastopol waren zum Angriff auf die französischen Belagerungswerke bereit.

Es war fünf Uhr Morgens; der Brigadegeneral Codrington hatte bereits die Vorposten visitirt und noch hatte man die Bewegungen der Russen nicht bemerkt, die bereits in ungeheuren Massen die das Thal beherrschenden Höhen heraufstiegen, um den Engländern, in deren Lager man sich der vollkommensten Ruhe und Sicherheit überließ, ein blutiges Erwachen zu bereiten. In der schwachen Morgendämmerung und dem dichten Nebel waren die russischen Colonnen kaum auf einige Schritte zu sehen. Gleichzeitig begann General Liprandi seine Demonstrationen gegen Balaklava in dem mit Nebel gefüllten Thale.

Endlich fallen Schüsse zuerst bei der 2. französischen Division, die den Engländern zunächst lagerte. Bosquet setzt sich sogleich zu Pferd und die Division greift zu den Waffen. Der Feind zeigt sich an drei Punkten: an der Brücke von Inkerman, in der Tschernajaebene und vor einer Anhöhe, auf welcher ein russischer Telegraph steht, da, wo die Straße von Woronzoff auf das Plateau führt.

Bosquet ritt gegen Inkerman, wo er den englischen Generalen Brown und Cathcart begegnete, denen er seine Hilfe anbot, da er den Hauptangriff gegen Inkerman gerichtet glaubte. Die Engländer lehnten das Anerbieten ab und Bosquet ritt zum Telegraphen zurück, wo er die Bewegung der Angriffscolonnen beobachtete. Inzwischen war der Nebel etwas gestiegen und man konnte die russische Cavallerie im Thale sehen. Gegen Balaklava war der Angriff matt und unsicher, bei Inkerman aber das Feuer der Artillerie und Infanterie sehr heftig.

Bosquet konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese beide Demonstrationen ein Scheinangriff seien und der Feind den Hauptangriff gegen das Plateau von Inkerman richte, als ein heransprengender englischer Generalstabsoffizier seine Ahnung bestätigte.

Inkerman war in der That der Punkt des Hauptangriffs, wo die Bataillone an einander stießen, wie die vom Sturm gepeitschten Meereswogen.

Die Engländer waren in ihren Zelten durch Kanonenkugeln, Kartätschen und Musketenkugeln überrascht und die noch an Pfählen festgebundenen Pferde zu Boden gestreckt; Mancher der Schlafenden stand nicht mehr auf. Die Erwachenden greifen im Finstern nach ihren Waffen und stürzen halbgekleidet aus ihren Zelten, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten. Die ganze Scene unbeschreiblicher Verwirrung ist in dichten Nebel gehüllt. Auf den umgeworfenen Zelten wird mit beispielloser Erbitterung gekämpft; die Blutströme mischen sich unter den Regen und die in der Eile formirten Bataillone gleiten auf dem mit Blut bedeckten Boden beständig aus. General Cathcart fällt, indem er sich mit gezogenem Degen an der Spitze seiner Soldaten, die die eherne Brust den russischen Bajonneten entgegenwerfen, stellt. Oberst Seymour, der vom Pferde springt, um die blutige Leiche seines Generals aufzu-

heben, sinkt an seiner Seite nieder. Durch die glänzendste Tapferkeit machen die Engländer ihre Sorglosigkeit wieder gut. Sie treffen in der Schnelligkeit alle Vorkehrungen, um die von allen Seiten gleich einem reißenden Strome auf das Plateau vordringenden Russen abzuwehren, deren Reserven auch auf den beiden Straßen, die aus dem Inkermanthale auf die Anhöhe führen, heranrücken und die englischen Linien zugleich in der Flanke und im Rücken bedrohen.

Es war beinahe acht Uhr, als, von Bosquet geschickt, die Truppen des General Bourbaki auf den Kampfplatz stürzten. Mit hochgehobenem Degen führte der General seine tapfern Soldaten mitten in das vom Feinde besetzte Gebüsch. Frankreich reichte England die Hand und nahm Theil am Kampfe.

Die Engländer, ihre Verbündeten heranstürmen sehend, brechen in lauten Jubel aus und hören einen Augenblick zu kämpfen auf, um ihre mit Blut bedeckten Waffen zu schwenken. Die Verwundeten richten sich auf, stimmen in den Hurrahruf ein und die französischen Truppen mit dem Rufe: vive l'Empereur! antwortend werfen sich auf die russischen Bataillone.

Der Feind, durch den ungestümmen Angriff auseinander gesprengt, formirt rasch seine Reihen wieder und der Kampf entbrennt mit doppelter Wuth. Die zwei französischen Bataillone werden von der Uebermacht zurückgedrängt und zweimal zurückgeworfen und zweimal auf's Neue angreifend bringen die Russen wieder vor.

Von Zeit zu Zeit steigt der Nebel und gestattet einen flüchtigen Blick auf das Schlachtfeld; dann senkt er sich plötzlich wieder wie ein Vorhang, den Gottes Hand herabrollen läßt, die Schreckensscenen zu verbergen.

Inzwischen ist General Bosquet herbeigeeilt und führt trotz des furchtbarsten Kartätschenhagels an der Spitze seines Stabes seine muthigen Bataillone die Anhöhe hinauf. Das Plateau ist noch nicht sichtbar. Oben glaubte er die Engländer zu finden und stößt — kaum 40 Schritte von ihr entfernt — auf starke russische Colonnen, die ihn umzingeln. Indessen eilen die Zuaven herbei, durchbrechen die Colonnen und ermöglichen die neue Formation der Angriffslinie.

Eben traf noch die Nachricht ein, daß die Russen in die französischen Belagerungswerke auf dem linken Flügel eingedrungen seien, aber von Truppen des Generals Forey geworfen worden waren. Die Gefahr war somit nur auf einem Punkte drohend, hier aber die Lage bedenklich und schien sich mit jeder Stunde zu verschlimmern, denn die Russen verbreiteten sich über den ganzen Höhenrücken von Inkerman und erhielten immer neue Zuzüge. Lord Raglan schüttelte den Kopf und sagte mit der ihm eigenen unverwüstlichen Ruhe: „Mich dünkt, wir sind — sehr krank.“ — „Aber hoffentlich noch zu kuriren,“ antwortete Canrobert.

Das Plateau von Inkerman bietet einen beschränkten unebenen wellenförmigen Raum, auf welchem immer wieder neue russische Colonnen erschienen. Hier wüthete der Kampf sieben Stunden lang, ein furchtbarer, hartnäckiger, sich immer wieder erneuernder Kampf, der hin- und herwogte wie die Meeres-

seite zu vermehren und zu verstärken. Die ganze Bevölkerung Sebastopols wurde aufgeboten, um Erde, Schanzkörbe und Faschinen herbeizuschaffen, jede Nacht gewannen die Werke an Ausdehnung und wurden mit einander verbunden. Es schien sich förmlich das Erdreich überall zu erheben und der Boden der Krim der belagerten Stadt zu Hilfe zu kommen.

25. Bilder aus dem Lager vor Sebastopol und den Laufgräben, 12. und 13. October.

Ein Ausfall, 11. Oct.

„Gegen ihre Gewohnheit schwiegen die russischen Batterien heute Abend. Diese Stille hatte Etwas so Ominöses, daß wir uns auf einen Ausfall vom Fort gefaßt machten; zugleich ging das Gerücht, daß die Russen uns im Rücken stünden und Balaklava angreifen wollten. Wie es dunkel ward, begann Kapitän Gordon auf unserer Rechten die Maulwurfsarbeit (Graben der Laufgräben) mit 4 Compagnien, à 100 Mann. Vor Tagesanbruch waren wieder 363 Yards Laufgraben fertig. Eine gleich große Truppe sollte auf der Linken und im Centrum arbeiten, allein die Sapeurs verwirrten sich im Finstern und geriethen in die Nähe der feindlichen Linien. Eine russische Truppe gewahrte sie und eröffnete in kurzer Distanz auf sie ein Büchsenfeuer. Beim Schein der Gewehrblitze sahen wir, daß einige starke Bataillone russischer Infanterie in aller Stille gegen unsere Werke vorrückten; man gab daher die Allarmzeichen. Um 1½ Uhr begann der Feind eine fürchterliche Kanonade auf unsere Linken, da er sah, daß wir seine Annäherung gewahrt hatten. Die zweite und die leichte Division rückten mit Feldgeschützen vor. Die Russen schoben nun ihrerseits auch Geschütze vor und die Batterien hinter ihren Colonnen leuchteten in einem ununterbrochenen Wetterschein, die Luft sauste von Bomben und Paßkugeln und in das wüste Getöse mischte sich das helle Geknatter und Pfeifen der kleinen Geschoße. Alle Lager waren auf den Beinen. Die Franzosen auf unserer Linken eilten unter das Gewehr, ihr Trommelwirbel und Trompetengeschmetter klang dumpf und schrill mitten durch den Kanonendonner und das Kleingewehrknattern. Fast eine halbe Stunde lang dauerte dieser tolle Lärm, bis plötzlich ein helles, jubelndes Hurrah auf unserer Rechten ihn fast übertönte. Es war der Schlachtenruf des 88. Regiments, als es den Befehl erhielt, auf den ungesehenen Feind bergab zu stürmen. Er hatte seine Wirkung, denn die Russen, schon tüchtig von unsern Kanonen gebläut und erschüttert durch das Feuer unserer Infanterie, sahen kaum den Hügelabhang von unsern Bataillonen besetzt, als sie uns den Rücken drehten und unter dem Schutz ihrer Artillerie sich zurückzogen. Als der Lärm vorüber war, kehrte Alles ruhig in's Zelt und Bivouak zurück."

„Zwölf lange Tage können wir uns Sebastopol von allen Seiten betrachten. Und während diese Stadt, das Ziel unserer Wünsche, sich alltäglich an einem neuen über unsern Häuptern losgelassenen musikalischen Concert ergötzt und neuerdings Bomben vom größten Kaliber 10—12' über uns hinfliegen läßt, haben wir noch keinen Schuß gethan. Trotz der tausend Todesboten,

die uns entgegenkommen und die Sonne verfinstern, lebt und arbeitet man aber ruhig und ohne Furcht, als wäre man in seinen 4 Wänden in Frankreich; Jeder schläft ruhig unter seinem Zelte, sobald er nur einigermaßen Zeit dazu hat. Die Russen schießen freilich Tag und Nacht mit ungeheurem Geschütz auf unsere Arbeiter. Sie haben einen hohen Mastbaum errichtet, nebst einer Vedette, welche unsere Tirailleurs den „grünen Affen“ nennen. Von dort aus sieht man in die Laufgräben und sie bezeichnet die Plätze, worauf man zielen muß. Zum Glück ist es schwierig, eine Haubitze in einen gut vertheidigten Laufgraben zu werfen, so daß sie platze. Uebrigens schreiten die Arbeiten, welche am Tage wenig vorrücken, bei Nacht rasch voran. Der Schuß wird bei weitem unsicherer in der Dunkelheit, und daher kann man thätiger an den Schanzen arbeiten. Die Russen haben jedoch Zielpunkte genommen. Während des Tags stecken sie eine Laterne an diesen Punkten auf und zielen hernach auf dieselben. Dieß bringt sie beinahe in Richtung. Der Wind hat nach Norden umgeschlagen und droht Schnee zu bringen. Doch hat dieß auch seine gute Seite; er entzieht das Geräusch von Spaten und Hacken den Ohren und damit die Arbeitsplätze der Wahrnehmung des Feindes.“

20. Oct. (Engl. Bericht.)

„Alle unsere Soldaten sind abgemagert, und der Staub und der Schweiß, seit lange gehäuft, geben ihnen ein verwildertes Aussehen. Ihre Kleider würden der Wirkung der Bürste widerstehen. Das Aussehen der glänzenden Offiziere von der Linie und Garde würde, wenn es nicht so sehr ernst wäre, possirlich sein. Blos mit dem ausgeschifft, was sie tragen konnten, haben sie ihre Uniform seit 3 Wochen nicht ein einziges Mal abgelegt. Ein abgenützter Tschakow, ein rother Shawl, um die Brust gerollt, was äußerst nützlich ist, ungeachtet aller Tagsbefehle, ein Sack, welcher die Ration nebst Zwieback enthält und, wenn man es machen kann, einige Leckerbissen, wie Eier, Honig und Geflügel, und manchmal, wenn man eine glückliche Expedition macht, eine lebendige Gans mit den Füßen an der Hand aufgehängt, dieß ist der Anblick, welchen der englische Offizier darbietet.“

13. Oct.

„Bei Sonnenuntergang stellen die Russen gewöhnlich ihr Feuer ein, aber gestern Abend setzten sie es ohne Unterbrechung gegen unsere ganze Linie fort. Jeden Augenblick unterbrach ein Blitz, groß wie ein Wetterleuchten die Finsterniß — dann ward es wieder Nacht und im Nu darauf zeigte ein schwächerer Blitz das Platzen der Bombe an. Wir unterhielten uns damit, die Secundenuhr in der Hand, die Intervalle zwischen dem Knall, dem Kugelgesaus und der Explosion zu zählen und dadurch die Entfernung der feindlichen Kanonen und ihrer Tragweite zu berechnen. Einen merkwürdigen Gegensatz bildete das tiefe Schweigen im englischen Lager zu dem fortrollenden Donner der russischen Batterien, zu Musik, dem Trompetenruf und dem lebhaften Geräusch im Lager der Franzosen.“

14. Oct.

„Das Terrain zwischen Kadikoi und Traktio ist ausnehmend hügelig; der

Hügelrücken gipfelt sich zu mehreren Kuppen und ist von weiten Thälern durchschnitten. Auf fünf dieser Kuppen, welche die Straße von Balaklava überblicken, arbeiten 2000 Türken unter der Leitung des preußischen Ingenieuroffiziers Kapitän Wagmann am Bau mehrerer Redouten, deren jede eine Besatzung von 250 Türken zählen und mit schweren Kanonen armirt sein wird. Diese armen Bursche arbeiten sehr willig und unermüdlich, obwohl man sie die größten Entbehrungen leiden ließ. Weiß Gott, warum, aber die türkische Regierung hat uns anstatt einige von Omer Pascha's Veteranen lauter Neulinge geschickt. Viele darunter sind ältere Leute, aber nichts destoweniger Rekruten, die kaum ein Jahr lang die Muskete getragen haben und von Hause aus dem friedfertigen Stande der Barbiere, Schneider und Krämer angehören. Trotzdem arbeiten sie tüchtig und mit einer Geduld, die Einen fast beschämt. Man versichert, daß diese 8000 Mann fast ganz ohne Lebensmittel an's Land gesetzt wurden und seit der Almaschlacht lebten sie von zwei Zwiebacken per Mann. Nicht einmal Taback hatten sie. Aber jetzt sind ihre Leiden in Wonne verwandelt; das brittische Volk füttert sie und sie schwelgen in Kaffee, Zucker und Reis.

Ein Bericht vom 19. Oktober schildert uns die Keckheit der englischen Scharfschützen:

„Eine Abtheilung dieser gefährlichen Spaziergänger ging am 18. Oktober bis an den äußersten Saum des bestrittenen Terrains von Sebastopol und erlegte 92 Russen. Vier dieser verwegenen Bursche näherten sich den großen Kasernen Sebastopols auf 500 Yards und feuerten geradezu durch die Fenster. Ein anderer englischer Scharfschütze erschoß 3 Russen, und wie ein guter Jäger, der auf Wild ausgeht, war er nicht damit zufrieden, sondern er holte sich die Gefallenen und brachte sie als Siegestrophäe zu seinen Kameraden zurück.“

Ein Gegenstück hiezu liefert ein Brief eines französischen Offiziers vom 25. Oktober:

„Tag und Nacht arbeiten die Soldaten in den Laufgräben, so daß alle Schwierigkeiten, die das Terrain ihnen entgegenstellt, mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit überwunden werden. Es ist ein wahres Vergnügen, den Fortgang dieser Arbeiten zu verfolgen; Alles arbeitet in der besten Laune, die Pfeife im Munde, mit hundert Witzen und heiteren Gesängen, unter denen mir die Parodie eines bekannten französischen Gassenhauers auffiel, der mit dem Refrain schließt: „Du kriegst sie nicht, mein schöner Nikolaus.“ Der Soldatenwitz wandte diese Phrase auf Sebastopol an mit der Variante: „Wir kriegen sie, mein armer Nikolaus.“ Das Feuer des Feindes ist furchtbar, ein unaufhörlicher Kugelregen und zwar der Mehrzahl nach von 68pfündern, doch ist es nicht gefährlich, da man die Kugel kommen sieht und leicht ausweichen kann. Seit dem Tage indessen, wo die Elite unserer Jäger und Zuaven in den Laufgräben Posto fassen konnte, hat das Feuer bedeutend nachgelassen. Man muß diese Burschen sehen, wie sie hinter jedem Gegenstande, der sie den Blicken des Feindes entziehen kann, kauern, das Ohr nach dem Winde ge-

richtet, den Finger am Drücker, und ruhig den Augenblick abwarten, wo die russischen Artilleristen den Arm ausstrecken, um die Geschütze zu laden, oder sich mit dem Kopfe hervorwagen, um zu richten. Vorgestern hatte ich den Dienst in den Laufgräben; meine Leute waren seit einer Viertelstunde auf ihrem Posten, auf dem sie 5 Stunden zuzubringen haben und ich beaufsichtigte sie. „Aufgeschaut," sagte ein Jäger. Ich setzte mein Fernglas an's Auge und sah einen Kopf, der durch eine Schießscharte zu blicken wagte; doch konnte man kaum ein Auge bemerken. „Da ist mein Wildpret," flüsterte mein Nachbar; man hörte einen Knall und ein zufriedenes „gut gefaßt;" der arme Russe war gefallen. Seit zwei Tagen bemerken wir Infanterieuniformen bei den Stücken; die Artilleristen reichen wahrscheinlich nicht mehr aus."

26. Land= und Seebombardement am 17. Oct. 1856.

Am 17. Oktober wurden die Forts von Sebastopol von der alliirten Flotte bombardirt. Ueber die Physiognomie des denkwürdigen Tages schreibt ein Augenzeuge:

„Um 6½ Uhr Morgens am 17. Oktober wurde auf das verabredete Zeichen das Feuer von allen französischen und englischen Batterien aus 126 Geschützen zugleich eröffnet und unter furchtbarem Donner zitterte der Boden. Die Festung erwiederte das Feuer mit gleicher Heftigkeit. Die Bomben und Granaten zerplatzten und warfen ihre mörderischen Splitter nach allen Seiten hin; die Kanonenkugeln prallen an den Brustwehren ab und springen wie schwarze Ballone auf dem freien Felde umher. Es folgt Schuß auf Schuß und ein dichter Rauch bedeckt den Horizont und hüllt die Kämpfenden ein. Zahllose Feuerstreifen durchfurchen die colossalen Rauchmassen. Ein französisches Pulvermagazin fliegt in die Luft. Die zerschmetterten und verbrannten Leichen liegen in der zum Schweigen gebrachten Batterie umher. Die Lebenden und Todten sind in der Feuermasse kaum zu unterscheiden; alle Gesichter sind geschwärzt und halbverbrannt — ein entsetzlicher Anblick!

Es ist 10½ Uhr; Angriff und Vertheidigung sind gleich hartnäckig.

Indessen hatten die Flotten mit den Landbatterien zugleich angreifen sollen, aber durch die Windstille zurückgehalten, konnten sich die Schiffe erst um 10½ Uhr sammeln. Es war beinahe 11½ Uhr Mittags, als die türkischen Kriegsschiffe und der englische Admiral erschienen. Sogleich wurde signalisirt „zum Kampfe fertig!" Ein einstimmiger begeisterter Ruf antwortet dem imposanten Signal: „Es lebe Frankreich! es lebe der Kaiser!" Alle sind kampfesmuthig; der Gedanke an den Tod ist nichts weiter als der Gedanke an den Ruhm!

Die Angriffsschiffe erwarten nur das letzte Signal: „die Anker werfen!"

Es ist 12 Uhr 5 Minuten, als das großartige Schauspiel beginnt. Die beiden dunklen Reihen der Schiffe rücken gleichzeitig vor; schon bilden die Schiffe der ersten Reihe eine gerade Linie und werfen unter dem Feuer des Feindes an den ihnen zugewiesenen Stellen die Anker. Die feindlichen Kugeln sausen durch das Takelwerk der Schiffe, deren zweite Reihe sich den Lücken der ersten gegenüber aufstellt. Noch ist alles auf Seite der Flotten ruhig.

Es ist 1 Uhr. Ein tausendstimmiges Hurrah erschallt, lauter als der Donner der feindlichen Kanonen und diesem Freudenrufe antwortet das furchtbare Gebrüll der Geschütze. Alle Kriegsschiffe feuern zugleich.

Das Bombardement war furchtbar. In einer Entfernung von 6 Meilen klang es wie das ununterbrochene Geschmetter einer im rasendsten Lauf heranbrausenden Lokomotive, nur lauter natürlich. Den ganzen Tag herrschte tiefe Windstille, so daß der Rauch wie ein schwerer Mantel um Schiffe und Batterien hing, beide Theile am Sehen verhindernd. Zauberhaft war die plötzliche Veränderung am Abend. Erst heißer Sonnenbrand, Rauch und Dunst, Explosions- und Bombenblitze und das Gebrüll von 10,000 Kanonen — darauf mit einemmal ein stiller, kühler, glänzend gestirnter Himmel über einem spiegelglatten Meer und darin der langhinzitternde Wiederschein der Laternen von den Masten der Schiffe, die in lautlosem Schweigen aus der Schlacht zurückkehrten.

Eine Aktion von solcher Dauer gegen so furchtbare und wohlarmirte Festungswerke konnte natürlich nicht ohne erheblichen Verlust bestanden werden. Schiffe, Masten, Raen und Takelwerke waren großentheils durch Bomben und glühende Kugeln mehr oder weniger beschädigt worden. Der Albion gerieth nach einem zweistündigen Kampf, nur 700 Yards Distanz, an zwei Stellen in Brand und wurde nur mit Noth aus dem Feuer bugsirt. Er hatte im Rumpf und an den Masten sehr gelitten. Der Retribution wurde der Hauptmast glatt weggeschossen und der Firebrand hatte außer dem Besanmast keine einzige Raae mehr übrig. Auch die Arethusa mußte aus dem Feuer bugsirt werden. Dem Agamemnon und dem Sanspareil ging mitten im furchtbarsten Bombenhagel ein kleiner Schleppdampfer voraus, die Circassia. Diese vorgespannte winzige Muschel sah aus, als könnte man sie mit einer Vogelflinte im Schach halten, aber muthig tappte sie voraus, den Leviathans hinter sich einen Weg bahnend. Gegenstand allgemeiner Bewunderung war Admiral Lyons, der mit seinem Agamemnon einmal ruhig herankam, vor dem Wespenfort Anker warf und sich nicht wegrührte, bis es verstummt war.

Die Franzosen feuerten wunderschön — in einem ununterbrochenen Donner — aber die Ansicht ist allgemein, daß sie zu weit draußen, 1400 Yards vom Fort Alexander, standen.

Die Granitmauern Sebastopols sind nun zwar vor dem Feuer der englischen und französischen Holzburgen nicht gerade in den Staub gesunken, aber sie sahen am Abend doch ganz anders aus, als am Morgen. Die Kanonen der obersten Geschützreihe vom Fort Konstantin waren fast sämmtlich demontirt, den untern wurde weniger Schaden zugefügt, da sie bis zum letzten Augenblick fortknallten.

27. Das Gefecht bei Balaklava am 25. Oktober 1854.

Das Gefecht bei Balaklava war der Versuch eines combinirten Manövers zum Entsatz der Festung. Es fand in ziemlicher Entfernung von dem Orte

an der Straße statt, die um das Ende des Meerbusens von Baktschi Sarai nach Balaklava führt. Auf den das Terrain gegen Norden dort dominirenden Höhen hatten die Alliirten zum Schutze ihrer Stellung und zur Abwehr der Angriffe, die voraussichtlich auf dieselbe vom Feinde würden unternommen werden, vier Redouten errichtet. Die Werke waren von Türken unter Rustem Pascha und dem Oberbefehl des den rechten Flügel der Alliirten commandirenden Sir Collin Campbell besetzt, jedes derselben etwa von 200 Mann.

Mit einer überraschenden Schnelligkeit griffen die Russen unter Generallieutenant Liprandi, 20,000 M. stark, bei Tagesanbruch die verschanzten Höhen an und nahmen sie nicht ohne einen für die Türken bei ihrer geringen Anzahl und der geringen Widerstandsfähigkeit der unvollendeten Werke ehrenvollen Kampf. Indessen war die russische Cavallerie, unterstützt von zahlreicher Artillerie, in der Ebene vorgerückt und griff wiederholt die festgeschlossenen undurchdringlichen Reihen des 93. Regiments der Bergschotten an, auf dessen Flügeln sich auch die Türken gesammelt hatten. Ein weiteres russisches weit stärkeres Cavalleriecorps rückte in der Ebene vor, wo die schwere englische Cavallerie beinahe zwei Stunden lang das Feuer des Feindes ausgehalten und den Rückzug der Türken gedeckt hatte. Sie wollte eben herbeieilen, um den linken Flügel der Schotten zu decken. Bei diesem Manöver mußte die englische Cavallerie, um die Front zu verändern und der russischen Reiterei entgegenzugehen, durch Weingärten sprengen, wodurch die Schwadronen etwas in Unordnung geriethen.

Schon waren die Russen in die Ebene vorgedrungen und erwarteten stehenden Fußes die englische Cavallerie, die durch die Weingärten sich arbeitend heransprengte. Beide Reiterschaaren waren nur noch einige Schritte von einander entfernt, der Zusammenstoß mußte furchtbar werden.

Es folgte ein Augenblick des Stillstandes, zwei oder drei Secunden vielleicht. Plötzlich hoben die englischen Offiziere ihre Säbel; man hörte einige Pistolenschüsse; dann lösten sich die Reihen auf. Engländer und Russen waren unter einander gemischt; es war ein unbeschreiblicher Tumult von Menschengeschrei, Pferdegewieher, Säbelgeklirr! Es wurde Mann gegen Mann gekämpft. Zwei weitere englische Schwadronen attakirten die Flanken der Russen, welche geworfen eiligst in ihre Position zurückgingen und auch die Infanterie im eiligen Rückzuge mit fortrissen, die in den nächsten Redouten stand.

Die beiden Armeen hatten inzwischen die wirksamsten Vorkehrungen getroffen, um den beabsichtigten Angriff der Russen auf Balaklava abzuwehren. Die Russen hatten sich über die Ebene auf das jenseitige Plateau zurückgezogen, während auf dem diesseitigen Plateau die Engländer und die Truppen der 1. und 3. Division schlagfertig standen. Die Generale Canrobert und Raglan mit ihren Generalstäben begaben sich auf die Höhe, wo sie sämmtliche Truppenbewegungen übersehen konnten. Drüben standen die Russen in ihrem eigenen Terrain neu formirt mit hinlänglicher Artillerie in Front und Flanken; ihre Massen bedeckten die waldigen Höhen bis zur Tschernaja; der

Schätzung nach mußten sie 20,000 M. stark sein und der Rest sich in den Hohlwegen und Gestrüppen verborgen hälten. Offenbar hatten die Russen die Absicht, die Allirten aus ihrer festen Stellung in die ebene und breite Thalsohle des Thales von Balaklava herabzulocken und dort anzugreifen. Ihr Plan gelang ihnen theilweise nur zu gut.

Lord Raglan befahl „vorzurücken und unter allen Umständen die Höhen zu nehmen.“ Generallieutenant Lucan nahm den Befehl wörtlich und befahl dem Generalmajor Grafen von Cardigan, mit der leichten Brigade vorzurücken. Die Gefahr des Mißlingens war augenscheinlich. Die Russen standen in dichten Massen und konnten mit Kreuzfeuer von den Tschernajahügeln herab das Thal bestreichen und im Hintergrunde des Thales waren starke russische Infanteriecolonnen verborgen.

Lord Cardigan trug daher Bedenken, den Befehl zu vollziehen und entgegnete, seine Reiter würden auf der langen Strecke, die sie zurückzulegen hätten, unter dem Kreuzfeuer der feindlichen Batterien niedergeworfen und durch die Kugeln der Infanterie aufgerieben werden, die an dem Saum der Wälder stand, die die Hügel bekleiden. Aber auf diese so wichtigen Gegenvorstellungen erhielt er zur Antwort, der Obergeneral habe gemessenen Befehl gegeben.

Lord Cardigan stellte sich an die Spitze seiner Brigade. Er warf, wie uns ein Offizier aus seiner Umgebung erzählte, einen tief betrübten Blick auf seine schönen Regimenter, die er in den Tod führen sollte, setzte sein Pferd und rief: „Vorwärts der letzte Cardigan!“

Die auf dem Gipfel und dem Abhange der Hügel staffelförmig aufgestellten Truppen sahen mit unendlichem Schmerz diese schöne Brigade zu einem heldenmüthigen, aber tollen Angriffe durch die Ebene sprengen. Tausend angstvolle Blicke folgten ihr, bis sie in einer großen Rauchwolke verschwunden war; sie sprengte pfeilschnell auf die mörderischen Batterien los, die ihr einen Kartätschenhagel entgegenschleuderten.

Dieser ungestümme, wie ein Orkan heranbrausende Angriff, den das Feuer der Geschütze nicht abzuwehren vermochte, setzte die Russen in Erstaunen. Die tapfern Reiter sprengten die Hügel hinan, erstürmten die Batterien und drangen, Alles um sich niederwerfend, in die dichten Colonnen ein. Plötzlich stürzte eine starke Infanteriemasse aus dem Gebüsch hervor und empfing die Engländer mit einem heftigen Feuer. Dennoch drang die tapfere Brigade unaufhaltsam vor, stieß auf die russische Cavallerie und es entspann sich ein Kampf, Mann gegen Mann, an dem Fußvolk und Reiter theilnahmen, der aber zum Nachtheil der Engländer ausfiel, als russische Uhlanenregimenter sie in die Flanke nahmen und dichte Massen von allen Seiten vorrückten. Die Brigade muß umkehren, wenn sie nicht bis auf den letzten Mann fallen will, aber sie muß die feindlichen Reihen zum zweiten Male durchbrechen und noch einmal über die Ebene sprengen, die auf allen Seiten dem Feuer der feindlichen Geschütze und Infanteriemassen ausgesetzt war.

Ein Theil der Gefahr jedoch war beseitigt, denn Angesichts der Vernich-

tung, die die Brigade Cardigan bedrohte, waren auf dem linken Flügel der Engländer 6 Schwadronen afrikanische Chasseurs gegen eine auf einem großen Waldhügel errichtete russische Batterie vorgesprengt und hatten sie trotz der Hilfe, die zwei russische Bataillone mit einer Tirailleurkette aus dem Dickicht hervortretend brachten, in ungestümmem Angriff genommen.

Die wichtigste und gefährlichste der russischen Batterien hatte dadurch aufgehört, die englische Cavallerie zu beschießen, aber dennoch war ihre Umkehr entsetzlich. Ueber eine mit Todten und Verwundeten besäete Ebene galoppirten die scheuen, herrenlosen und ihre tödtlich verwundeten Reiter hinter sich herschleppenden Pferde; andere schleppten sich bluttriefend und zitternd unter die schwere Cavallerie, als ob sie in den geschlossenen Reihen Schutz suchen wollten. Es war ein trauriger herzzerreißender Anblick, die schöne, um mehr als die Hälfte verringerte und noch immer von den Kartätschen bestrichene Brigade unter der Anführung ihres tapferen Generals zu den englischen Linien zurückkehren zu sehen. Bosquet, der von der Anhöhe herab dem Angriffe zusah, sprach zu einem seiner Adjutanten: „C'est une attaque brillante, mais ce n'est pas la guerre!"

Das Armeecorps des General Liprandi hatte sich hinter die Hügelkette jenseits der Tschernaja aufgestellt und versuchte kein weiteres Vorrücken.

Es war Mittag. General Canrobert und Lord Raglan ließen die Truppen eine minder ausgedehnte Stellung näher bei Balaklava einnehmen, so daß sie mit dem Observationscorps verbunden waren und beschloßen, die Position Balaklava mit festen Vertheidigungsmitteln zu umgeben.

Die englische Cavallerie war verloren. Von 800 Mann kamen nur 200 zurück, und von 600 Mann der leichten Infanterie, die ebenfalls in's Gefecht gebracht war, verließen nun 198 den Kampfplatz. Das 17. Lancierregiment war gänzlich aufgerieben. Vor Einbruch der Nacht waren die übrigen englischen Truppen eingetroffen und nahmen, die tapferen Schotten voran, noch am Abend drei der Redouten den Russen wieder ab. Die östliche höchstgelegene nahm den folgenden Tag die eiligst herbeigezogene Division Bosquet.

28. Die Schlacht bei Inkerman am 5. November 1854.

Um die russischen Truppen zur äußersten Kraftanstrengung zu steigern, waren die Großfürsten Michael und Nikolaus in Sebastopol angekommen und machten auf die Truppen einen moralischen Eindruck, der durch den Fanatismus der Hingebung unendlich verstärkt wurde. Ihre Ankunft begrüßte unter dem Donner der Kanonen das Läuten der Glocken und lautes Jubelgeschrei, das das gleichgültige und theilnahmlose Echo in's Lager der Verbündeten herübertrug.

Mit der Ankunft der Großfürsten war gleichzeitig ein Angriff auf die Verbündeten beschlossen. Die ganze Nacht vom 4/5. Nov. hatte es stark geregnet und es folgte ein trüber, kaum durch einen Sonnenblick erhellter Tag.

In der finsteren Nacht, wo die vom Regen durchnäßten, von der Kälte erstarrten Vorposten minder wachsam waren, nahmen die Russen ihre Stel-

lungen ein; General Liprandi rückte gegen Balaklava, General Dannenberg gegen Inkerman; die Truppen in Sebastopol waren zum Angriff auf die französischen Belagerungswerke bereit.

Es war fünf Uhr Morgens; der Brigadegeneral Codrington hatte bereits die Vorposten visitirt und noch hatte man die Bewegungen der Russen nicht bemerkt, die bereits in ungeheuren Massen die das Thal beherrschenden Höhen heraufstiegen, um den Engländern, in deren Lager man sich der vollkommensten Ruhe und Sicherheit überließ, ein blutiges Erwachen zu bereiten. In der schwachen Morgendämmerung und dem dichten Nebel waren die russischen Colonnen kaum auf einige Schritte zu sehen. Gleichzeitig begann General Liprandi seine Demonstrationen gegen Balaklava in dem mit Nebel gefüllten Thale.

Endlich fallen Schüsse zuerst bei der 2. französischen Division, die den Engländern zunächst lagerte. Bosquet setzt sich sogleich zu Pferd und die Division greift zu den Waffen. Der Feind zeigt sich an drei Punkten: an der Brücke von Inkerman, in der Tschernajaebene und vor einer Anhöhe, auf welcher ein russischer Telegraph steht, da, wo die Straße von Woronzoff auf das Plateau führt.

Bosquet ritt gegen Inkerman, wo er den englischen Generalen Brown und Cathcart begegnete, denen er seine Hilfe anbot, da er den Hauptangriff gegen Inkerman gerichtet glaubte. Die Engländer lehnten das Anerbieten ab und Bosquet ritt zum Telegraphen zurück, wo er die Bewegung der Angriffscolonnen beobachtete. Inzwischen war der Nebel etwas gestiegen und man konnte die russische Cavallerie im Thale sehen. Gegen Balaklava war der Angriff matt und unsicher, bei Inkerman aber das Feuer der Artillerie und Infanterie sehr heftig.

Bosquet konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese beide Demonstrationen ein Scheinangriff seien und der Feind den Hauptangriff gegen das Plateau von Inkerman richte, als ein heransprengender englischer Generalstabsoffizier seine Ahnung bestätigte.

Inkerman war in der That der Punkt des Hauptangriffs, wo die Bataillone an einander stießen, wie die vom Sturm gepeitschten Meereswogen.

Die Engländer waren in ihren Zelten durch Kanonenkugeln, Kartätschen und Musketenkugeln überrascht und die noch an Pfählen festgebundenen Pferde zu Boden gestreckt; Mancher der Schlafenden stand nicht mehr auf. Die Erwachenden greifen im Finstern nach ihren Waffen und stürzen halbgekleidet aus ihren Zelten, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten. Die ganze Scene unbeschreiblicher Verwirrung ist in dichten Nebel gehüllt. Auf den umgeworfenen Zelten wird mit beispielloser Erbitterung gekämpft; die Blutströme mischen sich unter den Regen und die in der Eile formirten Bataillone gleiten auf dem mit Blut bedeckten Boden beständig aus. General Cathcart fällt, indem er sich mit gezogenem Degen an der Spitze seiner Soldaten, die die eherne Brust den russischen Bajonneten entgegenwerfen, stellt. Oberst Seymour, der vom Pferde springt, um die blutige Leiche seines Generals aufzu-

heben, sinkt an seiner Seite nieder. Durch die glänzendste Tapferkeit machen die Engländer ihre Sorglosigkeit wieder gut. Sie treffen in der Schnelligkeit alle Vorkehrungen, um die von allen Seiten gleich einem reißenden Strome auf das Plateau vordringenden Russen abzuwehren, deren Reserven auch auf den beiden Straßen, die aus dem Inkermanthale auf die Anhöhe führen, heranrücken und die englischen Linien zugleich in der Flanke und im Rücken bedrohen.

Es war beinahe acht Uhr, als, von Bosquet geschickt, die Truppen des General Bourbaki auf den Kampfplatz stürzten. Mit hochgehobenem Degen führte der General seine tapfern Soldaten mitten in das vom Feinde besetzte Gebüsch. Frankreich reichte England die Hand und nahm Theil am Kampfe.

Die Engländer, ihre Verbündeten heranstürmen sehend, brechen in lauten Jubel aus und hören einen Augenblick zu kämpfen auf, um ihre mit Blut bedeckten Waffen zu schwenken. Die Verwundeten richten sich auf, stimmen in den Hurrahruf ein und die französischen Truppen mit dem Rufe: vive l'Empereur! antwortend werfen sich auf die russischen Bataillone.

Der Feind, durch den ungestümmen Angriff auseinander gesprengt, formirt rasch seine Reihen wieder und der Kampf entbrennt mit doppelter Wuth. Die zwei französischen Bataillone werden von der Uebermacht zurückgedrängt und zweimal zurückgeworfen und zweimal auf's Neue angreifend dringen die Russen wieder vor.

Von Zeit zu Zeit steigt der Nebel und gestattet einen flüchtigen Blick auf das Schlachtfeld; dann senkt er sich plötzlich wieder wie ein Vorhang, den Gottes Hand herabrollen läßt, die Schreckensscenen zu verbergen.

Inzwischen ist General Bosquet herbeigeeilt und führt trotz des furchtbarsten Kartätschenhagels an der Spitze seines Stabes seine muthigen Bataillone die Anhöhe hinauf. Das Plateau ist noch nicht sichtbar. Oben glaubte er die Engländer zu finden und stößt — kaum 40 Schritte von ihr entfernt — auf starke russische Colonnen, die ihn umzingeln. Indessen eilen die Zuaven herbei, durchbrechen die Colonnen und ermöglichen die neue Formation der Angriffslinie.

Eben traf noch die Nachricht ein, daß die Russen in die französischen Belagerungswerke auf dem linken Flügel eingedrungen seien, aber von Truppen des Generals Forey geworfen worden waren. Die Gefahr war somit nur auf einem Punkte drohend, hier aber die Lage bedenklich und schien sich mit jeder Stunde zu verschlimmern, denn die Russen verbreiteten sich über den ganzen Höhenrücken von Inkerman und erhielten immer neue Zuzüge. Lord Raglan schüttelte den Kopf und sagte mit der ihm eigenen unverwüstlichen Ruhe: „Mich dünkt, wir sind — sehr krank." — „Aber hoffentlich noch zu kuriren," antwortete Canrobert.

Das Plateau von Inkerman bietet einen beschränkten unebenen wellenförmigen Raum, auf welchem immer wieder neue russische Colonnen erschienen. Hier wüthete der Kampf sieben Stunden lang, ein furchtbarer, hartnäckiger, sich immer wieder erneuernder Kampf, der hin- und herwogte wie die Meeres-

wellen, die sich an der steilen Küste brechen und zurückwälzen, um wieder gegen den Strand zu rollen. Unaufhörlich stoßen die Massen zusammen; sie lösen sich auf, es wird Mann gegen Mann gekämpft, bis die Kräfte erschöpft sind; dann werden die Linien wieder formirt und ein neuer verzweifelter Kampf beginnt in den Schluchten, in den Gebüschen. Das war der Tag von Inkerman!

Die Russen berennen die am Abhang gegen die Tschernaja errichtete Redoute. Das Garderegiment kämpft Schritt für Schritt im Innern und der Umgebung des Werkes. Die Russen erstürmen die Redoute, werden aber von den Elitetruppen bald wieder vertrieben. Eine kleine Weile umzingelt der Feind dieses schöne mit Blut bedeckte Regiment und erhebt ein zu frühzeitiges Freudengeschrei, denn unter lautem Hurrah stürzen Bosquets Zuaven, Jäger und afrikanische Tirailleurs herbei. Sie rasseln durch die Gebüsche und schleichen wie Katzen durch das wellenförmige zerklüftete Terrain, einer Schaar losgelassener Raubthiere ähnlich, bald verschwindend, bald wieder zum Vorschein kommend. „Das sind Panther, die im Gebüsche hin- und herspringen,“ sagte Bosquet, der ihnen mit Bewunderung nachschaute. Wie auf ein gegebenes Zeichen formiren sie sich in Reih und Glied und stürzen auf die verblüfften Russen los. Lawinen gleich stürzen die französischen Bataillone herbei, umzingeln die Redoute; erstürmen sie und stoßen die sich noch wehrenden Russen auf den Brustwehren nieder. Der Feind zieht sich in regelloser Flucht zurück, die Franzosen folgen und stürzen ihn am Rande des Plateaus von der steilen Höhe in die Steinbrüche hinab. Alle finden den Tod in der Tiefe. Unten im Thal liegen die zerschmetterten Leichen haufenweise, wie oben auf dem Plateau.

Alles war vorüber; die letzten russischen Colonnen auf dem Rückzuge und die russische Artillerie hält ihre Positionen fest und feuerte mit den Schiffen zugleich, den Rückzug zu decken. Ueberall suchen sich die regellosen Massen zu vereinigen. Eine Reitergruppe sprengt mit verhängtem Zügel über die Brücke von Inkerman gegen die Vorstadt. In dieser Gruppe befinden sich die jungen Großfürsten, die den ganzen Tag auf dem Kampfplatz geblieben und dem Kartätschen- und Musketenfeuer ausgesetzt waren. Mit bitterem Gefühle mußten sie ihre Siegeshoffnungen schwinden sehen und schauten mit traurigen Blicken auf die decimirten, im Thale zerstreuten russischen Bataillone.

Der Erdboden war dergestalt mit Todten und Sterbenden bedeckt, daß die Pferde nicht vorwärts konnten; an gewissen Stellen lagen mehrere auf einander. Die beiden Obergenerale mußten vom Pferde steigen, als sie sich oberhalb der Redoute auf den Höhenrücken begaben.

Sobald Lord Raglan den General Bosquet bemerkte, ging er auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen im Namen Englands.“

Wo er sich sehen ließ, war er von den Truppen mit begeistertem Zuruf empfangen und fürwahr der „Held von Inkerman“ hatte sich an diesem Tage wirklich mit Ruhm bedeckt. Werfen wir einen kurzen Rückblick auf das Leben des verdienten Generals.

29. General Bosquet,

im Jahre 1810 zu Mont-de-Marsan geboren, ist einer jener jungen Generale, die der afrikanische Krieg schnell herangebildet; sein Name ist einer der populärsten in der Armee und er ist dieser Popularität auch wirklich würdig, denn immer da, wo es gilt, muthig vorwärts zu gehen, und Strapazen zu erdulden, ist Bosquet an der Spitze seiner Truppen zu finden. Von 1831—1833 besuchte der junge Bosquet die Artillerieschule in Metz und trat in diesem Jahre als Artillerielieutenant seine Laufbahn in Algier an, um nach vierzehn Jahren als Brigadegeneral nach Frankreich zurückzukehren. Um zu erzählen, was er in Afrika geleistet, müßte man eine Geschichte des Kampfes gegen die Araberstämme schreiben.

Im Jahre 1849 schiffte sich Bosquet mit seinen Waffenbrüdern wieder nach Afrika ein, um im Kampfe gegen die Kabylen durch die Erstürmung des Engpasses von Menayel neue Lorbeeren und den Grad eines Divisionsgenerals zu erringen. Sechs Monate später (Febr. 1854) erhielt er das Commando der 2. Division der Orientarmee. Seine glückliche Umgehung des russischen linken Flügels in der Schlacht an der Alma erwarb ihm das Großoffiziersfreuz der Ehrenlegion. Die Schlacht bei Inkerman sicherte ihm neue Ansprüche auf den Dank Frankreichs und Englands. Ein Offizier seines Stabs schrieb: „Wie furchtbar auch der Kampf wüthet, man kann die Fassung nicht verlieren vor diesem ruhigen gelassenen Antlitz, das mitten im Kugelregen heiter und intelligent bleibt und durch seine Freundlichkeit allen Muth einflößt.“ In diesen Worten liegt ein doppeltes Lob des Verstandes wie des Herzens.

Bald nachher belohnte der Kaiser diese glänzenden Dienste, indem er den General Bosquet zum Marschall von Frankreich ernannte.

30. General Pelissier, jetzt Herzog von Malakoff.

General Pelissier, der moderne Alba Napoleons, gehört ganz der der in der rauhen Kriegsschule Algeriens gebildeten Klasse von Offizieren an. Er ist am 31. Juli 1794 geboren. In seiner Jugend führte er in Paris ein wildes Leben. In der polytechnischen Schule gebildet, verließ er dieselbe, um in die Generalstabsschule zu treten und ging 1835 als Capitän des Generalstabs nach Afrika. Bald machte er sich durch seine militärische und administrative Gewandtheit, durch seinen raschen Ueberblick und seine Energie bemerkbar und wußte sein Pariser Leben vergessen zu machen. Zum Offizier der Ehrenlegion und Oberstlieutenant befördert, wurde er 1840 als Chef des Generalstabs der Division Urban beigegeben und im Mai 1841 wurde er Generalstabschef der Colonne, welche General Bugeaud gegen Tagdempt führte, um Abd-el-Kader diesen wichtigen Platz zu nehmen. Im Berichte über diese Expedition wird Pelissier von Bugeaud ehrenvoll erwähnt, wie auch 1842 von Lamoricière. „Im Generalstab ist Oberstl. Pelissier, der überall sich zeigt, wo Gefahr ist und etwas zu leisten, einer der vorzüglichsten Chefs.“ Als Oberst machte er den Feld-

zug 1843 mit, führte eine glückliche Razzia gegen den Stamm der Sbih aus. J. J. 1844 ersteht ein neuer Prophet, der fanatische unerschrockene Bu-Maza, der einen großen Theil der Stämme aufwiegelt. Sogleich rücken 3 Colonnen in Dahara vor, befehligt von Oberstl. Pelissier, St. Arnaud und Ladmirault. Die wilden Gebirgsbewohner des Uledh-Sinah flüchten in die unzugänglichen Grotten von El-Kantara; Oberstl. Pelissier verfolgt sie in der Enge und umzingelt sie. Aufgefordert sich zu ergeben, tödteten sie den Parlamentär und vertheidigten sich hartnäckig. Oberstl. Pelissier hatte nicht Zeit sie auszuhungern, ließ daher an den Zugängen zu den Höhlen Reisighaufen aufthürmen. Bald sind sie rings von Flammen und Rauch umgeben und Tags darauf ziehen die Franzosen aus den Höhlen des Dahara 600 Kabylenleichen hervor. Schrecken bemächtigt sich der Aufständischen und Bu-Maza floh. In der Schlacht von Isly entschied die Geistesgegenwart Pelissiers den Sieg und wurde dafür 1846 zum Brigadegeneral ernannt. Im Jahre 1847 leitete er den Angriff auf Duhra, wo Bu-Maza Anhang gefunden und schlägt die Stämme. Am 15. April 1850 zum Divisionsgeneral und am 10. Mai zum inter. Generalgouverneur ernannt, unternimmt er die Expedition gegen Bu-Barghla, die vom glänzendsten Erfolge begleitet ist. Am 30. März kehrte er an der Spitze seiner Division nach Oran zurück. Nach der Gefangennehmung Abd-el-Kaders brachen im Süden der Provinz Algier zwischen dem Agha-Laghuat und dem Stamme der Uled-Nail Streitigkeiten aus. Am 3. Dezbr. 1852 erscheint General Pelissier, eröffnet ein fürchterliches Feuer gegen den Platz, binnen 3 Stunden ist Bresche gelegt, zwei Sturmcolonnen stürzen vor, aber die Araber kämpfen mit dem Muthe der Verzweiflung. Bald wehen die Fahnen Frankreichs von den Thürmen von Laghuat herab. Es ist dieß die glänzendste Waffenthat der Franzosen in Algerien.

Seitdem blieb Pelissier in Oran, bis ihn das Vertrauen des Kaisers an die Spitze der französischen Orientarmee stellte. Wohl waren von diesem eisernen Charakter größere Kraftanstrengungen zu erwarten, als von dem zögernden Canrobert und das Vertrauen des Kaisers wurde auch glänzend gerechtfertigt. Drei Monate später wehte Frankreichs Trikolore von der Höhe des geborstenen Malakoff und die Flammen des brennenden Sebastopol schlugen ihre Lohe gegen Himmel.

Nachdem er vorher die Marschallswürde erlangte, belohnte ihn nach der Einnahme Sebastopols die Gnade des Kaisers mit der Würde eines „Herzogs von Malakoff“.

Später sehen wir ihn an des Grafen Persigny Stelle als französischen Gesandten in London, wo er bis Anfang Mai 1859 blieb, und dann nach Frankreich zurückkehrte, um den Oberbefehl über die bei Nancy zusammengezogene Operationsarmee zu übernehmen.

Pelissier ist ein Soldat aus der harten Schule Bugeauds und hat in langen, harten Kämpfen die ihm angeborene Energie zur vollendetsten Rücksichtslosigkeit ausgebildet. Es genügt ihm nicht, den Feind zu schlagen, er will ihn vernichten und würde, wenn es einem großen Ziele gälte, sein Heer

bis auf den letzten Mann opfern, wenn nur dieser letzte Mann die französ. Fahne an seinem Ziele aufpflanzte. Solche Generale sind bei den Franzosen beliebt, vorausgesetzt, daß sie gerecht sind. Die Offiziere lieben ihn weniger, gegen sie ist er hochfahrend und abstoßend. Er hatte den Fehler, mit seinen Offizieren sehr strenge zu sprechen, wobei er sich zuweilen wenig gemessener Ausdrücke bediente. In Folge dessen hatte Pelissier oft furchtbare Affairen mit Soldaten, Lieutenants und höheren Offizieren. Bei einer solchen Gelegenheit packte ihn einmal ein Lieutenant am Kragen und schüttelte ihn; ein Anderer, von Pelissier mißhandelt, zog rasend vor Schmerz seine Pistole und drückte sie auf ihn ab. Die Waffe versagte, da das Pulver durch den Regen feucht geworden war. Das Pistol entfiel den Händen des jungen Mannes, der über seine That und deren Folgen sich entsetzte. Pelissier wandte sich ruhig an seinen Adjutanten und sagte geringschätzend: „Stecken Sie mir diesen Herrn da auf fünf Tage in's Loch, weil er seine Waffen in schlechtem Stand erhält." Das war Alles, dafür hat sich aber auch der junge Offizier später in der Krim unter den Augen des Marschalls tödten lassen.

Bei dem Feldzuge in den Orient zeigte sich der schroffe ungebundene Charakter des Marschalls durch hundert Züge. Bekannt ist seine Antwort an den Kaiser: „Ich bin hier in Ihrem Dienst, nicht zu Ihrem Vergnügen!" Ein anders Mal, als er inmitten außerordentlicher Schwierigkeiten noch Vorwürfe von Paris auszuhalten hatte, erwiederte er dem Kaiser kurzweg: „Wenn Sie nicht zufrieden sind, kommen Sie selbst nachzuschauen." Man hat sogar behauptet, Pelissier wäre ein wenig beim Zerreißen des unterseeischen Seils zwischen Balaklava und Varna betheiligt gewesen, um dem telegraphischen Hin- und Herreden ein Ende zu machen.

31. Schlacht an der Tschernaja den 16. August.

Mit jedem Tage waren die Belagerungsarbeiten der Alliirten den Schanzen Sebastopols näher gerückt und allgemein war man im russischen Lager darüber einverstanden, daß es höchste Zeit sei, durch einen kräftigen Offensivschlag die Alliirten zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Gortschakoff wählte zu diesem Unternehmen den 16. August und hatte — wie es aus dem Plane, den man bei der Leiche des Generals Read fand, hervorgeht, — die Absicht, die Alliirten an der Tschernaja in ihrer Flanke anzugreifen, nach Balaklava zurückzuwerfen und diesen Ort selbst zu bedrohen, während gleichzeitig ein mächtiger Ausfall aus der Stadt von der Quarantaine aus gegen die französischen Werke des linken Flügels stattfinde und ein dritter Ausfall gegen die Werke der äußersten Rechten am Sapunberge erfolge.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal zum besseren Verständniß des Gangs der Schlacht die Stellungen der Armeen. Die sardinische Armee stand auf dem rechten Flügel gegenüber Tschorgun, die französische Armee im Centrum und auf dem linken Flügel, der über eine Senkung des Terrains hin mit den Plateaus bei Inkerman in Verbindung steht. Nebst einigen wenigen Furthen führen über die Tschernaja und den kleinen Kanal zwei Brücken, die eine von

Tschorgun stromabwärts, die andere die Brücke von Traktir fast im Centrum der französischen Stellungen. Blickt man nun über die Tschernaja weg vor sich hin, so erheben sich am rechten Ufer des Flusses die Höhen von Schulin, die, nachdem sie sich wellenförmig entwickelt, unterhalb Tschorgun, den Sardiniern gegenüber steil abfallen. Dem französischen Centrum gegenüber senken sich diese Höhen und von hier bis zu den felsigen Flanken der Höhen von Mackenzie dehnt sich eine breite Ebene aus, durchschnitten von der Straße von Mackenzie, welche über die Brücke bei Traktir sich über die Tschernaja hinzieht, um in die Ebene von Balaklava zu münden. Entlang der Tschernajalinie hielten die Alliirten scharfe Wache. Auf den gegenüberliegenden Höhen von Mackenzie waren starke russische Streitkräfte concentrirt.

In der Nacht rückten die Russen gegen die Tschernajalinie vor und bei Tagesanbruch brachte ein Trupp französischer Jäger, die, als Theil einer Patrouille, in einen russischen Hinterhalt gefallen waren, aus dem sich nur wenige retten konnten, die erste Meldung von dem Vorrücken der Russen, welches gegen die sardinischen Vorposten gerichtet war. Noch verhinderte ein dichter Morgennebel die feindlichen Massen zu sehen, aber als der Nebel sich zertheilte, hatten die Russen bereits die Höhen an der Tschnernaja mit Batterien gekrönt, deren eine von den Soldaten Gringalet (Zähneblöcker) genannt, über die Tschernajabrücke hinaustrug. Bei Tagesanbruch begann die Kanonade. Die sardinischen Vorposten wurden zwar durch mehrere Bersaglierícompagnien verstärkt, mußten aber der großen feindlichen Uebermacht weichen und zogen sich in bester Ordnung über den Fluß zurück, um an der Wasserleitung Stellung zu nehmen. Drei starke russische Colonnen stiegen nun über die Hochfläche gegen die französische Stellung herab und nahmen die Richtung gegen die Brücke und die rechts liegenden Hügel. Unter dem furchtbarsten Kreuzfeuer der Franzosen und Sardinier rückten diese Colonnen in bester Ordnung bis an den Fluß und eine derselben ging, ohne die Brückenequipagen abzuwarten, an zwei Furthen über den Fluß und stürmte dann gegen die Brücke und gegen den Hügel zur Rechten an. Das Alles war geschehen, noch ehe die Armee der Verbündeten recht unter den Waffen stand. Das 20. leichte und und 2. Zuavenbataillon hielten allein den Stoß aus und thaten es mit größter Tapferkeit; aber auch der Angriff der Russen war brillant. Ohne einen Schuß zu thun, stürmten sie an, wurden aber bei der Brücke und beim Hügel zurückgeworfen. Sie kehrten jedoch wieder zurück und drangen gegen die Hauptvertheidigungslinie der Franzosen, die Wasserleitung vor. Ungefähr 9—10′ breit zieht sie sich hart am Hügel hin und vertheidigt dessen Zugänge auf's Beste. Aber trotzdem stürmten die Russen über sie hinweg und begannen den Hügel zu erklimmen, da faßten sie die sardinischen Batterien in die Flanken, so daß sie in Massen hinab in die Wassergraben rollten. Nach zehn Minuten fielen die Russen zurück, stießen aber sofort auf ihre zweite Colonne und beide stürzten vereinigt zum zweiten Male vor. Mittlerweile hatten sie drei Geschütze über den Fluß gebracht; die Infanterie watete bis an die Brust im

Wasser durch das Flußbett, erkletterte die Ufer und fing an, auf beiden Seiten die Anhöhen zu ersteigen. Etwas über die Hälfte kamen sie hinauf, als französische Colonnen sie trotz ihrer Tapferkeit Schritt für Schritt zurückwarfen und endlich nach hartnäckigem Kampfe zwangen, mit ihren Geschützen sich zurückzuziehen.

Während dieses Angriffs bei der Brücke drang eine andere Colonne gegen den rechten Flügel der Franzosen vor. Auf diesem Punkte erschienen die Russen in so dichten Massen, daß sie weder durch die Wasserleitung noch durch die sardinischen Geschütze, die sie reihenweise niederwarfen, aufgehalten werden konnten. Unwiderstehlich drangen sie den steilen Berghügel hinan mit einer solchen Wuth, daß die Zuaven, die ihn besetzt hielten, einen Augenblick weichen mußten. Die russischen Offiziere führten ihre Leute mit Todesverachtung vor und so erreichte eine ihrer vordersten Abtheilungen den Gipfel des Hügels, wo sie anhielt, um sich zu ordnen. Kaum aber zeigten sie sich auf dem Hügelkamm, so wurden sie von einem mörderischen Kartätschen- und Flintenfeuer empfangen. Sie fingen zu wanken und zu weichen an, wurden aber von den nachstürmenden Kameraden vorwärts gedrängt. Da stürzten sich die Franzosen mit lautem Schlachtrufe auf sie und warfen sie mit dem Bajonnet den Hügel hinab. Doch waren ihre Massen so dicht, daß sich nicht Alle retten konnten. Sie ließen über zweihundert Gefangene zurück, während sich die Abhänge des Hügels und die Ufer mit ihren Todten bedeckten, der Fluß selbst und die Wasserleitung sich mit ihren Leichen und Verwundeten füllten. Die französische und sardinische Artillerie richtete überdieß in den zersprengten Colonnen furchtbare Verwüstungen an. Jeder Schuß traf. Es war eine vollständige Flucht; die Franzosen trieben sie auf der Ebene vor sich her.

Anders gestaltete sich der Kampf auf der Brücke selbst. Ungeachtet ihrer schweren Verluste sammelten sie dort ihre gesprengten Colonnen und versuchten mit Herbeiziehung ihrer sämmtlichen Reserven einen zweiten Angriff. Sie setzten nochmals über den Fluß und die Wasserleitung und stürmten abermals die Höhen hinan, aber die Franzosen waren jetzt in bester Verfassung sie zu empfangen und ihre Hartnäckigkeit half nur ihre Verluste vermehren. Man sah sie bald in allen Richtungen vor den Franzosen fliehen und damit war der letzte Angriff des Feindes zu Ende. Er begann seine gewöhnlichen Vorkehrungen zum Rückzug, indem er seine Artillerie armiren ließ und eröffnete aus drei Batterien von zwölf Kanonen sein Feuer, während sich seine zerstreuten Colonnen hinter dem aufsteigenden Terrain, das gegen die Höhen von Mackenzie führt, zu sammeln bemüht waren. Die Sardinier fingen jetzt an, über die Wasserleitung vorzurücken, trieben die russischen Schützen aus ihren Stellungen am Flusse und rückten dem fliehenden Feinde gegen das Plateau nach. Die Kanonen, welche die Russen zur Deckung ihres Rückzugs vorgeschoben hatten, mußten des Feuers der französischen Batterien wegen bald in Sicherheit gebracht werden. Sofort debouchirte im Galopp die russische Cavallerie, 30 Schwadronen stark, von hinten die Höhe hervor, wo sie bis dahin ruhig verborgen gestanden hatte. Gegen 10 Uhr zeigten Staubwolken

und schwarze Massen auf der nach Mackenzie führenden Straße, daß der lange gefürchtete Angriff auf der Tschernajalinie zu Ende war.

Nach dem Kampfe war der Anblick, den das Flußufer gewährte, ein über alle Beschreibung entsetzlicher. Der Kanal war mit Leichen von Soldaten gefüllt, deren Mehrzahl sicherlich noch lebend hineingefallen war, nachdem sie den Abhang des Hügels hinuntergerollt waren und erst in den schlammigen Wassern der Leitung angehalten hatten; zerbrochene Gewehre, Brodsäcke, Patronen, dunkelroth gefärbte Platten auf dem weißen Kies waren am Hügel bisweilen die einzige Spur, daß da Einer gefallen war, der den Augenblick hernach in die Tiefe stürzte, um im Kanal den Tod zu finden. Viele waren gefallen, nachdem sie bis an das Ufer der Wasserleitung zu klettern gesucht hatten; ehe sie Zeit gehabt, darüber wegzukommen und unvermögend, am Buschwerke sich zu halten, waren sie hinabgerollt, brachen im Sturz die Beine, und lagen stöhnend und in Todesseufzern da.

Die Franzosen trafen unverzüglich Anstalten, ihre Verwundeten fortzuschaffen und legten sie, bis die Ambulancen kämen, auf den freien Platz neben der Brücke hin. Die Russen mußten dieß von den Höhen von Mackenzie ganz wohl unterscheiden können und begingen dennoch die Barbarei, ihre Kanonen auf diesen Fleck zu richten. Es entstand eine große Verwirrung, die Ambulancemaulthiere setzten sich in Galopp und vermehrten hierdurch die Leiden der Unglücklichen, welche sie trugen.

Der Verlust der Russen war ein sehr empfindlicher. Unter der Zahl der Tapferen, deren die russische Armee an diesem Tage beraubt wurde, befanden sich Generallieutenant Read, der General Brewski, der neben Gortschakoff getödtet wurde, nachdem ihm schon ein Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst von einem Streifschuß getroffen worden war, General von Weimarn und zwei Obersten; verwundet waren 4 Generale und viele Stabsoffiziere. Der Verlust der Mannschaft betrug gegen 8000 Mann.

32. Sebastopol am 8. Septbr. 1855.

Zum besseren Verständnisse des Gangs der Ereignisse wollen wir uns in kurzen Umrissen die Lage der Stadt Sebastopol und ihrer Befestigungswerke vergegenwärtigen.

Sebastopol liegt, oder lag vielmehr an den südlichen Abhängen des felsigen Plateaus zum Meerbusen, von dem sich ein kleinerer Golf — der sogenannte Kriegshafen — südwärts abzweigt und jene Abhänge sammt der Stadt in 2 Hälften theilt, die „Stadt" westlich und die „Schiffervorstadt" östlich. Jede dieser beiden Stadthälften wurde von der Vertheidigungs- und Belagerungslinie in einem Viertelskreise umspannt; der die Stadt umgürtende begann am Meere bei den „Quarantainewerken", erhob sich auf den Kamm der Hafenabhänge von der „Centralbastion" und enthielt weiterhin in der Nähe der vom Kriegshafen gebildeten Schlucht die „Mastbastion". Jenseits noch am Gesenke des Kriegshafens lag der „große Redan"; auf der die Stadt und den Hafen beherrschenden höchsten Höhe des zweiten, die Schiffervorstadt (Karabel-

naja) umspannenden Viertelskreises lag der „Malakoff"; von da an zog sich die Vertheidigungslinie mit einer Kourtine bis zum „Kielbuchtredan", demjenigen Vertheidigungswerke hin, das am weitesten hinten am Hafen, Inkerman zu, gelegen war. Die aus schönem, weißen Kalkstein erbauten Forts vertheidigten nur den Hafeneingang und konnten zur Vertheidigung der Landseite nur wenig beitragen. Diese wurde nur durch eine ringförmige crenelirte Mauer vertheidigt, welche einem Sturme nur schwer hätte widerstehen können. Die Russen hatten sie daher indessen unter Anleitung des General Tottleben durch Erdwerke gedeckt. Tag und Nacht arbeiteten sie an den Befestigungen der vernachläßigten Landseite. Durch neue Redouten und Brustwehren suchten sie dieselbe zu verstärken und die Steinthürme und Mauern, die den Kugeln von außen ausgesetzt waren, verschwanden beinahe alsbald unter den ringsum aufgeworfenen Erdhaufen.

Die Angriffsarbeiten der Alliirten, welche die Engländer am 10. Oktbr. 1854 Abends begonnen hatten, waren endlich nach langer und ereignißreicher Belagerung so weit gediehen, daß die Obergenerale beschlossen, das Bombardement und den Sturm nicht länger hinauszuschieben. Schon seit dem 16. August, dem Tage der Tschernajaschlacht, wurden Anstalten zu einer definitiven Berennung des Platzes getroffen. Die Artillerie der Angriffslinien auf der rechten Seite begann seit dem 17. August ein wohlgenährtes Feuer gegen den Malakoff, den Redan der Kielbucht, die benachbarten Werke und die Rhede, um dem Ingenieurcorps zu gestatten, dem Platze näher gelegene Sammelplätze zu errichten, von wo aus die Truppen sich rasch auf den Hauptpaß werfen könnten. Dank der Ueberlegenheit der französischen Artillerie über die russische waren die französischen Laufgräben bei den Angriffslinien gegen die Stadt auf 40 Meter (à 3½') von der Centralbastion und auf 30 Meter von der Flaggenbastion vorgeschoben. Bei der Angriffslinie gegen die Vorstadt Karabelnaja konnten die Engländer, von Terrainschwierigkeiten und der feindlichen Artillerie aufgehalten, sich dem vorspringenden Werke des großen Redan nur auf ungefähr 200 Meter nähern. Dagegen waren die Franzosen vor der Front des Malakoff auf 25 Meter vor der den Malakoff umgebenden Ringmauer angekommen und eben so nahe an den kleinen Redan und den Redan der Kielbucht. Das Ingenieurcorps hatte außerdem seine Ueberschreitungs- und Erkletterungswerkzeuge hergestellt und Alles war zum Sturme bereit, dem nur noch das Bombardement vorangehen sollte.

Dieß begann am 5. Septbr. Fünfhundert französische, zweihundert englische und siebenhundert achtzig russische Geschütze donnerten gegen einander und selbst Gortschakoff nennt in seinem Bericht das Bombardement ein „höllisches".

Es war der Morgen des 5. September. Der Himmel war klar und eine sanfte Brise, die den ganzen Tag über anhielt, blies aus Südosten, von der Steppe kommend, gegen die belagerte Stadt. Die weißen Häusermassen derselben erglänzten im Lichte der aufsteigenden Sonne; regungslos lagen die russischen Kriegsschiffe im spiegelglatten Hafenbecken; ebenso regungslos lag

draußen in offener See die Flotte der Alliirten. Vom Cathcarthügel konnte das Auge am frühen Morgen, wo weder Pulverdampf noch Nebel die freie Aussicht hemmte, den größten Theil des Stadtpanorama's und seiner Umgebungen erfassen; gegen Westen die Werke des Quarantainehafens, die französischen Laufgräben vor denselben bis zur Flaggenbatterie; über diese hinweg schaute man hinab in die zerstörten Vorstadtquartiere und auf die noch immer stattlichen Häusermassen aus weißem und rothem Sandsteine, die zwischen Gärten und Kirchen terrassenförmig am Abhange lehnten. Nur der östliche Theil des Hügels, auf dem dieser Stadttheil sich lagerte, konnte genau übersehen werden und zeigte die Wirkungen der früheren Beschießungen. Dort stand eine Kirche, deren weitklaffende Dachöffnung den Weg zeigte, den eine Bombe sich gemacht; einige der schönsten Häuser ließen gewaltige Risse sehen, die Mauern anderer aber waren so durchlöchert von Kugeln, daß sie durchsichtig wie ein Sieb aussahen; rings umher zerbrochenes Dachwerk, zertrümmerte Säulen, abgeschlagene Mauerstücke, und mitten in diesen Ruinen, ganz nahe an den Werken der Flaggenbatterie, mehrere neuangelegte Batterien, in bester Ordnung dastehend. Auch auf der Spitze des Hügels innerhalb der crenelirten Mauer zeigten sich Theile einer zweiten Befestigungslinie, am deutlichsten unter ihnen eine Batterie auf der höchsten Stelle, die mit ihren Mörsern und weittragenden Geschützen einen Theil der französischen Linken und die englischen Marinebatterien beherrschte und von den Matrosen ihrer Lage wegen das „Krähennest“ genannt wurde. Von dieser Stelle an strichen andere Werke der Russen ununterbrochen bis zum Redan und dem düster drohenden Malakoff. Hinter ersterem schauten die Kasernen und die Masten der Linienschiffe hervor, nach Osten schlossen Inkerman und dessen Höhen den Horizont ab.

Das Alles sah man noch am Morgen des 5. September um 5½ Uhr. Eine halbe Stunde später waren Berg und Thal von dichtem Pulverdampf erfüllt. Die französischen Laufgräben waren beim Morgengrauen lebendiger als sonst; von Minute zu Minute füllten sie sich immer mehr; es war offenbar, daß die Kanonade wieder beginnen sollte; aber die Mäntelchen waren von den Schießlöchern noch nicht weggezogen und ihnen gegenüber arbeiteten noch einige russische Soldaten in ihren langen grauen Röcken harmlos, um die Schäden ihrer Flaggenbatterie auszubessern. Da plötzlich sprangen drei Feuersäulen auf, die gewaltige Erdmassen mit sich in die Höhe rissen. Dieß waren Flatterminen der Franzosen, um die feindliche Contreescarpe einzuwerfen und gleichzeitig das Signal zur Eröffnung des Feuers zu geben. In demselben Augenblicke eröffnete sich auf der ganzen langen Linie ein wahrer Feuerstrom aus den Geschützen mit Dampf und Rauch und rasendem Gepolter, als ob die Erde mittendurch gespalten wäre und ihre vulkanischen Massen gegen die Stadt schleuderte. Die französischen Linien hüllten sich in einen so undurchdringlichen Nebelschleier, als hätten sich des Himmels Wolken auf sie herabgelassen. Mitten durch zuckte, blitzte, flammte das Feuer in ununterbrochenen Strömen. Ein dichter Eisenhagel verwüstete die vordersten russischen Linien

in großartiger Weise, zerstäubte die Erdböschungen, vernichtete die Brüstungen, riß die Schanzkörbe aus dem Boden, bohrte sich in die Wälle ein und brachte Tod und Verderben weit über diese hinweg bis in's Herz der furchtbaren Festung. Die Rauchwolke zog sich, vom Winde gejagt, über die Stadt weg und enthüllte die Wirkung der Geschoße: eingeworfene Mauern und weitklaffende Erdwälle.

Die Russen schienen eine Weile lang vollkommen gelähmt; von ihren Werken war kein Schuß gefallen und erst als die Franzosen nach einigen Minuten ausruhten, konnten die russischen Artilleristen an die Arbeit gehen. Sie schoßen vorsichtig und zielten langsam, als hätten sie nicht viel Pulver zu verschleudern. Redan und Malakoff schwiegen beide. Ihre Seiten sind zerrissen und zerfetzt, ihre Brüstungen theilweise eingeworfen, ihre Schießöffnungen vielfach unbrauchbar gemacht, ihre Schanzkörbe umgeworfen und entwurzelt. Ein dritthalbstündiges Bombardement hatte die frühere Politur dieser Werke verwischt. Da endlich machten die Franzosen Rast, um sich und ihren Geschützen die erforderliche Ruhe zu gönnen. Da kamen denn auch die Russen hervorgekrochen, um mittelst Sandsäcken ihre Brüstungen auszubessern. Auch ihre Kanoniere machten sich die Feierstunde zu Nutzen und belästigten namentlich von dem oben erwähnten Krähenneste aus die Batterien der englischen Flottenbrigade.

Die Ruhe dauerte übrigens nicht lange. Um 10 Uhr sprengten die Franzosen wie am Morgen einige Flatterminen und feuerten dann wo möglich noch heftiger und unausgesetzter bis 12 Uhr Mittags fort. Nur wenige Geschütze der russischen Flaggen- und Gartenbatterie antworteten. Man sah übrigens lange Zeit über seit Eröffnung des Bombardements die Russen in großer Aufregung Leute und Wagen über die Brücke hin- und herschicken, auch um 9 Uhr eine große Masse Infanterie über die Brücke herüberziehen, wahrscheinlich um einem Sturm unsererseits zu wehren. Von 12 bis 5 Uhr Nachmittags ließ das Feuer nach, dann begann es französischerseits mit derselben Gewalt wie in den früheren Stunden des Tages.

Beim Einbruch der Dunkelheit eröffneten die englischen Batterien in voller Macht im Einklange mit den französischen ihr Bombenfeuer aus allen Mörsern und schweren Geschützen auf der ganzen Linie gegen die feindlichen Werke. Diese Scene zu beschreiben ist unmöglich. Da gab es auch nicht einen Augenblick, in dem nicht feurige Kugeln die Luft durchsausten, glühende Flammenbogen beschrieben und explodirend die nächtliche Scene beleuchteten. Die englische Artillerie schoß meisterhaft. Jede Bombe fast platzte an der gewünschten Stelle und durch die unausgesetzten Explosionen konnte man die Linien der feindlichen Erdwerke rings um den Malakoff und Redan deutlich erkennen. Eine entzückende Nachtscene endlich war es, als um 8 Uhr Abends aus dem Rumpfe einer Fregatte, die an der Nordseite aufgestellt war, die Flammen hervorbrachen und das brennende Schiff den Hafen und die Nordforts in der prachtvollsten Weise beleuchtete; wie Feuerthürme ragten die brennenden Maste in die Luft — dann stürzten die Verdecke krachend zusammen

und um Mitternacht war das Schiff bis auf den Spiegel des Wassers abgebrannt.

Das Feuer wurde die ganze Nacht ohne Unterbrechung fortgesetzt, um die Russen, die kaum eine Erwiederung mit ihren Geschützen verursachten, am Ausbessern ihrer Werke zu hindern. Um halb 6 Uhr am 6. begann der Höllenspuck auf der ganzen Linie von Neuem, wurde die ganze Nacht fortgesetzt und am 7. bei Tagesanbruch wieder aufgenommen.

Am 7. Sept. Nachmittags hielten die Obergenerale Kriegsrath und setzten den Hauptangriff auf den 8. Sept. fest. Mit Freuden empfing das ganze Lager diese Nachricht. Das Hauptziel der Franzosen bei diesem Angriff war der Malakoffthurm, weil mit seiner Wegnahme die Flotte und die Etablissements der Russen ungedeckt zu den Füßen der Alliirten lagen und seine dominirende und dem Hauptthafen nahe Lage jeden weitern Widerstand der Russen nutzlos machen und die Räumung der südlichen Stadt unbedingt zur Folge haben mußte. Das Fort Malakoff, von den Russen „Korniloff“ genannt, war ein ungeheures Erdwerk, das 350 Mtr. lang, 150 Mtr. breit, einen die ganze Karabalnaja beherrschenden Hügel krönte, geschützt durch einen mit 62 Kanonen verschiedenen Kalibers armirten Graben. Am vordersten Theile des Forts, von der Böschung umwallt, befand sich der „Malakoffthurm“, von dem die Russen nur das mit Schießscharten versehene Erdgeschoß beibehielten. Im Innern des Werkes hatten die Russen eine Menge Querriegel angebracht und unter ihnen ausgezeichnete Blenden errichtet, die der Garnison Schutz und Ruheplätze gewährten. Die Besatzung soll 2500 Mann stark gewesen sein.

Der ganze Angriff theilte sich in 3 Operationen. General Bosquet, den rechten Flügel kommandirend, mit den Divisionen Mac Mahon, Dulac, Lamotterouge, unterstützt von der Gardedivision, sollte die Werke des Malakoff und den Kielbuchtredan nehmen; im Centrum sollten die Engländer den großen Redan stürmen; auf der linken Seite sollte die Division Levaillant und eine sardinische Brigade durch die Centralbastion in die innere Stadt eindringen und dann die Mastbastion umgehen, um sich gleichfalls darin festzusetzen. Von der Flotte war keine Unterstützung zu erwarten, da das vom Nordwestwind gepeitschte Meer so hoch ging, daß weder die Linienschiffe, noch die Fregatten ihre Ankerplätze verlassen konnten. Die 12. Mittagsstunde war für den Angriff festgesetzt.

Von Sappeurbrigaden begleitet marschirten die Bosquet'schen Colonnen in die Laufgräben. Der General beschloß den Malakoffthurm mit 3 Colonnen anzugreifen. Die Division Mac Mahon, gerade auf das Fort Malakoff losgehend, sollte sich dessen bemächtigen und sich um jeden Preis darin festsetzen, Dulac hatte den Befehl, den Kielbuchtredan zu nehmen und Lamotterouge im Centrum sich auf die Courtine zu werfen.

Die Sturmcolonnen standen lautlos in den Laufgräben der 6. Parallele ganz nahe am Graben des Forts; Alles harrte schweigend in der besten Ordnung der zwölften Stunde. Die Uhren waren gerichtet. Die Mörser unterhielten ein ununterbrochenes Feuer auf das Fort, um die Russen in den bomben-

festen Räumen festzuhalten. Punkt 12 Uhr hörten alle Batterien zu donnern auf. Die Sturmcolonnen, an ihrer Spitze das 1. Zuavenregiment, stürzten wie ein Bienenschwarm über den 30 Schritte breiten freien Raum. Mit überraschender Behendigkeit setzten sie über den Graben, erkletterten die Brustwehren und stürzten unter dem Schmettern der Trompeten und dem Rufe: „vive l'empereur!" auf den Feind. Beim Anblick der ersten Stürmenden, welche an den Rand des Grabens kamen, begannen die Russen ihr Feuer und hüllten die Fronte des Malakoff in einen Kartätschenhagel, aber die Braven stürzten hinab in den Graben, dessen steinige Theile als Fußsteige dienten und Alles, Offiziere und Soldaten, kletterten ohne Leiter unter einem schüttenden Feuer über den Rücken des Kameraden weg wie Katzen trotz der Bajonnete auf die Höhe der Schießscharten. Mancher war gefallen, aber die andern Glücklicheren drangen in den Platz; die Einen sprangen rücklings über die gegen sie geöffneten Kanonen weg, die Anderen, indem sie der ihnen entgegengestreckten und sofort zurückgezogenen Waffen sich bemächtigten. Hier fielen tausend einzelne Thaten vor, unerhört, von unsäglicher Kühnheit, unglaublich und doch wahr! Es war ein Kampf Mann gegen Mann voll Muth und Verzweiflung. Die Russen fochten zäh, wie Bären und gebrauchten neben ihren Waffen jede Art von Wurfgeschoß; Steine, Stücke zerbrochener Musketen, Hauen und Aexte wurden auf die Stürmenden hinabgeschleudert. Der Kampf, der mit Kanonenschüssen begonnen hatte, dauerte mit dem Bajonnette und Kolbenschlägen fort; den Kanonenwischer mußte der russische Kanonier als Waffe handhaben, aber überall wurden die Russen getödtet, gefangen genommen oder verjagt und noch war keine Viertelstunde seit Beginn des Kampfes vergangen, als — von Unteroffizier Eugen Libault vom 1. Zuavenregiment aufgepflanzt — die französische Trikolore auf der Höhe des Malakoff wehte!

Rechts und im Centrum waren die Divisionen Dulac und Motterouge unwiderstehlich in die Courtine und den Redan der Kielbucht eingedrungen und schon an der zweiten Ringmauer angelangt. Aber ein schwerer Verlust drohte. Ein Bombensplitter verwundete General Bosquet an der rechten Hüfte, so daß sein Commando an General Dulac übergeben werden mußte. Ueber die ausgefüllten Gräben rückte die 2. Brigade der Division Mac Mahon gegen den Malakoff vor.

Zu gleicher Zeit griffen die Engländer den Redan und General Salles die Centralbastion an. Beide Angriffe mißlangen. Von dem russischen Gewehr- und Kartätschenfeuer decimirt, mußten die Engländer den Redan und die Franzosen und Sarden die Centralbastion wieder räumen. Endlich wollten die Russen auch den Besitz des Malakoff den Franzosen streitig machen. Mit den Batterien des Kreuzgebäudes, mit den Dampfern, Feldgeschützen und Batterien der Nordseite überschütteten die Russen die Sieger im Malakoff mit Geschoßen. Das Pulvermagazin der Poternebatterie sprang in die Luft und verursachte schwere Verluste. Dreimal nahmen die Divisionen Dulac und Lamotterouge die Courtine und den Redan der Kielbucht. Dreimal müssen sie vor dem Artilleriefeuer und den dichten Massen der Russen weichen, die

ihre Anstrengung verdoppelten, um den Malakoffthurm wieder zu erobern. Aber General Mac Mahon, dem eine Kugel die Mütze vom Kopfe reißt, und dessen Regimentsfahnen von Kugeln ganz zerfetzt sind, verstärkt durch die tapfern Gardezuaven, Voltigeurs, die Brigade Vinoy und die Reserve des General Wimpfen, schlug dreimal die Angriffe der in dichten Colonnen mit Artillerie anstürmenden Russen ab, die eine Unmasse Todte auf dem Platze ließen. Nach diesem furchtbaren Kampfe gab der Feind das Werk auf und seine Batterien allein dröhnten noch fort, während die Franzosen sich an's Werk machten, ihre Position auf dem Malakoff zu befestigen. Um 5 Uhr erschütterte eine furchtbare Explosion die Erde. Alles war mit Staub und Rauch bedeckt. Eine Zeit lang glaubten die Truppen, die noch auswärts der Festung standen, der Malakoff sei durch eine Mine zusammengestürzt. Bald aber sah man aus dem sich vertheilenden Nebel die französische Trikolore wieder auf der Spitze des Thurmes flattern. Es war nur eine Batterie an der Seite des Thurmes in die Luft geflogen und hatte aber unter ihren Trümmern viele der tapferen Stürmer begraben. Der Malakoff selbst war gerettet und blieb in den Händen der Franzosen. Den Besitz desselben sicherte den des südlichen Sebastopol und so endete nun diese denkwürdige Belagerung, in welcher die Mittel der Vertheidigung und des Angriffs so kolossale Verhältnisse angenommen haben. Die Russen hatten gegen 800 Feuerschlünde in Batterie, die Alliirten 700 Geschütze, aus denen allein 1,600,000 Schüsse abgefeuert wurden. Die Laufgräben der Alliirten, meist in Felsen durch Sprengung ausgeführt, zeigten eine Ausdehnung von 379,280'. Man hat 80,000 Schanzkörbe, 60,000 Faschinen und fast 1,000,000 Erdsäcke verwendet. Niemals hatte eine Belagerung so vielfältige und schwierige Aufgaben gelöst, niemals wurden Schanzen heldenmüthiger vertheidigt. Niemals aber wurden so ungeheure Verluste erlitten. Die Russen ließen allein am 8. Sept. 338 Offiziere und 9599 Soldaten todt auf dem Platze. —

Viel Blut hatte es gekostet, bis Frankreichs Banner auf den Höhen des geborsteten und zerrissenen Malakoff wehte, und noch waren die Franzosen nicht Herren der Stadt, noch war nicht die russische Flotte versenkt. Ein lebhaftes Gewehrfeuer, das die vordersten russischen Posten unterhielten, schien vielmehr anzudeuten, daß Fürst Gortschakoff gewillt sei, die Wiedereroberung des Malakoff zu versuchen. Zu großer Beruhigung diente es daher den Alliirten, als man Abends 8 Uhr die Russen den Rückzug über die Brücke beginnen sah. In der Nacht bohrten sie auch die Schiffe — 17 Linienschiffe, 4 Fregatten, 82 Fahrzeuge niederen Ranges, zusammen 108 Kriegsschiffe — mit Ausnahme der Dampfer an und versenkten sie.

Hatte die Sonne des 8. September schon tausende von Gräuelscenen beleuchtet, so sollte der Nacht noch das gräßlichste Schauspiel vorbehalten werden. Gegen Mitternacht brachen aus den Hauptgebäuden der Stadt Flammen empor und leckten gierig um sich und gegen Himmel. Das Feuermeer der brennenden Stadt beleuchtete grell den traurigen düsteren Rückzug der Russen, die in dichtgedrängten Colonnen über die Brücke nach der

Nordseite marschirten. Ihr letztes Bataillon verließ um 6¾ Uhr Morgens die Stadt, worauf sie die Schiffsbrücke hinüberzogen.

Schon während der Nacht waren die Flaggen- und Gartenbatterie in die Luft geflogen und russische Gefangene behaupteten, die Stadt sei unterminirt und werde von den Russen in die Luft gesprengt werden. Niemand wagte daher, sie in der ersten Zeit zu betreten, außer einige Zuaven, die nach Beute suchten. Auch die Ingenieure hielten das Betreten der Stadt vor 2 Tagen nicht für rathsam. Ihr Anblick war grauenhaft. Der starke Sturmwind hatte die Flamme heftig angeschürt und sie schien Morgens nur eine Flammenmasse; über ihr eine riesige, schwarze Rauchwolke, die das Firmament zu tragen schien.

Nicht minder traurig war das Aussehen der Stadt nach dem schrecklichen Brande. Ueberall Trümmer, schwarze Mauern, geleerte, durchlöcherte und zertrümmerte Häuser; auf dem Boden Haufen von Wurfgeschossen und zerschlagenen Möbeln. Kein Laut, kein Geräusch wie es eine belebte Stadt anzeigt; Alles düster und schweigsam. Millionen sind von den Flammen verzehrt. Das große Fort Nikolaus und etliche Etablissements und Häuser standen noch unversehrt. Der schöne Hafen, bedeckt mit herumtreibenden rauchenden Trümmern der russischen Flotte, bot einen einzigen, ergreifenden Anblick. Nur das zerstörte Tyrus oder Karthago kann so ausgesehen haben! „Keine Bombe mehr“, riefen die Soldaten, als sie über die Wälle gingen und die rauchende Ruinenmasse sahen.

Am Tage nach der Einnahme der Stadt sah man neben dem Tragischen auch das Groteske. Soldaten der Fremdenlegion und Zuaven kehrten in Weiberröcken, mit russischen Helmen bedeckt und ein elegantes Halstuch umgebunden, in's Lager zurück. Andere hielten in der einen Hand das Gewehr und in der andern einen Sonn- oder Regenschirm. Andere endlich setzten sich in der Mitte eines verbrannten Hauses vor ein Klavier und spielten. Kurz, es fehlte bei allem Traurigen nicht an den lustigen Scenen.

Und nun, freundlicher Leser, folge mir zu den hervorragendsten Stätten des blutigen Kampfes. Der Weg zum grünen Hügel und Malakoff ist mit beutebeladenen Franzosen und Trupps russischer Gefangenen erfüllt. Todte, Sterbende und Verwundete liegen in Masse herum. Vor uns vom Malakoff herab glänzt ruhig die von 2 Kanonen- und 46 Gewehrkugeln zerfetzte französische Trikolore. Oben dehnt sich zu unsern Füßen ein 20—22′ breiter und 10′ tiefer Graben aus. Der ist es, den die Franzosen überschritten. Die herumliegenden Planken zeigen Dir, welches Mittels sie sich dazu bedient haben. Dort liegen noch die Schanzkörbe, aus denen sie die fliegende Sappe construirten, die ihnen das Nachsenden von Verstärkung möglich machte; weiter stößt Du auf eine Erdfurche. Das ist die erste Arbeit der französischen Ingenieure, um etwaige Drähte, die zu den Pulverminen führen könnten, aufzufinden und abzuschneiden. Wir übersteigen die Brustwehr und befinden uns im Innern der Schanze. Da ist es aber schauerlich. Die Franzosen schaffen ihre Verwundeten fort und fünf Leichenhaufen liegen aufgeschichtet zur

Seite, um die Passage für die Lebenden frei zu halten. Blutlachen bedecken den Boden und schon ist der Gestank unerträglich. Garstige Fliegenschwärme umsummen Todte und Verwesende, zerbrochene Flinten, zerfetzte Tschakows Patrontaschen und Tornister, Helme, mit Granaten- und Bombenstücken gemischt, liegen umher. In der Mitte der Schanze steht noch ein ruinenartig aussehender Erdhügel, vielleicht die Decke eines bombenfesten Gerölls, vielleicht der Rest des ursprünglichen, jetzt verschwundenen Malakoffthurms. Der auf der Nordseite befindliche Graben ist noch immer mit russischen und französischen Leichen gefüllt, gegen den kleinen Redan hin aber ist der Boden buchstäblich vor Leichen nicht zu sehen. Das war die Stelle, wo die Franzosen bei ihrem Angriff auf den Redan so furchtbar gelitten haben. Aber auch die Verluste der Russen innerhalb dieses Werkes waren grauenhaft. Noch liegen die Leichen wie in einem Schlachthause aufgethürmt.

Vom Malakoff hinabsteigend gelangen wir in eine gegen den Hafen hin offene Vorstadt, die mit Todten angefüllt und deren Häuser in Trümmern liegen. Die Russen hatten sich in die Winkel und Verstecke dieser Ruinen verkrochen. Artilleriepferde, denen Kugeln den Bauch aufgeschlitzt, liegen auf dem hinter dem Malakoff befindlichen Raume und bezeichnen die Stelle, auf der die Russen den letzten Versuch machten, mit Hilfe ihrer durch schwere Artillerie gedeckten Colonnen das Werk den Franzosen zu entreißen. Jedes Haus, jede Kirche, die Schilderhäuser, Alles ist von Kugeln durchlöchert. Links führt uns der Weg längs einer zusammengeschossenen Mauer zu den Werften. Thore und Seiten liegen in Trümmern und die stattlichen Werftenbauten zur Rechten sind so zugerichtet, daß es ein Räthsel schien, wie ihre Mauern noch zusammenhielten. Nur das Fort St. Paul steht noch unversehrt, aber unheilverkündend vor unsern Blicken. Es wagt sich Niemand in seine Nähe. Es enthält das Hospital von Sebastopol. Von allen Schrecknissen des Krieges, die je ein menschliches Auge gesehen, ist der Anblick dessen, was seine Mauern bergen, das Allerschrecklichste, Herzbrechendste und Empörendste. Hier hört jede Möglichkeit einer Schilderung auf. Wie furchtbar der Mensch verstümmelt sein kann, ohne zu sterben, nachdem jedes Glied zerschmettert ist, jede Ader ihren Blutgehalt vergossen, konnte man hier lernen. Dem in eines der eigentlichen, zu den Werftenbauten gehörigen Gebäulichkeiten Eintretenden bietet sich ein Anblick dar, wie er, Dank dem Allmächtigen, nur wenig Menschen beschieden sein möchte. In langen, niedrigen, von viereckigen Pfeilern getragenen, durch zertrümmerte Fenster düster beleuchteten Stuben liegen die verwundeten Russen, die man beim Rückzug zurückgelassen hatte. Da liegen sie, die verfaulten und verfaulenden Körper der Soldaten, ohne Pflege, ohne Beistand, so dicht als möglich an einander gepackt, die Einen auf der Diele, die Andern auf elenden Bettstellen oder blutgetränkten Strohbündeln, aus denen die eckelhaftesten Flüssigkeiten auf den Boden durchsickern. Inmitten des Getöses explodirender Festungen, inmitten von Bomben, die durch die Wände ihrer Stube schlugen, umgeben von den knisternden Flammen der brennenden Stadt, hat man diese Unglücklichen, deren man wohl Viele hätte retten können, dem Tode preis-

gegeben. Viele liegen noch lebendig da, während die Maden an ihren Wunden Tafel halten und stieren uns an. O Gott mit welchen Augen! Mit gebrochenen Armen und verrenkten Füßen, mit zackigen, aus dem rohen Fleisch herausragenden Splittern liegen sie da und bitten um Brod, um Wasser und Erbarmen, und die nicht sprechen können, deuten sterbend auf ihre Todeswunden. Viele von ihnen scheinen nur noch an's Jenseits zu denken und so grauenhaft verzerrt ist manche dieser Jammergestalten, daß wir das erschrockene Auge kaum von ihr abzuwenden vermögen.

Doch genug davon. Zunächst besuchen wir den großen Redan. Der Graben ist mit verbrannten, zerfetzten englischen Leichen gefüllt, das ganze Terrain mit Leichen, zerbrochenen Schanzkörben, Waffen bedeckt. Die rückwärts gelegenen Häuser sind nur noch unförmliche Steinmassen, allenthalben die gräßlichste Verwüstung.

Das eigentliche Sebastopol ist nicht mehr! Von der Nordseite herüber glänzen allerdings noch auf nackten Felsen die weißen Mauern der Nordforts, die wohl für Angriff und Vertheidigung des Hafens wichtig, aber an und für sich ebensowenig als ein Kriegshafen betrachtet werden können, als ein noch so fester Pfeiler ein ganzes Gebäude ist. Das eigentliche Sebastopol lag an der Südseite; da waren die Arsenale, die Magazine, die Docks, die Werften, alle Hilfsquellen der russischen Seemacht im schwarzen Meere — und das Alles jetzt in Trümmern! Der Theil des Planes der Alliirten, welcher die Zerstörung von Sebastopol und die Vernichtung der russischen Seemacht im schwarzen Meere zum Zwecke hatte, war ausgeführt!

Aber auch manch' wackerer Sohn Hochschottlands, den die Kafferukriege nicht verderben konnten, manch' fröhlicher Franzose vom Strand der Rhone oder Loire, der aus den schrecklichen Tagen von Algier oder Constantine seine elastischen Glieder unversehrt bis an den Strand der Halbinsel des Mithridates gerettet, hatte in nächster Nachbarschaft russischer, armenischer, griechischer oder muselmännischer Schläfer sein Grab gefunden!

33. Rückblick auf die vier Armeen in der Krim.

— Alle militärischen Autoritäten stellen es außer Frage, daß die englische Armee auf einer ziemlich niedern Stufe in der taktischen Bildung steht, daß ihre Infanterie des Geschicks entbehrt, nur ein Gefecht gehörig einzuleiten, dem Feind seine Stärke abzufangen, ihn hinzuhalten und überhaupt in der Form eines modernen Feuergefechts einzutreten. Ihre Vorzüge dagegen sind, daß sie in der Fronte beim Vormarsch kein lebendiges Hinderniß kennt und im Gefechte nur die eine Alternative gelten läßt: entweder den Feind zu werfen oder aufgerieben zu werden. Diese Unverzagtheit bis zum Extrem, diese opferfreudige Tapferkeit wohnt kaum einer andern Truppe der Welt inne und sie hat sicherlich ihren hohen Preis. Aber der Fehler klebt ihr an, daß in Folge derselben eine englische Armee sich eher abnützen wird, als jede andere,

was um so schlimmer ist, als gerade England am wenigsten schnell seine Heere ergänzen kann.

Die französische Infanterie hat von jeher den Ruf einer hohen Tapferkeit besessen, nur in den Jahren 1813 und 14 gab sie einen dann und wann sich lächerlich ausnehmenden Respekt vor den Kosacken kund. Sie ist außerdem von gleichem Geschick für alle taktischen Formen und im Tirailleurgefecht unbestritten von keiner andern Infanterie erreicht, geschweige denn übertroffen. Aber den Bulldoggensinn der Britten, welchen sie bei jedem Gefecht so zu sagen verbeißen läßt, besitzt sie nicht. Man wird deßungeachtet mit ihr stets mehr ausrichten, als mit der englischen Infanterie. Nur wenn es darauf ankommt, mit ruhigem Blut in geschlossener Fronte einer Batterie entgegenzurücken oder unter dem reihenlichtenden Kreuzfeuer ruhig stehen zu bleiben, wird unbestritten der englischen der Preis gehören. Die französische Infanterie umtastet und befühlt den Feind, ehe sie den Kampf beginnt. Sie vergewissert sich von der Stärke und Lage seiner Muskeln und Sehnen und der Wucht seiner Kraft. Mit dem, welchen sie für zu stark erachtet, wird sie schwerlich, ohne es zu wissen, anbinden. Die Einleitung des Gefechts ist dann meisterhaft. Wellen von Tirailleurs, die jedes Bodenhinderniß benützen, hinter jedem Strauch und Baum ihre Deckung suchen und finden, sodann leichte Soutiens und Colonnen und erst im Hintergrunde die großen Heersäulen der Schlacht — so greift die französische Infanterie an. Ganz anders ist das Vorrücken der Engländer und Schotten zur Schlacht. Langsam und in geschlossenen Linien gehen sie dem Feind — stets eine Zielscheibe seiner Batterien — entgegen, ohne eine Compagnie aufzulösen und in der gemessenen und nirgends, auch nicht im heftigsten Feuer, Eile bekundenden Bewegung wird keine Stockung fühlbar. Die feindlichen Kugeln sausen durch die Linien und Massen, die sich wie ein Draht bewegen, hindurch und werfen Reihen nieder; es erschüttert sie nicht und bringt sie nicht zum Stehen. Mit solchen Soldaten läßt sich Alles angreifen, aber stets muß man fragen: wie viel werden übrig bleiben?

Die Russen hatten den Willen, sich alle modernen Künste des Krieges anzueignen; aber es gebrach ihnen für Vieles an der Befähigung, es aufzufassen und zu lernen. Ihr Fußvolk hatte zur Zeit der napoleonischen Feldzüge den Ruf, solid und im Besondern in der Colonne äußerst tauglich zu sein. Gute Tirailleure hatten sie nie, mit Ausnahme der finnischen Jäger. Das ist wohl so geblieben, nur mit dem Unterschiede, daß in der letzten Zeit die russische Infanterie etwas unter dem Einflusse des Paradeexercitiums gelitten und ihre Evolutionen haben etwas Langsames und Schwerfälliges. Ihre Bravour bewährt sich in der Passivität, und diese ist es durchschnittlich, welche sie den Wirkungen des vernichtenden Feuers mit einer Art von heroischem Stumpfsinn entgegensetzen. Schwarze, eherne Massen, scharfkantig wie aus Granit gehauen, standen in der Almaschlacht die russischen Colonnen da. Sie rührten sich zumeist nicht und harrten stehenden Fußes auf den nahenden Feind. Aber im Shrapnellfeuer der englischen Batterien lichteten sich die dunkeln Schlacht-

säulen schnell auf, sie hatten Fassung genug, um den Platz nicht zu verlassen, aber fast mangelte ihnen die kühle Umsicht, ihre Reihen wieder zu schließen, in die endlich die Schotten und die Bosquet'schen Zuaven mit gefälltem Bajonnet einbrechen. Ebenso verhielten sie sich im Handgemenge mit den Türken. Die russischen Colonnen trugen, so erzählen türkische Offiziere, »nur so lange das kristallinische Gefüge, welches sie zu taktischen Formen einigt, so lange der Gliederbann des Aufmarsches nicht gebrochen ist. Nur im Ganzen, in der Masse, nicht im Einzelnen wohnt Geist und Willenskraft. Hat man die Formation gesprengt, so ist man Herr der Heerde, gleich dem Wolfe, der die Hürden durchbricht.«

Damit ist zugleich die ganze Schroffheit des Gegensatzes gezeichnet, der zwischen dem türkischen und russischen Soldaten obwaltet. Der erstere ist letzterem an und für sich unendlich überlegen, denn der Osmane ist fähig, sich in jede taktische Form zu finden, und auch der gemeine Mann hat dafür ganz außerordentlich viel Fassungsvermögen. Wenn er demungeachtet noch mit den Soldaten der besseren europäischen Armeen taktisch auf ein und derselben Stufe steht, so liegt dieß an der zur Zeit noch sehr mangelhaften Anleitung. Man hat nämlich die preußischen Instrukteure in ihrer Wirksamkeit auf die Artillerie und die Festungsbauten beschränkt und glaubte Infanterie und Cavallerie lediglich mittelst türkischer, im Auslande erzogener Offiziere organisiren zu können, eine Erwartung, in der man sich getäuscht gesehen hat; wie gefällig und anstellig der Türke auch immerhin ist, mit Andern ein Ganzes auszumachen, handelt er dennoch am liebsten selbstständig und ist in dieser Hinsicht mehr Individuum als Maschine, was aber beim Russen gerade umgekehrt ist. Eben darauf beruht aber die Befähigung des Osmanen zum Einzelgefecht und zu Vertheidigung der Fortificationen. Man wird heute noch Anstand nehmen müssen, eine türkische Armee einer russischen in offenem Felde gegenüberzustellen, aber man wird nicht zaudern dürfen, dieselbe Armee, ja die Hälfte oder den vierten Theil in eine verschanzte Position zu führen und sie wird Stand halten. Oltenitza und Silistria haben diese Erwartungen gerechtfertigt.

Die vier in der Krim kämpfenden Armeen durften sich sämmtlich nicht rühmen, eine ausgezeichnete Cavallerie zu besitzen. Deutschlands Armeen sind ihnen unbestreitbar überlegen, außerdem war das Terrain in der Krim den Operationen der Cavallerie nicht günstig.

Die Franzosen hatten die meiste Cavallerie, indeß kaum mehr als 4000 Pferde übergeschifft, die Engländer etwa 2200; die Türken resignirten völlig darauf, Reiterei zur Verwendung zu bringen. Die einzige brillante Reiterthat im ganzen Krimfeldzuge wurde von den englischen rothen Garden bei Balaklava ausgeführt. Es war ein prächtiges Regiment; alle Pferde Schimmel, die Reiter hoch gewachsen, wahre Athleten wie ihre Rosse; funkelnde Kurasse, blitzende Helme und hohe Federbüsche vermehrten den Effect. Dritthalb tausend Pferde stark stürzten sich die Garden in vollem Rosseslauf

unter furchtbarem Geschrei auf zwei russische Cavalleriecolonnen, deren sechszehnfachen Glieder alsbald auseinander stieben und das Feld mit abgeworfenen Reitern und führerlosen Pferden bedeckten. Unglücklich war im gleichen Gefecht der Angriff der leichten englischen Cavallerie auf eine russische Batterie, wie wir in der Schilderung des Gefechtes bei Balaklava gesehen haben.

VII. Der Krieg in Italien
1859.

---

1. Die Entstehung des italienischen Krieges.

Seit lange war es klar, Napoleon III. bemühte sich, in die Gedanken und Pläne seines Oheims einzugehen, das auszuführen, was jener begonnen und das wieder aufzunehmen, was unter des großen Oheims Händen, in anderer Zeit und unter anderen Verhältnissen unausführbar gewesen oder gescheitert war.

Napoleon I. suchte Rußland zu schwächen; es gelang ihm nicht. Was mußte daher Napoleon III. willkommener sein, als der Tag der Rache für 1812? Der Krimkrieg rächte diesen Feldzug, und diese Rache und Sühne, sowie der Ruhm der französischen Waffen und der Friede von Paris (30. März 1856), der Napoleon und Frankreich an die Spitze der europäischen Großmächte stellte, gewann ihm die Herzen vieler eitler Franzosen, die in großer Mehrheit über diesem Glanze vergessen zu wollen schienen, daß der, welcher diesen glänzenden Schein um Frankreich wob, derselbe war, der es um alle bürgerlichen Freiheiten gebracht hatte. Alsbald jedoch verflog dieser Rausch und nach und nach empfand man in Frankreich schwer, was dieser Glanz an Geld und Menschen gekostet und schwer wurde der eiserne Druck des napoleonischen Despotismus empfunden. Die Stimmung des Volkes wurde mit jedem Tage gereizter und Napoleon III. sah sich in der Lage, den von seinem Oheim mehr als einmal betretenen Ausweg zu ergreifen, das Heer nämlich aus Frankreich hinauszuführen, um ihm einerseits Beschäftigung im Waffenkampf zu schaffen, andererseits den Parisern für ihre geschwätzige Zunge, Befriedigung für ihre Eitelkeit und Glanzsucht und dadurch eine ihm günstige zeitweilige Ablenkung von allen innern Angelegenheiten, im schlimmsten Falle sich selbst auf längere Zeit eine Sicherung seines Throns zu geben, möglicherweise aber auch sich populär zu machen, wenn auch nur auf einige Zeit.

Das Alles zu erreichen stellte ein Krieg in Aussicht, und da er bisher immer so beispielloses Glück gehabt hatte, so konnte er neben dem schweren

Drange der inneren Umstände sich noch mit der Hoffnung schmeicheln, auch das Glück der Schlachten werde ihm günstig sein, er werde die Rolle des Onkels auch auf dem Schlachtfelde spielen und dadurch das Heer auf's Neue und mehr als je für sich gewinnen und als „Schlachtfeldkaiser" in neuem blendendem Glanze sich seiner Nation präsentirren.

Napoleon brauchte also einen Krieg und da keiner von selbst sich bot, zog er ihn an den Haaren herbei. Damit allein konnte er sich helfen und zugleich Oestreich in dieselbe Lage zu sich und Europa bringen, wie es ihm mit Rußland gegangen war.

Dieß die persönlichen Gründe, welche den Kaiser zum Kriege trieben; sehen wir nun noch, wie sich derselbe auf dem Boden der Diplomatie entwickelte.

Der Friede von Paris (30. März 1856) hatte Frankreich an die Spitze der europäischen Großmächte gestellt. Während des Orientkrieges hatte es durch seine grandiose Machtentfaltung England in den Schatten gestellt und ihm allein gebührte der Ruhm, das stolze, starke Rußland gedemüthigt zu haben, das froh war, den Frieden schließen zu können; es hatte die Russen von der Donau verdrängt, Schweden dem russischen Einfluß entzogen und Sardinien eine Anwartschaft auf einen Sitz unter den Großmächten in Aussicht gestellt. Oesterreich war — da sein Antrag auf Abschluß eines Neutralitätsbündnisses in Berlin verworfen worden und seine Beziehungen zu Rußland gelockert waren, da es die Russen aus den Donaufürstenthümern herausmanövrirt und in Galizien ein Heer aufgestellt hatte, das Rußland mehr zu bedrohen als zu beschützen schien — gezwungen, auf die Seite der Westmächte, beziehungsweise Frankreichs zu treten.

Während so Napoleon III. oder Frankreich als dem Auslande gegenüber in so beherrschender Stellung und gleichsam das Haupt eines europäischen Bundes zum Schutz der völkerrechtlichen Verhältnisse und zum Schutz des von Rußland bedrohten europäischen Gleichgewichts dastand, trug diese Größe schon in sich den Keim des Zerfalls.

Oestreichs Beitritt war von den Verhältnissen geboten, aber nichts weniger als ein freiwilliger, was sich gleich beim Beginn des Orientkrieges zeigte, wo Oestreich, als die Verbündeten Anstalt machten, ihre Heere gegen Bessarabien zu dirigiren und Oestreich zur Theilnahme am Angriff aufforderten, ein entschiedenes Nein dazwischen warf und dadurch die westmächtlichen Verbündeten nöthigte, den Entscheidungskampf auf einem viel ungünstigeren Schlachtfelde, in der Krim, zu suchen. Dadurch war Oestreich auf dem Wege, sich wieder Rußland zu nähern, was sich aber bald wieder anders gestaltete, als das enge Bündniß seines Grenznachbarn, Sardiniens, mit den Westmächten die Besorgniß nahe legte, daß Frankreich diesen ehrgeizigen und eroberungssüchtigen Staat benützen könnte, der ohnedieß schwierigen und kostspieligen Stellung Oestreichs in Italien neue und größere Gefahren zu bereiten. Daneben erfuhr das Wiener Cabinet, daß Rußland Versuche gemacht habe, Verhandlungen über einen Separatfrieden mit Frankreich anzuknüpfen, dessen Abschluß natürlich Oestreich mit einem Male um alle seine diplomatischen Eroberungen

der letzten Jahre gebracht hätte. Die drohende Gefahr, zwischen Frankreich und Rußland isolirt zu bleiben, neigte die östreichische Politik wieder gegen Rußland, das nun auf der Wiener Conferenz die bekannten vier Garantiepunkte anzunehmen gezwungen war, in Folge deren Rußlands Seeherrschaft im schwarzen Meere zu Grunde ging. Rußland, zum Kriege zu erschöpft und die Zahl seiner Gegner um den mächtigen Kaiserstaat vermehrt sehend, mußte nachgeben, aber man vergaß in Petersburg nicht, daß der Druck der Friedensbedingungen zunächst von Oestreich ausgegangen war, das die alte Freundschaft und in der Noth geleisteten Hilfsdienste ganz und gar außer Augen setzte. Dadurch hatte sich Oestreich tödtlich mit Rußland verfeindet und ersterem blieb nun Nichts übrig, als sich, um sich so viel als möglich Garantien gegen das Umsichgreifen der russischen Macht zu schaffen, an England näher anzuschließen.

Diese Macht aber war damals durch die Art und die Erfolge seiner Kriegführung sehr in den Hintergrund getreten und stand in der öffentlichen Meinung Europa's mit gemindertem Ansehen gerade zu einer Zeit da, wo es seine Macht erst zu entwickeln begann. Gerade in diesem Zeitpunkte aber zog es sein Alliirter, Frankreich, vor, durch Annahme der Friedensanerbietungen Rußlands sich diesem wieder zu nähern und es zeigte sich immer mehr, daß Napoleon gar nicht nach einer ernstlichen Schwächung Rußlands, sondern nur nach einem glänzenden diplomatischen Siege getrachtet hatte.

Die hierauf folgende Grenzregulirungsfrage der Donaufürstenthümer trug noch dazu bei, den beginnenden Zwiespalt unter den Verbündeten und die Annäherung Frankreichs und Rußlands noch deutlicher hervortreten zu lassen. Neue Differenzen erzeugte die Regelung der Donauschifffahrt. Bei Lösung all dieser Fragen war es hauptsächlich das Auftreten Oestreichs, was entschieden eine gerechtfertigte Mißstimmung der übrigen Mächte gegen dasselbe hervorrief. England und Frankreich hatten mit unermeßlichen Opfern an Blut und Geld die Freiheit der Donau von Rußland erkämpft; Oestreich hatte während dieser Zeit mit Gewehr im Arm im Hintergrund gestanden und erst Parthei ergriffen, als der Feind halb besiegt war und die Gefahr nahe trat, daß die orientalische Angelegenheit und namentlich die Donaufürstenthümerfrage ohne seine Zuziehung geregelt werden könnte. Jetzt wollte es die freie Donau für sich, und denen, die sie mit dem Schwerte erkauft, eine schlechtere Stellung im Verkehr auf derselben bereiten, als sie vor dem Kriege eingenommen hatten.

Die Regelung der Verhältnisse in den Donaufürstenthümern, welche das Resultat der Pariser Conferenzen, 4. Juli bis 21. August 1858, waren, schienen zwar die Beziehungen zwischen Frankreich und Oestreich wieder günstiger gestalten zu wollen, aber in der langen Zeit, in welcher sich die Pariser Conferenzen mit der Wiederherstellung des Friedens beschäftigten, war auf allen Seiten bereits wieder eine reiche Zwietrachtssaat im Aufkeimen begriffen und die Stellung der verschiedenen Mächte zu einander hatte sich erheblich geändert. Die Gruppirung, wie sie unmittelbar nach Abschluß des Aprilvertrags gewesen, wo England, Frankreich und Oestreich fest vereint zum Schutze der Türkei dem

gedehmüthigten Rußland und dem kaum beachteten Preußen gegenüberstanden, war ganz und gar verschoben und neue Combinationen an ihre Stelle getreten. Schon während der Pariser Conferenzen hatten die Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich sich wieder freundlicher gestaltet und Ludwig Napoleon schien fast nur darauf bedacht zu sein, dem großen nordischen Staate die erlittene Demüthigung vergessen zu machen. Der gegenseitige ausgezeichnete Empfang der Gesandten dieser Staaten in Paris und Petersburg, die Begünstigungen der Einsprüche Rußlands bei der Grenzregulirung, die einheitliche Politik beider Mächte bei der Organisirung der Donaufürstenthümer England und Oesterreich gegenüber waren eben so viele Symptome des Wohlwollens Napoleons für Rußland. Eine Folge davon war eine Erkaltung der Beziehungen zu England und ein näheres Anschließen dieses Staates an Oesterreich.

Die Lockerung des englischen Bündnisses erhielt endlich einen neuen Stoß durch das Orsinische Attentat. Aus England, dem Asyl politischer Flüchtlinge aller Farben, waren die Meuchelmörder gekommen, welche das Leben des Kaisers bedroht hatten. An England ergingen daher Forderungen, das Asylrecht zu beschränken, und als diese zurückgewiesen wurden und französische Zeitungen und Adressen auf diese Weigerung mit der Aeußerung antworteten, „daß dieses Nest von Meuchelmördern ausgenommen werden müsse,“ entstand ein allgemeiner Sturm der Entrüstung gegen Frankreich in der öffentlichen Meinung Englands. Die Freisprechung eines der Mitschuld an dem Attentat Verdächtigen, des Dr. Bernard, durch die Londoner Geschworenen, erweiterte nur die Kluft und das Verhältniß der beiden Regierungen blieb von da an ein gespanntes.

Wo suchte aber nun Napoleon seine Allianzen, wenn sich das Bündniß mit England lockerte? Offenbar in Rußland. Immer intimer waren die Beziehungen der französischen Regierung zur russischen geworden; die Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser von Rußland am Hofe zu Stuttgart, der Besuch des Prinzen Napoleon in Warschau, die Reise des Großfürsten Constantin nach Toulon und Paris waren die äußeren Symptome. In der Zwischenzeit bemühte sich Napoleon noch Rußland und Sardinien einander zu nähern. Die Freundschaft mit diesem italienischen Staate zeigte aber gerade die Richtung, in welcher sich die Politik der beiden Großmächte vereinigen sollte — in der Opposition gegen Oestreich.

Dieses hatte es fast mit allen Großmächten verdorben. Mit Preußen namentlich stand Oestreich in gespanntem Verhältnisse und die Reibungen zwischen beiden Mächten hatten nie aufgehört, zumal da Oesterreich mit seinen Versuchen fortfuhr, in das natürliche Machtgebiet Preußens hineinzugreifen. Besonders in der Neuenburger Frage hatte es der preußischen Politik Hindernisse in den Weg gelegt. Nur mit England blieb Oestreich in gutem Einvernehmen, aber dieser Staat, noch an den Nachwehen seines ostindischen Krieges leidend, konnte ihm keinen nachdrucksvollen Beistand leisten.

Diese Isolirung Oestreichs hatte Napoleon gewünscht und jetzt war der Augenblick gekommen, wo ein Angriff auf diesen Staat von Erfolg sein konnte.

Die Art und Weise, wie sich die Ereignisse entwickelten, zeigte später deutlich genug, daß trotz aller Friedensversicherungen des französischen Kaisers dem Verhalten desselben ein von langer Hand vorbereiteter und wohlorganisirter Plan zum Angriff auf Oestreichs Stellung zu Grunde lag, der die italienische Frage zum Ausgangspunkt nahm. Sardinien war bestimmt, in demselben das Vordertreffen zu bilden.

Durch die Theilnahme am Krimfeldzuge an der Seite der Westmächte hatte sich Sardinien auf den Pariser Conferenzen einen Platz unter den Großmächten verschafft und dabei die Gelegenheit benützt, die Beschwerden Italiens zur Sprache zu bringen und zu zeigen versucht, daß der Druck, den Oestreich auf die übrigen Staaten der Halbinsel ausübe, die Grundursache dieser Uebelstände sei. Eine Note des sardinischen Ministers Cavour vom 16. April schilderte die Lage Italiens mit den Worten:

„Es ist überflüssig, hier ein genaues Bild von der Situation Italiens zu entwerfen; was in diesem Lande seit vielen Jahren vorgeht, ist nur zu bekannt geworden. Das System gewaltthätiger Reaction, welches bei seiner Einführung 1848—49 vielleicht durch die revolutionären Erhebungen gerechtfertigt war, dauerte nach Wiederherstellung der Ruhe ohne die geringste Milderung fort, ja wird jetzt mit doppelter Strenge in Anwendung gebracht. Nie sind die Gefängnisse und Galeeren mehr mit politischen Verurtheilten angefüllt gewesen, nie war die Zahl der Geächteten beträchtlicher, nie wurde die Politik mit größerer Härte angewendet. Ein Beispiel sehen wir in Parma, wo man gestattete, daß Unterthanen der Herzogin nach auswärtigen östreichischen Gefängnissen abgeführt und vor östreichische Kriegsgerichte gestellt wurden. Eine solche Regierungsweise mußte nothwendig das Volk in einer fortwährenden Gereiztheit und revolutionären Gährung erhalten und dadurch werde Italien zu einem Heerde von Verschwörungen und zu einem günstigen Terrain für die Pläne der Umsturzparthei, von welcher Sardinien sich nicht am wenigsten bedroht sehe. Eine noch größere Gefahr drohe diesem Lande aus den Mitteln, welche Oestreich zur Niederhaltung dieser revolutionären Gährung in Italien anwende. Herbeigerufen von den Beherrschern der kleinen italienischen Staaten hatte Oestreich den größeren Theil des Pothales und Mittelitalien militärisch besetzt und sein Einfluß macht sich selbst in den Ländern geltend, wo es keine Truppen habe. Auf der einen Seite auf Ferrara und Bologna gestützt, dehnten sich seine Aufstellungen bis Ancona längs dem adriatischen Meere, das fast ganz zum östreichischen See geworden, aus; auf der anderen Seite im Besitz von Piacenza, das es zu einer Festung ersten Ranges umzuschaffen sucht, halte es Parma besetzt und schicke sich an, seine militärischen Kräfte längs der ganzen sardinischen Grenze vom Po bis zu dem Gipfel der Apenninen zu entwickeln. Dieß permanente Occupiren von Territorien, welche nicht zu Oestreich gehören, mache diesen Staat zum unumschränkten Herrn von ganz Italien, störe das durch den Wiener Vertrag hergestellte Gleichgewicht und sei für Piemont eine beständige Drohung, welches im Zustand steter Besorgniß hie-

durch zu Unterhaltung eines starken Heeres und zu äußerst kostspieligen Defensivmaßregeln gezwungen sei 2c."

Lord Clarendon ging auf den Pariser Conferenzen noch weiter und verlangte eine gründlichere Umgestaltung der Verwaltung, um die Ursachen der nur zu berechtigten Unzufriedenheit des Volkes zu entfernen. Auf den Grund dieser Besprechung der italienischen Frage wurden zwischen dem Wiener und Pariser Cabinet Unterhandlungen angeknüpft und im Juni 1857 erließ Graf Walewski eine Note, in welcher er Oestreich für den Kirchenstaat Secularisirung der Verwaltung und Bildung eines Staatsraths von Laien mit berathender Stimme bei der Gesetzgebung, Errichtung einer Consulta zur Vertretung der Landesinteressen und Bewilligung des Budgets, Reform des bürgerlichen Gesetzbuchs und Revision des Steuersystems vorschlug. Oestreich beantwortete die Note durch einen Gegenvorschlag, der die beantragten Reformen in bloße Scheinconcessionen verwandelte.

Während nun die Diplomatie über eine ordnungsmäßige Regelung der italienischen Frage sich nicht einigen konnte, hatte Ludwig Napoleon sie in Italien selbst und in bedenklichster Weise angeregt. Zahlreiche französische Agenten bearbeiteten das Volk und die Veröffentlichung des Briefes des Mörders Orsini, in welchem dieser dem Kaiser die Erfüllung der revolutionären Hoffnungen der italienischen Patrioten an's Herz legt, steigerte die schon lange in Italien gährende Erbitterung gegen die östreichische Herrschaft auf's Aeußerste. Flugschriften und Zeitungen aus Piemont sorgten dafür, daß die Flammen des Hasses und die Hoffnung auf Erlösung durch Sardinien lebendig blieben.

Wer bis jetzt die gespannte Luft in Europa noch nicht empfunden oder wahrgenommen hatte, den belehrte endlich der Blitz, der am 1. Januar 1859 vom Pariser Kaiserpalaste aus über die Welt hinzuckte und die Männer der Börse und Handelsgeschäfte schreckensbleich machte. Das war der Neujahrsgruß Napoleons III. an den Gesandten Oestreichs am Pariser Hof, Herr v. Hübner. „Ich bedaure," sagte Napoleon, „daß die Verhältnisse zu Ihrer Regierung nicht mehr so gut sind, aber ich bitte Sie, dem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für ihn sich nicht verändert haben." Die Worte des Kaisers fanden ihren Wiederhall in den Kammern von Turin, die der König von Sardinien am 10. Januar eröffnete und dabei die inhaltsschwere Versicherung gab, „daß er zwar die Verträge respektiren werde, aber auch nicht unempfindlich sein könne für den Schmerzensschrei, der aus so vielen Theilen Italiens herauftöne." Die Drohungsrede des Königs von Sardinien beantwortete Oestreich durch Truppensendungen nach der Lombardei, wo es sofort sein Heer auf 120,000 Mann brachte, während auch Sardinien fort und fort rüstete und Freischaaren bildete. Gleichzeitig hatte sich ein ansehnliches französisches Heer um Lyon gesammelt, bereit, auf den ersten Wink nach Italien zu marschiren, und der ausgezeichnete General Niel eine militärische Rundreise durch Sardinien gemacht und die Festungen besichtigt.

Diesen drohenden Thatsachen gegenüber brachte der Moniteur Tag für Tag neue Friedensversicherungen und die Rede, mit der Napoleon am 7. Febr.

die Kammern eröffnete, hob mit Nachdruck hervor, daß er den Frieden zu erhalten hoffe. Man fand darin eine starke Geneigtheit des Kaisers angedeutet, aus der gefährlichen Stellung, in die er sich eingelassen, sich zurückzuziehen und gab der Ueberzeugung Raum, daß die einmüthigen Erklärungen Englands und Deutschlands gegen jede Friedensstörung Eindruck auf ihn gemacht hätte. Dem war jedoch nicht so. Die Friedensversicherungen und der am 22. März auf Rußlands Vorschlag zusammenberufene Congreß gaben Napoleon Zeit, seine Rüstungen zu vollenden. Nach langem Hin- und Hervermitteln zwischen England und Rußland war endlich der 30. April als der Tag festgesetzt, an dem der Congreß zusammentreten sollte. Das Wiener Kabinet aber verlangte vorher allgemeine Entwaffnung, welcher Vorschlag von England unterstützt wurde. Oestreich sah endlich ein, daß es Sardinien mit der Entwaffnung nicht Ernst sei und daß man es darauf abgesehen habe, die Verhandlungen hinauszuziehen, bis die Rüstungen Frankreichs vollendet wären, während indessen Oestreichs finanziellen Mittel sich aufzehren müßten, ehe der Krieg begann. In dieser Lage faßte es den Entschluß, das Schwert zu ziehen; denn das war der eigentliche Sinn des Schrittes, den es am 22. April that: es erließ an Sardinien ein Ultimatum, worin es die sofortige Entwaffnung Sardiniens unbedingt verlangte. Am 26. Abends 5½ Uhr übergab Cavour die ablehnende Antwort Sardiniens und an demselben Tage ließ die französische Regierung durch ihren Gesandten dem Kabinet in Wien eröffnen, daß sie die Ueberschreitung des Tessin als eine Kriegserklärung gegen Frankreich betrachten werde. Angesichts dieser Erklärung erschien am 29. April das Kriegsmanifest Oestreichs und der Ausbruch des blutigen Krieges war faktisch erfolgt.

2. Das Kriegstheater.

Kein Boden der Welt wurde so oft mit dem Blute der Schlachten gedrängt, als der Boden Oberitaliens. Zu allen Zeiten ist dort die Rivalität zwischen den Deutschen und Italienern, zwischen den Franzosen und Oestreichern ausgefochten worden und auf denselben Feldern wüthete schon drei- und viermal die Schlacht.

In großem, nach Süden geöffnetem Bogen umgürten die riesigen Felsengürtel der Alpen das Kriegstheater Oberitaliens und schließen es von Frankreich und Deutschland ab. Ehemals bildete dieser Gürtel wohl ein schwieriges Hinderniß für die Heere, das mit Verlust von Tausenden von Menschen und Thieren überwunden werden mußte, jetzt aber führen Kunststraßen, die allen Waffen den Uebergang erleichtern, über das Hochgebirge. Die Franzosen haben die bekannte Straße des Mont Cenis und den Nebenweg, der von Grenoble über den Mont Genèvre führt. Am nördlichen Fuße des Berges liegt Lans le Bourg, auf der italienischen Seite bezeichnet Susa die Stelle, wo man die tief in's Gebirge eindringende piemontesische Ebene erreicht. Auf dem Kamme des Gebirges zieht sich die Straße wohl eine Stunde lang fort, die Steigung auf beiden Seiten ist ziemlich sanft, aber die große Anzahl der Zufluchtshäuser neben dem Wege zeugt von den Beschwerden und Gefahren, mit

denen auch dieser Alpenübergang in der schlimmeren Jahreszeit verbunden ist. Der Mont Cenis unterbricht die Eisenbahnverbindung, die auf dieser Straße besteht. Auf der nordwestlichen Alpenseite reicht der Schienenweg bis St. Jean de Maurienne, auf der Südostseite bis Susa. Die Länge dieser Lücke beträgt nicht mehr als 16 Meilen, aber der trennende Riegel ist ein Hochgebirge und Marschcolonnen brauchen nicht unter 8 Tagen, um diese Strecke zurückzulegen.

Eine zweite nach Oberitalien führende Alpenstraße ist die über den großen Bernhard. Jenseits des Berges erreicht man über Aosta und das Dorathal Ivrea, das nur einen Tagmarsch von der Eisenbahnstation Biella entfernt ist. Diese Straße ist übrigens durch die Schweiz neutralisirt.

Eine weitere Straße, die Frankreich bei Truppenbeförderungen nach Italien zu Gebot steht, ist die Straße, die von Toulon über Frejus, Antibes, Nizza nach Genua führt. Sie ist 45 Meilen lang und erfordert 15 Tagmärsche.

Oestreich verfügt über minder beschwerliche Wege nach Italien. Der schönste und höchste aller europäischen Bergstraßen, das Stilffer Joch läuft von Bormio nach Tyrol und mündet in die Straße nach Innsbruck. Ihr höchster Punkt liegt 8610′ über dem Meere, also über der Region des Pflanzenwuchses, wo Schnee und Eis mit kurzen Unterbrechungen die Herrschaft behaupten.

Minder beschwerlich ist (4600′ hoch) die Brennerstraße, die von Innsbruck nach Botzen führt. Seit Bewältigung des Semmerings, des Laibacher Sumpfes und des Triestiner Karstes durch eine Eisenbahn hat aber die Tyroler Verkehrsader die erste Rolle an die Bahn von Wien nach Triest abgeben müssen. Auf ihr gelangen die Truppen, ohne Unterbrechung durch Dampfkraft befördert, von Wien bis in die Lombardei. Von Triest bis Venedig übernehmen Dampfschiffe die Beförderung und ist diese Strecke durch eine feindliche Flotte gesperrt, so kann die Landstraße von Triest nach Casarsa benutzt werden. Die Tyroler-Eisenbahn ist von München bis Innsbruck und von Verona bis Botzen fertig.

Durch diese Eisenbahnen wird Oestreich gegen Frankreich in Vortheil gesetzt. Seine Truppen werden durch sie unmittelbar auf den Kriegsschauplatz gebracht, während die französischen entweder das Hochgebirge oder das Meer überwinden müssen. Dieser Nachtheil für Frankreich wird dadurch ausgeglichen, daß Oestreich nicht mehr als zwei Eisenbahnen nach Italien hat, von denen eine durch den Brenner und die an ihn angelehnten Thäler 18 Meilen weit unterbrochen wird, wogegen aus dem französischen Innern zahlreiche Linien gegen die Grenze laufen.

Die sardinischen Eisenbahnen, die für den Krieg in Betracht kommen sind die Linien Susa-Turin und Turin-Pinerolo, gegen das Meer hin Alessandria-Novi-Genua. Die letztere Bahnlinie gleicht den Nachtheil der Alpenlücken des piemontesischen Schienensystems gewissermaßen aus. Die großen Seetransportmittel der Franzosen erlaubten ihnen, in Marseille und Toulon Truppenmassen einzuschiffen und in Genua landen zu lassen, welchen Weg (37 Meilen) ein Schraubendampfer in 18 Stunden zurücklegt. Auch Spezzia gestattet Truppen-

landungen. Der geräumige Golf, beschützt durch das Fort Santa Maria und mehrere Batterien, eignet sich ganz gut zum Kriegshafen. Dagegen ist der Weg von Spezzia zum Po nicht so ganz leicht zurückzulegen. Die Apenninen zeichnen sich nicht durch Wegsamkeit aus und ihre Gipfel glänzen bis in den Juni hinein von Schnee. Der einheimische Verkehr muß sich mit Maulthierpfaden begnügen, gute Straßen sind nirgends vorhanden.

Der piemontesische Theil des Kriegsschauplatzes wird von den Alpen und ligurischen Apenninen in weitem Halbkreise umzogen und bietet nur eine einzige offene Seite gegen die Lombardei. Die genuesische Küste wird durch die Apenninen isolirt. In diesen Bergen öffnen sich mehrere Pässe, besonders der der Bocchetta und der von Montenotte. Ein dritter Apenninenpaß von Tenda mündet auf Nizza aus. Durch zwei Vorsprünge der Apenninen entsteht ein Dreieck, dessen Grundlage Genua bildet. Dämme schützen den Hafen gegen feindliche Flotten, auf der Landseite sind eine äußere und eine innere Ringmauer zur Abwehr aufgeführt. Wo die beiden Bergvorsprünge in einer Spitze zusammentreten, erheben sich zwei Forts stufenförmig über einander und beherrschen mit ihrem Feuer den ganzen Raum der Festungswerke. Drei andere Forts krönen alle Höhen des Bisagnothales, von denen Genua beschossen werden könnte.

Die Hauptstadt des Landes, Turin, ist nicht befestigt. Zu ihrer Deckung ist die Linie der Dora Baltea von Wichtigkeit. Dieser Fluß entspringt am westlichen Abhang des Montblanc, fließt an dem ehmals befestigten Ivrea vorbei und fällt unterhalb Chivasso in den Po. Sein Bett ist weder breit noch tief genug, den Marsch einer Armee aufzuhalten, dafür aber beherrscht das rechte Ufer überall das linke und bietet einige der Defensive sehr günstige Punkte dar. Einer derselben ist bei dem Dorfe Rondissone, welcher die Brücke auf der großen Straße von Turin nach Vercelli vollständig beherrscht; ein anderer weiter links bei Mazza, unmittelbar am Flusse auf einer Höhe, welche die Ebene auf dem andern Ufer dominirt; der dritte endlich bei dem alten Schlosse Verrua auf einem sich gegen den Po erstreckenden Vorgebirge auf dem rechten Ufer dieses Flusses. Als die Oestreicher im gegenwärtigen Kriege über den Tessin rückten, wurde die Doralinie an diesen drei Punkten durch Feldbefestigungen verstärkt und durch ein Armeecorps besetzt.

Weiter gegen Osten entstehen durch die Scrivia und Sesia, die in geringer Entfernung von einander, die erste von Süden, die zweite von Norden kommend, dem Po zufließen, gute Stellungen, denen durch das Festungsdreieck Casale, Alessandria, Valenza und Tortona Halt verliehen wird. Jenes Dreieck entbehrt jedoch der Tiefe und seine Befestigungen sind unvollendet. Am meisten sind sie in Alessandria vorgerückt. Diese Stadt wurde vom lombardischen Städtebund gegen Barbarossa befestigt und nach Pabst Alexander III., dem Haupt des Bundes, benannt. Die deutschen Ritter spotteten der neuen Festung und tauften sie wegen ihrer Strohdächer „Strohstadt“. Sie hielt sich aber, unterstützt durch ihre pesthauchenden Sümpfe und fügte dem deutschen Spottnamen ihren ursprünglichen zu. So heißt sie jetzt „Alessandria della Paglia.“ Sie

wird vom Tanaro bespült, in den nahe dabei die Bormida fällt, und ist von einer weiten Sumpfebene umgeben. Die Befestigungen bestehen aus 6 starken Bastionen mit vielen Außenwerken, die jedenfalls stark genug sind, im Vereine mit Casale und Valenza einer Armee eine gesicherte Stellung zu bieten.

Die Citadelle von Casale ist weniger bedeutend; wichtiger als sie ist die Befestigung des Poübergangs, den die Festung beherrscht und die Anlage eines Brückenkopfes auf dem linken Ufer des Po. Für Tortona ist in neuester Zeit Nichts geschehen.

Alessandria, mit dem Poübergang Valenza, Tortona und Casale vereinigen sich zu einem System, das für Piemont etwa dieselbe Bedeutung hat, wie das östreichische Festungsviereck Mantua, Peschiera, Verona, Legnago für die Lombardei. Jedenfalls hat ein Heer hier gesicherte feste Stützpunkte und auf beiden Ufern des Tanaro und der Bormida ungehinderte Freiheit der Bewegungen. Alessandria hat eine gute Straße nach Piacenza und ist durch Bahnlinien mit Turin, Genua, Casale, Tortona, Vercelli und Novara verbunden.

Von den Mauern Alessandria's übersieht man das Schlachtfeld von Marengo, am andern Ufer der Bormida gelegen, eine weite mit Getreidefeldern und Weingärten bedeckte Ebene, die von der großen Straße von Alessandria nach Piacenza in ihrer ganzen Ausdehnung durchschnitten und von der Scrivia und Bormida eingefaßt wird. Vor dem Dorfe Marengo, dem Schlüssel der Ebene, fließt ein kleiner, aber tiefer und schlammiger Bach, der Fontanone.

Zwischen der Sesia und dem Tessin liegen die für diesen Krieg wichtigen Orte: Lomello, in dessen Schloß Franz I. die Nacht vor der Schlacht bei Pavia zubrachte und jetzt Gyulay sein Hauptquartier aufschlug, Robbio und Palestro. Letzterer Ort liegt an der Sesia, die hier, von einer Eisenbahnbrücke überbaut, seicht ist, aber ein breites Bett hat. Ober- und unterhalb hat der Fluß viele Furthen und ist an einer Menge von Stellen zu durchwaten. Jenseits Vercellis gestatten zahlreiche Bäche, die zu Bewässerungszwecken mit Schleußen versehen sind, das Land unter Wasser zu setzen. Am Tessin liegt Buffalora, wo die Straße von Novara nach Mailand auf schöner Brücke über den Fluß führt. Etwas oberhalb derselben geht die Eisenbahn ebenfalls über den Tessin, dann über den Canal und an Magenta vorbei, das große Schlachtfeld durchschneidend, auf das wir bald unsere Leser führen werden.

Entwerfen wir nur noch ein Bild des landschaftlichen Charakters von Oberitalien. Die Cultur hat Alles in Beschlag genommen, aber statt der natürlichen Hindernisse, welche sie hinweggräumte, künstliche geschaffen. Die Reisenden, welche die große Poebene — eine Fläche von 42 Meilen Länge — betreten, gewahren mit Verwunderung, daß der freie Umblick fast überall gehemmt wird. Zu den Ulmen, zwischen denen Reben ihre Gewinde ziehen und den Einfassungsmauern der Wege kommen in militärischer Beziehung noch andere Hindernisse: Hecken und Gräben, Flüsse und Canäle, groß und klein, Reisfelder und Sümpfe. Die schiffbaren Canäle sind zusammen nicht viel über 80 Meilen lang; rechnet man aber das ganze Netz der Bewässerungsadern zusammen, das der heutige Lombarde als Vermächtniß seiner Voreltern und

namentlich der Klöster übernommen hat, so gelangt man zu der Ziffer von 1000. Die Hälfte ihres ganzen Wassers müssen die Flüsse an die Canäle abgeben und die Fruchtbarkeit des Bodens wird durch die Berieselung so gesteigert, daß man die besten Wiesen vom Februar bis September sechsmal mäht. Wo die Flüsse aus den Gebirgen heraustreten, haben sie noch einen außerordentlich starken Fall, aber in der Ebene wird ihr Lauf plötzlich ein träger. Bei jedem Hochwasser führen sie von den Gebirgen ungeheure Massen von Schutt und Geröll mit sich herab, wodurch ihr Bett erhöht wird. Da sie deßhalb bei jedem Regen ihr eben so breites als seichtes Rinnsal verlassen und das umliegende Land überschwemmen würden, so hat man ihre Ufer mit Dämmen eingefaßt, die nach und nach erhöht worden sind; die Dämme des Po bei Cremona z. B. überragen das umliegende Land um 36′. So bildet jedes Flußufer eine natürliche Schanze mit einem vorliegenden nassen Graben.

Nicht minder günstig sind einer Vertheidigung die Dörfer und Städte Oberitaliens. Sie sind mit Steinmauern umgeben, die bei den meisten Städten einen festen Bau haben. In sehr seltenen Fällen entbehrt eine lombardische Stadt eines jener massiven mitteralterlichen Gebäude, welche kleine Dynasten zum Schutz ihrer angemaßten Herrschaft über die Bürger aufführten. Eine solche Burg ist auch das sogenannte Castell von Mailand, das die Viscontis angelegt und die Sforzas erweitert haben. Es bildet unter dem Namen der Rochetta den Kern der jetzigen Citadelle.

Die lombardischen Flüsse sind die Basis der Landesvertheidigung. In östlicher Richtung durchschneidet der Po die Ebene; alle übrigen Flüsse streben in schräger Linie der südlichen Grenze zu und fallen alle in den Po oder das adriatische Meer. Auf diese Weise bildet jeder von ihnen im Verein mit dem Po oder dem Meere einen Bodenabschnitt, in dem der Vertheidiger, begünstigt durch Flußlinien und Flußdämme, sich festsetzen kann. Von Westen gegen Osten folgen der Tessin, die Olona, die den Lambro aufnimmt, die Adda, der Oglio mit der Chiese, der Mincio, die Etsch 2c. Alle genannten Flüsse haben in ihrem Laufe das Eigenthümliche, daß sie gegen Westen im Bogen vertreten und hiedurch bei einer Vertheidigung der östlichen Flußufer den Vortheil gewähren, von einem Mittelpunkte aus gegen den übergehenden Feind vorbrechen zu können.

Ist aber der allgemeine Charakter der dem Po zufließenden Gewässer auch derselbe, so haben doch nicht alle für die Vertheidigung gleichen Werth.

Der westlichste ist der Tessin oder Ticino, der schon bei seinem Austritt aus dem Langensee für Schiffe von 600 Ctr. Ladung fahrbar ist und das Schlagen von Brücken nothwendig macht. Da, wo der See den Fluß verläßt bis zum Comersee hinüber, breitet sich der herrliche, mit den Landhäusern des lombardischen Adels übersäete Landstrich aus, der in diesem Kriege der Schauplatz zahlreicher Gefechte werden sollte, welche Garibaldi mit abwechselndem Glücke gegen die Oestreicher führte.

Oestlich von Mailand ist der Lambro, an dessen Ufer das Städtchen

Melegnano liegt, das schon 1848 ein hartes Schicksal hatte und auch in diesem Kriege einen blutigen Schlachttag sah.

Nun folgt die Adda, von der General Schönhals sagt, daß sie nichts weniger als eine militärische Position sei und auch die folgenden Flußlinien treten gegen die des Mincio und der Etsch an Wichtigkeit bedeutend zurück. In diesen beiden Linien liegt die Stärke der Oestreicher für die Vertheidigung. Der Mincio, der Abfluß des Gardasees, ist 7½ Meilen lang. Die beiden Stützpunkte der Minciolinie sind Peschiera und Mantua.

Nur einige Meilen hinter dem Mincio fließt die Etsch, die 600—1200' breit, 16—25' tief auf eine Strecke von 26 Meilen die Lombardei durchfließt. An ihr liegt Verona und Legnago. Beide Flußlinien, nur wenig Meilen von einander entfernt, unterstützen sich gegenseitig und vor Allem entsteht durch die Festungen Peschiera und Mantua am Mincio, Verona und Legnago an der Etsch ein Viereck, das an Stärke seinesgleichen sucht und schon von Willisen für eines der stärksten Vertheidigungssysteme, die überhaupt zu denken seien, erklärt wurde. Dieses Viereck erfüllt einen dreifachen Zweck: Es schützt das ganze hinter ihr liegende Land; es gibt der vertheidigenden Armee, so oft sie will, den Schutz der Unangreifbarkeit und erlaubt dem Vertheidiger jeden Augenblick, zum Angriff überzugehen.

Ein von Westen kommender Feind hat zunächst die Minciolinie mit den Festungen Peschiera und Mantua vor sich.

Peschiera liegt am Ausflusse des Mincio aus dem Gardasee und wird von nahen Hügeln beherrscht, woher sich sein Spitzname „Spucknapf" schreibt. Jene dominirenden Höhen wurden 1848 von den Piemontesen während ihres dreimonatlichen Besitzes stark befestigt und in neuerer Zeit wurden die Befestigungsarbeiten in großartigem Maßstabe fortgesetzt. Jetzt ist Peschiera eine Festung von bedeutender Widerstandskraft. Ein doppelter, enormer Ring von Bastionen und Wällen auf den beherrschenden Höhen mit zahlreichen Außenwerken umgeben zieht sich um den Festungskern bis an das kleine, in den See vorspringende Vorgebirge auf der Südwestseite. Ein dritter Ring detachirter Werke befähigt die Festung, ein großes Heer innerhalb dieses Ringes aufzunehmen und gibt ihr den Charakter eines verschanzten Lagers.

Der südliche Endpunkt der Minciolinie, Mantua, liegt in dem seeartig ausgebreiteten Mincio und ist zugleich Festung und verschanztes Lager. Am linken Ufer liegen die Citadelle und das Georgsfort, welche die tausend Schritte lange steinerne Brücke von dieser Seite decken. Am rechten Ufer wird der Festungsgraben noch durch die Forts Belfiore und Pietola geschützt. Die Ueberschwemmungen, die sich vor dem verschanzten Lager ausbreiten und durch den Fosso Pajolo mittelst Stauung gebildet werden, machen Mantua von dieser Seite unangreifbar. Ohne den Besitz des starken Forts Pietola ist es unmöglich, die Ueberschwemmungen abzuleiten und dasselbe bildet daher den Schlüssel der Festung. Der Ponto Molino staut den Lago superiore und nur durch Schleusen können Fahrzeuge in den Lago inferiore gelangen. Die Erweiterung des Mincio um Mantua ober- und unterhalb der Stadt ist sehr

bedeutend und die Ufer auf beiden Seiten sumpfig und dicht mit Rohr bewachsen.

Die Etschfestungen sind Verona und Legnago. Legnago ist ein kleinerer Platz, zu dessen Besetzung 1000 Mann hinreichen, aber dennoch wichtig wegen des Ueberganges über die hier sehr breite Etsch und wegen der Verbindung zwischen Mantua und Verona. Südlich von der Straße, welche von Mailand nach Legnago führt, breiten sich ungeheure Reisfelder aus, welche nur von wenig Verbindungswegen durchzogen werden.

Verona ist gegenwärtig ein im großartigsten neueren Style befestigter Waffenplatz. Die bastionirte Hauptumwallung, zum Theil noch älteren Ursprungs, ist verstärkt und verbessert; auf den Höhen, welche sich auf dem linken Etschufer zur Stadt herabsenken, schließt sich ein starkes Kronwerk an sie an. Ein „innerer Gürtel" von acht Forts und Schanzen und ein „äußerer Gürtel" von zwölf Forts umschließen die Hauptumwallung; außerdem krönen vier kasemattirte Thürme jene Höhen vor dem Kronwerk. Der äußere Gürtel hat einen Umfang von etwa drei Meilen; seine selbstständigen Werke vertheidigen sich unter einander und beherrschen das vorliegende Terrain. Was eine Armee sich nur wünschen mag: gesicherte Stellung, Freiheit der Bewegung, Möglichkeit des raschen Uferwechsels findet sich hier vereinigt. Verschiedene Vorpunkte sind ebenfalls befestigt worden, so Pastrengo und Rivoli.

So ist das Festungsviereck beschaffen, in dem die östreichischen Heere wie in einer ungeheuren Verschanzung dem Feinde Trotz bieten und ihn in jedem Augenblicke angreifen können, ohne daß für sie jemals die Möglichkeit besteht, zur Schlacht gedrängt zu werden. Vor diesem Festungsviereck werden wir auch im Verlaufe des Krieges die siegreiche französische Armee Halt machen und Napoleon dem Kaiser Franz Josef einen Waffenstillstand und Frieden anbieten und zum Staunen Europa's annehmen sehen!

3. Beginn des Krieges.

Der Ausbruch des Krieges war unvermeidlich, das sah man in Wien wohl ein und man beeilte sich daher, alle zu Gebot stehenden Truppenkörper nach Italien zu werfen, um dort mit imposanten Heeresmassen auftreten zu können. Die deutschen und ungarischen Garnisonsstädte entleerten ihre Truppen nach der Lombardei, deren Straßen alle mit Marschcolonnen bedeckt waren. Auf 200,000 Mann mochten die in Italien stehenden Truppen in den letzten Tagen des April angewachsen sein. Die Hauptarmee stand am Tessin, der sardinischen Antwort auf das Ultimatum harrend, das Baron Kellerberg in Turin übergeben hatte. Rückwärts stand eine Reservearmee unter Graf Wimpffen. Venedig war dem General Aleman übergeben. Außerhalb des eigentlichen Kriegsschauplatzes befanden sich östreichische Besatzungen in Piacenza, Ferrara und Commacchio, in Bologna und Ancona. Die Flotte hatte sich in den Hafen von Malamocco zurückgezogen, um mit ihren 450 Geschützen zur Vertheidigung von Venedig beizutragen. Die Küsten von Istrien und Dalmatien waren befestigt.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die östreichischen Streitkräfte sehr weit dislocirt waren.

Der Oberbefehlshaber der Armee war

4. Graf Franz Gyulay.

Als der Kaiser diesen General an die Spitze des östreichischen Heeres in Italien berief, waren die Stimmen in Oestreich über diese Wahl getheilt. Die Einen sagten: „Er ist einer der gebildetsten Generale im östreichischen Heere; er hat alle Waffen praktisch kennen gelernt, ebenso die Lombardei; er hat schon einmal dem Kaiserstaate Dienste geleistet, welche demselben wichtige Punkte retteten; er ist in hohem Grade bei den Soldaten beliebt, ein ächter Kriegsmann und ein ächter Oestreicher." Die östreichische Militärzeitung sagte damals: „Des Feldzeugmeisters Gyulay hohe Vorzüge als Soldat, seine Energie und Consequenz, lassen im Hinblick auf seine Umgebung mit Zuversicht hoffen, daß die große Aufgabe in kurzer Zeit zum Ruhme des Vaterlandes gelöst sein wird. Darin sind Alle einig, daß er der rechte Mann für die Verhältnisse ist."

Aber eben darin waren vorn herein gerade nicht Alle einig, obgleich auch die Andersdenkenden die wahren Verdienste und Kenntnisse, das soldatische Wesen des Generals anerkannten. Zweierlei vorzüglich hatten diese an Gyulay auszusetzen: seinen neunjährigen Aufenthalt in Italien und seine ganze Kriegslaufbahn.

Franz Gyulay, Graf von Maros-Nemeth, geboren den 1. Septbr. 1798 zu Pesth in Ungarn, stand im 61. Jahre, als des Kaisers Vertrauen ihn an die Spitze der Armee rief. Er ist der Sohn eines Feldzeugmeisters und stammt aus einem altadeligen um das Haus Oestreich hochverdienten Geschlechte. Im 16. Jahre schon begleitete er eine Lieutenantsstelle im Infanterieregimente seines Vaters, wurde dann Husar, 1827 Major bei den Kaiser-Uhlanen, dann Oberst im 19. Infanterie-Regiment und 1837 General. Im Jahre 1845 verlieh ihm der Kaiser das 38. Infanterie-Regiment und 1846 die Feldmarschallswürde nebst dem Militärcommando in Triest. In letzterer Stellung gab Gyulay 1848 glänzende Beweise großer Umsicht und Geistesgegenwart, sowie von militärischem Talent und Entschlossenheit. Im Augenblick, wo es galt, von der bedrängten Marine zu retten, was zu retten war, stellte sich Gyulay aus eigenem Antrieb an die Spitze derselben, entließ die unzuverläßigen italienischen Offiziere und Mannschaften und brachte nicht nur die Schiffe in Dalmatien in Sicherheit, sondern rettete auch die auf der Fahrt nach Venedig begriffenen Schiffe. Er traf für die bedrohten Küstenpunkte Vertheidigungsanstalten und rüstete eine Ruderflotille schlagfertig aus, mit der er die am 23. Mai vor Triest erschienene piemontesische Flotte zum Rückzug nöthigte. Das Großkreuz des Leopoldordens belohnte Gyulay für diese Dienstleistungen. Von 1849—1850 war er Kriegsminister. Im ungarischen Kriege war zwar Gyulay bei der Einnahme von Raab, befand sich aber in der Suite des Kaisers. Nach dem unglücklichen Gefechte bei Comorn eilte er an Ort und Stelle, um

sich vom Gange der Sachen persönlich zu überzeugen. Nach dem Frieden erwarb er sich große Verdienste durch Umgestaltung gewisser Zweige des östreich. Heerwesens. Doch betrafen diese nur die Formation der Armee, die festere Gliederung derselben. Vom Juli 1850 an hatte Gyulay als General in Italien commandirt, zuletzt als Obergeneral der II. Armee, der die große Aufgabe der Verfechtung der Rechte des Kaisers gestellt war.

Mit den immer drohender werdenden Bewegungen in Italien war neben der Militärverwaltung zuletzt auch die gesammte Civilverwaltung in die Hände Gyulay's niedergelegt worden.

Gyulay gehörte zu derjenigen Parthei am wiener Hofe, welche das System des Alten ganz festhielt. Sprüchwörtlich war dort seine Aeußerung geworden: „Das Volk der Lombarden ist weder mit Güte zu gewinnen, noch mit Milde zu regieren.“

Mit der aus dieser Anschauung hervorgegangenen unerbittlichen Strenge hatte er neun Jahre unter den Italienern gelebt und gewaltet. Seine Parthei am Hofe hatte den Grundsatz, daß für die Lombarden nichts passe als „eiserne Strenge, welche gerecht und Gerechtigkeit, welche eisern streng sei“ in der letzten Zeit noch geschärft. Die andere Parthei am Hofe sah gerade darum in Gyulay nicht den Mann, der für die Verhältnisse der rechte sei; er habe noch nie eine Schlacht geschlagen, habe an den großen Kriegsereignissen der letzten zehn Jahre nie unmittelbar eingreifenden Antheil gehabt und sei niemals, weder als untergeordneter Offizier, noch als General im Feuer gestanden.

Gewiß ist, die Lombarden vernahmen die Ernennung „des unerbittlichen, „furchtbaren Feldzeugmeisters“ zum Oberbefehlshaber in diesem Kriege mit Schrecken. Furcht ging vor ihm her in Oberitalien, das er seinem Kaiser erhalten sollte; Befreiung vom harten Joche trugen Sardinien und Frankreich auf ihren Fahnen; wem mußte nun wohl die Bevölkerung sich zuwenden, dem, welchen man fürchtete oder dem, von welchem man hoffte?

Die unter Gyulay's Oberbefehle commandirenden Generale waren v. Benedek, v. Zobel und Urban. Der kühnste, tüchtigste und seinen französischen Gegnern ebenbürtigste war

Feldmarschallieutenant Ludwig von Benedek, Sohn eines Arztes in Oedenburg, geboren 1804. Erzogen in der kaiserl. Militärbildungsanstalt zu Neustadt trat er 1822 als Cadet in die Armee ein, wurde 1824 Lieutenant und 1831 als Oberlieutenant zum Generalstabe nach Italien versetzt. Vier Jahre darauf war er Hauptmann und 1840 ging er als Major und Adjutant des Generalcommando's nach Galizien, wo er wegen ausgezeichneter Dienstleistungen 1843 zum Oberstlieutenant und 1846 zum Obersten vorrückte. Als solcher zeichnete er sich während des Aufstandes der Polen durch Energie und Gewandtheit aus. Seine trefflichen Dispositionen ermöglichten das Vorrücken des Generals Collin gegen Krakau und überdieß hatte er noch das Verdienst, das östliche Galizien zur Ruhe und Ordnung zurückzuführen. Als Oberst des Regiments Gyulayinfanterie ging Benedek des folgenden Jahres zur Armee nach Italien und bewies besonders im Feldzuge 1848 bei dem

Rückzuge aus Mailand und auf dem ganzen Marsche nach Verona eine seltene Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit (s. o.). Insbesondere entschied er durch den entschlossenen Sturmangriff auf die doppelt von Geschützen starrende Linie von Curtatone den dortigen Sieg. Radetzky lobte ihn im nächsten Tagsbefehl in den wärmsten Ausdrücken und empfahl ihn wirksam für den Mariatheresiaorden. Im nächsten Jahre zeichnete sich Benedeck bei der Erstürmung von Mortara (21. März) aus, wo er eine ganze piemontesische Brigade gefangen nahm und durch diesen Erfolg eigentlich den Feldzug zur Entscheidung brachte. Auch bei Novara, zwei Tage darauf griff er kräftig in den Gang der Schlacht ein. Als General und Brigadecommandant zu Haynau's Donauarmee versetzt, schlug er sich gegen die Ungarn glänzend bei Raab, Comorn und erzwang mit einer andern Brigade bei Szegedin den Uebergang über die Theiß. Nach dem Frieden stand er an der Spitze des Generalstabs der II. Armee in Italien und galt für Radetzky's rechte Hand. Später wurde er als Oberbefehlshaber nach Krakau versetzt, von wo man ihn im April 1859 nach Italien zurückrief. Als es bekannt wurde, daß Heß den Oberbefehl in Italien nicht führen werde, nannte die öffentliche Meinung Benedeck als obersten Führer der östreichischen Armee und sein Kaiser würde gut daran gethan haben, dieser Meinung Rechnung zu tragen, denn Benedeck ist allgemein beliebt, wird überall, wo er sich zeigt, freudig von den Soldaten begrüßt und ist allgemein als ein Mann bekannt, der „Alles durchsetzt, was er sich einmal vorgenommen."

Benedeck ist eine hohe, hagere Gestalt mit ächt soldatischer Haltung und der nach ungarischer Sitte hoch aufgedrehte Schnurrbart kennzeichnet den beliebten Feldherrn unter Vielen.

Feldmarschalllieutenant Freiherr Thomas Friedrich Zobel von Giebelstadt und Arnstadt, der Sohn eines bayrischen Generalmajors, ist am 17. März 1799 in Bremen geboren. Kaum vierzehn Jahre alt, trat er als Cadet im östreichischen Heere ein und machte die Feldzüge 1813 und 1815 als Offizier mit, sowie später den kurzen Feldzug 1821 in Neapel und 1832 und 1833 in der Romagna. 1836 ward er zum Major bei den Kaiserjägern ernannt. Als Oberst dieses Regiments zeichnete er sich am 30. August 1848 im Gefecht vom Pastrengo aus, wo er dem Feind flankirend den Rückzug der Brigaden Wohlgemuth und Sigismund deckte, wie er sich überhaupt in diesem Feldzuge öfters gegen den stark überlegenen Feind mit heldenmüthiger Tapferkeit schlug. In diesem Jahre wurde er zum Feldmarschalllieutenant ernannt und commandirte — leider nie mit glücklichem Erfolg — das 7. Armeecorps. Man rühmt übrigens an ihm Unerschrockenheit und einen keine Gefahr kennenden Muth.

Feldmarschallieutenant Freiherr Karl von Urban ist 1802 zu Krakau geboren. Ein Offizierskind und für den Soldatenstand von Hause aus bestimmt, erhielt er seine Erziehung im Cadettenhause zu Olmütz. Nach seinem Austritte aus der Schule 1818 diente er bis zum Hauptmann im 59. Infant.-Regimente, und zeichnete sich im Feldzuge 1821 in Italien bei Novara, Vercelli und Alessandria aus. Nachdem er lange die Stelle eines Generalcommando-Adjutanten im Banat bekleidet, wurde er endlich 1845 Major und zwei

Jahre später Oberstlieutenant im damaligen 2. Rumänengrenzregimente, in welcher Stellung ihn die verhängnißvollen Märztage 1848 trafen. An den fernen Grenzen des Reiches waren die kaiserlichen Offiziere, ohne Kenntniß der leitenden Verhältnisse für ihr richtiges Verhalten, in einen Conflikt von Pflichten geworfen, der manchen braven Mann in die Reihen der Insurgenten führte. Urban war der erste Offizier, der dem constitutionellen Ministerium den Gehorsam und auf die erlassene Verfassung den Eid verweigerte. Die fanatischen Szekler und das zu einer ungarischen Union aufgestachelte Landvolk standen nun in Masse auf und wurden Urbans erbitterte Gegner, der mit 1500 Grenzern einer Eskadron und zwei Geschützen den 8—10,000 Mann starken Gegner niederzuwerfen suchte. Ohne Geld, ohne Verpflegung kämpfte er in rastlosen Streifzügen gegen die Szekler und brachte ihnen am 13. Novbr. 1848 eine totale Niederlage bei. Da eilte jedoch der geniale Bem mit regulären ungarischen Truppen herbei, nahm Klausenburg und schnitt Urban mit 1500 Mann von den Seinigen ab. Urban zog sich in die Bukowina zurück und überschritt am 6. Febr. 1849, während Bem im Süden beschäftigt war, bei 20° Kälte auf Saumwegen und durch Urwälder das Gebirge und überfiel in Maroschein, ohne einen Schuß zu thun, den ungarischen Beobachtungsposten. Der Feind verlor 1 Fahne, 2 Geschütze und 400 Mann, Urban nur 1 Mann, während 40 seiner Leute Hände und Füße erfroren. Die Verleihung des Maria-Theresienordens krönte diese Heldenthat. Der ganze Krieg in Siebenbürgen sah ihn überall, wo es am gefährlichsten herging. Am 26. August vernichtete er den auf der Flucht begriffenen Rest des Kazinczky'schen Corps, womit der Krieg in Siebenbürgen beendigt war. Im Jahre 1851 wurde Urban Brigadegeneral und 1857 zum Feldmarschallieutenant vorgerückt, eröffnete sich für den kühnen Partheigänger ein neues Feld der Thätigkeit in dem ausgebrochenen Krieg, in dem wir ihm mehrmals begegnen werden.

Feldmarschalllieutenant v. Urban ist eher klein als groß, eine feste, gedrungene Gestalt, lebhaft in allen Bewegungen wie in seinen Gedanken und in seinem Ausdrucke originell. Sein Gesicht ist von der italienischen Sonne gebräunt, hat aber einen äußerst angenehmen Ausdruck; seine Augen sind glänzend und sanft. Er trägt einen großen, an den Seiten aufgedrehten Schnurrbart.

Nachdem wir jetzt die Führer der östreichischen Armee kennen gelernt, kehren wir zu ihr selbst zurück. Sie stand noch immer am Tessin, des Augenblicks harrend, wo sie in Piemont einbrechen sollte.

Dort in Piemont war man zum Kriege entschlossen und vorbereitet. Jeden Augenblick dem Einmarsch der Oestreicher, mit denen man sich nicht vor Ankunft der französischen Hilfstruppen schlagen wollte, entgegensehend, hatte die piemontesische Armee vorerst die Poebene geräumt und Stellungen bezogen, wo sie sich bis zur Ankunft der Franzosen halten und zugleich die Wege, auf denen man diese erwartete, decken könne. Um Turin und die Straße über den Mont Cenis zu schützen, stellte sich Generallieutenant Cialdini, ein alter Soldat der napoleonischen Kriege, mit 20,000 Mann an der Dora

Baltea auf und verstärkte seine Stellung, der das hochgelegene Dorf Roudissone, das Dorf Mazza und das alterthümliche Schloß Verrua als Haltpunkte dienten, durch Befestigungsarbeiten. Die sardinische Hauptmacht — 4 Divisionen Infanterie, 4 Reiterregimenter und 12 Batterien — unter der persönlichen Führung des Königs ging auf das rechte Poufer. Der rechte Flügel dieses Corps lehnte sich an Valenza, der linke an das befestigte Casale an, die Mitte bildete die starke Festung Alessandria mit dem K. Hauptquartier. Letztere ist durch Bahnlinien mit Genua und Turin verbunden. Die Stellung war sehr stark und geeignet, eine überlegene Armee wochenlang aufzuhalten.

Während die Oestreicher am Tessin Halt machten, weil man in Wien eine neue englische Vermittlung angenommen hatte, verlor man in Turin keinen Augenblick, sich der französischen Hilfe zu versichern. Der Telegraph zwischen Turin und Paris spielte unaufhörlich und mit der größten Sehnsucht sah man der Ankunft der Franzosen entgegen.

Wirklich ließen auch diese nicht lange auf sich warten. Kaum war in Genua die Nachricht von der Ueberreichung des östreichischen Ultimatums bekannt, so verbreitete sich schon das Gerücht von der Ankunft von 50,000 Franzosen. Sofort wimmelte es in allen Straßen von Menschenmassen, die in dichten Gruppen nach dem Freihafen und Wällen der Stadt eilten, um nach dem Meere auszusehen. Die ganze Nacht über war Genua festlich erleuchtet und die Cafés dichtgedrängt voll.

Die aufgehende Sonne eines herrlichen Frühlingsmorgens beleuchtete ein imposantes Schauspiel. Genova la superba erglänzte mit seinen unzähligen Thürmen und Kuppeln, mit seinen terrassenförmigen Häusern und Palastreihen im Morgenroth, während zu seinen Füßen der Mastenwald des Hafens, die dichtgedrängten Zuschauerreihen auf dem Damm und die blaue Fläche des Meeres eine reizende Staffage bildeten.

Kurz vor 7 Uhr erschienen die französischen Dampfer, denen von den Zuschauern donnernde Evvivas entgegenschallten. Alsbald wimmelten die Quais von Rothhosen; es waren einheimische Schützen aus Algier. Mit klingendem Spiele zogen sie in die Stadt, wo sie mit Blumen beworfen und mit glühender Begeisterung aufgenommen wurden.

Jeden Tag wiederholte sich das Schauspiel.

Mit derselben Schnelligkeit setzte Sardinien seinen zweiten Verbündeten in Thätigkeit — die italienische Revolution. Durch französische und sardinische Agenten waren längst alle Staaten Mittelitaliens insurgirt und nur mit Mühe ließ sich die Ungeduld der Italiener zügeln. Endlich kam von Turin das Zeichen zum Losbrechen. Massa und Carrara, zwei modenesische Provinzen, die der Apennin vom Hauptlande trennt, erhoben sich zuerst (26. April), verjagten mit Hilfe piemontesischer Freischaaren die wenigen Soldaten, die in Carrara standen, und setzten im Namen Viktor Emanuels eine provisorische Regierung ein.

An demselben Tage geräth Florenz in Gährung und am andern Tage (27. April) wogten gegen 100,000 Menschen in den Straßen, mit dreifarbigen

Bändern und Kokarden geziert, während von den Dächern und Fenstern der Häuser die italienische Trikolore flatterte. „Es lebe Frankreich! es lebe Italien! es lebe König Viktor Emanuel!" waren die überall gehörten Losungsworte. Als auch die Truppen mit dreifarbigen Bändern erschienen, sich mit dem Volke verbrüderten und die Offiziere von der Regierung abfielen, entschloß sich der Großherzog, nach ernster im Palaste gepflogener Berathung einstweilen das Land zu verlassen und wandte sich nach Bologna. Eine provisorische Regierung übernahm die Geschäfte und General Ulloa die Führung der Truppen. Die gegen Oestreich verfügbaren Streitkräfte wurden durch diese unblutige Revolution um 17,000 M. vermehrt, wovon sich sogleich 4 Bataillone, 4 Batterien und eine Menge Freiwilliger auf den Weg nach Turin machten.

Eigentliche Kriegserklärung war noch keine erschienen, bis am 28. April 11 Uhr Morgens der mit dem Ultimatum nach Turin gesandte Curier nach Mailand kam und die sardinische Antwort brachte, welche durchaus ablehnend lautete. Am gleichen Tage erschien das östreichische Kriegsmanifest, in dem der Kaiser seinen Völkern verkündete: „daß er seiner Armee den Befehl gegeben habe, den von Sardinien ausgehenden Anfeindungen unbestreitbarer Rechte seiner Krone und des unverletzten Bestandes des ihm von Gott anvertrauten Reiches ein Ziel zu setzen." In dem gleich darauf erschienenen französischen Kriegsmanifest vom 3. Mai erklärte Napoleon: „er wolle keine Eroberungen und habe blos den Zweck, Italien sich selbst wiederzugeben, damit Frankreich dort ein befreundetes Volk, das ihm seine Unabhängigkeit verdanke, zum Grenznachbar habe." So hatten denn nun die Waffen die Entscheidung zu geben. Im östreichischen Lager war man auf eine ablehnende Antwort Sardiniens gefaßt und hatte alle Maßregeln vorbereitet. Um etwaigen Aufständen vorzubeugen, hatte man das Land in Kriegszustand erklärt und fliegende Colonnen gebildet, deren Aufgabe es war, die Nation im Zaume zu halten. Diese Riesenpatrouillen sollten als Sicherheitswachen durch die Städte der Lombardei marschiren, blitzschwangere Wolken gleichsam, jeden Augenblick bereit, da einzuschlagen, wo die Schlange der Empörung ihr Haupt erheben wollte. Die stärkste derselben commandirte Feldmarschallieutenant v. Urban.

Zur Bewachung von Mailand blieben nur zwei Bataillone zurück, die in den festen Stellungen des Castells und der Porta Tosa, wo sie über genug Geschütz verfügten, für ihren Zweck vollkommen hinreichten. Alle anderen Truppen marschirten an den Tessin. An dem linken Ufer desselben stand die schlagfertige Armee, ungeduldig des Augenblicks harrend, der den Befehl zum Einmarsch in Piemont bedingen sollte. Endlich war er gekommen. Lange hingehalten durch Englands Vermittlungspolitik, Preußens unentschlossene Haltung und Napoleons Friedensversicherungen hatte der Kaiser endlich die Fäden des Lügengewebes zerrissen und den Befehl zum unverzüglichen Einmarsch in Piemont ertheilt. Er wurde mit unendlichem Jubel begrüßt und am 29. April Nachmittags 3 Uhr begann der Uebergang der östreichischen Truppen über den Fluß. Der Enthusiasmus, den sie dabei an den Tag legten, erinnerte an die erhebendsten Momente des Jahres 1848 und 1849. Die Offiziere fielen sich

in die Arme, die Mannschaften jauchzten und machten ihrer Begeisterung in endlosen Lebehochrufen in allen Idiomen der vielsprachigen Kaiserstaaten Luft.

Die Armee überschritt den Tessin an drei Punkten, bei Buffalora, Gravellona und Vigevano. Graf Gyulay mit dem Hauptquartier hatte sich nach Pavia begeben und überschritt den Fluß dort. Das düstere Pavia, ein „trockenes Venedig“ ohne den Reiz der Poesie, der die Lagunenstadt umschwebt, ein Ort mit engen Gassen und nachlässig gehaltenen Häusern, dessen imposante Paläste neben halbverfallenen Kirchen stehen, gewann den Anblick eines großen Feldlagers. Einwohner sah man wenige; vor den Thoren hielten lange Wagenzüge, Pferdekoppeln und Munitionscolonnen, in den Straßen schallte der eherne Schritt deutscher und croatischer Regimenter, zwischen und hinter denen Ordonnanzen und Courriere, Aerzte, Militärbeamte, Nachzügler und Vorspannkutschen sich drängten. Die Offiziere konnte man nur an den Waffen und den schwarzgelben Feldbinden unterscheiden, denn sie waren wie die Soldaten mit leinenen „Kitteln“ bekleidet.

5. Die ersten Operationen Gyulay's.

Von den drei Armeen des östreichischen Heeres war die eine unter dem unmittelbaren Befehle Gyulay's 30,000, die zweite unter Benedeck 60,000, die dritte unter Zobel 30,000 Mann stark. Das nächste Ziel ihres Vorrückens, die Besitznahme der reichen und fruchtbaren sardinischen Provinz Lomellina wurde ohne Widerstand erreicht und bot insofern für die östreichische Armee einen großen Gewinn, als die 6 Meilen breite und 12 Meilen lange Provinz Lebensmittel und andere Heerbedürfnisse liefern mußte.

Die nächsten Bewegungen erweckten die Erwartung, daß Graf Gyulay rasch eine große Entscheidung suche. Sein rechter Flügel ging über Novara und Vercelli vor und schien bestimmt zu sein, Turin zu bedrohen und die Eisenbahn bis zur Dora Baltea zu zerstören und Wege und Brücken ungangbar zu machen, um einen Marsch der Franzosen auf der Straße nach Mailand zu erschweren. Die Hauptarmee nahm die Richtung gegen den Po und die bei Alessandria stehenden Piemontesen. Es war anzunehmen, daß sie diese isoliren wolle, indem sie sich auf der andern Seite auf der Eisenbahn, die von Turin über Asti nach Alessandria führt, festsetze, auf der andern Seite bis Novi vorgehe, um die Franzosen, sobald sie in die Ebene vordrängen, in die Gebirge zurückzuwerfen. Einen solchen Plan mußte man um so eher voraussetzen, als Gyulay bis Voghera und Castelnuova vorging. Der Plan gewährte die Hoffnung, die Franzosen und Sardinier einzeln zu schlagen und eine Niederlage durfte um so weniger befürchtet werden, als im schlimmsten Falle der Rückzug durch Piacenza gesichert war.

Je sicherer dieser Plan einen schnellen Sieg und eine rasche Beendigung des Kriegs versprach, desto mehr muß man staunen, wenn Gyulay wider alles Erwarten in der Ausführung plötzlich inne hielt. Nur zwei Umstände lassen sich als wahrscheinliche Beweggründe annehmen, das rasche unerwartete Eintreffen der verbündeten Franzosen, die übrigens noch nicht einmal ihre Muni-

tionscolonnen und ihre Artillerie bei sich hatten und ganz zersplittert waren, und das schlechte Wetter. Letzteres namentlich wirkte auf die Operationen sehr störend ein. Die frühzeitig eingetretene milde Witterung hatte nämlich den Alpenschnee, von dem die piemontesischen Gewässer gespeist werden, jählings in's Schmelzen gebracht. Die Flüsse traten aus und überschwemmten die nächsten Ländereien, so daß die Reisfelder, in denen der Hauptreichthum der Lomellina besteht, dem Auge die Spiegelflächen von Seen zeigten. Dazu goß der Regen tagelang in Strömen vom Himmel. Die Leiden der Soldaten wurden durch dieses Unwetter nicht wenig erhöht. Obdach gab es keines oder nur für eine geringe Zahl, die der Zufall in die Nähe von Häusern, Hütten oder Schuppen brachte. Die größere Mehrzahl war zwischen die kalte, nasse Erde und den regnenden Himmel hingestellt.

Nicht minder hindernd wirkte auf die Operationen der Umstand ein, daß die Truppen beim Vormarsch fast überall auf abgegrabene Straßen und zerstörte Brücken trafen; die Telegraphendrähte hingen überall zerrissen an den Stangen herunter, das Eisenbahnmaterial war bis auf die letzte Spur zurückgezogen, kurz, den Oestreichern der Marsch durch alle möglichen Hindernisse erschwert. Zum Transporte waren sie auf Benützung der Vorspann beschränkt, für welche die Pferde aus der ganzen Lombardei zusammengetrieben werden mußten.

Diese Hindernisse von Wetter und Wegen verzögerten die Operationen Gyulay's, dem auf seinem Marsche gegen Asti wohl die Gefahr vorgeschwebt haben mag, daß er seine Gegner, die durch Eisenbahnen begünstigt waren, dort bereits in überlegenen Massen vorfinden könnte, eine Annahme, die ihn zu Einstellung der Operationen bewogen haben dürfte.

6. Ankunft der französischen Hilfsarmee in Piemont. Napoleon geht zur Armee.

Während Gyulay's Truppen mit Wetter und Wegen kämpften, ging es dem Theile der französischen Armee, welcher über die Alpen marschirte, nicht viel besser. Sie benutzten zwei Wege, den über den Mont Cenis mit der Seitenstraße, die von Grenoble her mündet und den über den Mont Genèvre, die direkte Verbindung zwischen Grenoble und Susa. Die Schneemassen, die den Mont Cenis fast sperrten, waren von 4000 Leuten der Eisenbahn durch unausgesetzte Arbeit beseitigt worden. Es fiel aber immer wieder neuer Schnee, der den Boden über einen Fuß hoch deckte und nicht selten waren die marschirenden Truppen in dichte Nebel oder Schneewirbel eingehüllt. Dieß hinderte übrigens den Marsch keinen Augenblick und selbst die Nacht wurde benützt, indem man die Truppen von Führern mit Fackeln begleiten ließ. Die von Grenoble ausgehenden Abtheilungen hatten zwei Bergrücken zu übersteigen, den Col du Lautaret, der die Thäler der Romanche und der Guizanne trennt und den Mont Genèvre. Sie fanden fast noch größere Hindernisse vor sich, als beim Mont Cenis zu besiegen waren. Ein Theil von ihnen folgte jenseit des Mont Genèvre dem Wege, der über Fenestrelles und Perouse nach Pignerol führt,

wo eine Zweigbahn nach Turin ihren Anfang nimmt. Die Reiterei benutzte hauptsächlich die schöne Straße vom Var nach Genua.

Die meisten französischen Truppen jedoch wurden zur See befördert. Die Einschiffungspunkte waren Marseille und Toulon. Das französische Seetransportwesen war in einer Weise geordnet, um die selbst England seinen Nachbar beneiden kann; eine eigene Transportflotte, mit den besten Einrichtungen versehen, beförderte die Truppen, die bei den Einschiffungen eine ungemeine Gewandtheit und Schnelligkeit entfalteten. Ein französisches Bataillon war so rasch an Bord, daß in einem Zuschauer der Gedanke entstehen konnte, es handle sich um eine Lustfahrt von wenig Stunden. Unter Lachen, Singen und Rufen: „Es lebe der Krieg!“ sprangen die Soldaten, ihr Feldgepäck auf dem Rücken, in die Boote und erkletterten im Nu die Schiffe. Ihr Gepäck wurde im Raume aufgeschichtet und die Einschiffung war fertig. Das Landen dieser Truppen in Genua bot das nicht minder interessante, oben geschilderte Schauspiel dar. Von dort wurden die Truppen sogleich zur Eisenbahn nach Alessandria befördert, demselben Zielpunkt, den die über den Mont Cenis und Mont Genèvre gegangenen Franzosen nahmen.

Mit einer Spannung, welche die Zuschauer eines Wettrennens durchzuckt, richteten die sanguinischen Franzosen ihre Augen auf die Märsche ihrer Armeen und als endlich der Kaiser selbst den Oberbefehl in Italien führen zu wollen erklärte, da schwebten das veni vidi vici Cäsars und Napoleons I. Siege in Italien wie Augurvögel vor den erhitzten Köpfen der Pariser und die ganze Hauptstadt war darauf gefaßt, bald den krachenden Sturz geplünderter und verheerter Städte und das Geschrei zersprengter Armeen zu hören. Der Enthusiasmus erreichte den höchsten Grad, als Napoleon Paris verließ.

Er hatte gewartet, bis die Truppen in den ihnen angewiesenen Stellungen schlagfertig dastanden, dann brach er von Paris auf. Der 10. Mai war zur Abreise bestimmt. Ungeheure Menschenmassen wogten durch die Straßen von Paris, die Vorstädte hatten sich völlig entleert und mit ihrer Bevölkerung verband sich Alles, was Paris an feurigen oder schaulustigen Elementen enthielt. Dichte Massen bildeten bis zum Bahnhofe Spaliere und empfingen den Kaiser mit einem Donner von Hochrufen. Man umringte ihn, wie man einen Volkshelden umringt und mit Mühe ließen sich die Arbeiter abhalten, ihm am Bastilleplatz vor der Julisäule die Pferde auszuspannen.

Bis Fontainebleau begleitete ihn die zur Regentin ernannte Kaiserin. Längs der Eisenbahn empfing man ihn überall mit stürmischem Jubel, namentlich in Marseille, wo er am Mittag des 11. Mai eintraf. Im Angesicht des Hafens war ein Zelt errichtet, von dem der Kaiser nach stattgehabtem Empfang der Behörden an Bord der „Königin Hortense“ ging. Am 12. Mai Nachmittags war er in Genua. Mehr als tausend beflaggte Boote begleiteten das kleine Dampfschiff Authion, das ihm auf die Rhede entgegenfuhr! Die Quais des Handelshafens und Schiffe waren mit begrüßenden Menschen bedeckt. Abends wiederholte sich der feierliche Empfang im Theater Carlo Felice, zu dem der Kaiser durch taghell erleuchtete Gassen fuhr.

Den folgenden Tag erhielt der Kaiser einen Besuch von Viktor Emanuel, der von Alessandria herübergekommen war. An demselben Tage erließ er eine Proklamation an sein Heer, die den Soldaten sagte: „daß sie für eine heilige Sache fechten, welche die Sympathien der ganzen Welt besitze.“ „Ueberstürzt euch nicht,“ lautete der Schluß, „das ist die einzige Sache, die ich fürchte. Die neuen Präcisionswaffen sind nur in der Ferne gefährlich, die eure wird wie immer das Bajonnet sein. Das Vaterland erwartet viel von euch. Schon tönen durch ganz Frankreich Worte einer glücklichen Vorbedeutung: möge die neue Armee von Italien ihrer älteren Schwester würdig sein.“

In der Begleitung des Kaisers waren über 40 Generale angekommen. Die bedeutendsten darunter waren Marschall Baraguay d'Hilliers, Mac-Mahon, Canrobert, Niel und Marschall Baillant.

Graf Achille Baraguay d'Hilliers ist der Sohn eines berühmten Reitergenerals der napoleonischen Zeit, geboren den 6. September 1795. Schon 1807 wurde er in ein Regiment reitender Jäger eingetheilt und machte 1812 den russischen Feldzug mit, in dem er seinen Vater verlor. In der Leipziger Völkerschlacht, wo er Adjutant des Marschall Marmont war, riß ihm eine Kugel die linke Hand weg, und diese Verstümmelung hielt ihn 1814 und 1815 von kriegerischer Thätigkeit fern. Als anerkannter Bonapartist wurde er unter der Restauration vernachläßigt und konnte es nur zum Grade eines Hauptmanns bringen. In den Tagen der Julirevolution stand er in Algier, wo er 1830 Oberst wurde. Später kam er als Vicegouverneur in die Militärschule von St. Cyr und übernahm 1836 als Generalmajor die oberste Leitung derselben. In den Jahren 1841—1844 bewährte er sich im Posten eines Befehlshabers der Provinz Constantine als gewandter Verwaltungsmann, zog aber durch übertriebene Strenge vielfachen Tadel auf sich. Als die Februarrevolution die Welt überraschte, war er Befehlshaber einer Division in Besançon, wo er zum Mitgliede beider Nationalversammlungen gewählt wurde. Als einer der Leiter der Ordnungsparthei übte er dort einen bedeutenden parlamentarischen Einfluß und begegnete dem Sieger in der Junischlacht — Cavaignac — einige Male mit der bestimmtesten Unhöflichkeit, da er es nicht ertragen konnte, daß ein junger Offizier, den er so lange tief unter sich erblickt, jetzt über ihm stand.

Unter Napoleon kamen seine bonapartistischen Gesinnungen wieder zur Geltung und er wurde mehrmals zu diplomatischen Sendungen verwendet. Im zweiten Jahre des russischen Krieges erhielt er den Oberbefehl über das nach der Ostsee bestimmte französische Expeditionscorps und nahm in Verbindung mit den Engländern Bomarsund ein. Dafür wurde er 28. August 1854 zum Marschall ernannt.

Baraguay d'Hilliers hat ein angenehmes und kriegerisches Aeußere. Er ist durchaus Soldat, auch in dem Sinne, daß er lieber drein schlägt als vermittelt. Die erste diplomatische Verwicklung, in die er gerieth, erledigte er so, daß er seinem Gegner sagen ließ, die Hand, in welcher er die Pistole zu halten pflege, habe die Leipziger Schlacht verschont!

Maria Patrik Moriz Mac-Mahon, Herzog von Magenta, geboren den 13. Juni 1808 in Autun, stammt aus einer alten, irländischen Familie, die sich dem Geschick der Stuarts anschloß und nach Frankreich auswanderte. Sein Vater war Pair von Frankreich und persönlicher Freund Karls X. Der Sohn trat 1825 in die Kriegsschule von St. Cyr und erhielt beim Zuge gegen Algier die Feuertaufe. Bei der ersten großen Waffenthat, der Eroberung von Constantine, zeichnete er sich so aus, daß ihm das Commando über ein Jägerbataillon übergeben wurde. Er führte später ein Regiment der Fremdenlegion, wurde 1845 Oberst, 1848 Brigadegeneral und 1852 Divisionsgeneral. Im Jahre 1855 commandirte er eine Division in der Krim und erstürmte den Malakoff (s. S. 268). Die Belohnung für diese glänzende Waffenthat war das Großkreuz der Ehrenlegion und eine Stelle im Senat. Beim Ausbruch des Krieges mit Oestreich berief ihn der Kaiser nach Paris und übertrug ihm den Oberbefehl über das 2. Corps der italienischen Armee. In der Schlacht von Magenta, wo er durch die Einnahme von Magenta den Sieg entschied, holte er sich den Marschallsrang und Herzogstitel.

Canrobert haben wir im Krimkriege schon begegnet und ebenso dem dort oft genannten

General Franz Niel. Dieser ist 1802 geboren und genoß seine militärische Erziehung in der polytechnischen Schule, dann als Lieutenant in der Ingenieurschule in Metz; 1836 diente er im Generalstabe des Expeditioncorps gegen Constantine, bei dessen schwieriger und blutiger Wegnahme er sich so auszeichnete, daß er zum Geniecommandanten dieses Platzes ernannt wurde. Schon im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum Chef de Bataillon, 1838 die zum Oberstlieutenant. Sein Ruf als einer der fähigsten Ingenieuroffiziere war schon dermaßen begründet, daß er im Jahre 1849 der Expedition nach Rom als General-Generalstabschef des Genie zugetheilt wurde, als welcher er die dreiwöchentliche Belagerung von Rom leitete. Von dieser Expedition ruhmgekrönt heimkehrend, ward Niel dem Kriegsministerium zugetheilt und 1853 Divisionsgeneral. Als solcher befehligte er die Genietruppen in dem Corps des General Baraguay d'Hilliers und leitete den Angriff auf Bomarsund (s. S. 245). Der glückliche Erfolg erhöhte Niels Ansehen und Bedeutung außerordentlich und die Hochachtung des Kaisers für diesen ausgezeichneten Ingenieur steigerte sich bis zum Vertrauen, als er ihn 1855 nach der Krim schickte. Dort war die Bezwingung Sebastopols sein Werk. Jetzt finden wir ihn wieder als Commandanten des 4. französischen Armeecorps.

Vor dem Beginn der eigentlichen Feindseligkeiten hatte die französisch-sardinische Armee folgende Organisation:

Den Oberbefehl führte der Kaiser Napoleon, sein Chef des Generalstabs war der Marschall Vaillant; an der Spitze der Artillerie stand der General Leboeuf. Die ganze Armee zerfiel in 5 Corps.

Das erste, unter Baraguay d'Hilliers, bestand aus den drei Fußdivisionen Forey, Ladmirault, Bazaine und aus einer Reiterdivision, der die pie-

montesische Reservecavallerie unter General Sonnaz beigegeben war. Generalstabschef war General Folz.

Das zweite Corps, unter Mac Mahon, zählte zwei Fußdivisionen de la Motterouge und Espinasse nebst einer Brigade Reiterei. Den Generalstab leitete General Lebrun.

Das dritte Corps, unter Canrobert, hatte drei Fußdivisionen, Bourbaki, Bouat, Regnault und die Reiterdivision Montauban. Generalstabschef war General Senneville.

Das vierte Corps befehligte General Niel, bestehend aus den Divisionen Vinoy und Foilly und einer Reiterbrigade.

Das fünfte Corps, unter dem Prinzen Napoleon, sollte erst in Italien gebildet werden.

Die Garden standen als Reserve unter dem unmittelbaren Befehle des Kaisers in Alessandria.

Die piemontesische Armee commandirte der König. Sie war in den rechten und linken Flügel getheilt unter den Commando's der Generale Alfons della Marmora und Hektor von Sonnaz. Je zwei Brigaden bildeten eine Division, die Brigaden Savoyen und Gardegrenadiere unter General Castelborgo die erste, Piemont und Aosta unter Fanti die zweite, Pignerol und Acqui unter Durando die dritte, Königin und Savona unter Cialdini die vierte, Casale und Coni unter Cucchiari die fünfte. Die Reiterdivision führte General Sambry, Chef der Artillerie war General Pastore, des Genies General Menabrea.

7. Montebello den 20. Mai 1859.

Die Franzosen und Piemontesen hatten ihre Vorbereitungen getroffen und ihre Stellungen eingenommen, ohne von Gyulay, der das System der reinen Vertheidigung annahm, belästigt oder gestört zu werden. Hinter den weitgedehnten, einem feindlichen Durchbruch wegen ihrer Länge bloßgestellten Linien der Sesia und des Po suchte er seine Deckung, indem er am 7. Mai in einer rabenfinsteren Nacht und bei fortwährenden Regengüssen über den Po ging und auch den rechten gegen die Dora Baltea vordringenden Flügel zurückzog, um ihn keinem Flankenangriff von Süden her auszusetzen. Diesem Flügel drängten die Piemontesen lebhaft nach, bis bei Vercelli an der Sesia die Oestreicher Halt machten. Mittelst Vercelli's, das ihnen als Brückenkopf an der Sesia diente, konnten sie auf dem linken Ufer des Po manövriren und Turin bedrohen, was von bedeutsamen Folgen hätte sein können. So schlimm meinte es aber Gyulay nicht und erwartete vielmehr den Hauptangriff des Feindes auf seinem linken Flügel im Südosten am Po, d. h. also da, wo er am stärksten war und den größten Theil seines Heeres beisammen hatte. Tessin und Po bilden dort starke Linien und Pavia und die Festung Piacenza sind feste Anlehnungspunkte. Vier Meilen weiter abwärts liegt, den Rückzug deckend, der alte Platz Cremona. Erfolgte von dieser Seite wirklich der Angriff, so war Gyulay in seinem

Hauptquartier Garlasco nahe genug, um zu rechter Zeit auf dem Platze sein zu können. Doch die Hauptmacht der Alliirten, zwischen Tortona, Alessandria und Casale vereinigt, rührte sich nicht und schien eher vor den Thoren ihrer Festungen einen Angriff zu erwarten, als einen Poübergang wagen zu wollen. Gyulay beschloß nun, sich über seine Lage durch eine größere Recognoscirung aufzuklären.

Am frühen Morgen des 20. Mai vereinigten sich zu diesem Zwecke unter dem Oberbefehle des Feldmarschall-Lieutenant Stadion etwa 12,000 Mann, worunter 2 Schwadronen Cavallerie und 3½ Batterien. Bei Vacarizza überschritt ein Theil dieser Truppen den Po, die andern, der rechte Flügel, kam von Stradella heran.

Auf dem rechten Pouser steigt das Gelände gegen Süden höher an. Das Dorf Casteggio, wo die Straße von Alessandria sich gegen den Po und gegen Piacenza abzweigt, liegt am tiefsten; höher hinauf folgt Montebello und den Kamm der Erhebung bezeichnet Genestrello, ein Landgut des Marchese Pallavicini. Bei Genestrello fließt ein Bach, Fossagazzo, der den Abhang gegen Montebello in schräger Richtung durchschneidet. Die Entfernung der Ortschaften unter sich beträgt eine halbe Stunde.

Die Bodengestaltung bot den Oestreichern beim Vorrücken große Hilfsmittel und zahlreiche Deckungen dar; das Getreide stand sehr hoch und streckte sich in breiten Feldern hin. Die an den Maulbeerbäumen hinaufrankenden Reben umgaben ihre Stämme mit grünem Laub, kleine Pflanzungen hemmten von allen Seiten den Umblick und breite Gräben durchschnitten den Boden nach allen Richtungen. Diese Deckungsmittel benützend, näherten sich die östreichischen Colonnen in großem Halbkreise von Casteggio her der Stellung der Alliirten, um sie zu durchbrechen. Sie stießen auf nichts als piemontesische Reiterei, die drei Regimenter Aosta, Novara und Montferrat. Ihr Befehlshaber, General Sonnaz, handelte ganz den Umständen angemessen. Indem er den Marschall Baraguay d'Hilliers benachrichtigte, daß er angegriffen sei, warf er sich wiederholt auf seine Gegner und suchte sie aufzuhalten. Bei diesem Angriffe bewiesen beide Theile eine glänzende Tapferkeit. Die Piemontesen kehrten immer wieder zum Angriff zurück, so schwere Verluste sie auch erlitten und so schwierig ihnen das Terrain auch den Kampf machte. Die östreichische Infanterie ließ die Reiter bis auf 30 oder 40 Schritte herankommen, ehe sie ihr Feuer abgaben.

Graf Stadion blieb im Vorrücken, bis er das Gehöft Genestrello erreicht hatte. Hier kam das Gefecht zum Stehen, denn bereits waren französische Hilfstruppen mit Hilfe der Eisenbahn eingetroffen und warfen sich, sobald sie aus dem Wagen gesprungen waren, unmittelbar in's Gefecht.

Es war dieß General Forey mit 5 Bataillonen und 2 Geschützen, die sich beim Pachthofe Cascina Nuova auf der Straße postirten, aber nothdürftig ihre Position halten, da sie furchtbar unter dem Feuer der Oestreicher von den Höhen von Genestrello herab leiden und in Gefahr sind, auf dem linken Flügel umgangen zu werden.

Lange halten die Oestreicher Genestrello, bis General Forey, mit neuen Truppen — dem Rest der Division unter General Beuret — herbeieilend, auf der Eisenbahn und in Cascina Nuova eine Stellung nahm, welche die Flanke der Oestreicher bedrohte. Er drang dort mit 3 Bataillonen in Staffeln gegen Genestrello vor. Seine Tirailleurketten verbreiten sich über die Felder, nisten sich hinter den Baumgruppen ein, überspringen Gräben und Hecken, aber aus den bis dahin unbeweglichen Getreidefeldern hervor knattert das Feuer der östreichischen Jäger und schrittweise werden die Höhen von Genestrello mit Strömen Blutes erkauft. Mit größter Tapferkeit kämpfen die Oestreicher; wenn sie eine lange vertheidigte Stellung aufgeben, so lassen sie dieselbe nur mit Leichen bedeckt zurück und erneuern hinter Gräben, Mauern und Bäumen hervor das Gefecht. Endlich mußte aber Genestrello aufgegeben werden und General Forey drängte die Oestreicher bis nach Montebello zurück, wo sie Unterstützung fanden und den Widerstand fortsetzten. Bis Abends 6 Uhr wurde das hartnäckig vertheidigte Dorf gehalten. Endlich gelang es doch den wiederholten Angriffen der Franzosen, das Dorf zu nehmen. Zwar wurde von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus gekämpft, und die hinter den mit Schießscharten versehenen Mauern aufgestellten Oestreicher überschütteten die angreifenden Franzosen überall mit verheerendem Kugelhagel; aus allen Fenstern starren Gewehre hervor, jedes Haus ward zur kleinen Festung gemacht. Aber endlich mußten die Oestreicher doch weichen und Abends 7 Uhr verlassen die Oestreicher langsam das Dorf, aber ihre Abtheilungen machen wiederholt Halt und strecken mit Pelotonsalven die vordersten Reihen der nachfolgenden Franzosen nieder.

Doch hatten die Oestreicher noch ein Reduit, den Kirchhof von Montebello, welcher auf einem kleinen Hügel hinter dem Dorfe liegt. Er war eine wahre Redoute und der Hügel mit Geschützen gekrönt, die das geräumte Dorf mit einem Kartätschenhagel überschütteten. Mehrere Kompagnien eröffnen von rechts und links ein verheerendes Kreuzfeuer gegen die aus dem Dorfe rückenden französischen Colonnen. Schon stutzen diese vor diesem Ungewitter von Eisen und Feuer, welches rings herum donnert, da sprengt General Forey mit dem Rufe: „Hieher Kinder, entreißt dem Feind seinen letzten Zufluchtsort, folgt eurem General!“ gegen den Kirchhof vor; von allen Seiten blasen die Signalhörner zum Angriff und unter wüthendem Geschrei, einer Fluth gleich, wälzen sich die französischen Colonnen gegen den Kirchhof, jeden Schritt mit Todten und Verwundeten erkaufend. Als einer der Ersten fällt, mitten in die Stirne getroffen, General Beuret, fast sterbend wird er aufgehoben und in eines der nächsten Häuser getragen. Indessen nehmen seine braven Soldaten die Mauern des Kirchhofs mit dem Bajonnet und die Stätte des Friedens wird ein Schauplatz des mörderischsten Kampfes. Alles, was die Rettung nicht in der Flucht sucht, hat die Gegenwehr mit dem Leben zu bezahlen.

Graf Stadion ordnet nun endlich den Rückzug an, der in vollkommener Ordnung angetreten und von der Brigade Bils so kräftig gedeckt wurde, daß die verfolgenden französischen Plänkler schon bei Casteggio umkehrten.

Zwölftausend Oestreicher waren im Gefecht gegen einen etwa gleichstarken Feind gewesen. Mit einiger Ueberlegenheit wären die Franzosen geschlagen worden. Unbegreiflicher Weise rief Graf Stadion den Prinzen von Hessen, der ganz in der Nähe stand, nicht herbei, ebenso kam ein Theil des rechten Flügels gar nicht in's Gefecht.

Die Truppen, die im Feuer waren, schlugen sich gleich tapfer, wie ihre Gegner. Auf beiden Seiten kamen die nationalen Eigenschaften zur Geltung, hier die Zähigkeit in der Ausdauer, die den Völkern des östreichischen Kaiserstaates eigen ist, dort der französische Ungestümm, dem die Sardinier nacheiferten. Auf beiden Seiten bewährte sich die Büchse als eine furchtbare Waffe. Im Bajonnetkampf zeigten sich die Franzosen überlegen, was vielleicht dem Umstand zuzuschreiben ist, daß man sie vernünftigerweise ihr Gepäck hatte ablegen lassen, während die östreichischen Soldaten ihre schweren Tornister tragen mußten. Auch zogen die Oestreicher dem Bajonnet den Gebrauch des Kolbens vor; so fand man auf dem Kirchhofe zu Montebello einen erschossenen Jäger, im Tode noch krampfhaft den Lauf seiner Büchse haltend, umringt von den Leichen von fünf Zuaven, deren Schädel eingeschlagen waren.

Einzelne Fälle von besonderem Muth und Tapferkeit wies das Gefecht bei Montebello in Masse auf.

Ein Jägeroffizier stand mit 4 Leuten seiner Abtheilung hinter einer kleinen Erhöhung und ließ sich von diesen die Büchsen laden, mit welchen er in kurzer Zeit 30 Feinde niederschoß, wobei er immer vorher denjenigen bezeichnete, an den die Reihe kommen sollte.

Entschieden überlegen zeigten sich die östreichischen Husaren. In den Bügeln stehend jagten sie in vollem Rosseslauf auf die feindlichen Reiter, die jedesmal von ihnen beim ersten Anlaufe geworfen wurden. Wie Schade, daß bei der späteren Schlacht von Solferino die brave östreichische Cavallerie nicht zum Kampfe geführt wurde!

Vor der piemontesischen Cavallerie hatten die Husaren am wenigsten Respekt. Ein alter ungarischer Husarenwachtmeister äußerte sich darüber: „Die Kerl' sitzen auf ihren Gäulen, wie die Aff' und haben gar kein Schluß und die wollen ungarisches Husar attakiren! Das ist wahre Passion für Husar, sie herunterhauen."

Die französische Artillerie überschoß auffallend, sie bewährte sich in den folgenden Schlachten aber um so besser. Von der östreichischen Artillerie zeichnete sich bei Montebello der tapfere Oberlieutenant Prokesch aus, der mit seiner halben Batterie bereits Gefahr lief, von den bis auf 70 Schritten nachgerückten französischen Plänklern erstürmt zu werden, als ein Schwarm Hallerhusaren sich auf die Plänkler warf, die nun ihr Feuer auf die Cavallerie richteten. Unterdessen gewann die Batterie Zeit zum Aufprotzen und Abfahren.

Der Verlust betrug auf beiden Seiten etwa 700 Mann.

Nach dem unglücklichen Gefechte von Montebello verfiel Graf Gyulay wieder in seine alte Unbeweglichkeit. Weil er den Feind an einem bestimmten Punkte in großer Anzahl vorgefunden hatte, schloß er, daß er auch immer

dort bleiben werde. Er hatte keinen andern Gedanken, als die Abwehr eines Stoßes, der den mittleren oder unteren Po treffen werde. Die Ansammlung der Franzosen und Sardinier bei Alessandria, die Revolutionsversuche in Parma und Modena, die Landung des Prinzen Napoleon in Livorno, Alles bestärkte ihn in dieser Ansicht. Ganz von dem Gedanken erfüllt, daß eine verabredete Bewegung der französisch-sardinischen Hauptmacht und des Prinzen Napoleon ihn in Flanke und Rücken bedrohe, zog er seine Truppen mehr und mehr am Po zusammen und entblößte sowohl seine Flanke an der Sesia als die nördliche Gegend an den Alpenseen. Das aber gerade hatte man im französischen Lager gewollt, denn dort sollte ein neuer Feind für ihn aufstehen — Garibaldi und die Revolution!

An dem Tage, dem das Gefecht von Montebello folgte, zeigte sich der sardinische General Cialdini vor Vercelli und griff die östreichische Brigade Ceschi an, welche aber zu schwach war, um sich halten zu können und deßhalb nach Orsengo, halbwegs zwischen Vercelli und Novara, zurückging, wobei sie viel Gepäck und Lebensmittel im Stiche lassen mußte. Die Piemontesen folgten jedoch nicht und ihre ganze Operation hatte das Ansehen, als habe sie eine andere Operation gegen den Feind maskiren sollen. Und so war es auch. Durch den Angriff bei Vercelli war nichts Anderes bezweckt, als die Aufmerksamkeit der Oestreicher von dem Unternehmen abzuziehen, zu dem der kühnste italienische Partheigänger, Garibaldi, ausersehen war. Wir lernten diesen Abenteurer schon bei der heldenmüthigen Vertheidigung der ewigen Stadt gegen Oudinot kennen und auch in neuester Zeit spielte Garibaldi eine auf die Geschicke der italienischen Mittelstaaten so einflußreiche Rolle, daß eine kurze Schilderung seines ereignißvollen Lebens wohl am Platze scheint.

8. Josef Garibaldi

ist kein Vollblut-Italiener, sondern ein Nizzarde aus dem reizenden Grenzgebiet am Var, geboren am 4. Juli 1807. In früher Jugend trat er in die sardinische Marine und stählte seinen Muth im Kampfe mit Wind und Wellen. Schon 1834 machte er gemeinschaftliche Sache mit Mazzini und der Revolution und der kopflose Savoyer-Zug Mazzini's, der die Polizei auf viele Entdeckungen leitete, stellte ihn blos. Er flüchtete nach Frankreich und trat von dort aus in die Dienste des Bey von Tunis als Flottenoffizier. Doch war es ihm auch hier bald entleidet und die Freiheitskämpfe der südamerikanischen Staaten erregten so sehr sein Interesse, daß er sich nach Montevideo begab, in die Marine der Republik Uruguay eintrat und dort, nachdem sein unläugbares Talent Anerkennung gefunden, das Obercommando über das gegen Buenos-Ayres operirende Geschwader erhielt. Nach der englisch-französischen Intervention in Montevideo kämpfte er als selbstständiger Guerillaführer bald an der Spitze einer pfeilschnellen Reiterei, bald an der einer unermüdlichen Infanterie im Landkriege gegen Rosas.

Die Nachricht von den Ereignissen des Jahres 1848 erreichte Monte-

vides nicht bald genug, daß Garibaldi, so sehr er auch eilte, in der ersten glücklichen Periode des oberitalienischen Kriegs hätte mitfechten können. Seine Rolle begann erst nach der Räumung Mailands durch die Sardinier (9. Aug.). Er bildete eine 2000 Mann starke Freischaar und kämpfte gegen d'Aspre am Langensee. In drei kleinen Gefechten geschlagen löste sich aber das kleine Heer schneller auf, als es entstanden war. Ueber die sardinische Grenze zurückgeworfen bestieg Garibaldi ein Schiff, sammelte in Toscana neue Haufen um sich und drang in den Kirchenstaat ein. Auch dieser Versuch scheiterte gänzlich. Vor General Zucchi mußte die Schaar die Waffen strecken und auseinandergehen.

Seine kühnsten Thaten verrichtete Garibaldi bei der Vertheidigung Roms (1849) gegen die stürmenden Franzosen unter Oudinot. Mit dem Reste seiner Mannschaft schlug sich Garibaldi aus Rom durch und wandte sich in's Neapolitanische, um dort einen Aufstand zu erregen. Seine Frau Leonata, eine junge Kreolin von üppigem Körperbau, mit lebhaften Augen und schwarz glänzenden Haaren, begleitete ihn zu Pferde und verrichtete Adjutantendienste. Oestreichische Truppen verfolgten ihn und brachten ihn in eine so trostlose Lage, daß er in San Marino seine Leute entlassen mußte. Mit etwa 200 Getreuen zog er durch das Gebirge nach Cesenatico, wo er sich einschiffte. Bei der Punta maestra wurde seine Absicht, nach Venedig zu gehen, vereitelt. Eine östreichische Flotille verlegte ihm den Weg und nahm die meisten seiner Boote weg. Als Fischer verkleidet erreichte er glücklich Genua, nachdem er aber unterwegs seine Frau verloren hatte, die auf der abenteuerlichen Flucht den Folgen einer Niederkunft erlegen war.

Piemont wollte ihm, der kaum das nackte Leben gerettet, eine Geldunterstützung gewähren; er nahm aber nur die Erziehung seiner Söhne im Cadettenhaus an, deren einer ihm schon in diesem Feldzuge zur Seite stand.

Garibaldi setzte nun wieder über den Ocean und trieb, wie er seinen Freunden schrieb, bei New-York das friedliche Geschäft eines Kerzenhändlers. Später ging er nach Kalifornien und führte 1852 als Steuermann eine peruanische Brigg nach China, aber schon 1854 war er wieder in Sardinien zurück. Eine reiche Handelsfamilie in Genua machte ihn zum Kapitän eines ihrer Schiffe und mit ihrer Hilfe erwarb er sich endlich ein eigenes Schiff, mit dem er bald den ligurischen Meerbusen befuhr, bald größere Fahrten machte. Damit erwarb er sich in den Zeitungen den Titel „General und Guanohändler.“ So lebte er bis zum Eintritt der neuesten Ereignisse, die auch ihn wieder zur kriegerischen Thätigkeit aufforderten.

Mit der Formirung eines aus Freiwilligen zu bildenden Alpenjägercorps beauftragt, entwickelte er bei dessen Organisirung so viel Thätigkeit und Geschick, daß er bereits Ende Mai mit seiner drei Regimenter starken Legion in's Feld rücken konnte. Aus allen Theilen Italiens waren ihm Freiwillige zugeströmt. Wie es bei Freischaaren immer geht, vereinigen sich natürlich dort die edelsten mit den bedenklichsten Elementen. Neben den Söhnen der angesehensten Familien, neben jungen Männern mit großen geschichtlichen Namen stand nicht ein kleiner Theil der Hefe des Volkes in Reih und Glied und nur

Garibaldi's strenge Kriegszucht, die erbarmungslos mit der Kugel die Vergehen straft, ist im Stande, die Ordnung in der Schaar zu erhalten.

Garibaldi selbst hat einen kräftigen Körperbau und die ausdrucksvollen männlichen Züge verschaffen ihm das mittelalterliche ritterliche Aeußere, das im ersten Augenblick für ihn einnimmt.

Die garibaldische Freischaar betrug im Anfange höchstens 6500 Mann. Mit ihr brach er von Vercelli am 21. Mai nach den Alpenseen auf, um die rechte Flanke der Oestreicher zu bedrohen und das den Oestreichern feindlich gesinnte Veltlin zum Aufruhr zu bringen. Ueber Arona marschirte er auf Castelletto und Sesto Calende, wo er am 23. Mai den Tessin überschritt und — der erste der piemontesischen Generale — auf lombardischem Boden stand. In Sesto Calende theilte er seine Leute in drei Colonnen. Die eine, unter seinem besten Hauptmann Decristoforis besetzte Sesto Calende zur Sicherung des Rückzugs, die zweite sollte bei Nacht über den langen See setzen und einen Angriff auf Laveno, den Stationsort der östreichischen Dampfer, machen, mit der dritten marschirte er nach Varese, wo er am 24. einrückte. Sein Unternehmen hatte einen so verzweifelten Charakter, daß man ihn allgemein für verloren hielt. In der That hing er mit seiner Rückzugsstraße an einem einzigen schmalen Faden zusammen. Warfen sich die Oestreicher von Magenta aus auf Sesto Calende, so war er von Sardinien abgeschnitten. Im Rücken hatte er dann den langen See, dessen sardinische Schiffe sämmtlich in die Schweiz geflüchtet waren und der von den östreichischen Kriegsdampfern beherrscht wurde. Höchstens, glaubte man, werde er, da er weder Geschütz noch Reiterei besitze, nach einer Niederlage die Schweiz erreichen, wo der Bundesrath der Republik die Grenzen von starken Abtheilungen unter Oberst Bontems hatte besetzen lassen, um jede bewaffnete Truppe, welche die Grenze zu überschreiten suche, abzuwehren.

Garibaldi's Lage war übrigens weit nicht so ungünstig, als man dachte. Das ganze Gebiet, in das er eindrang, war von östreichischen Truppen entblößt, denn Graf Gyulay hatte inzwischen auch die fliegende Colonne Urbans an sich gezogen. Das obere mailändische Gebiet, das jetzt der Schauplatz der garibaldischen Operationen wurde, ist zu einem Partheigängerkriege wie geschaffen. Schon wenige Stunden nördlich von Mailand zeigen sich Hügelketten, die gegen die Seen hin an Höhe zunehmen und endlich mit den mächtigen Gebirgsstöcken der Alpen verwachsen. Die Berge durchkreuzen sich in den verschiedensten Richtungen, tragen einen üppigen Pflanzenwuchs, sind mit Wäldchen, Gärten, Landhäusern und Dörfern besetzt und werden an ihrem Fuße von Bächen und Flüssen durchschnitten. Für Reiterei ist hier kein Raum, Geschütz kann wenig wirken und Truppen in geschlossenen Massen nur schwer sich bewegen. Die Bevölkerung des Landes sind die kriegerischsten und unzufriedensten aller Lombarden und treffliche Schützen. Erreichte Garibaldi, durch sie unterstützt, Sondrio, so beherrschte er die Straße zum Wormser Paß und es war nicht unmöglich, daß er die an der Etsch hinabführende Tyrolerstraße zu bedrohen vermochte. Unruhe in Mailand rief er vom ersten Augenblicke

20*

seines Marsches an hervor. Diese Gefahr bestimmte Gyulay, Urban mit seiner fliegenden Colonne gegen Garibaldi zu entsenden.

Damals hatte aber Garibaldi bereits Erfolge erreicht. Der Theil seiner Truppen, der einen Angriff auf Laveno versuchte, richtete allerdings nichts aus, aber er selbst gewann Boden auf Boden. Als er nach Varese gekommen, schloß sich ihm sogleich Alles an. Mit Hilfe der Einwohner verschanzte er sich und erwartete die Oestreicher festen Fußes. Der heranrückende Urban wurde mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. Der durchschnittene Boden und die Bäume, die, obwohl einzeln stehend, von den hochrankenden Reben in Verbindung gesetzt werden und förmliche Verstecke bilden, begünstigten die Freischaar. Urban, in der Ueberzeugung, für den Augenblick gegen Varese nichts ausrichten zu können, zog sich nach Olgiate zurück. Den Kampf, den er hier in einer offenen Ebene anbot, lehnte Garibaldi ab, und verschwand in den Bergen zu seiner Linken. Er zog so nahe an der Schweiz hin, daß man glaubte, er werde dort eine Zuflucht suchen, aber mit einem Male tauchte er am andern Ende wieder auf. Er hatte den rechten Flügel der Oestreicher umgangen und nun fiel auch Como in seine Hände, die Hafenstadt des schönen Sees, dem sie ihren Namen gibt, und lieferte ihm zugleich ihre Dampfschiffe aus, die die Freischaar sogleich benützte, um beide Ufer zu befahren und die Umgegend weit und breit in Aufstand zu bringen. Urban gewann zwar die Höhe von Cametlata vor Como und belagerte letzteres förmlich, aber ohne Erfolg. Die in die Stadt geworfenen Brandraketen zündeten nicht und als Garibaldi die Höhen vor der Stadt mit seinen Schützen besetzte, mußte Urban sogar die Stellung vor Camerlata räumen. Er ging bis Monza zurück, wo er Verstärkungen erwartete. Während dessen drang Garibaldi bis Lecco vor und bedrohte von da aus die Schienenverbindung zwischen Mailand und Verona. Sie war unbedingt verloren, wenn nicht frische Truppen Bergamo besetzten. In dieser Beziehung rechneten die Oestreicher auf das Clam-Gallas'sche Armeecorps, das sich bei Prag zusammengezogen hatte, auf sächsischen und bayrischen Bahnen nach Tyrol befördert worden war und jeden Tag eintreffen konnte.

Indessen hatte Gyulay seine Truppen bei Piacenza zusammengezogen, indem er immer noch einen Angriff von Voghera her erwartete, weil ihm von Alessandria berichtet wurde, daß der Kaiser häufig Spazierritte in der Umgegend mache, die Schlachtfelder besuche, die den Ruhm seines Oheims begründeten, seine Truppen mustere und zuweilen in Voghera erscheine, um Bodenstudien zu machen. Bald sollte er auf die unsanfteste Art aus seinem Irrthume gerissen werden. Ehe dieß aber stattfand, lieferten die Piemontesen den Oestreichern ein Gefecht, das seinen Zweck, die eigentlichen Bewegungen der Alliirten zu verdecken, vollkommen erreichte.

9. Das Gefecht bei Palestro am 30/31. Mai 1859.

Während Gyulay seine Truppen bei Pavia concentrirte, beschloß Napoleon kühn einen Flankenmarsch links auszuführen, den rechten Flügel der

Oestreicher zu umgehen und auf der Hauptstraße nach Mailand vorzugehen. Die Umgehung des rechten östreichischen Flügels theilte er den Piemontesen als Aufgabe zu. Viktor Emanuel erhielt am 29. Mai den kurzen Befehl: „30. Mai. Die Armee des Königs stellt sich vor Palestro auf.“

Die Piemontesen standen in dem von den Oestreichern geräumten Vercelli, die Oestreicher bei Palestro, einem an und für sich unbedeutenden Dorf, das nur insofern wichtig ist, als hier die Straßen von Borgo-Vercelli, Confienza, Robbio und Candia zusammentreffen. Der ganze Boden um Palestro ist von Bewässerungskanälen durchschnitten und mit Culturen dicht bedeckt. Der Flecken selbst liegt auf einer Terrainwelle, die aus zwei mit einander verbundenen kleinen Hügelchen besteht, welche ringsum eine überschwemmte, von Reisfeldern, Hecken und Anpflanzungen bedeckte und von tiefen Bewässerungsgräben durchschnittene Gegend beherrschen. Verschiedene kleine Brücken dienen als Uebergänge über die Kanäle; vor dem Dorfe fließt die Sesia, deren Ufer mit hohem Gebüsch, Pappeln und Weiden bedeckt sind. Sumpfige Wiesen liegen zwischen dem Fluß und den Höhen, auf denen Palestro liegt.

Auf diesen Höhen hatten die Oestreicher zwei Batterien angelegt, welche Fluß und Straße bestrichen, und außerdem waren Brustwehren für die Infanterie aufgeworfen, die Brücke verrammelt und überall, wo sich Deckung fand, Tirailleurketten postirt.

Am 30. Mai Morgens gingen die Piemontesen mit vier Divisionen, denen starke Reserven folgten, gegen die Stellung der Oestreicher vor und griffen sie an drei Punkten — Palestro, Vinzaglio und Casaline — an. Mit dem verwegenen Muthe, der ihn zum tapfersten Soldaten seiner Armee macht, leitet König Viktor Emanuel in Person die militärischen Operationen. Zwei Bataillone Bersaglieri und ein Zug Geschütze bilden unter Cialdini die Vorhut, welche auf der dritten Brücke auf die östreichische Vorhut stößt und trotz des heftigsten Feuers den Verhau überklettert und die Brücke wegnimmt. Gleichzeitig wirft ein Bataillon, das sich mit unwiderstehlichem Ungestümm auf die Befestigungen rechts wirft, die am Fuße des Hügels eingenisteten Tirailleurs zurück. Alles kämpft mit der größten Todesverachtung und Tapferkeit, Artillerie fährt auf und bewirft das Dorf mit Granaten. Die Brigade Savona eilt herbei, dem Angriff Nachdruck zu geben und schon ersteigen die Bersaglieri die Höhen und Brustwehren und nehmen sie mit dem Bajonnet. Da sammeln sich die Oestreicher in dichten Haufen bei der Ziegelhütte und begrüßen die Bersaglieri mit einem mörderischen Feuer hinter den mit Schießscharten durchbrochenen Mauern hervor und nur langsam Schritt für Schritt können die Piemontesen vorrücken und sich endlich in der großen Dorfgasse und in der Kirche festsetzen. Die Oestreicher erhalten indessen Verstärkung von Robbio und die Lage der Piemontesen scheint kritisch zu werden, da setzt sich General Cialdini an die Spitze der Reservecolonnen und indem er den Truppen mit seinem Degen das Dorf Palestro zeigt, führt er die Colonnen unter dem Rufe „es lebe der König“ die Höhen hinan. Nach heldenmüthigem Kampfe

gewinnen sie die Eingänge desselben und ein stundenlanger fürchterlicher Straßenkampf endigt mit dem Rückzuge der Oestreicher.

In gleicher Weise wie die Division Cialdini bei Palestro kämpfte an demselben Tage die 3. Division die Sesia überschreitend bei dem links von Palestro liegenden Dorfe Vinzaglio, während die Division Fanti die auf der Chaussee von Novara gegen Borgo Vercelli vorrückte, nur einen leichten Geschützkampf gegen östreichische Cavallerie zu bestehen hatte.

Nächsten Tags erneuerten die Oestreicher unter Zobel den Kampf und stürmten mit aller Macht gegen Palestro. Die Wegnahme dieses Dorfes hätte die Vereinigung des Marschalls Canrobert, der bei Prarolo über die Sesia zu gehen im Begriff war, mit den Piemontesen verhindert und den Linksmarsch der Franzosen bedeutend gestört. Nach längerem erbittertem Kampfe um Palestro war auch schon die piemontesische Brigade Cialdini, an deren Spitze der König mit glänzender Tapferkeit kämpfte, im Begriffe zu erliegen, da kamen die ersten Franzosen, das 2600 Mann starke 3. Zuavenregiment unter Oberst de Chabron an. Dieß geschah in dem Augenblicke, wo eine östreichische Colonne auf der Straße von Rasasco zwischen einem Kanal und der Sesia vorgedrungen war und die Piemontesen in der rechten Flanke bedrohte. In dem Winkel, den der Kanal mit dem Flusse bildet, hatte sich das dritte Zuavenregiment in einem Maisfeld gelagert. Kaum sah Oberst de Chabron die östr. Colonne mit einem Schwarm von Jägern umgeben und von Artillerie gefolgt am Kanale heranziehen, so ließ er sogleich seine Zuaven vorgehen. Vier Compagnien derselben schleichen durch die Getreidefelder, welche sie ganz bedecken, und gehen im Laufschritt gegen die Oestreicher vor, die soeben im Begriffe waren, die Piemontesen im Rücken zu fassen und sofort aus einer Batterie, die vorher die Sesiabrücke bestrich, die anrückenden Zuaven mit einem Kartätschenhagel begrüßten. Ringsum bedecken schon ihre Leichen den Boden und heulend verlangen sie gegen die Batterie, die ihnen so viel Schaden zufügt, zum Angriff geführt zu werden. Um aber an die feindlichen Geschütze kommen zu können, muß man durch den Kanal. Die Zuaven stocken nicht in ihrem Laufe und stürzen sich in das Wasser, das ihnen bis an die Schultern geht. Selbst die Kugeln der Jäger können sie nicht aufhalten, die aus den Getreidefeldern herauspfeifen und die Kartätschenladungen, die breite Lücken in ihre Colonnen reißen. Die Zuaven antworten mit Wuthgeschrei, erklimmen den schlammigen jenseitigen Uferrand und stoßen die Bedienungsmannschaft der Geschütze nieder, die so bestürzt war, daß sie nicht einmal mehr den Versuch machte, die Geschütze aufzuprotzen. Fünf Geschütze befinden sich in Händen der Zuaven.

Die Zuaven machten Halt, aber nur um Athem zu schöpfen und ihre Colonnen neu zu formiren, dann stürzen sie über die Reisfelder hinweg und erreichen die Straße; ein Theil wirft sich rechts zwischen diese und den Fluß, andere klimmen die Böschung links hinauf und befinden sich plötzlich auf einem großen Sturzacker mehreren östreichischen Bataillonen gegenüber, die sie mit dem Bajonnet angreifen und in Unordnung in ein dichtes Akaziengebüsch wer-

fen. In diesem Augenblicke eilt, die Offensive ergreifend, Viktor Emanuel an der Spitze einiger sardinischen Bataillone herbei und in dicht gedrängten Reihen unter einander gemischt werfen sich die Soldaten der verbrüderten Nationen auf die östreichischen Colonnen, Verwirrung und Tod nach allen Seiten verbreitend! Ein fürchterliches Handgemenge entstand, alle Ordnung war aufgelöst, Jeder wendete sich wohin er wollte, die Bajonnete der Kämpfenden suchten sich eine Feindesbrust, wo sie sich darbot!

Die Oestreicher leisten hartnäckigen Widerstand und werfen sich in einen aus mehreren großen Gebäuden bestehenden Pachthof, welcher die letzte Vertheidigungsstellung vor der Brücke darbot. Starke Reserven besetzen dahinter die Straße und beherrschen die steilen Ufer des Flusses B r i d a. Unerschrocken, unter dem donnernden Rufe „es lebe der Kaiser“ stürzten die Zuaven auf den Pachthof, auf die Brücke und die dort stehenden Geschütze. Es war ein fürchterliches, aber nur kurzes Kampfgewühl, nach wenigen Minuten waren die Zuaven Herren der Geschütze und der Brücke. Vergebens bemühten sich die östreichischen Offiziere, ihre Bataillone wieder zu formiren; ihre zerrütteten Colonnen, wie Verzweifelnde kämpfend, verließen den Pachthof und standen jetzt am Rand des Flusses, dessen Ufer hier steil abfielen. Vor sich die Zuaven, eine drohende Fluth, welche sich unaufhaltsam nähert; hinter sich einen raschen und tiefen Strom. Nur ein einziger Uebergang ist vorhanden, die Brücke auf der Straße; in Unordnung stürzen die Oestreicher dahin, aber sie ist von Todten und Lebendigen versperrt, denn eben hatte dort der Kampf um die Geschütze stattgefunden. Auf den engen Raum zwischen der Brücke und den steilen Ufern des Flusses zusammengedrängt kämpften die Oestreicher den Kampf der Wuth und Verzweiflung; manchmal rangen Oestreicher und Zuaven miteinander und stürzten zusammen in den Fluß, in dem sie ertranken; wieder andere stürzten sich hinein oder gaben sich selbst den Tod; andere klammern sich mit verzweifelter Kraft an dem dichten Gesträuch an, welches den steilen Abhang umsäumt, oder versuchen, den Rücken an Bäume gelehnt, immer noch zu kämpfen; noch andere ergeben sich und strecken die Waffen. Die Ufer sind mit Todten und Sterbenden bedeckt und hundert Arme ragen aus den Flußwogen empor, flehen um ihr Leben und verschwinden dann unter den raschen Wellen der Brida!

Noch war die Brücke immer nicht genommen und die östreichischen Reserven machten Miene, in bedeutenden Massen hinter der Brücke sich zu sammeln. Da eilen die Zuaven auf den Ruf ihres Obersten auf's Neue vorwärts und erstürmen unter dem heftigsten Kartätschenfeuer der Oestreicher, unter dem drei Offiziere nacheinander, den Adler vortragend, fallen, die Brücke, worauf sich die östreichischen Colonnen zum Rückzuge nach Robbio wenden, wohin auch die andern Colonnen sich dirigiren, die das von Cialdini vertheidigte Palestro angegriffen und gegen Confienza vorgegangen waren.

Furchtbar war der Verlust dieses blutigen Gefechts; das 3. Zuavenregiment hatte 46 Todte, worunter 1 Offizier, 233 Verwundete, worunter 15

Offiziere verloren. Der Verlust der Piemontesen betrug 2000 Mann, der der Oestreicher ebensoviel nebst 1000 Gefangenen und 8 Geschützen.

10. Rückzug der Oestreicher über den Tessin 31. Mai.

Am 1. Juni hatte Graf Gyulay drei Armeecorps in dem Bogen Castel d'Agogna, Robbio und Vespolate vor Mortara gesammelt. Jedermann im östreichischen Lager hoffte auf eine Schlacht, für die wirklich der günstigste Augenblick in der That gekommen war. Siegten die Oestreicher in ihrer günstigen Stellung, so mußten die Francosarden in die Gebirge zwischen der oberen Sesia und dem Tessin gedrängt werden; ging die Schlacht unglücklich, so besaßen sie in Mortara, den Brückenköpfen San Martino und Vigevano, den Uebergang bei Bereguardo und endlich durch die Straße nach dem befestigten Pavia mit dem Brückenkopf Gravellone Sicherheiten genug, um geordnet über den Tessin zurückzugehen. Napoleon erwartete selbst auch einen Angriff der Oestreicher und hatte Maßregeln getroffen, bei Olengo vor Novara 100,000 M. vereinigen zu können.

Graf Gyulay jedoch wählte von den zwei Manövern, bei denen er die Wahl hatte, das zaghaftere, sich ohne Schwertstreich aus seiner starken Stellung hinausmanövriren zu lassen und den Rückzug über den Tessin anzutreten. Bei der Anordnung dieser Maßregel beging er jedoch noch einen verhängnißvollen Fehler. Er unterließ die Zerstörung der Bahnlinien des Gebiets, das er räumte. Ihm hatten diese Wege ja doch nie Nutzen gebracht, da die Piemontesen bei der Räumung der Lomellina die Vorsicht gebraucht hatten, alle Maschinen und Wagen mit sich zu nehmen. Die Franzosen zogen von ihnen den Vortheil, ihre Truppen rasch vorwärts zu bringen und in Masse an den Flußpunkten, welche sie zu Uebergängen auserseben, erscheinen, sowie rasch ungeschwächte und unermüdete Reserven in's Gefecht bringen zu können. Die unterlassene Zerstörung der Bahnlinie hatte theilweise den Verlust der Schlacht von Magenta zur Folge.

11. Die letzte Nacht am Tessin 1. Juni.

Am 1. Juni überschritten die östreichischen Colonnen auf den Schiffbrücken bei Vigevano den Tessin. Noch während der Uebergang der Truppen fortdauerte, füllten die Genietruppen die Kanalboote, welche die Träger der Balken bildeten, mit Reisern und Pechkränzen. Es galt die Zerstörung der Brücken, um dem etwa folgenden Feind den Uebergang abzuschneiden.

„Der Abend war hereingebrochen, als die letzte Nachhut der Husaren mit gespanntem Hahn langsamen Schrittes über die schwankenden Dielen ritten, manchen Blick der Wachsamkeit und aber auch der Trauer zurückwerfend in das schöne Land des Feindes, das sie vor wenig Wochen in stolzer Siegeshoffnung und laut hintönendem Jubel betreten hatten, jetzt aber ohne Schwertstreich verlassen mußten. Ein Moment der tiefsten Ruhe folgte. Die rasch hereinbrechende Dämmerung verwischte alle Conturen. Da huschten gespensterhaft aussehende Gestalten mit rothaufflammenden Pechfackeln über die Brücke hin, von den Ufern stießen Kähne ab, aus denen rothe Lichter herüberschienen.

Plötzlich lodert in dem einen Boote der Pontonbrücke eine hohe Flamme auf. Schiff für Schiff folgt und bald beleuchten sieben mächtige Feuersäulen die umliegenden Gestade. Die Flammen züngeln gegen einander und nähern sich gegenseitig, bis endlich eine Feuerstraße den Fluß überbrückt. Die ganze Gegend erschien roth, wie in Blut getaucht und die diesseits stehende Truppe blickt in tiefem Schweigen auf das schauerlich schöne Werk der Zerstörung. Die Mondessichel erblaßt vor diesem Schauspiele und macht die Gegensätze noch schroffer. Da reißen die Ankertaue. Unter Krachen und Knirschen theilt sich die Feuerbrücke in der Mitte und zwei Pontons schwimmen mit den sie verbindenden Balken majestätisch den Strom hinab; andere Kähne folgen, die brennenden Balken stürzen herab und bald ist das Wasser ringsum mit schwimmenden Flammen bedeckt. Hie und da bleibt ein Ponton am Balken hängen und verglimmt nach und nach in düsterer Glut, die letzten Wahrzeichen des gewesenen Ueberganges.

Dichter Qualm bedeckt das diesseitige Ufer und nun erst entzünden sich die Bivouakfeuer im Lager. Die sonst so freudige Stimmung um dieselben ist gewichen, leise erzählen sich die Männer die Ereignisse der vergangenen, die Erwartungen der künftigen Tage. Laut hinaus tönt das Wiehern der Pferde, die Rufe der Patrouillen durch die Stille der lauen Nacht. Das war die letzte Nacht am Tessin."

12. Das Gefecht bei Robecchetto 3. Juni.

Während am 30. und 31. Mai blutig bei Palestro gefochten ward, hatte Napoleon das kühnste militärische Manöver ausgeführt. Gedeckt durch die Gefechte der Piemontesen bewerkstelligte die französische Armee einen Flankenmarsch links, die den größten Theil ihrer Streitkräfte vom Süden nach dem Norden, vom Po nach der Sesia brachte. Schon am ersten Juni hatte der Kaiser sein Hauptquartier nach Novara verlegt, von wo er auf der großen Straße nach Mailand vorzurücken beabsichtigte. Mit der den französischen Operationen eigenthümlichen Raschheit folgten sich nun die weiteren Bewegungen der Armee gegen Mailand. Am 2. Juni befahl Napoleon Mac Mahon von der Division Espinasse den zwischen dem Tessin und Terdoppio liegenden Flecken Trecate besetzen zu lassen, während die Division Camou gegen Robbio auf dem linken Ufer von Tessin vorging, Turbigo gegenüber forcirte und den Bau einer Schiffbrücke deckte, auf welcher am nächsten Tage das Corps Mac Mahon über den Tessin gehen sollte. Nach Vollendung der Brücke besetzte die Division Camou das Dorf Turbigo und den folgenden Tag um 3 Uhr Nachmittags hatte bereits Mac Mahon mit seinem Corps den Tessin überschritten und bei Turbigo Stellung genommen.

Während dieser Fortschrittsbewegungen der französischen Armee hatte Gyulay mit seiner über den Tessin gezogenen Armee in einem großen Halbkreise Stellung genommen und sich mit der rechten Flanke in Magenta an der Straße nach Mailand, der linken an den Tessin bei Abbiate grasso ange-

lehnt, während die Mitte bei Robecco von dem Naviglio durchschnitten wurde. Diese Stellung hatte ohne Zweifel den Zweck, die französ. Armee von der Brücke von San Martino oder Buffalora abzuschneiden und den Theil derselben, der den Fluß bereits passirt hätte, zu vernichten, allein die Aufstellung war zu zersplittert und theilweise waren die einzelnen Heerkörper noch nicht an ihrem Bestimmungsorte eingetroffen und zu weit von einander entfernt. Auf das Eintreffen mehrerer Corps (namentlich von Pavia) war vor Mittag des 4. Juni nicht zu rechnen und so wurden die Oestreicher von der Raschheit der französischen Bewegungen überholt und, wie wir unten sehen werden, geschlagen, ehe sie sich concentrirt hatten.

Das Corps des General Mac Mahon hatte, wie wir oben sahen, schon am 3. Nachmittags Turbigo besetzt und eilte sofort mit den Offizieren seines Generalstabs nach dem Dorfe Robecchetto, das durch seine hohe Lage auf einem Hügel des linken Tessinufers eine weite Fernsicht über die Umgegend bietet. Dort angekommen bestiegen die französischen Offiziere den Kirchthurm, um zu recognosciren, und waren nicht wenig erstaunt, auf kaum ½ Stunde Entfernung eine starke östreich. Colonne gegen das Dorf anrücken zu sehen. Spornstreichs eilten sie in ihre Bivouaks zurück, von wo General de la Motterouge mit den algierischen Jägern, den Turcos, die an diesem Tage zum ersten Male in's Feuer geführt wurden, gegen Robecchetto, wo die Oestreicher sich indessen festgesetzt hatten. Im Laufschritt stürzten die algierischen Tirailleure mit gellendem Kampfgeschrei, dessen Kehltöne ihrer wilden Natur entsprechen, mit gesenktem Kopfe, vorwärts gleich den schwarzen und wilden Heerden, die plötzlich aus dichtem Wald hervorbrechen. Ihnen folgen 4 Geschütze, das zweite Voltigeurregiment und einige Linienbataillone. Ein lebhaftes Gewehrfeuer zeigte, daß die Turcos am Dorfsaume mit den Oestreichern zusammengestoßen seien und dort entspann sich nun ein blutiger Ringkampf, den uns ein östreichischer Jägeroffizier in einem Briefe folgendermaßen schildert:

„Kaum stürmten unsere braven Soldaten den Hügel hinan, so blitzte Schuß auf Schuß, hie und da vom Boden auf, aus einem Graben, hinter Bäumen und Getreidefeldern hervor. Dabei war es kaum möglich, die Schießenden auf Augenblicke zu Gesichte zu bekommen. Das waren Turcos, kräftige Leute mit dunkelbraunen, theils schwarzen Gesichtern, meist ohne Bart, auf dem Kopfe ein rothes Feß mit blauer Quaste. Bekleidet waren sie mit dunklen Waffenröcken, die ein schwarzer Gürtel zusammenhielt, woran die Patrontasche befestigt war; bis zum Knie hatten sie weite rothe Hosen, darunter weiße Kamaschen. Ihr Gewehr war kürzer als das Infanteriegewehr, aber mit außerordentlich langem, sensenartigem Bajonnet versehen. Ihre Fechtart hatte etwas Außergewöhnliches. Jetzt sprang Einer in die Höhe, wie um sich als Zielscheibe zu präsentiren, wobei er aber im gleichen Augenblicke, wo die Schüsse unserer Jäger krachten, mit der Gelenkigkeit eines Affen auf die Seite sprang, sich auf ein Knie erhob, selbst schoß und sich darauf auf den Rücken oder Bauch warf. Die östreichischen Jäger hatten diese Plänkelei, bei der kein ordentlicher Schuß anzubringen war, bald satt und stürmten, wurden aber von

den starken Reserven zurückgeworfen. Dreimal wurde der Sturm wiederholt und jedesmal war es ein blutiger Kampf, Mann gegen Mann. Die Leute warfen theilweise ihre Gewehre auf die Schultern, umklammerten den Hals ihres Feindes und rollten so miteinander den Hügel hinab, wo dann der den Todesstoß empfing, der zufällig unten zu liegen kam oder der Schwächere war. Oft stellten sich die Turcos auch todt, namentlich wenn sie in der Nähe eines Offiziers sich befinden, sprangen dann schnell auf, versetzten ihm einen Stich und eilten pfeilschnell davon. Endlich kam eine Raketenbatterie. Die sprühenden und zischenden Raketen machten die Turcos auffallend bestürzt und es bedurfte des kräftigsten Zurufs ihrer Führer, sie vorwärts zu treiben."

Bis 5 Uhr Abends dauerte dieses Avantgardengefecht, dem auch der Kaiser beiwohnte und das mit der Wegnahme von Robecchetto durch die Franzosen endend das große Vorspiel des blutigen Schlachttages vom 4. Juni sein sollte.

13. Schlacht von Magenta.

Die aufgehende Sonne des 4. Juni traf das französische Heer in geschäftigem Treiben. Die Zelte sind abgebrochen und die Truppen zum Abmarsch bereit. Der allgemeine Marschbefehl lautete: „Das Corps des General Mac Mahon, verstärkt von der Voltigeurdivisien der Kaisergarde und gefolgt von der ganzen Armee des Königs von Sardinien marschirt von Turbigo auf Buffalora und Magenta, während die Gardegrenadierdivision sich des Brückenkopfs von Buffalora auf dem linken Tessinufer bemächtigt und das Armeecorps des Marschall Canrobert an derselben Stelle den Tessin überschreitet. Das 4. Corps postirt sich bei Trecate; das 1. bei Olengo."

Dieses rasche concentrische Vorgehen Napoleons gegen den Tessinübergang auf der großen Straße nach Mailand belehrte endlich Gyulay, aber zu spät, über den Zweck des Linksmarsches der französischen Armee und Gyulay suchte nun den Vormarsch auf der Hauptstraße durch die Sprengung der Brücke bei Buffalora wenigstens so lange zu verzögern, bis er seine Corps von Pavia an sich gezogen hätte und sich mit seinen gesammten Streitkräften den gegen Mailand vorrückenden Armeen der Alliirten in die Flanke werfen könnte. Aber Dank der schlechten Vorsorge, die in der östreichischen Armee für Lebensmittel wie für Kriegsmaterial getroffen war, hatte man kein Pulver, um die Brücken (von Buffalora und Ponte di Magenta) zu sprengen; man telegraphirte nach Mailand und erhielt von dort die Antwort, es sei keines vorhanden. Endlich brachte man soviel zusammen, um 2 Bogen der Brücke von Buffalora zu sprengen, die aber von den Franzosen alsbald wieder hergestellt wurde.

Ehe wir nun in der Beschreibung der Schlacht weiter gehen, sei es uns gegönnt, einen kurzen Blick auf das Schlachtfeld zu werfen und wir folgen hiebei der Schilderung Bazancourt's.

Von dem Brückenkopf von Buffalora auf dem linken Ufer des Tessin folgt die an einigen Stellen vom Bäumen eingefaßte chaussirte Straße einer geraden Linie, die sich nur einmal auf dem halben Wege bis Ponte nuovo di Magenta sanft erhebt.

Zur Linken einige Schritte hinter der Brücke von Buffalora bemerkt man eine Bodensenkung, durch welche die Straße führt, auf welcher man nach dem Dorfe Buffalora gelangt, dessen Schloß und rothe Ziegeldächer man ¼ Stunde links über den Bäumen erblickt. Das an beiden Ufern des Kanals Naviglio grande erbaute Dorf bildet mit Ponte nuovo di Magenta und der Brücke von Buffalora ein Dreieck.

Rechts wendet sich die Eisenbahn in einer fast unmerklichen Kurve von der Brücke von Buffalora und läuft nach den halbkreisförmigen Hügeln, deren Kamm sie etwa 600 Meter von Ponte nuovo überschreitet. Diese Eisenbahn wird von einem sehr hohen Damm getragen, auf dem die Oestreicher nach der Straße zu eine Brustwehr angelegt hatten, auf einem Hügel, der sich am Naviglio grande erhebt, hatte sie überdieß eine starke Redoute erbaut, welche den ganzen Schienenweg beherrschte.

Das Terrain ist rings von Hecken, dichtem Gestrüpp, Baumgruppen, Reben- und Maulbeerpflanzungen bedeckt, der Boden von vielen, theilweise tiefen Wassergräben durchschnitten, dann wieder von feuchten Wiesen oder Hafer- und Gerstenstücken oder großen Reisfeldern. Die Kultur hindert überall die Umsicht, wohin sich das Auge wendet, trifft es auf grüne Massen, die sich kreuzen und nach allen Richtungen ungleich erheben. Auf den weiten Gefilden erscheinen als sichtbare Punkte Robecchetto, Turbigo, Cuggione, Castellato, Induno, San Stefano, Buffalora, Magenta, Robecco.

Es war Morgens 8 Uhr. Der Kaiser war an der Brücke von Buffalora eingetroffen, wo de St. Jean Angely, Commandirender der Kaisergarde bereits mit derselben stand und General Mellinet mit einer seiner Brigaden nach San Martino vorgerückt war, um den Bau einer Schiffbrücke zu decken, da die hergestellte Brücke von Buffalora nicht genügende Sicherheit bot. Alsbald begann das Feuer der Oestreicher von Ponte nuovo di Magenta gegen die Brücke herüber, allein das Gefecht beschränkte sich vorerst auf die vorgeschobenen Posten, da der Kaiser, der nur eine einzige Gardedivision bei sich hatte, sich in kein ernstes Gefecht einlassen wollte, bevor er nicht über den Marsch des General Mac Mahon auf seiner Linken beruhigt war, dem er schon am frühesten Morgen einen Adjutanten mit dem Befehle zum unverzüglichen Vorrücken zugesandt hatte. Mac Mahon ließ dem Kaiser versichern, daß er bis 2½ Uhr Nachmittags vor Magenta eintreffen werde und dirigirte die 1. Division mit den Voltigeurs der Garde über Robecchetto, Malvaggio, Cuggione, Casate und Buffalora, die 2. über Buscate, Mesero und Marcallo gegen Magenta. Beim Flecken Casate stieß die Division La Motterouge (1. D.) auf die Oestreicher, warf sie aber rasch zurück und im Laufschritt eilten, geführt von General Lefèvre, die algierischen Tirailleurs gegen Buffalora, bemächtigen sich der die Eingänge dieses Dorfes sperrenden Barrikaden und der ersten Häuser und zur Seite des Dorfes läßt Commandant Baudouin 12 Geschütze auffahren und beschießt damit eine auf der Straße und im Dorfe selbst aufgestellte östreichische Batterie.

Indessen war der Kaiser mit seiner Garde voller Unruhe, noch nicht den

Kanonendonner Mac Mahons zu hören, an der Brücke von Buffalora gestanden, als auf dem rechten Ufer des Naviglio bei Buffalora mitten aus den Bäumen in mattweißen Wirbeln dicker Rauch emporstieg. Es waren dieß die 12 Geschütze des Commandanten Baudouin und benachrichtigten den Kaiser vom Anrücken Mac Mahons. Sofort befahl der Kaiser, den nur 5000 Mann starken Garden vorzurücken und die Stellungender Oestreicher vorwärts Ponte di Magenta anzugreifen, um Mac Mahon im Vorgehen zu unterstützen. Gleichzeitig wurden die Corps von Canrobert und Niel zum Vormarsch von Trecate nach der Brücke von Buffalora befehligt.

Schon lange hatten die tapferen Garden vor Ungeduld gezittert, unter den Augen ihres Kaisers zu kämpfen und unter begeisternden Rufen, geführt von den tapferen aus dem Krimfeldzuge bekannten General Mellinet, gehen sie gegen die Stellung der Oestreicher vor.

Diese war aber sehr stark; sie bildete einen großen Halbkreis von Hügeln, der sich rechts auf das Dorf Buffalora, in der Mitte auf Magenta und links auf Robecco stützte; die ganze Linie deckt ein breiter Kanal, der Naviglio grande, der zwischen zwei sehr steilen Dämmen fließt, und nur auf drei Brücken den drei Dörfern gegenüber überschritten werden kann. Vorwärts und rückwärts der Brücke von Magenta standen die massiven Bahnhof- und Zollgebäude, welche stark besetzt den Zugang zum Kanal vertheidigten.

Der Kampf gegen diese Stellung drohte fürchterlich zu werden. Ihn eröffnet das 3. Grenadierregiment mit dem General Wimpfen an der Spitze. Bis an die Knie im überschwemmten Boden versinkend, eilen sie vor, durchwaten und durchschwimmen die Wassergraben und erreichen den Abhang des mit der Redonte der Oestreicher gekrönten Hügels, wo sie ein heftiges Kleingewehrfeuer und die im Zickzack wie feurige Schlangen fahrenden und berstenden Raketen begrüßen. Die Reihen der Grenadiere sind furchtbar gelichtet, aber mit verzweiflungsvollem Muthe dringen sie vorwärts, die Brustwehrböschung hinan und als noch 3 Compagnien Gardezuaven anlangen, gelingt es ihrem Ungestümm, sich der Eisenbahnbrücke und der Redoute zu bemächtigen, deren Vertheidiger hinter dem Kanal zwischen den Baumgruppen und dem dichten Gebüsche verschwinden. Die Gardezuaven setzen sich in den nächstliegenden Weinbergen fest, aber nach wenigen Minuten rückt das brave Regiment Großherzog von Hessen gegen sie heran; die Tirailleurs sind bereits im Handgemenge begriffen und treiben Schritt für Schritt die Zuaven zurück. Ihre heimathlichen Jodler — es sind Salzburger — singend, drängen die braven »Hessenkolonnen« nach, und nach kurzer Zeit sind die Zuaven über die Ponte di Magenta zurückgeworfen und die östreichischen Colonnen gewinnen immer mehr Boden. In der Redoute kann sich General Wimpfen mit den Grenadieren kaum mehr halten und unermeßliche Gefahr bedroht alle französischen Truppen, die die Brücke von Buffalora überschritten hatten — die Gefahr, aufgerieben zu werden. Der Kaiser, arg bedrängt, schickte Adjutanten auf Adjutanten an Canrobert und Niel ab, mit dem Befehle, ihren Marsch nach Kräften zu beschleunigen, und unruhig blickte er nach der Gegend hin,

seines Marsches an hervor. Diese Gefahr bestimmte Gyulay, Urban mit seiner fliegenden Colonne gegen Garibaldi zu entsenden.

Damals hatte aber Garibaldi bereits Erfolge erreicht. Der Theil seiner Truppen, der einen Angriff auf Laveno versuchte, richtete allerdings nichts aus, aber er selbst gewann Boden auf Boden. Als er nach Varese gekommen, schloß sich ihm sogleich Alles an. Mit Hilfe der Einwohner verschanzte er sich und erwartete die Oestreicher festen Fußes. Der heranrückende Urban wurde mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. Der durchschnittene Boden und die Bäume, die, obwohl einzeln stehend, von den hochrankenden Reben in Verbindung gesetzt werden und förmliche Verstecke bilden, begünstigten die Freischaar. Urban, in der Ueberzeugung, für den Augenblick gegen Varese nichts ausrichten zu können, zog sich nach Olgiate zurück. Den Kampf, den er hier in einer offenen Ebene anbot, lehnte Garibaldi ab, und verschwand in den Bergen zu seiner Linken. Er zog so nahe an der Schweiz hin, daß man glaubte, er werde dort eine Zuflucht suchen, aber mit einem Male tauchte er am andern Ende wieder auf. Er hatte den rechten Flügel der Oestreicher umgangen und nun fiel auch Como in seine Hände, die Hafenstadt des schönen Sees, dem sie ihren Namen gibt, und lieferte ihm zugleich ihre Dampfschiffe aus, die die Freischaar sogleich benützte, um beide Ufer zu befahren und die Umgegend weit und breit in Aufstand zu bringen. Urban gewann zwar die Höhe von Camerlata vor Como und belagerte letzteres förmlich, aber ohne Erfolg. Die in die Stadt geworfenen Brandraketen zündeten nicht und als Garibaldi die Höhen vor der Stadt mit seinen Schützen besetzte, mußte Urban sogar die Stellung vor Camerlata räumen. Er ging bis Monza zurück, wo er Verstärkungen erwartete. Während dessen drang Garibaldi bis Lecco vor und bedrohte von da aus die Schienenverbindung zwischen Mailand und Verona. Sie war unbedingt verloren, wenn nicht frische Truppen Bergamo besetzten. In dieser Beziehung rechneten die Oestreicher auf das Clam-Gallas'sche Armeecorps, das sich bei Prag zusammengezogen hatte, auf sächsischen und bayrischen Bahnen nach Tyrol befördert worden war und jeden Tag eintreffen konnte.

Indessen hatte Gyulay seine Truppen bei Piacenza zusammengezogen, indem er immer noch einen Angriff von Voghera her erwartete, weil ihm von Alessandria berichtet wurde, daß der Kaiser häufig Spazierritte in der Umgegend mache, die Schlachtfelder besuche, die den Ruhm seines Oheims begründeten, seine Truppen mustere und zuweilen in Voghera erscheine, um Bodenstudien zu machen. Bald sollte er auf die unsanfteste Art aus seinem Irrthume gerissen werden. Ehe dieß aber stattfand, lieferten die Piemontesen den Oestreichern ein Gefecht, das seinen Zweck, die eigentlichen Bewegungen der Alliirten zu verdecken, vollkommen erreichte.

9. Das Gefecht bei Palestro am 30/31. Mai 1859.

Während Gyulay seine Truppen bei Pavia concentrirte, beschloß Napoleon kühn einen Flankenmarsch links auszuführen, den rechten Flügel der

Oestreicher zu umgehen und auf der Hauptstraße nach Mailand vorzugehen. Die Umgehung des rechten östreichischen Flügels theilte er den Piemontesen als Aufgabe zu. Viktor Emanuel erhielt am 29. Mai den kurzen Befehl: „30. Mai. Die Armee des Königs stellt sich vor Palestro auf."

Die Piemontesen standen in dem von den Oestreichern geräumten Vercelli, die Oestreicher bei Palestro, einem an und für sich unbedeutenden Dorf, das nur insofern wichtig ist, als hier die Straßen von Borgo-Vercelli, Confienza, Robbio und Candia zusammentreffen. Der ganze Boden um Palestro ist von Bewässerungskanälen durchschnitten und mit Culturen dicht bedeckt. Der Flecken selbst liegt auf einer Terrainwelle, die aus zwei mit einander verbundenen kleinen Hügelchen besteht, welche ringsum eine überschwemmte, von Reisfeldern, Hecken und Anpflanzungen bedeckte und von tiefen Bewässerungsgräben durchschnittene Gegend beherrschen. Verschiedene kleine Brücken dienen als Uebergänge über die Kanäle; vor dem Dorfe fließt die Sesia, deren Ufer mit hohem Gebüsch, Pappeln und Weiden bedeckt sind. Sumpfige Wiesen liegen zwischen dem Fluß und den Höhen, auf denen Palestro liegt.

Auf diesen Höhen hatten die Oestreicher zwei Batterien angelegt, welche Fluß und Straße bestrichen, und außerdem waren Brustwehren für die Infanterie aufgeworfen, die Brücke verrammelt und überall, wo sich Deckung fand, Tirailleurketten postirt.

Am 30. Mai Morgens gingen die Piemontesen mit vier Divisionen, denen starke Reserven folgten, gegen die Stellung der Oestreicher vor und griffen sie an drei Punkten — Palestro, Vinzaglio und Casaline — an.. Mit dem verwegenen Muthe, der ihn zum tapfersten Soldaten seiner Armee macht, leitet König Viktor Emanuel in Person die militärischen Operationen. Zwei Bataillone Bersaglieri und ein Zug Geschütze bilden unter Cialdini die Vorhut, welche auf der dritten Brücke auf die östreichische Vorhut stößt und trotz des heftigsten Feuers den Verhau überklettert und die Brücke wegnimmt. Gleichzeitig wirft ein Bataillon, das sich mit unwiderstehlichem Ungestümm auf die Befestigungen rechts wirft, die am Fuße des Hügels eingenisteten Tirailleurs zurück. Alles kämpft mit der größten Todesverachtung und Tapferkeit, Artillerie fährt auf und bewirft das Dorf mit Granaten. Die Brigade Savona eilt herbei, dem Angriff Nachdruck zu geben und schon ersteigen die Bersaglieri die Höhen und Brustwehren und nehmen sie mit dem Bajonnet. Da sammeln sich die Oestreicher in dichten Haufen bei der Ziegelhütte und begrüßen die Bersaglieri mit einem mörderischen Feuer hinter den mit Schießscharten durchbrochenen Mauern hervor und nur langsam Schritt für Schritt können die Piemontesen vorrücken und sich endlich in der großen Dorfgasse und in der Kirche festsetzen. Die Oestreicher erhalten indessen Verstärkung von Robbio und die Lage der Piemontesen scheint kritisch zu werden, da setzt sich General Cialdini an die Spitze der Reservecolonnen und indem er den Truppen mit seinem Degen das Dorf Palestro zeigt, führt er die Colonnen unter dem Rufe „es lebe der König" die Höhen hinan. Nach heldenmüthigem Kampfe

genommen sie die Eingänge derselben und ein stundenlanger mörderischer Straßenkampf endigt mit dem Rückzuge der Oestreicher.

In gleicher Weise wie die Division Cialdini bei Palestro Stellung an demselben Tage die 3. Division die Sesia überschreitend in dem links von Palestro gelegenen Dorfe Vinzaglio, während die Division Fanti die auf der Chaussee von Novara gegen Borgo Vercelli vorrückte, nur einen leichten Geschützkampf gegen östreichische Tirailleure zu bestehen hatte.

Nächsten Tags erneuerten die Oestreicher unter Zobel den Kampf und stürmten mit aller Macht gegen Palestro. Die Wegnahme dieses Dorfes hätte die Vereinigung des Marschalls Canrobert, der bei Prarolo über die Sesia zu gehen im Begriff war, mit den Piemontesen verhindert und den Linksabmarsch der Franzosen bedeutend gestört. Nach längerem erbittertem Kampfe um Palestro war auch schon die piemontesische Brigade Cialdini, an deren Spitze der König mit glänzender Tapferkeit kämpfte, im Begriffe zu erliegen, da kamen die ersten Franzosen, das 2000 Mann starke 3. Zuavenregiment unter Oberst de Chabron an. Dieß geschah in dem Augenblicke, wo eine östreichische Colonne auf der Straße von Rosasco zwischen einem Kanal und der Sesia vorgedrungen war und die Piemontesen in der rechten Flanke bedrohte. In dem Winkel, den der Kanal mit dem Flusse bildet, hatte sich das dritte Zuavenregiment in einem Maisfelde gelagert. Kaum sah Oberst de Chabron die östr. Colonne mit einem Schwarm von Jägern umgeben und von Artillerie gefolgt am Kanale heranziehen, so ließ er sogleich seine Zuaven vorgehen. Vier Compagnien derselben schleichen durch die Getreidefelder, welche sie ganz bedecken, und gehen im Laufschritt gegen die Oestreicher vor, die soeben im Begriffe waren, die Piemontesen im Rücken zu fassen und sofort aus einer Batterie, die vorher die Sesiabrücke bestrich, die anrückenden Zuaven mit einem Kartätschenhagel begrüßten. Ringsum bedecken schon ihre Leichen den Boden und heulend verlangen sie gegen die Batterie, die ihnen so viel Schaden zufügt, zum Angriff geführt zu werden. Um aber an die feindlichen Geschütze kommen zu können, muß man durch den Kanal. Die Zuaven stocken nicht in ihrem Laufe und stürzen sich in das Wasser, das ihnen bis an die Schultern geht. Selbst die Kugeln der Jäger können sie nicht aufhalten, die aus den Getreidefeldern herauspfeifen und die Kartätschenladungen, die breite Lücken in ihre Colonnen reißen. Die Zuaven antworten mit Wuthgeschrei, erklimmen den schlammigen jenseitigen Uferrand und stoßen die Bedienungsmannschaft der Geschütze nieder, die so bestürzt war, daß sie nicht einmal mehr den Versuch machte, die Geschütze aufzuprotzen. Fünf Geschütze befinden sich in Händen der Zuaven.

Die Zuaven machten Halt, aber nur um Athem zu schöpfen und ihre Colonnen neu zu formiren, dann stürzen sie über die Reisfelder hinweg und erreichen die Straße; ein Theil wirft sich rechts zwischen diese und den Fluß, andere klimmen die Böschung links hinauf und befinden sich plötzlich auf einem großen Sturzacker mehreren östreichischen Bataillonen gegenüber, die sie mit dem Bajonnet angreifen und in Unordnung in ein dichtes Akaziengebüsch wer-

fen. In diesem Augenblicke eilt, die Offensive ergreifend, Viktor Emanuel an der Spitze einiger sardinischen Bataillone herbei und in dicht gedrängten Reihen unter einander gemischt werfen sich die Soldaten der verbrüderten Nationen auf die östreichischen Colonnen, Verwirrung und Tod nach allen Seiten verbreitend! Ein fürchterliches Handgemenge entstand, alle Ordnung war aufgelöst, Jeder wendete sich wohin er wollte, die Bajonnete der Kämpfenden suchten sich eine Feindesbrust, wo sie sich darbot!

Die Oestreicher leisten hartnäckigen Widerstand und werfen sich in einen aus mehreren großen Gebäuden bestehenden Pachthof, welcher die letzte Vertheidigungsstellung vor der Brücke darbot. Starke Reserven besetzen dahinter die Straße und beherrschen die steilen Ufer des Flusses Brida. Unerschrocken, unter dem donnernden Rufe „es lebe der Kaiser“ stürzten die Zuaven auf den Pachthof, auf die Brücke und die dort stehenden Geschütze. Es war ein fürchterliches, aber nur kurzes Kampfgewühl, nach wenigen Minuten waren die Zuaven Herren der Geschütze und der Brücke. Vergebens bemühten sich die östreichischen Offiziere, ihre Bataillone wieder zu formiren; ihre zerrütteten Colonnen, wie Verzweifelnde kämpfend, verließen den Pachthof und standen jetzt am Rand des Flusses, dessen Ufer hier steil abfielen. Vor sich die Zuaven, eine drohende Fluth, welche sich unaufhaltsam nähert; hinter sich einen raschen und tiefen Strom. Nur ein einziger Uebergang ist vorhanden, die Brücke auf der Straße; in Unordnung stürzen die Oestreicher dahin, aber sie ist von Todten und Lebendigen versperrt, denn eben hatte dort der Kampf um die Geschütze stattgefunden. Auf den engen Raum zwischen der Brücke und den steilen Ufern des Flusses zusammengedrängt kämpften die Oestreicher den Kampf der Wuth und Verzweiflung; manchmal rangen Oestreicher und Zuaven miteinander und stürzten zusammen in den Fluß, in dem sie ertranken; wieder andere stürzten sich hinein oder gaben sich selbst den Tod; andere klammern sich mit verzweifelter Kraft an dem dichten Gesträuch an, welches den steilen Abhang umsäumt, oder versuchen, den Rücken an Bäume gelehnt, immer noch zu kämpfen; noch andere ergeben sich und strecken die Waffen. Die Ufer sind mit Todten und Sterbenden bedeckt und hundert Arme ragen aus den Flußwogen empor, flehen um ihr Leben und verschwinden dann unter den raschen Wellen der Brida!

Noch war die Brücke immer nicht genommen und die östreichischen Reserven machten Miene, in bedeutenden Massen hinter der Brücke sich zu sammeln. Da eilen die Zuaven auf den Ruf ihres Obersten auf's Neue vorwärts und erstürmen unter dem heftigsten Kartätschenfeuer der Oestreicher, unter dem drei Offiziere nacheinander, den Adler vortragend, fallen, die Brücke, worauf sich die östreichischen Colonnen zum Rückzuge nach Robbio wenden, wohin auch die andern Colonnen sich dirigiren, die das von Cialdini vertheidigte Palestro angegriffen und gegen Confienza vorgegangen waren.

Furchtbar war der Verlust dieses blutigen Gefechts; das 3. Zuavenregiment hatte 46 Todte, worunter 1 Offizier, 233 Verwundete, worunter 15

[illegible]

10. Rückzug der Oesterreicher über den Tessin 31. Mai.

Am 1. Juni hatte Graf Gyulai [illegible] Jedermann im östreichischen Lager [illegible] der günstigste Augenblick zu der That gekommen war. [illegible] die Oesterreicher in ihrer günstigen Stellung, so mußten die Franzosen in die Gebirge zwischen der oberen Sesia und dem Tessin gedrängt werden; [illegible] unglücklich, so besetzen sie in Mortara, den Brückenkopf von San Martino und Vigevano, den Uebergang bei [illegible] und endlich durch die Straße nach dem befestigten Pavia mit dem Brückenkopf Gravellone Sicherheiten genug, um geordnet über den Tessin zurückzugehen. Napoleon erwartete selbst auch einen Angriff der Oesterreicher und hatte Maßregeln getroffen, bei Novara 100,000 M. vereinigen zu können.

Graf Gyulai jedoch wählte von den zwei Manövern, bei denen er die Wahl hatte, das zaghaftere, sich ohne Schwertstreich aus seiner starken Stellung hinausmanövriren zu lassen und den Rückzug über den Tessin anzutreten. Bei der Anordnung dieser Maßregel beging er jedoch noch einen verhängnißvollen Fehler. Er unterließ die Zerstörung der Bahnlinien des Gebiets, das er räumte. Ihm hatten diese Wege ja doch nie Nutzen gebracht, da die Piemontesen bei der Räumung der Lomellina die Vorsicht gebraucht hatten, alle Maschinen und Wagen mit sich zu nehmen. Die Franzosen zogen von ihnen den Vortheil, ihre Truppen rasch vorwärts zu bringen und in Masse an den Flußpunkten, welche sie zu Uebergängen ausersehen, erscheinen, sowie rasch ungeschwächte und unermüdete Reserven in's Gefecht bringen zu können. Die unterlassene Zerstörung der Bahnlinie hatte theilweise den Verlust der Schlacht von Magenta zur Folge.

11. Die letzte Nacht am Tessin 1. Juni.

Am 1. Juni überschritten die östreichischen Colonnen auf den Schiffbrücken bei Vigevano den Tessin. Noch während der Uebergang der Truppen fortdauerte, füllten die Genietruppen die Kanalboote, welche die Träger der Balken bildeten, mit Reisern und Pechkränzen. Es galt die Zerstörung der Brücken, um dem etwa folgenden Feind den Uebergang abzuschneiden.

„Der Abend war hereingebrochen, als die letzte Nachhut der Husaren mit gespanntem Hahn langsamen Schrittes über die schwankenden Dielen ritten, manchen Blick der Wachsamkeit und aber auch der Trauer zurückwerfend in das schöne Land des Feindes, das sie vor wenig Wochen in stolzer Siegeshoffnung und laut hintönendem Jubel betreten hatten, jetzt aber ohne Schwertstreich verlassen mußten. Ein Moment der tiefsten Ruhe folgte. Die rasch hereinbrechende Dämmerung verwischte alle Conturen. Da huschten gespensterhaft aussehende Gestalten mit rothaufflammenden Pechfackeln über die Brücke [illegible], von den Ufern stießen Kähne ab, aus denen rothe Lichter herüberschienen.

Plötzlich lodert in dem einen Boote der Pontonbrücke eine hohe Flamme auf. Schiff für Schiff folgt und bald beleuchten sieben mächtige Feuersäulen die umliegenden Gestade. Die Flammen züngeln gegen einander und nähern sich gegenseitig, bis endlich eine Feuerstraße den Fluß überbrückt. Die ganze Gegend erschien roth, wie in Blut getaucht und die diesseits stehende Truppe blickt in tiefem Schweigen auf das schauerlich schöne Werk der Zerstörung. Die Mondessichel erblaßt vor diesem Schauspiele und macht die Gegensätze noch schroffer. Da reißen die Ankertaue. Unter Krachen und Knirschen theilt sich die Feuerbrücke in der Mitte und zwei Pontons schwimmen mit den sie verbindenden Balken majestätisch den Strom hinab; andere Kähne folgen, die brennenden Balken stürzen herab und bald ist das Wasser ringsum mit schwimmenden Flammen bedeckt. Hie und da bleibt ein Ponton am Balken hängen und verglimmt nach und nach in düsterer Glut, die letzten Wahrzeichen des gewesenen Uebergangs.

Dichter Qualm bedeckt das diesseitige Ufer und nun erst entzünden sich die Bivouakfeuer im Lager. Die sonst so freudige Stimmung um dieselben ist gewichen, leise erzählen sich die Männer die Ereignisse der vergangenen, die Erwartungen der künftigen Tage. Laut hinaus tönt das Wiehern der Pferde, die Rufe der Patrouillen durch die Stille der lauen Nacht. Das war die letzte Nacht am Tessin."

12. Das Gefecht bei Robecchetto 3. Juni.

Während am 30. und 31. Mai blutig bei Palestro gefochten ward, hatte Napoleon das kühnste militärische Manöver ausgeführt. Gedeckt durch die Gefechte der Piemontesen bewerkstelligte die französische Armee einen Flankenmarsch links, die den größten Theil ihrer Streitkräfte vom Süden nach dem Norden, vom Po nach der Sesia brachte. Schon am ersten Juni hatte der Kaiser sein Hauptquartier nach Novara verlegt, von wo er auf der großen Straße nach Mailand vorzurücken beabsichtigte. Mit der den französischen Operationen eigenthümlichen Raschheit folgten sich nun die weiteren Bewegungen der Armee gegen Mailand. Am 2. Juni befahl Napoleon Mac Mahon von der Division Espinasse den zwischen dem Tessin und Terdoppio liegenden Flecken Trecate besetzen zu lassen, während die Division Camou gegen Robbio auf dem linken Ufer von Tessin vorging, Turbigo gegenüber forcirte und den Bau einer Schiffbrücke deckte, auf welcher am nächsten Tage das Corps Mac Mahon über den Tessin gehen sollte. Nach Vollendung der Brücke besetzte die Division Camou das Dorf Turbigo und den folgenden Tag um 3 Uhr Nachmittags hatte bereits Mac Mahon mit seinem Corps den Tessin überschritten und bei Turbigo Stellung genommen.

Während dieser Fortschrittsbewegungen der französischen Armee hatte Gyulay mit seiner über den Tessin gezogenen Armee in einem großen Halbkreise Stellung genommen und sich mit der rechten Flanke in Magenta an der Straße nach Mailand, der linken an den Tessin bei Abbiate grasso ange-

lehnt, während die Mitte bei Robecco von dem Naviglio durchschnitten wurde. Diese Stellung hatte ohne Zweifel den Zweck, die französ. Armee von der Brücke von San Martino oder Buffalora abzuschneiden und den Theil derselben, der den Fluß bereits passirt hätte, zu vernichten, allein die Aufstellung war zu zersplittert und theilweise waren die einzelnen Heerkörper noch nicht an ihrem Bestimmungsorte eingetroffen und zu weit von einander entfernt. Auf das Eintreffen mehrerer Corps (namentlich von Pavia) war vor Mittag des 4. Juni nicht zu rechnen und so wurden die Oestreicher von der Raschheit der französischen Bewegungen überholt und, wie wir unten sehen werden, geschlagen, ehe sie sich concentrirt hatten.

Das Corps des General Mac Mahon hatte, wie wir oben sahen, schon am 3. Nachmittags Turbigo besetzt und eilte sofort mit den Offizieren seines Generalstabs nach dem Dorfe Robecchetto, das durch seine hohe Lage auf einem Hügel des linken Tessinufers eine weite Fernsicht über die Umgegend bietet. Dort angekommen bestiegen die französischen Offiziere den Kirchthurm, um zu recognosciren, und waren nicht wenig erstaunt, auf kaum ½ Stunde Entfernung eine starke östreich. Colonne gegen das Dorf anrücken zu sehen. Spornstreichs eilten sie in ihre Bivouaks zurück, von wo General de la Motterouge mit den algierischen Jägern, den Turcos, die an diesem Tage zum ersten Male in's Feuer geführt wurden, gegen Robecchetto, wo die Oestreicher sich indessen festgesetzt hatten. Im Laufschritt stürzten die algierischen Tirailleure mit gellendem Kampfgeschrei, dessen Kehltöne ihrer wilden Natur entsprechen, mit gesenktem Kopfe, vorwärts gleich den schwarzen und wilden Heerden, die plötzlich aus dichtem Wald hervorbrechen. Ihnen folgen 4 Geschütze, das zweite Voltigeurregiment und einige Linienbataillone. Ein lebhaftes Gewehrfeuer zeigte, daß die Turcos am Dorfsaume mit den Oestreichern zusammengestoßen seien und dort entspann sich nun ein blutiger Ringkampf, den uns ein östreichischer Jägeroffizier in einem Briefe folgendermaßen schildert:

„Kaum stürmten unsere braven Soldaten den Hügel hinan, so blitzte Schuß auf Schuß, hie und da vom Boden auf, aus einem Graben, hinter Bäumen und Getreidefeldern hervor. Dabei war es kaum möglich, die Schießenden auf Augenblicke zu Gesichte zu bekommen. Das waren Turcos, kräftige Leute mit dunkelbraunen, theils schwarzen Gesichtern, meist ohne Bart, auf dem Kopfe ein rothes Feß mit blauer Quaste. Bekleidet waren sie mit dunklen Waffenröcken, die ein schwarzer Gürtel zusammenhielt, woran die Patrontasche befestigt war; bis zum Knie hatten sie weite rothe Hosen, darunter weiße Kamaschen. Ihr Gewehr war kürzer als das Infanteriegewehr, aber mit außerordentlich langem, sensenartigem Bajonnet versehen. Ihre Fechtart hatte etwas Außergewöhnliches. Jetzt sprang Einer in die Höhe, wie um sich als Zielscheibe zu präsentiren, wobei er aber im gleichen Augenblicke, wo die Schüsse unserer Jäger krachten, mit der Gelenkigkeit eines Affen auf die Seite sprang, sich auf ein Knie erhob, selbst schoß und sich darauf auf den Rücken oder Bauch warf. Die östreichischen Jäger hatten diese Plänkelei, bei der kein ordentlicher Schuß anzubringen war, bald satt und stürmten, wurden aber von

den starken Reserven zurückgeworfen. Dreimal wurde der Sturm wiederholt und jedesmal war es ein blutiger Kampf, Mann gegen Mann. Die Leute warfen theilweise ihre Gewehre auf die Schultern, umklammerten den Hals ihres Feindes und rollten so miteinander den Hügel hinab, wo dann der den Todesstoß empfing, der zufällig unten zu liegen kam oder der Schwächere war. Oft stellten sich die Turcos auch todt, namentlich wenn sie in der Nähe eines Offiziers sich befinden, sprangen dann schnell auf, versetzten ihm einen Stich und eilten pfeilschnell davon. Endlich kam eine Raketenbatterie. Die sprühenden und zischenden Raketen machten die Turcos auffallend bestürzt und es bedurfte des kräftigsten Zurufs ihrer Führer, sie vorwärts zu treiben."

Bis 5 Uhr Abends dauerte dieses Avantgardengefecht, dem auch der Kaiser beiwohnte und das mit der Wegnahme von Robecchetto durch die Franzosen endend das große Vorspiel des blutigen Schlachttages vom 4. Juni sein sollte.

13. Schlacht von Magenta.

Die aufgehende Sonne des 4. Juni traf das französische Heer in geschäftigem Treiben. Die Zelte sind abgebrochen und die Truppen zum Abmarsch bereit. Der allgemeine Marschbefehl lautete: „Das Corps des General Mac Mahon, verstärkt von der Voltigeurdivision der Kaisergarde und gefolgt von der ganzen Armee des Königs von Sardinien marschirt von Turbigo auf Buffalora und Magenta, während die Gardegrenadierdivision sich des Brückenkopfs von Buffalora auf dem linken Tessinufer bemächtigt und das Armeecorps des Marschall Canrobert an derselben Stelle den Tessin überschreitet. Das 4. Corps postirt sich bei Trecate; das 1. bei Olengo."

Dieses rasche concentrische Vorgehen Napoleons gegen den Tessinübergang auf der großen Straße nach Mailand belehrte endlich Gyulay, aber zu spät, über den Zweck des Linksmarsches der französischen Armee und Gyulay suchte nun den Vormarsch auf der Hauptstraße durch die Sprengung der Brücke bei Buffalora wenigstens so lange zu verzögern, bis er seine Corps von Pavia an sich gezogen hätte und sich mit seinen gesammten Streitkräften den gegen Mailand vorrückenden Armeen der Alliirten in die Flanke werfen könnte. Aber Dank der schlechten Vorsorge, die in der östreichischen Armee für Lebensmittel wie für Kriegsmaterial getroffen war, hatte man kein Pulver, um die Brücken (von Buffalora und Ponte di Magenta) zu sprengen; man telegraphirte nach Mailand und erhielt von dort die Antwort, es sei keines vorhanden. Endlich brachte man soviel zusammen, um 2 Bogen der Brücke von Buffalora zu sprengen, die aber von den Franzosen alsbald wieder hergestellt wurde.

Ehe wir nun in der Beschreibung der Schlacht weiter gehen, sei es uns gegönnt, einen kurzen Blick auf das Schlachtfeld zu werfen und wir folgen hiebei der Schilderung Bazancourt's.

Von dem Brückenkopf von Buffalora auf dem linken Ufer des Tessin folgt die an einigen Stellen vom Bäumen eingefaßte chaussirte Straße einer geraden Linie, die sich nur einmal auf dem halben Wege bis Ponte nuovo di Magenta sanft erhebt.

Zur Linken einige Schritte hinter der Brücke von Buffalora bemerkt man eine Bodensenkung, durch welche die Straße führt, auf welcher man nach dem Dorfe Buffalora gelangt, dessen Schloß und rothe Ziegeldächer man 1/4 Stunde links über den Bäumen erblickt. Das an beiden Ufern des Kanals Naviglio grande erbaute Dorf bildet mit Ponte nuovo di Magenta und der Brücke von Buffalora ein Dreieck.

Rechts wendet sich die Eisenbahn in einer fast unmerklichen Kurve von der Brücke von Buffalora und läuft nach den halbkreisförmigen Hügeln, deren Kamm sie etwa 600 Meter von Ponte nuovo überschreitet. Diese Eisenbahn wird von einem sehr hohen Damm getragen, auf dem die Oestreicher nach der Straße zu eine Brustwehr angelegt hatten, auf einem Hügel, der sich am Naviglio grande erhebt, hatte sie überdieß eine starke Redoute erbaut, welche den ganzen Schienenweg beherrschte.

Das Terrain ist rings von Hecken, dichtem Gestrüpp, Baumgruppen, Reben- und Maulbeerpflanzungen bedeckt, der Boden von vielen, theilweise tiefen Wassergräben durchschnitten, dann wieder von feuchten Wiesen oder Hafer- und Gerstenstücken oder großen Reisfeldern. Die Kultur hindert überall die Umsicht, wohin sich das Auge wendet, trifft es auf grüne Massen, die sich kreuzen und nach allen Richtungen ungleich erheben. Auf den weiten Gefilden erscheinen als sichtbare Punkte Robecchetto, Turbigo, Cuggione, Castellato, Induno, San Stefano, Buffalora, Magenta, Robecco.

Es war Morgens 8 Uhr. Der Kaiser war an der Brücke von Buffalora eingetroffen, wo de St. Jean Angely, Commandirender der Kaisergarde bereits mit derselben stand und General Mellinet mit einer seiner Brigaden nach San Martino vorgerückt war, um den Bau einer Schiffbrücke zu decken, da die hergestellte Brücke von Buffalora nicht genügende Sicherheit bot. Alsbald begann das Feuer der Oestreicher von Ponte nuovo di Magenta gegen die Brücke herüber, allein das Gefecht beschränkte sich vorerst auf die vorgeschobenen Posten, da der Kaiser, der nur eine einzige Gardedivision bei sich hatte, sich in kein ernstes Gefecht einlassen wollte, bevor er nicht über den Marsch des General Mac Mahon auf seiner Linken beruhigt war, dem er schon am frühesten Morgen einen Adjutanten mit dem Befehle zum unverzüglichen Vorrücken zugesandt hatte. Mac Mahon ließ dem Kaiser versichern, daß er bis 2 1/2 Uhr Nachmittags vor Magenta eintreffen werde und dirigirte die 1. Division mit den Voltigeurs der Garde über Robecchetto, Malvaggio, Cuggione, Casate und Buffalora, die 2. über Buscate, Mesero und Marcallo gegen Magenta. Beim Flecken Casate stieß die Division La Motterouge (1. D.) auf die Oestreicher, warf sie aber rasch zurück und im Laufschritt eilten, geführt von General Lefèvre, die algierischen Tirailleurs gegen Buffalora, bemächtigen sich der die Eingänge dieses Dorfes sperrenden Barrikaden und der ersten Häuser und zur Seite des Dorfes läßt Commandant Baudouin 12 Geschütze auffahren und beschießt damit eine auf der Straße und im Dorfe selbst aufgestellte östreichische Batterie.

Indessen war der Kaiser mit seiner Garde voller Unruhe, noch nicht den

Kanonendonner Mac Mahons zu hören, an der Brücke von Buffalora gestanden, als auf dem rechten Ufer des Naviglio bei Buffalora mitten aus den Bäumen in mattweißen Wirbeln dicker Rauch emporstieg. Es waren dieß die 12 Geschütze des Commandanten Baudouin und benachrichtigten den Kaiser vom Anrücken Mac Mahons. Sofort befahl der Kaiser, den nur 5000 Mann starken Garden vorzurücken und die Stellungender Oestreicher vorwärts Ponte di Magenta anzugreifen, um Mac Mahon im Vorgehen zu unterstützen. Gleichzeitig wurden die Corps von Canrobert und Niel zum Vormarsch von Trecate nach der Brücke von Buffalora befehligt.

Schon lange hatten die tapferen Garden vor Ungeduld gezittert, unter den Augen ihres Kaisers zu kämpfen und unter begeisternden Rufen, geführt von den tapferen aus dem Krimfeldzuge bekannten General Mellinet, gehen sie gegen die Stellung der Oestreicher vor.

Diese war aber sehr stark; sie bildete einen großen Halbkreis von Hügeln, der sich rechts auf das Dorf Buffalora, in der Mitte auf Magenta und links auf Robecco stützte; die ganze Linie deckt ein breiter Kanal, der Naviglio grande, der zwischen zwei sehr steilen Dämmen fließt, und nur auf drei Brücken den drei Dörfern gegenüber überschritten werden kann. Vorwärts und rückwärts der Brücke von Magenta standen die massiven Bahnhof- und Zollgebäude, welche stark besetzt den Zugang zum Kanal vertheidigten.

Der Kampf gegen diese Stellung drohte fürchterlich zu werden. Ihn eröffnet das 3. Grenadierregiment mit dem General Wimpfen an der Spitze. Bis an die Knie im überschwemmten Boden versinkend, eilen sie vor, durchwaten und durchschwimmen die Wassergraben und erreichen den Abhang des mit der Redoute der Oestreicher gekrönten Hügels, wo sie ein heftiges Kleingewehrfeuer und die im Zickzack wie feurige Schlangen fahrenden und berstenden Raketen begrüßen. Die Reihen der Grenadiere sind furchtbar gelichtet, aber mit verzweiflungsvollem Muthe dringen sie vorwärts, die Brustwehrböschung hinan und als noch 3 Compagnien Gardezuaven anlangen, gelingt es ihrem Ungestümm, sich der Eisenbahnbrücke und der Redoute zu bemächtigen, deren Vertheidiger hinter dem Kanal zwischen den Baumgruppen und dem dichten Gebüsche verschwinden. Die Gardezuaven setzen sich in den nächstliegenden Weinbergen fest, aber nach wenigen Minuten rückt das brave Regiment Großherzog von Hessen gegen sie heran; die Tirailleurs sind bereits im Handgemenge begriffen und treiben Schritt für Schritt die Zuaven zurück. Ihre heimathlichen Jodler — es sind Salzburger — singend, drängen die braven „Hessenkolonnen“ nach, und nach kurzer Zeit sind die Zuaven über die Ponte di Magenta zurückgeworfen und die östreichischen Colonnen gewinnen immer mehr Boden. In der Redoute kann sich General Wimpfen mit den Grenadieren kaum mehr halten und unermeßliche Gefahr bedroht alle französischen Truppen, die die Brücke von Buffalora überschritten hatten — die Gefahr, aufgerieben zu werden. Der Kaiser, arg bedrängt, schickte Adjutanten auf Adjutanten an Canrobert und Niel ab, mit dem Befehle, ihren Marsch nach Kräften zu beschleunigen, und unruhig blickte er nach der Gegend hin,

seines Marsches an hervor. Diese Gefahr bestimmte Gyulay, Urban mit seiner fliegenden Colonne gegen Garibaldi zu entsenden.

Damals hatte aber Garibaldi bereits Erfolge erreicht. Der Theil seiner Truppen, der einen Angriff auf Laveno versuchte, richtete allerdings nichts aus, aber er selbst gewann Boden auf Boden. Als er nach Varese gekommen, schloß sich ihm sogleich Alles an. Mit Hilfe der Einwohner verschanzte er sich und erwartete die Oestreicher festen Fußes. Der heranrückende Urban wurde mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. Der durchschnittene Boden und die Bäume, die, obwohl einzeln stehend, von den hochrankenden Reben in Verbindung gesetzt werden und förmliche Verstecke bilden, begünstigten die Freischaar. Urban, in der Ueberzeugung, für den Augenblick gegen Varese nichts ausrichten zu können, zog sich nach Olgiate zurück. Den Kampf, den er hier in einer offenen Ebene anbot, lehnte Garibaldi ab, und verschwand in den Bergen zu seiner Linken. Er zog so nahe an der Schweiz hin, daß man glaubte, er werde dort eine Zuflucht suchen, aber mit einem Male tauchte er am andern Ende wieder auf. Er hatte den rechten Flügel der Oestreicher umgangen und nun fiel auch Como in seine Hände, die Hafenstadt des schönen Sees, dem sie ihren Namen gibt, und lieferte ihm zugleich ihre Dampfschiffe aus, die die Freischaar sogleich benützte, um beide Ufer zu befahren und die Umgegend weit und breit in Aufstand zu bringen. Urban gewann zwar die Höhe von Cametlata vor Como und belagerte letzteres förmlich, aber ohne Erfolg. Die in die Stadt geworfenen Brandraketen zündeten nicht und als Garibaldi die Höhen vor der Stadt mit seinen Schützen besetzte, mußte Urban sogar die Stellung vor Camerlata räumen. Er ging bis Monza zurück, wo er Verstärkungen erwartete. Während dessen drang Garibaldi bis Lecco vor und bedrohte von da aus die Schienenverbindung zwischen Mailand und Verona. Sie war unbedingt verloren, wenn nicht frische Truppen Bergamo besetzten. In dieser Beziehung rechneten die Oestreicher auf das Clam-Gallas'sche Armeecorps, das sich bei Prag zusammengezogen hatte, auf sächsischen und bayrischen Bahnen nach Tyrol befördert worden war und jeden Tag eintreffen konnte.

Indessen hatte Gyulay seine Truppen bei Piacenza zusammengezogen, indem er immer noch einen Angriff von Voghera her erwartete, weil ihm von Alessandria berichtet wurde, daß der Kaiser häufig Spazierritte in der Umgegend mache, die Schlachtfelder besuche, die den Ruhm seines Oheims begründeten, seine Truppen mustere und zuweilen in Voghera erscheine, um Bodenstudien zu machen. Bald sollte er auf die unsanfteste Art aus seinem Irrthume gerissen werden. Ehe dieß aber stattfand, lieferten die Piemontesen den Oestreichern ein Gefecht, das seinen Zweck, die eigentlichen Bewegungen der Alliirten zu verdecken, vollkommen erreichte.

9. Das Gefecht bei Palestro am 30/31. Mai 1859.

Während Gyulay seine Truppen bei Pavia concentrirte, beschloß Napoleon kühn einen Flankenmarsch links auszuführen, den rechten Flügel der

Oestreicher zu umgehen und auf der Hauptstraße nach Mailand vorzugehen. Die Umgehung des rechten östreichischen Flügels theilte er den Piemontesen als Aufgabe zu. Viktor Emanuel erhielt am 29. Mai den kurzen Befehl: „30. Mai. Die Armee des Königs stellt sich vor Palestro auf."

Die Piemontesen standen in dem von den Oestreichern geräumten Vercelli, die Oestreicher bei Palestro, einem an und für sich unbedeutenden Dorf, das nur insofern wichtig ist, als hier die Straßen von Borgo-Vercelli, Confienza, Robbio und Candia zusammentreffen. Der ganze Boden um Palestro ist von Bewässerungskanälen durchschnitten und mit Culturen dicht bedeckt. Der Flecken selbst liegt auf einer Terrainwelle, die aus zwei mit einander verbundenen kleinen Hügelchen besteht, welche ringsum eine überschwemmte, von Reisfeldern, Hecken und Anpflanzungen bedeckte und von tiefen Bewässerungsgräben durchschnittene Gegend beherrschen. Verschiedene kleine Brücken dienen als Uebergänge über die Kanäle; vor dem Dorfe fließt die Sesia, deren Ufer mit hohem Gebüsch, Pappeln und Weiden bedeckt sind. Sumpfige Wiesen liegen zwischen dem Fluß und den Höhen, auf denen Palestro liegt.

Auf diesen Höhen hatten die Oestreicher zwei Batterien angelegt, welche Fluß und Straße bestrichen, und außerdem waren Brustwehren für die Infanterie aufgeworfen, die Brücke verrammelt und überall, wo sich Deckung fand, Tirailleurketten postirt.

Am 30. Mai Morgens gingen die Piemontesen mit vier Divisionen, denen starke Reserven folgten, gegen die Stellung der Oestreicher vor und griffen sie an drei Punkten — Palestro, Vinzaglio und Casaline — an.. Mit dem verwegenen Muthe, der ihn zum tapfersten Soldaten seiner Armee macht, leitet König Viktor Emanuel in Person die militärischen Operationen. Zwei Bataillone Bersaglieri und ein Zug Geschütze bilden unter Cialdini die Vorhut, welche auf der dritten Brücke auf die östreichische Vorhut stößt und trotz des heftigsten Feuers den Verhau überklettert und die Brücke wegnimmt. Gleichzeitig wirft ein Bataillon, das sich mit unwiderstehlichem Ungestümm auf die Befestigungen rechts wirft, die am Fuße des Hügels eingenisteten Tirailleurs zurück. Alles kämpft mit der größten Todesverachtung und Tapferkeit, Artillerie fährt auf und bewirft das Dorf mit Granaten. Die Brigade Savona eilt herbei, dem Angriff Nachdruck zu geben und schon ersteigen die Bersaglieri die Höhen und Brustwehren und nehmen sie mit dem Bajonnet. Da sammeln sich die Oestreicher in dichten Haufen bei der Ziegelhütte und begrüßen die Bersaglieri mit einem mörderischen Feuer hinter den mit Schießscharten durchbrochenen Mauern hervor und nur langsam Schritt für Schritt können die Piemontesen vorrücken und sich endlich in der großen Dorfgasse und in der Kirche festsetzen. Die Oestreicher erhalten indessen Verstärkung von Robbio und die Lage der Piemontesen scheint kritisch zu werden, da setzt sich General Cialdini an die Spitze der Reservecolonnen und indem er den Truppen mit seinem Degen das Dorf Palestro zeigt, führt er die Colonnen unter dem Rufe „es lebe der König" die Höhen hinan. Nach heldenmüthigem Kampfe

Maria Patrik Moriz Mac-Mahon, Herzog von Magenta, geboren den 13. Juni 1808 in Autun, stammt aus einer alten, irländischen Familie, die sich dem Geschick der Stuarts anschloß und nach Frankreich auswanderte. Sein Vater war Pair von Frankreich und persönlicher Freund Karls X. Der Sohn trat 1825 in die Kriegsschule von St. Cyr und erhielt beim Zuge gegen Algier die Feuertaufe. Bei der ersten großen Waffenthat, der Eroberung von Constantine, zeichnete er sich so aus, daß ihm das Commando über ein Jägerbataillon übergeben wurde. Er führte später ein Regiment der Fremdenlegion, wurde 1845 Oberst, 1848 Brigadegeneral und 1852 Divisionsgeneral. Im Jahre 1855 commandirte er eine Division in der Krim und erstürmte den Malakoff (s. S. 268). Die Belohnung für diese glänzende Waffenthat war das Großkreuz der Ehrenlegion und eine Stelle im Senat. Beim Ausbruch des Krieges mit Oestreich berief ihn der Kaiser nach Paris und übertrug ihm den Oberbefehl über das 2. Corps der italienischen Armee. In der Schlacht von Magenta, wo er durch die Einnahme von Magenta den Sieg entschied, holte er sich den Marschallsrang und Herzogstitel.

Canrobert haben wir im Krimkriege schon begegnet und ebenso dem dort oft genannten

General Franz Niel. Dieser ist 1802 geboren und genoß seine militärische Erziehung in der polytechnischen Schule, dann als Lieutenant in der Ingenieurschule in Metz; 1836 diente er im Generalstabe des Expeditioncorps gegen Constantine, bei dessen schwieriger und blutiger Wegnahme er sich so auszeichnete, daß er zum Geniecommandanten dieses Platzes ernannt wurde. Schon im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum Chef de Bataillon, 1838 die zum Oberstlieutenant. Sein Ruf als einer der fähigsten Ingenieuroffiziere war schon dermaßen begründet, daß er im Jahre 1849 der Expedition nach Rom als General-Generalstabschef des Genie zugetheilt wurde, als welcher er die dreiwöchentliche Belagerung von Rom leitete. Von dieser Expedition ruhmgekrönt heimkehrend, ward Niel dem Kriegsministerium zugetheilt und 1853 Divisionsgeneral. Als solcher befehligte er die Genietruppen in dem Corps des General Baraguay d'Hilliers und leitete den Angriff auf Bomarsund (s. S. 245). Der glückliche Erfolg erhöhte Niels Ansehen und Bedeutung außerordentlich und die Hochachtung des Kaisers für diesen ausgezeichneten Ingenieur steigerte sich bis zum Vertrauen, als er ihn 1855 nach der Krim schickte. Dort war die Bezwingung Sebastopols sein Werk. Jetzt finden wir ihn wieder als Commandanten des 4. französischen Armeecorps.

Vor dem Beginn der eigentlichen Feindseligkeiten hatte die französisch-sardinische Armee folgende Organisation:

Den Oberbefehl führte der Kaiser Napoleon, sein Chef des Generalstabs war der Marschall Vaillant; an der Spitze der Artillerie stand der General Leboeuf. Die ganze Armee zerfiel in 5 Corps.

Das erste, unter Baraguay d'Hilliers, bestand aus den drei Fußdivisionen Forey, Ladmirault, Bazaine und aus einer Reiterdivision, der die pie-

montesische Reservecavallerie unter General Sonnaz beigegeben war. Generalstabschef war General Folz.

Das zweite Corps, unter Mac Mahon, zählte zwei Fußdivisionen de la Motterouge und Espinasse nebst einer Brigade Reiterei. Den Generalstab leitete General Lebrun.

Das dritte Corps, unter Canrobert, hatte drei Fußdivisionen, Bourbaki, Bouat, Regnault und die Reiterdivision Montauban. Generalstabschef war General Senneville.

Das vierte Corps befehligte General Niel, bestehend aus den Divisionen Vinoy und Foilly und einer Reiterbrigade.

Das fünfte Corps, unter dem Prinzen Napoleon, sollte erst in Italien gebildet werden.

Die Garden standen als Reserve unter dem unmittelbaren Befehle des Kaisers in Alessandria.

Die piemontesische Armee commandirte der König. Sie war in den rechten und linken Flügel getheilt unter den Commando's der Generale Alfons della Marmora und Hektor von Sonnaz. Je zwei Brigaden bildeten eine Division, die Brigaden Savoyen und Gardegrenadiere unter General Castelborgo die erste, Piemont und Aosta unter Fanti die zweite, Pignerol und Acqui unter Durando die dritte, Königin und Savona unter Cialdini die vierte, Casale und Coni unter Cucchiari die fünfte. Die Reiterdivision führte General Sambry, Chef der Artillerie war General Pastore, des Genies General Menabrea.

7. Montebello den 20. Mai 1859.

Die Franzosen und Piemontesen hatten ihre Vorbereitungen getroffen und ihre Stellungen eingenommen, ohne von Gyulay, der das System der reinen Vertheidigung annahm, belästigt oder gestört zu werden. Hinter den weitgedehnten, einem feindlichen Durchbruch wegen ihrer Länge bloßgestellten Linien der Sesia und des Po suchte er seine Deckung, indem er am 7. Mai in einer rabenfinsteren Nacht und bei fortwährenden Regengüssen über den Po ging und auch den rechten gegen die Dora Baltea vordringenden Flügel zurückzog, um ihn keinem Flankenangriff von Süden her auszusetzen. Diesem Flügel drängten die Piemontesen lebhaft nach, bis bei Vercelli an der Sesia die Oestreicher Halt machten. Mittelst Vercelli's, das ihnen als Brückenkopf an der Sesia diente, konnten sie auf dem linken Ufer des Po manövriren und Turin bedrohen, was von bedeutsamen Folgen hätte sein können. So schlimm meinte es aber Gyulay nicht und erwartete vielmehr den Hauptangriff des Feindes auf seinem linken Flügel im Südosten am Po, d. h. also da, wo er am stärksten war und den größten Theil seines Heeres beisammen hatte. Tessin und Po bilden dort starke Linien und Pavia und die Festung Piacenza sind feste Anlehnungspunkte. Vier Meilen weiter abwärts liegt, den Rückzug deckend, der alte Platz Cremona. Erfolgte von dieser Seite wirklich der Angriff, so war Gyulay in seinem

Hauptquartier Garlasco nahe genug, um zu rechter Zeit auf dem Platze sein zu können. Doch die Hauptmacht der Alliirten, zwischen Tortona, Alessandria und Casale vereinigt, rührte sich nicht und schien eher vor den Thoren ihrer Festungen einen Angriff zu erwarten, als einen Poübergang wagen zu wollen. Gyulay beschloß nun, sich über seine Lage durch eine größere Recognoscirung aufzuklären.

Am frühen Morgen des 20. Mai vereinigten sich zu diesem Zwecke unter dem Oberbefehle des Feldmarschall-Lieutenant Stadion etwa 12,000 Mann, worunter 2 Schwadronen Cavallerie und 3½ Batterien. Bei Vacarizza überschritt ein Theil dieser Truppen den Po, die andern, der rechte Flügel, kam von Stradella heran.

Auf dem rechten Pouser steigt das Gelände gegen Süden höher an. Das Dorf Casteggio, wo die Straße von Alessandria sich gegen den Po und gegen Piacenza abzweigt, liegt am tiefsten; höher hinauf folgt Montebello und den Kamm der Erhebung bezeichnet Genestrello, ein Landgut des Marchese Pallavicini. Bei Genestrello fließt ein Bach, Fossagazzo, der den Abhang gegen Montebello in schräger Richtung durchschneidet. Die Entfernung der Ortschaften unter sich beträgt eine halbe Stunde.

Die Bodengestaltung bot den Oestreichern beim Vorrücken große Hilfsmittel und zahlreiche Deckungen dar; das Getreide stand sehr hoch und streckte sich in breiten Feldern hin. Die an den Maulbeerbäumen hinaufrankenden Reben umgaben ihre Stämme mit grünem Laub, kleine Pflanzungen hemmten von allen Seiten den Umblick und breite Gräben durchschnitten den Boden nach allen Richtungen. Diese Deckungsmittel benützend, näherten sich die östreichischen Colonnen in großem Halbkreise von Casteggio her der Stellung der Alliirten, um sie zu durchbrechen. Sie stießen auf nichts als piemontesische Reiterei, die drei Regimenter Aosta, Novara und Montferrat. Ihr Befehlshaber, General Sonnaz, handelte ganz den Umständen angemessen. Indem er den Marschall Baraguay d'Hilliers benachrichtigte, daß er angegriffen sei, warf er sich wiederholt auf seine Gegner und suchte sie aufzuhalten. Bei diesem Angriffe bewiesen beide Theile eine glänzende Tapferkeit. Die Piemontesen kehrten immer wieder zum Angriff zurück, so schwere Verluste sie auch erlitten und so schwierig ihnen das Terrain auch den Kampf machte. Die östreichische Infanterie ließ die Reiter bis auf 30 oder 40 Schritte herankommen, ehe sie ihr Feuer abgaben.

Graf Stadion blieb im Vorrücken, bis er das Gehöft Genestrello erreicht hatte. Hier kam das Gefecht zum Stehen, denn bereits waren französische Hilfstruppen mit Hilfe der Eisenbahn eingetroffen und warfen sich, sobald sie aus dem Wagen gesprungen waren, unmittelbar in's Gefecht.

Es war dieß General Forey mit 5 Bataillonen und 2 Geschützen, die sich beim Pachthofe Cascina Nuova auf der Straße postirten, aber nothdürftig ihre Position halten, da sie furchtbar unter dem Feuer der Oestreicher von den Höhen von Genestrello herab leiden und in Gefahr sind, auf dem linken Flügel umgangen zu werden.

Lange halten die Oestreicher Genestrello, bis General Forey, mit neuen Truppen — dem Rest der Division unter General Beuret — herbeieilend, auf der Eisenbahn und in Cascina Nuova eine Stellung nahm, welche die Flanke der Oestreicher bedrohte. Er drang dort mit 3 Bataillonen in Staffeln gegen Genestrello vor. Seine Tirailleurketten verbreiten sich über die Felder, nisten sich hinter den Baumgruppen ein, überspringen Gräben und Hecken, aber aus den bis dahin unbeweglichen Getreidefeldern hervor knattert das Feuer der östreichischen Jäger und schrittweise werden die Höhen von Genestrello mit Strömen Blutes erkauft. Mit größter Tapferkeit kämpfen die Oestreicher; wenn sie eine lange vertheidigte Stellung aufgeben, so lassen sie dieselbe nur mit Leichen bedeckt zurück und erneuern hinter Gräben, Mauern und Bäumen hervor das Gefecht. Endlich mußte aber Genestrello aufgegeben werden und General Forey drängte die Oestreicher bis nach Montebello zurück, wo sie Unterstützung fanden und den Widerstand fortsetzten. Bis Abends 6 Uhr wurde das hartnäckig vertheidigte Dorf gehalten. Endlich gelang es doch den wiederholten Angriffen der Franzosen, das Dorf zu nehmen. Zwar wurde von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus gekämpft, und die hinter den mit Schießscharten versehenen Mauern aufgestellten Oestreicher überschütteten die angreifenden Franzosen überall mit verheerendem Kugelhagel; aus allen Fenstern starren Gewehre hervor, jedes Haus ward zur kleinen Festung gemacht. Aber endlich mußten die Oestreicher doch weichen und Abends 7 Uhr verlassen die Oestreicher langsam das Dorf, aber ihre Abtheilungen machen wiederholt Halt und strecken mit Pelotonsalven die vordersten Reihen der nachfolgenden Franzosen nieder.

Doch hatten die Oestreicher noch ein Reduit, den Kirchhof von Montebello, welcher auf einem kleinen Hügel hinter dem Dorfe liegt. Er war eine wahre Redoute und der Hügel mit Geschützen gekrönt, die das geräumte Dorf mit einem Kartätschenhagel überschütteten. Mehrere Kompagnien eröffnen von rechts und links ein verheerendes Kreuzfeuer gegen die aus dem Dorfe rückenden französischen Colonnen. Schon stutzen diese vor diesem Ungewitter von Eisen und Feuer, welches rings herum donnert, da sprengt General Forey mit dem Rufe: „Hieher Kinder, entreißt dem Feind seinen letzten Zufluchtsort, folgt eurem General!“ gegen den Kirchhof vor; von allen Seiten blasen die Signalhörner zum Angriff und unter wüthendem Geschrei, einer Fluth gleich, wälzen sich die französischen Colonnen gegen den Kirchhof, jeden Schritt mit Todten und Verwundeten erkaufend. Als einer der Ersten fällt, mitten in die Stirne getroffen, General Beuret, fast sterbend wird er aufgehoben und in eines der nächsten Häuser getragen. Indessen nehmen seine braven Soldaten die Mauern des Kirchhofs mit dem Bajonnet und die Stätte des Friedens wird ein Schauplatz des mörderischsten Kampfes. Alles, was die Rettung nicht in der Flucht sucht, hat die Gegenwehr mit dem Leben zu bezahlen.

Graf Stadion ordnet nun endlich den Rückzug an, der in vollkommener Ordnung angetreten und von der Brigade Bils so kräftig gedeckt wurde, daß die verfolgenden französischen Plänkler schon bei Casteggio umkehrten.

Zwölftausend Oestreicher waren im Gefecht gegen einen etwa gleichstarken Feind gewesen. Mit einiger Ueberlegenheit wären die Franzosen geschlagen worden. Unbegreiflicher Weise rief Graf Stadion den Prinzen von Hessen, der ganz in der Nähe stand, nicht herbei, ebenso kam ein Theil des rechten Flügels gar nicht in's Gefecht.

Die Truppen, die im Feuer waren, schlugen sich gleich tapfer, wie ihre Gegner. Auf beiden Seiten kamen die nationalen Eigenschaften zur Geltung, hier die Zähigkeit in der Ausdauer, die den Völkern des östreichischen Kaiserstaates eigen ist, dort der französische Ungestümm, dem die Sardinier nacheiferten. Auf beiden Seiten bewährte sich die Büchse als eine furchtbare Waffe. Im Bajonnetkampf zeigten sich die Franzosen überlegen, was vielleicht dem Umstand zuzuschreiben ist, daß man sie vernünftigerweise ihr Gepäck hatte ablegen lassen, während die östreichischen Soldaten ihre schweren Tornister tragen mußten. Auch zogen die Oestreicher dem Bajonnet den Gebrauch des Kolbens vor; so fand man auf dem Kirchhofe zu Montebello einen erschossenen Jäger, im Tode noch krampfhaft den Lauf seiner Büchse haltend, umringt von den Leichen von fünf Zuaven, deren Schädel eingeschlagen waren.

Einzelne Fälle von besonderem Muth und Tapferkeit wies das Gefecht bei Montebello in Masse auf.

Ein Jägeroffizier stand mit 4 Leuten seiner Abtheilung hinter einer kleinen Erhöhung und ließ sich von diesen die Büchsen laden, mit welchen er in kurzer Zeit 30 Feinde niederschoß, wobei er immer vorher denjenigen bezeichnete, an den die Reihe kommen sollte.

Entschieden überlegen zeigten sich die östreichischen Husaren. In den Bügeln stehend jagten sie in vollem Rosseslauf auf die feindlichen Reiter, die jedesmal von ihnen beim ersten Anlaufe geworfen wurden. Wie Schade, daß bei der späteren Schlacht von Solferino die brave östreichische Cavallerie nicht zum Kampfe geführt wurde!

Vor der piemontesischen Cavallerie hatten die Husaren am wenigsten Respekt. Ein alter ungarischer Husarenwachtmeister äußerte sich darüber: „Die Kerl' sitzen auf ihren Gäulen, wie die Aff' und haben gar kein Schluß und die wollen ungarisches Husar attakiren! Das ist wahre Passion für Husar, sie herunterhauen.“

Die französische Artillerie überschoß auffallend, sie bewährte sich in den folgenden Schlachten aber um so besser. Von der östreichischen Artillerie zeichnete sich bei Montebello der tapfere Oberlieutenant Prokesch aus, der mit seiner halben Batterie bereits Gefahr lief, von den bis auf 70 Schritten nachgerückten französischen Plänklern erstürmt zu werden, als ein Schwarm Hallerhusaren sich auf die Plänkler warf, die nun ihr Feuer auf die Cavallerie richteten. Unterdessen gewann die Batterie Zeit zum Aufprotzen und Abfahren.

Der Verlust betrug auf beiden Seiten etwa 700 Mann.

Nach dem unglücklichen Gefechte von Montebello verfiel Graf Gyulay wieder in seine alte Unbeweglichkeit. Weil er den Feind an einem bestimmten Punkte in großer Anzahl vorgefunden hatte, schloß er, daß er auch immer

dort bleiben werde. Er hatte keinen andern Gedanken, als die Abwehr eines Stoßes, der den mittleren oder unteren Po treffen werde. Die Ansammlung der Franzosen und Sardinier bei Alessandria, die Revolutionsversuche in Parma und Modena, die Landung des Prinzen Napoleon in Livorno, Alles bestärkte ihn in dieser Ansicht. Ganz von dem Gedanken erfüllt, daß eine verabredete Bewegung der französisch-sardinischen Hauptmacht und des Prinzen Napoleon ihn in Flanke und Rücken bedrohe, zog er seine Truppen mehr und mehr am Po zusammen und entblößte sowohl seine Flanke an der Sesia als die nördliche Gegend an den Alpenseen. Das aber gerade hatte man im französischen Lager gewollt, denn dort sollte ein neuer Feind für ihn aufstehen — Garibaldi und die Revolution!

An dem Tage, dem das Gefecht von Montebello folgte, zeigte sich der sardinische General Cialdini vor Vercelli und griff die östreichische Brigade Ceschi an, welche aber zu schwach war, um sich halten zu können und deßhalb nach Orsengo, halbwegs zwischen Vercelli und Novara, zurückging, wobei sie viel Gepäck und Lebensmittel im Stiche lassen mußte. Die Piemontesen folgten jedoch nicht und ihre ganze Operation hatte das Ansehen, als habe sie eine andere Operation gegen den Feind maskiren sollen. Und so war es auch. Durch den Angriff bei Vercelli war nichts Anderes bezweckt, als die Aufmerksamkeit der Oestreicher von dem Unternehmen abzuziehen, zu dem der kühnste italienische Partheigänger, Garibaldi, ausersehen war. Wir lernten diesen Abenteurer schon bei der heldenmüthigen Vertheidigung der ewigen Stadt gegen Oudinot kennen und auch in neuester Zeit spielte Garibaldi eine auf die Geschicke der italienischen Mittelstaaten so einflußreiche Rolle, daß eine kurze Schilderung seines ereignißvollen Lebens wohl am Platze scheint.

8. Josef Garibaldi

ist kein Vollblut-Italiener, sondern ein Nizzarde aus dem reizenden Grenzgebiet am Var, geboren am 4. Juli 1807. In früher Jugend trat er in die sardinische Marine und stählte seinen Muth im Kampfe mit Wind und Wellen. Schon 1834 machte er gemeinschaftliche Sache mit Mazzini und der Revolution und der kopflose Savoyer-Zug Mazzini's, der die Polizei auf viele Entdeckungen leitete, stellte ihn blos. Er flüchtete nach Frankreich und trat von dort aus in die Dienste des Bey von Tunis als Flottenoffizier. Doch war es ihm auch hier bald entleidet und die Freiheitskämpfe der südamerikaschen Staaten erregten so sehr sein Interesse, daß er sich nach Montevideo begab, in die Marine der Republik Uruguay eintrat und dort, nachdem sein unläugbares Talent Anerkennung gefunden, das Obercommando über das gegen Buenos-Ayres operirende Geschwader erhielt. Nach der englisch-französischen Intervention in Montevideo kämpfte er als selbstständiger Guerillaführer bald an der Spitze einer pfeilschnellen Reiterei, bald an der einer unermüdlichen Infanterie im Landkriege gegen Rosas.

Die Nachricht von den Ereignissen des Jahres 1848 erreichte Monte-

[illegible] nicht hier gesagt, daß Garibaldi, so sehr er auch [illegible], in der ersten glücklichen Periode des [illegible] Krieges seinen [illegible]. Seine Rolle begann erst nach der Räumung Mailands durch die Sardinier 5. Aug. Er bildete eine 3000 Mann starke Freischaar und kämpfte gegen d'Aspre am Langensee. In den kleinen Gefechten geschlagen löste sich aber das kleine Heer schneller auf, als es entstanden war. Ueber die schweizerische Grenze zurückgewiesen [illegible] Garibaldi [illegible], sammelte in Lugano neue Haufen um sich und drang in den [illegible] ein. Auch dieser Versuch scheiterte gänzlich. Der General [illegible] machte die Schaar die Waffen strecken und auseinandergehen.

Seine kühnsten Thaten verrichtete Garibaldi bei der Vertheidigung Roms (1849) gegen die stürmenden Franzosen unter Oudinot. Mit dem Reste seiner Mannschaft schlug sich Garibaldi aus Rom durch und wandte sich in's Neapolitanische, um dort einen Aufstand zu erregen. Seine Frau Leonata, eine junge Kreolin von üppigem Körperbau, mit lebhaften Augen und schwarz glänzenden Haaren, begleitete ihn zu Pferde und verrichtete Adjutantendienste. Oestreichische Truppen verfolgten ihn und brachten ihn in eine so trostlose Lage, daß er in San Marino seine Leute entlassen mußte. Mit etwa 200 Getreuen zog er durch das Gebirge nach Cesenatico, wo er sich einschiffte. Bei der Punta maestra wurde seine Absicht, nach Venedig zu gehen, vereitelt. Eine östreichische Flotille verlegte ihm den Weg und nahm die meisten seiner Boote weg. Als Fischer verkleidet erreichte er glücklich Genua, nachdem er aber unterwegs seine Frau verloren hatte, die auf der abenteuerlichen Flucht den Folgen einer Niederkunft erlegen war.

Piemont wollte ihm, der kaum das nackte Leben gerettet, eine Geldunterstützung gewähren; er nahm aber nur die Erziehung seiner Söhne im Cadettenhaus an, deren einer ihm schon in diesem Feldzuge zur Seite stand.

Garibaldi setzte nun wieder über den Ocean und trieb, wie er seinen Freunden schrieb, bei New-York das friedliche Geschäft eines Kerzenhändlers. Später ging er nach Kalifornien und führte 1852 als Steuermann eine peruanische Brigg nach China, aber schon 1854 war er wieder in Sardinien zurück. Eine reiche Handelsfamilie in Genua machte ihn zum Kapitän eines ihrer Schiffe und mit ihrer Hilfe erwarb er sich endlich ein eigenes Schiff, mit dem er bald den ligurischen Meerbusen befuhr, bald größere Fahrten machte. Damit erwarb er sich in den Zeitungen den Titel „General und Guanohändler.“ So lebte er bis zum Eintritt der neuesten Ereignisse, die auch ihn wieder zur kriegerischen Thätigkeit aufforderten.

Mit der Formirung eines aus Freiwilligen zu bildenden Alpenjägercorps beauftragt, entwickelte er bei dessen Organisirung so viel Thätigkeit und Geschick, daß er bereits Ende Mai mit seiner drei Regimenter starken Legion in's Feld rücken konnte. Aus allen Theilen Italiens waren ihm Freiwillige zugeströmt. Wie es bei Freischaaren immer geht, vereinigen sich natürlich dort die edelsten mit den bedenklichsten Elementen. Neben den Söhnen der angesehensten Familien, neben jungen Männern mit großen geschichtlichen Namen stand nicht ein kleiner Theil der Hefe des Volkes in Reih und Glied und nur

Garibaldi's strenge Kriegszucht, die erbarmungslos mit der Kugel die Vergehen straft, ist im Stande, die Ordnung in der Schaar zu erhalten.

Garibaldi selbst hat einen kräftigen Körperbau und die ausdrucksvollen männlichen Züge verschaffen ihm das mittelalterliche ritterliche Aeußere, das im ersten Augenblick für ihn einnimmt.

Die garibaldische Freischaar betrug im Anfange höchstens 6500 Mann. Mit ihr brach er von Vercelli am 21. Mai nach den Alpenseen auf, um die rechte Flanke der Oestreicher zu bedrohen und das den Oestreichern feindlich gesinnte Veltlin zum Aufruhr zu bringen. Ueber Arona marschirte er auf Castelletto und Sesto Calende, wo er am 23. Mai den Tessin überschritt und — der erste der piemontesischen Generale — auf lombardischem Boden stand. In Sesto Calende theilte er seine Leute in drei Colonnen. Die eine, unter seinem besten Hauptmann Decristoforis besetzte Sesto Calende zur Sicherung des Rückzugs, die zweite sollte bei Nacht über den langen See setzen und einen Angriff auf Laveno, den Stationsort der östreichischen Dampfer, machen, mit der dritten marschirte er nach Varese, wo er am 24. einrückte. Sein Unternehmen hatte einen so verzweifelten Charakter, daß man ihn allgemein für verloren hielt. In der That hing er mit seiner Rückzugsstraße an einem einzigen schmalen Faden zusammen. Warfen sich die Oestreicher von Magenta aus auf Sesto Calende, so war er von Sardinien abgeschnitten. Im Rücken hatte er dann den langen See, dessen sardinische Schiffe sämmtlich in die Schweiz geflüchtet waren und der von den östreichischen Kriegsdampfern beherrscht wurde. Höchstens, glaubte man, werde er, da er weder Geschütz noch Reiterei besitze, nach einer Niederlage die Schweiz erreichen, wo der Bundesrath der Republik die Grenzen von starken Abtheilungen unter Oberst Bontems hatte besetzen lassen, um jede bewaffnete Truppe, welche die Grenze zu überschreiten suche, abzuwehren.

Garibaldi's Lage war übrigens weit nicht so ungünstig, als man dachte. Das ganze Gebiet, in das er eindrang, war von östreichischen Truppen entblößt, denn Graf Gyulay hatte inzwischen auch die fliegende Colonne Urbans an sich gezogen. Das obere mailändische Gebiet, das jetzt der Schauplatz der garibaldischen Operationen wurde, ist zu einem Partheigängerkriege wie geschaffen. Schon wenige Stunden nördlich von Mailand zeigen sich Hügelketten, die gegen die Seen hin an Höhe zunehmen und endlich mit den mächtigen Gebirgsstöcken der Alpen verwachsen. Die Berge durchkreuzen sich in den verschiedensten Richtungen, tragen einen üppigen Pflanzenwuchs, sind mit Wäldchen, Gärten, Landhäusern und Dörfern besetzt und werden an ihrem Fuße von Bächen und Flüssen durchschnitten. Für Reiterei ist hier kein Raum, Geschütz kann wenig wirken und Truppen in geschlossenen Massen nur schwer sich bewegen. Die Bevölkerung des Landes sind die kriegerischsten und unzufriedensten aller Lombarden und treffliche Schützen. Erreichte Garibaldi, durch sie unterstützt, Sondrio, so beherrschte er die Straße zum Wormser Paß und es war nicht unmöglich, daß er die an der Etsch hinabführende Tyrolerstraße zu bedrohen vermochte. Unruhe in Mailand rief er vom ersten Augenblicke

[illegible] Verstärkung zu senden. Diese Gefahr bestimmte Gyulay, Urban mit seiner [illegible] Division gegen Garibaldi zu entsenden.

Damals hatte aber Garibaldi bereits Erfolge errungen. Der Theil seiner Truppen, der einen Angriff auf Laveno versuchte, richtete allerdings nichts aus, [illegible] er [illegible] geraden [illegible] auf Varese. Als er nach Varese gekommen, schloß sich ihm sogleich Alles an. Mit Hilfe der Einwohner verschanzte er sich und erwartete die Oestreicher festen Fußes. Der heranrückende Urban wurde mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. Der durchschnittene Boden und die Bäume, die, obwohl einzeln stehend, von den hochrankenden Reben in Verbindung gesetzt werden und förmliche Verhaue bilden, begünstigten die Freischaar. Urban, in der Ueberzeugung, für den Augenblick gegen Varese nichts ausrichten zu können, zog sich nach Olgiate zurück. Den Kampf, den er hier in einer offenen Ebene anbot, lehnte Garibaldi ab, und verschwand in den Bergen zu seiner Linken. Er zog so nahe an der Schweiz hin, daß man glaubte, er werde dort eine Zuflucht suchen, aber mit einem Male tauchte er am andern Ende wieder auf. Er hatte den rechten Flügel der Oestreicher umgangen und nun fiel auch Como in seine Hände, die Hafenstadt des schönen Sees, dem sie ihren Namen gibt, und lieferte ihm zugleich ihre Dampfschiffe aus, die die Freischaar sogleich benützte, um beide Ufer zu befahren und die Umgegend weit und breit in Aufstand zu bringen. Urban gewann zwar die Höhe von Camerlata vor Como und belagerte letzteres förmlich, aber ohne Erfolg. Die in die Stadt geworfenen Brandraketen zündeten nicht und als Garibaldi die Höhen vor der Stadt mit seinen Schützen besetzte, mußte Urban sogar die Stellung vor Camerlata räumen. Er ging bis Monza zurück, wo er Verstärkungen erwartete. Während dessen drang Garibaldi bis Lecco vor und bedrohte von da aus die Schienenverbindung zwischen Mailand und Verona. Sie war unbedingt verloren, wenn nicht frische Truppen Bergamo besetzten. In dieser Beziehung rechneten die Oestreicher auf das Clam-Gallas'sche Armeecorps, das sich bei Prag zusammengezogen hatte, auf sächsischen und bayrischen Bahnen nach Tyrol befördert worden war und jeden Tag eintreffen konnte.

Indessen hatte Gyulay seine Truppen bei Piacenza zusammengezogen, indem er immer noch einen Angriff von Voghera her erwartete, weil ihm von Alessandria berichtet wurde, daß der Kaiser häufig Spazierritte in der Umgegend mache, die Schlachtfelder besuche, die den Ruhm seines Oheims begründeten, seine Truppen mustere und zuweilen in Voghera erscheine, um Bodenstudien zu machen. Bald sollte er auf die unsanfteste Art aus seinem Irrthume gerissen werden. Ehe dieß aber stattfand, lieferten die Piemontesen den Oestreichern ein Gefecht, das seinen Zweck, die eigentlichen Bewegungen der Allirten zu verdecken, vollkommen erreichte.

9. Das Gefecht bei Palestro am 30/31. Mai 1859.

Während Gyulay seine Truppen bei Pavia concentrirte, beschloß Napoleon kühn einen Flankenmarsch links auszuführen, den rechten Flügel der

Oestreicher zu umgehen und auf der Hauptstraße nach Mailand vorzugehen. Die Umgehung des rechten östreichischen Flügels theilte er den Piemontesen als Aufgabe zu. Viktor Emanuel erhielt am 29. Mai den kurzen Befehl: „30. Mai. Die Armee des Königs stellt sich vor Palestro auf.“

Die Piemontesen standen in dem von den Oestreichern geräumten Vercelli, die Oestreicher bei Palestro, einem an und für sich unbedeutenden Dorf, das nur insofern wichtig ist, als hier die Straßen von Borgo-Vercelli, Confienza, Robbio und Candia zusammentreffen. Der ganze Boden um Palestro ist von Bewässerungskanälen durchschnitten und mit Culturen dicht bedeckt. Der Flecken selbst liegt auf einer Terrainwelle, die aus zwei mit einander verbundenen kleinen Hügelchen besteht, welche ringsum eine überschwemmte, von Reisfeldern, Hecken und Anpflanzungen bedeckte und von tiefen Bewässerungsgräben durchschnittene Gegend beherrschen. Verschiedene kleine Brücken dienen als Uebergänge über die Kanäle; vor dem Dorfe fließt die Sesia, deren Ufer mit hohem Gebüsch, Pappeln und Weiden bedeckt sind. Sumpfige Wiesen liegen zwischen dem Fluß und den Höhen, auf denen Palestro liegt.

Auf diesen Höhen hatten die Oestreicher zwei Batterien angelegt, welche Fluß und Straße bestrichen, und außerdem waren Brustwehren für die Infanterie aufgeworfen, die Brücke verrammelt und überall, wo sich Deckung fand, Tirailleurketten postirt.

Am 30. Mai Morgens gingen die Piemontesen mit vier Divisionen, denen starke Reserven folgten, gegen die Stellung der Oestreicher vor und griffen sie an drei Punkten — Palestro, Vinzaglio und Casaline — an.. Mit dem verwegenen Muthe, der ihn zum tapfersten Soldaten seiner Armee macht, leitet König Viktor Emanuel in Person die militärischen Operationen. Zwei Bataillone Bersaglieri und ein Zug Geschütze bilden unter Cialdini die Vorhut, welche auf der dritten Brücke auf die östreichische Vorhut stößt und trotz des heftigsten Feuers den Verhau überklettert und die Brücke wegnimmt. Gleichzeitig wirft ein Bataillon, das sich mit unwiderstehlichem Ungestümm auf die Befestigungen rechts wirft, die am Fuße des Hügels eingenisteten Tirailleurs zurück. Alles kämpft mit der größten Todesverachtung und Tapferkeit, Artillerie fährt auf und bewirft das Dorf mit Granaten. Die Brigade Savona eilt herbei, dem Angriff Nachdruck zu geben und schon ersteigen die Bersaglieri die Höhen und Brustwehren und nehmen sie mit dem Bajonnet. Da sammeln sich die Oestreicher in dichten Haufen bei der Ziegelhütte und begrüßen die Bersaglieri mit einem mörderischen Feuer hinter den mit Schießscharten durchbrochenen Mauern hervor und nur langsam Schritt für Schritt können die Piemontesen vorrücken und sich endlich in der großen Dorfgasse und in der Kirche festsetzen. Die Oestreicher erhalten indessen Verstärkung von Robbio und die Lage der Piemontesen scheint kritisch zu werden, da setzt sich General Cialdini an die Spitze der Reservecolonnen und indem er den Truppen mit seinem Degen das Dorf Palestro zeigt, führt er die Colonnen unter dem Rufe „es lebe der König“ die Höhen hinan. Nach heldenmüthigem Kampfe

[illegible] endigte mit dem Rückzuge der Oestreicher.

In gleicher Zeit, wo die Division Cialdini bei Palestro siegreich an denselben Tage die 3. Division die Sesia überschreitend bei dem links von Palestro liegenden Dorfe Vinzaglio, während die Division Fanti die auf der Chaussee von Novara gegen Borgo Vercelli vorrückte, nur einen leichten Gefechtskampf gegen östreichische Cavallerie zu bestehen hatte.

Nächsten Tags erneuerten die Oestreicher unter Zobel den Kampf und stürmten mit aller Macht gegen Palestro. Die Wegnahme dieses Dorfes hätte die Vereinigung des Marschalls Canrobert, der bei Prarolo über die Sesia zu gehen im Begriff war, mit den Piemontesen verhindert und den Linksmarsch der Franzosen bedeutend gestört. Nach längerem erbittertem Kampfe um Palestro war auch schon die piemontesische Brigade Cialdini, an deren Spitze der König mit glänzender Tapferkeit kämpfte, im Begriffe zu erliegen, da kamen die ersten Franzosen, das 2600 Mann starke 3. Zuavenregiment unter Oberst de Chabron an. Dieß geschah in dem Augenblicke, wo eine östreichische Colonne auf der Straße von Rasasco zwischen einem Kanal und der Sesia vorgedrungen war und die Piemontesen in der rechten Flanke bedrohte. In dem Winkel, den der Kanal mit dem Flusse bildet, hatte sich das dritte Zuavenregiment in einem Maisfeld gelagert. Kaum sah Oberst de Chabron die östr. Colonne mit einem Schwarm von Jägern umgeben und von Artillerie gefolgt am Kanale heranziehen, so ließ er sogleich seine Zuaven vorgehen. Vier Compagnien derselben schleichen durch die Getreidefelder, welche sie ganz bedecken, und gehen im Laufschritt gegen die Oestreicher vor, die soeben im Begriffe waren, die Piemontesen im Rücken zu fassen und sofort aus einer Batterie, die vorher die Sesiabrücke bestrich, die anrückenden Zuaven mit einem Kartätschenhagel begrüßten. Ringsum bedecken schon ihre Leichen den Boden und heulend verlangen sie gegen die Batterie, die ihnen so viel Schaden zufügt, zum Angriff geführt zu werden. Um aber an die feindlichen Geschütze kommen zu können, muß man durch den Kanal. Die Zuaven stocken nicht in ihrem Laufe und stürzen sich in das Wasser, das ihnen bis an die Schultern geht. Selbst die Kugeln der Jäger können sie nicht aufhalten, die aus den Getreidefeldern herauspfeifen und die Kartätschenladungen, die breite Lücken in ihre Colonnen reißen. Die Zuaven antworten mit Wuthgeschrei, erklimmen den schlammigen jenseitigen Uferrand und stoßen die Bedienungsmannschaft der Geschütze nieder, die so bestürzt war, daß sie nicht einmal mehr den Versuch machte, die Geschütze aufzuprotzen. Fünf Geschütze befinden sich in Händen der Zuaven.

Die Zuaven machten Halt, aber nur um Athem zu schöpfen und ihre Colonnen neu zu formiren, dann stürzen sie über die Reisfelder hinweg und erreichen die Straße; ein Theil wirft sich rechts zwischen diese und den Fluß, andere klimmen die Böschung links hinauf und befinden sich plötzlich auf einem großen Sturzacker mehreren östreichischen Bataillonen gegenüber, die sie mit dem Bajonnet angreifen und in Unordnung in ein dichtes Akaziengebüsch wer-

fen. In diesem Augenblicke eilt, die Offensive ergreifend, Viktor Emanuel an der Spitze einiger sardinischen Bataillone herbei und in dicht gedrängten Reihen unter einander gemischt werfen sich die Soldaten der verbrüderten Nationen auf die östreichischen Colonnen, Verwirrung und Tod nach allen Seiten verbreitend! Ein fürchterliches Handgemenge entstand, alle Ordnung war aufgelöst, Jeder wendete sich wohin er wollte, die Bajonnete der Kämpfenden suchten sich eine Feindesbrust, wo sie sich darbot!

Die Oestreicher leisten hartnäckigen Widerstand und werfen sich in einen aus mehreren großen Gebäuden bestehenden Pachthof, welcher die letzte Vertheidigungsstellung vor der Brücke darbot. Starke Reserven besetzen dahinter die Straße und beherrschen die steilen Ufer des Flusses Brida. Unerschrocken, unter dem donnernden Rufe »es lebe der Kaiser« stürzten die Zuaven auf den Pachthof, auf die Brücke und die dort stehenden Geschütze. Es war ein fürchterliches, aber nur kurzes Kampfgewühl, nach wenigen Minuten waren die Zuaven Herren der Geschütze und der Brücke. Vergebens bemühten sich die östreichischen Offiziere, ihre Bataillone wieder zu formiren; ihre zerrütteten Colonnen, wie Verzweifelnde kämpfend, verließen den Pachthof und standen jetzt am Rand des Flusses, dessen Ufer hier steil abfielen. Vor sich die Zuaven, eine drohende Fluth, welche sich unaufhaltsam nähert; hinter sich einen raschen und tiefen Strom. Nur ein einziger Uebergang ist vorhanden, die Brücke auf der Straße; in Unordnung stürzen die Oestreicher dahin, aber sie ist von Todten und Lebendigen versperrt, denn eben hatte dort der Kampf um die Geschütze stattgefunden. Auf den engen Raum zwischen der Brücke und den steilen Ufern des Flusses zusammengedrängt kämpften die Oestreicher den Kampf der Wuth und Verzweiflung; manchmal rangen Oestreicher und Zuaven miteinander und stürzten zusammen in den Fluß, in dem sie ertranken; wieder andere stürzten sich hinein oder gaben sich selbst den Tod; andere klammern sich mit verzweifelter Kraft an dem dichten Gesträuch an, welches den steilen Abhang umsäumt, oder versuchen, den Rücken an Bäume gelehnt, immer noch zu kämpfen; noch andere ergeben sich und strecken die Waffen. Die Ufer sind mit Todten und Sterbenden bedeckt und hundert Arme ragen aus den Flußwogen empor, flehen um ihr Leben und verschwinden dann unter den raschen Wellen der Brida!

Noch war die Brücke immer nicht genommen und die östreichischen Reserven machten Miene, in bedeutenden Massen hinter der Brücke sich zu sammeln. Da eilen die Zuaven auf den Ruf ihres Obersten auf's Neue vorwärts und erstürmen unter dem heftigsten Kartätschenfeuer der Oestreicher, unter dem drei Offiziere nacheinander, den Adler vortragend, fallen, die Brücke, worauf sich die östreichischen Colonnen zum Rückzuge nach Robbio wenden, wohin auch die andern Colonnen sich dirigiren, die das von Cialdini vertheidigte Palestro angegriffen und gegen Confienza vorgegangen waren.

Furchtbar war der Verlust dieses blutigen Gefechts; das 3. Zuavenregiment hatte 46 Todte, worunter 1 Offizier, 233 Verwundete, worunter 15

Offiziere verloren. Der Verlust der Piemontesen betrug 2000 Mann, der der Oestreicher ebensoviel nebst 1000 Gefangenen und 8 Geschützen.

10. Rückzug der Oestreicher über den Tessin 31. Mai.

Am 1. Juni hatte Graf Gyulay drei Armeecorps in dem Bogen Castel d'Agogna, Robbio und Bespolate vor Mortara gesammelt. Jedermann im östreichischen Lager hoffte auf eine Schlacht, für die wirklich der günstigste Augenblick in der That gekommen war. Siegten die Oestreicher in ihrer günstigen Stellung, so mußten die Francosarden in die Gebirge zwischen der oberen Sesia und dem Tessin gedrängt werden; ging die Schlacht unglücklich, so besaßen sie in Mortara, den Brückenköpfen San Martino und Vigevano, den Uebergang bei Vereguardo und endlich durch die Straße nach dem befestigten Pavia mit dem Brückenkopf Gravellone Sicherheiten genug, um geordnet über den Tessin zurückzugehen. Napoleon erwartete selbst auch einen Angriff der Oestreicher und hatte Maßregeln getroffen, bei Olengo vor Novara 100,000 M. vereinigen zu können.

Graf Gyulay jedoch wählte von den zwei Manövern, bei denen er die Wahl hatte, das zaghaftere, sich ohne Schwertstreich aus seiner starken Stellung hinausmanövriren zu lassen und den Rückzug über den Tessin anzutreten. Bei der Anordnung dieser Maßregel beging er jedoch noch einen verhängnißvollen Fehler. Er unterließ die Zerstörung der Bahnlinien des Gebiets, das er räumte. Ihm hatten diese Wege ja doch nie Nutzen gebracht, da die Piemontesen bei der Räumung der Lomellina die Vorsicht gebraucht hatten, alle Maschinen und Wagen mit sich zu nehmen. Die Franzosen zogen von ihnen den Vortheil, ihre Truppen rasch vorwärts zu bringen und in Masse an den Flußpunkten, welche sie zu Uebergängen ausersehen, erscheinen, sowie rasch ungeschwächte und unermüdete Reserven in's Gefecht bringen zu können. Die unterlassene Zerstörung der Bahnlinie hatte theilweise den Verlust der Schlacht von Magenta zur Folge.

11. Die letzte Nacht am Tessin 1. Juni.

Am 1. Juni überschritten die östreichischen Colonnen auf den Schiffbrücken bei Vigevano den Tessin. Noch während der Uebergang der Truppen fortdauerte, füllten die Genietruppen die Kanalboote, welche die Träger der Balken bildeten, mit Reisern und Pechkränzen. Es galt die Zerstörung der Brücken, um dem etwa folgenden Feind den Uebergang abzuschneiden.

„Der Abend war hereingebrochen, als die letzte Nachhut der Husaren mit gespanntem Hahn langsamen Schrittes über die schwankenden Dielen ritten, manchen Blick der Wachsamkeit und aber auch der Trauer zurückwerfend in das schöne Land des Feindes, das sie vor wenig Wochen in stolzer Siegeshoffnung und laut hintönendem Jubel betreten hatten, jetzt aber ohne Schwertstreich verlassen mußten. Ein Moment der tiefsten Ruhe folgte. Die rasch hereinbrechende Dämmerung verwischte alle Conturen. Da huschten gespensterhaft aussehende Gestalten mit rothaufflammenden Pechfackeln über die Brücke hin, von den Ufern stießen Kähne ab, aus denen rothe Lichter herüberschienen.

Plötzlich lodert in dem einen Boote der Pontonbrücke eine hohe Flamme auf. Schiff für Schiff folgt und bald beleuchten sieben mächtige Feuersäulen die umliegenden Gestade. Die Flammen züngeln gegen einander und nähern sich gegenseitig, bis endlich eine Feuerstraße den Fluß überbrückt. Die ganze Gegend erschien roth, wie in Blut getaucht und die diesseits stehende Truppe blickt in tiefem Schweigen auf das schauerlich schöne Werk der Zerstörung. Die Mondessichel erblaßt vor diesem Schauspiele und macht die Gegensätze noch schroffer. Da reißen die Ankertaue. Unter Krachen und Knirschen theilt sich die Feuerbrücke in der Mitte und zwei Pontons schwimmen mit den sie verbindenden Balken majestätisch den Strom hinab; andere Kähne folgen, die brennenden Balken stürzen herab und bald ist das Wasser ringsum mit schwimmenden Flammen bedeckt. Hie und da bleibt ein Ponton am Balken hängen und verglimmt nach und nach in düsterer Glut, die letzten Wahrzeichen des gewesenen Uebergangs.

Dichter Qualm bedeckt das diesseitige Ufer und nun erst entzünden sich die Bivouakfeuer im Lager. Die sonst so freudige Stimmung um dieselben ist gewichen, leise erzählen sich die Männer die Ereignisse der vergangenen, die Erwartungen der künftigen Tage. Laut hinaus tönt das Wiehern der Pferde, die Rufe der Patrouillen durch die Stille der lauen Nacht. Das war die letzte Nacht am Tessin."

12. Das Gefecht bei Robecchetto 3. Juni.

Während am 30. und 31. Mai blutig bei Palestro gefochten ward, hatte Napoleon das kühnste militärische Manöver ausgeführt. Gedeckt durch die Gefechte der Piemontesen bewerkstelligte die französische Armee einen Flankenmarsch links, die den größten Theil ihrer Streitkräfte vom Süden nach dem Norden, vom Po nach der Sesia brachte. Schon am ersten Juni hatte der Kaiser sein Hauptquartier nach Novara verlegt, von wo er auf der großen Straße nach Mailand vorzurücken beabsichtigte. Mit der den französischen Operationen eigenthümlichen Raschheit folgten sich nun die weiteren Bewegungen der Armee gegen Mailand. Am 2. Juni befahl Napoleon Mac Mahon von der Division Espinasse den zwischen dem Tessin und Terdoppio liegenden Flecken Trecate besetzen zu lassen, während die Division Camou gegen Robbio auf dem linken Ufer von Tessin vorging, Turbigo gegenüber forcirte und den Bau einer Schiffbrücke deckte, auf welcher am nächsten Tage das Corps Mac Mahon über den Tessin gehen sollte. Nach Vollendung der Brücke besetzte die Division Camou das Dorf Turbigo und den folgenden Tag um 3 Uhr Nachmittags hatte bereits Mac Mahon mit seinem Corps den Tessin überschritten und bei Turbigo Stellung genommen.

Während dieser Fortschrittsbewegungen der französischen Armee hatte Gyulay mit seiner über den Tessin gezogenen Armee in einem großen Halbkreise Stellung genommen und sich mit der rechten Flanke in Magenta an der Straße nach Mailand, der linken an den Tessin bei Abbiate grasso ange-

Zwölftausend Oestreicher waren im Gefecht gegen einen etwa gleichstarken Feind gewesen. Mit einiger Ueberlegenheit wären die Franzosen geschlagen worden. Unbegreiflicher Weise rief Graf Stadion den Prinzen von Hessen, der ganz in der Nähe stand, nicht herbei, ebenso kam ein Theil des rechten Flügels gar nicht in's Gefecht.

Die Truppen, die im Feuer waren, schlugen sich gleich tapfer, wie ihre Gegner. Auf beiden Seiten kamen die nationalen Eigenschaften zur Geltung, hier die Zähigkeit in der Ausdauer, die den Völkern des östreichischen Kaiserstaates eigen ist, dort der französische Ungestümm, dem die Sardinier nacheiferten. Auf beiden Seiten bewährte sich die Büchse als eine furchtbare Waffe. Im Bajonnetkampf zeigten sich die Franzosen überlegen, was vielleicht dem Umstand zuzuschreiben ist, daß man sie vernünftigerweise ihr Gepäck hatte ablegen lassen, während die östreichischen Soldaten ihre schweren Tornister tragen mußten. Auch zogen die Oestreicher dem Bajonnet den Gebrauch des Kolbens vor; so fand man auf dem Kirchhofe zu Montebello einen erschossenen Jäger, im Tode noch krampfhaft den Lauf seiner Büchse haltend, umringt von den Leichen von fünf Zuaven, deren Schädel eingeschlagen waren.

Einzelne Fälle von besonderem Muth und Tapferkeit wies das Gefecht bei Montebello in Masse auf.

Ein Jägeroffizier stand mit 4 Leuten seiner Abtheilung hinter einer kleinen Erhöhung und ließ sich von diesen die Büchsen laden, mit welchen er in kurzer Zeit 30 Feinde niederschoß, wobei er immer vorher denjenigen bezeichnete, an den die Reihe kommen sollte.

Entschieden überlegen zeigten sich die östreichischen Husaren. In den Bügeln stehend jagten sie in vollem Rosseslauf auf die feindlichen Reiter, die jedesmal von ihnen beim ersten Anlaufe geworfen wurden. Wie Schade, daß bei der späteren Schlacht von Solferino die brave östreichische Cavallerie nicht zum Kampfe geführt wurde!

Vor der piemontesischen Cavallerie hatten die Husaren am wenigsten Respekt. Ein alter ungarischer Husarenwachtmeister äußerte sich darüber: „Die Kerl' sitzen auf ihren Gäulen, wie die Aff' und haben gar kein Schluß und die wollen ungarisches Husar attakiren! Das ist wahre Passion für Husar, sie herunterhauen.“

Die französische Artillerie überschoß auffallend, sie bewährte sich in den folgenden Schlachten aber um so besser. Von der östreichischen Artillerie zeichnete sich bei Montebello der tapfere Oberlieutenant Prokesch aus, der mit seiner halben Batterie bereits Gefahr lief, von den bis auf 70 Schritten nachgerückten französischen Plänklern erstürmt zu werden, als ein Schwarm Hallerhusaren sich auf die Plänkler warf, die nun ihr Feuer auf die Cavallerie richteten. Unterdessen gewann die Batterie Zeit zum Aufprotzen und Abfahren.

Der Verlust betrug auf beiden Seiten etwa 700 Mann.

Nach dem unglücklichen Gefechte von Montebello verfiel Graf Gyulay wieder in seine alte Unbeweglichkeit. Weil er den Feind an einem bestimmten Punkte in großer Anzahl vorgefunden hatte, schloß er, daß er auch immer

dort bleiben werde. Er hatte keinen andern Gedanken, als die Abwehr eines Stoßes, der den mittleren oder unteren Po treffen werde. Die Ansammlung der Franzosen und Sardinier bei Alessandria, die Revolutionsversuche in Parma und Modena, die Landung des Prinzen Napoleon in Livorno, Alles bestärkte ihn in dieser Ansicht. Ganz von dem Gedanken erfüllt, daß eine verabredete Bewegung der französisch-sardinischen Hauptmacht und des Prinzen Napoleon ihn in Flanke und Rücken bedrohe, zog er seine Truppen mehr und mehr am Po zusammen und entblößte sowohl seine Flanke an der Sesia als die nördliche Gegend an den Alpenseen. Das aber gerade hatte man im französischen Lager gewollt, denn dort sollte ein neuer Feind für ihn aufstehen — Garibaldi und die Revolution!

An dem Tage, dem das Gefecht von Montebello folgte, zeigte sich der sardinische General Cialdini vor Vercelli und griff die östreichische Brigade Ceschi an, welche aber zu schwach war, um sich halten zu können und deßhalb nach Orsengo, halbwegs zwischen Vercelli und Novara, zurückging, wobei sie viel Gepäck und Lebensmittel im Stiche lassen mußte. Die Piemontesen folgten jedoch nicht und ihre ganze Operation hatte das Ansehen, als habe sie eine andere Operation gegen den Feind maskiren sollen. Und so war es auch. Durch den Angriff bei Vercelli war nichts Anderes bezweckt, als die Aufmerksamkeit der Oestreicher von dem Unternehmen abzuziehen, zu dem der kühnste italienische Partheigänger, Garibaldi, ausersehen war. Wir lernten diesen Abenteurer schon bei der heldenmüthigen Vertheidigung der ewigen Stadt gegen Oudinot kennen und auch in neuester Zeit spielte Garibaldi eine auf die Geschicke der italienischen Mittelstaaten so einflußreiche Rolle, daß eine kurze Schilderung seines ereignißvollen Lebens wohl am Platze scheint.

8. Josef Garibaldi

ist kein Vollblut-Italiener, sondern ein Nizzarde aus dem reizenden Grenzgebiet am Var, geboren am 4. Juli 1807. In früher Jugend trat er in die sardinische Marine und stählte seinen Muth im Kampfe mit Wind und Wellen. Schon 1834 machte er gemeinschaftliche Sache mit Mazzini und der Revolution und der kopflose Savoyer-Zug Mazzini's, der die Polizei auf viele Entdeckungen leitete, stellte ihn blos. Er flüchtete nach Frankreich und trat von dort aus in die Dienste des Bey von Tunis als Flottenoffizier. Doch war es ihm auch hier bald entleidet und die Freiheitskämpfe der südamerikaschen Staaten erregten so sehr sein Interesse, daß er sich nach Montevideo begab, in die Marine der Republik Uruguay eintrat und dort, nachdem sein unläugbares Talent Anerkennung gefunden, das Obercommando über das gegen Buenos-Ayres operirende Geschwader erhielt. Nach der englisch-französischen Intervention in Montevideo kämpfte er als selbstständiger Guerillaführer bald an der Spitze einer pfeilschnellen Reiterei, bald an der einer unermüdlichen Infanterie im Landkriege gegen Rosas.

Die Nachricht von den Ereignissen des Jahres 1848 erreichte Monte-

in die Armee, die Mannschaften jauchzten und machten ihrer Begeisterung in endlosen Lebehochrufen in allen Idiomen der vielsprachigen Kaiserstaaten Luft.

Die Armee überschritt den Tessin an drei Punkten, bei Buffalora, Gravellona und Vigevano. Graf Gyulay mit dem Hauptquartier hatte sich nach Pavia begeben und überschritt den Fluß dort. Das düstere Pavia, ein „trockenes Venedig" ohne den Reiz der Poesie, der die Lagunenstadt umschwebt, ein Ort mit engen Gassen und nachlässig gehaltenen Häusern, dessen imposante Paläste neben halbverfallenen Kirchen stehen, gewann den Anblick eines großen Feldlagers. Einwohner sah man wenige; vor den Thoren hielten lange Wagenzüge, Pferdekoppeln und Munitionscolonnen, in den Straßen schallte der eherne Schritt deutscher und croatischer Regimenter, zwischen und hinter denen Ordonnanzen und Courriere, Aerzte, Militärbeamte, Nachzügler und Vorspannkutschen sich drängten. Die Offiziere konnte man nur an den Waffen und den schwarzgelben Feldbinden unterscheiden, denn sie waren wie die Soldaten mit leinenen „Kitteln" bekleidet.

5. Die ersten Operationen Gyulay's.

Von den drei Armeen des östreichischen Heeres war die eine unter dem unmittelbaren Befehle Gyulay's 30,000, die zweite unter Benedeck 60,000, die dritte unter Zobel 30,000 Mann stark. Das nächste Ziel ihres Vorrückens, die Besitznahme der reichen und fruchtbaren sardinischen Provinz Lomellina wurde ohne Widerstand erreicht und bot insofern für die östreichische Armee einen großen Gewinn, als die 6 Meilen breite und 12 Meilen lange Provinz Lebensmittel und andere Heerbedürfnisse liefern mußte.

Die nächsten Bewegungen erweckten die Erwartung, daß Graf Gyulay rasch eine große Entscheidung suche. Sein rechter Flügel ging über Novara und Vercelli vor und schien bestimmt zu sein, Turin zu bedrohen und die Eisenbahn bis zur Dora Baltea zu zerstören und Wege und Brücken ungangbar zu machen, um einen Marsch der Franzosen auf der Straße nach Mailand zu erschweren. Die Hauptarmee nahm die Richtung gegen den Po und die bei Alessandria stehenden Piemontesen. Es war anzunehmen, daß sie diese isoliren wolle, indem sie sich auf der andern Seite auf der Eisenbahn, die von Turin über Asti nach Alessandria führt, festsetze, auf der andern Seite bis Novi vorgehe, um die Franzosen, sobald sie in die Ebene vordrängen, in die Gebirge zurückzuwerfen. Einen solchen Plan mußte man um so eher voraussetzen, als Gyulay bis Voghera und Castelnuova vorging. Der Plan gewährte die Hoffnung, die Franzosen und Sardinier einzeln zu schlagen und eine Niederlage durfte um so weniger befürchtet werden, als im schlimmsten Falle der Rückzug durch Piacenza gesichert war.

Je sicherer dieser Plan einen schnellen Sieg und eine rasche Beendigung des Kriegs versprach, desto mehr muß man staunen, wenn Gyulay wider alles Erwarten in der Ausführung plötzlich inne hielt. Nur zwei Umstände lassen sich als wahrscheinliche Beweggründe annehmen, das rasche unerwartete Eintreffen der verbündeten Franzosen, die übrigens noch nicht einmal ihre Muni-

tionscolonnen und ihre Artillerie bei sich hatten und ganz zersplittert waren, und das schlechte Wetter. Letzteres namentlich wirkte auf die Operationen sehr störend ein. Die frühzeitig eingetretene milde Witterung hatte nämlich den Alpenschnee, von dem die piemontesischen Gewässer gespeist werden, jählings in's Schmelzen gebracht. Die Flüsse traten aus und überschwemmten die nächsten Ländereien, so daß die Reisfelder, in denen der Hauptreichthum der Lomellina besteht, dem Auge die Spiegelflächen von Seen zeigten. Dazu goß der Regen tagelang in Strömen vom Himmel. Die Leiden der Soldaten wurden durch dieses Unwetter nicht wenig erhöht. Obdach gab es keines oder nur für eine geringe Zahl, die der Zufall in die Nähe von Häusern, Hütten oder Schuppen brachte. Die größere Mehrzahl war zwischen die kalte, nasse Erde und den regnenden Himmel hingestellt.

Nicht minder hindernd wirkte auf die Operationen der Umstand ein, daß die Truppen beim Vormarsch fast überall auf abgegrabene Straßen und zerstörte Brücken trafen; die Telegraphendrähte hingen überall zerrissen an den Stangen herunter, das Eisenbahnmaterial war bis auf die letzte Spur zurückgezogen, kurz, den Oestreichern der Marsch durch alle möglichen Hindernisse erschwert. Zum Transporte waren sie auf Benützung der Vorspann beschränkt, für welche die Pferde aus der ganzen Lombardei zusammengetrieben werden mußten.

Diese Hindernisse von Wetter und Wegen verzögerten die Operationen Gyulay's, dem auf seinem Marsche gegen Asti wohl die Gefahr vorgeschwebt haben mag, daß er seine Gegner, die durch Eisenbahnen begünstigt waren, dort bereits in überlegenen Massen vorfinden könnte, eine Annahme, die ihn zu Einstellung der Operationen bewogen haben dürfte.

6. Ankunft der französischen Hilfsarmee in Piemont. Napoleon geht zur Armee.

Während Gyulay's Truppen mit Wetter und Wegen kämpften, ging es dem Theile der französischen Armee, welcher über die Alpen marschirte, nicht viel besser. Sie benutzten zwei Wege, den über den Mont Cenis mit der Seitenstraße, die von Grenoble her mündet und den über den Mont Genèvre, die direkte Verbindung zwischen Grenoble und Susa. Die Schneemassen, die den Mont Cenis fast sperrten, waren von 4000 Leuten der Eisenbahn durch unausgesetzte Arbeit beseitigt worden. Es fiel aber immer wieder neuer Schnee, der den Boden über einen Fuß hoch deckte und nicht selten waren die marschirenden Truppen in dichte Nebel oder Schneewirbel eingehüllt. Dieß hinderte übrigens den Marsch keinen Augenblick und selbst die Nacht wurde benützt, indem man die Truppen von Führern mit Fackeln begleiten ließ. Die von Grenoble ausgehenden Abtheilungen hatten zwei Bergrücken zu übersteigen, den Col du Lautaret, der die Thäler der Romanche und der Guizanne trennt und den Mont Genèvre. Sie fanden fast noch größere Hindernisse vor sich, als beim Mont Cenis zu besiegen waren. Ein Theil von ihnen folgte jenseit des Mont Genèvre dem Wege, der über Fenestrelles und Perouse nach Pignerol führt,

wo eine Zweigbahn nach Turin ihren Anfang nimmt. Die Reiterei benutzte hauptsächlich die schöne Straße vom Var nach Genua.

Die meisten französischen Truppen jedoch wurden zur See befördert. Die Einschiffungspunkte waren Marseille und Toulon. Das französische Seetransportwesen war in einer Weise geordnet, um die selbst England seinen Nachbar beneiden kann; eine eigene Transportflotte, mit den besten Einrichtungen versehen, beförderte die Truppen, die bei den Einschiffungen eine ungemeine Gewandtheit und Schnelligkeit entfalteten. Ein französisches Bataillon war so rasch an Bord, daß in einem Zuschauer der Gedanke entstehen konnte, es handle sich um eine Lustfahrt von wenig Stunden. Unter Lachen, Singen und Rufen: „Es lebe der Krieg!“ sprangen die Soldaten, ihr Feldgepäck auf dem Rücken, in die Boote und erkletterten im Nu die Schiffe. Ihr Gepäck wurde im Raume aufgeschichtet und die Einschiffung war fertig. Das Landen dieser Truppen in Genua bot das nicht minder interessante, oben geschilderte Schauspiel dar. Von dort wurden die Truppen sogleich zur Eisenbahn nach Alessandria befördert, demselben Zielpunkt, den die über den Mont Cenis und Mont Genèvre gegangenen Franzosen nahmen.

Mit einer Spannung, welche die Zuschauer eines Wettrennens durchzuckt, richteten die sanguinischen Franzosen ihre Augen auf die Märsche ihrer Armeen und als endlich der Kaiser selbst den Oberbefehl in Italien führen zu wollen erklärte, da schwebten das veni vidi vici Cäsars und Napoleons I. Siege in Italien wie Augurvögel vor den erhitzten Köpfen der Pariser und die ganze Hauptstadt war darauf gefaßt, bald den krachenden Sturz geplünderter und verheerter Städte und das Geschrei zersprengter Armeen zu hören. Der Enthusiasmus erreichte den höchsten Grad, als Napoleon Paris verließ.

Er hatte gewartet, bis die Truppen in den ihnen angewiesenen Stellungen schlagfertig dastanden, dann brach er von Paris auf. Der 10. Mai war zur Abreise bestimmt. Ungeheure Menschenmassen wogten durch die Straßen von Paris, die Vorstädte hatten sich völlig entleert und mit ihrer Bevölkerung verband sich Alles, was Paris an feurigen oder schaulustigen Elementen enthielt. Dichte Massen bildeten bis zum Bahnhofe Spaliere und empfingen den Kaiser mit einem Donner von Hochrufen. Man umringte ihn, wie man einen Volkshelden umringt und mit Mühe ließen sich die Arbeiter abhalten, ihm am Bastilleplatz vor der Julisäule die Pferde auszuspannen.

Bis Fontainebleau begleitete ihn die zur Regentin ernannte Kaiserin. Längs der Eisenbahn empfing man ihn überall mit stürmischem Jubel, namentlich in Marseille, wo er am Mittag des 11. Mai eintraf. Im Angesicht des Hafens war ein Zelt errichtet, von dem der Kaiser nach stattgehabtem Empfang der Behörden an Bord der „Königin Hortense“ ging. Am 12. Mai Nachmittags war er in Genua. Mehr als tausend beflaggte Boote begleiteten das kleine Dampfschiff Authion, das ihm auf die Rhede entgegenfuhr! Die Quais des Handelshafens und Schiffe waren mit begrüßenden Menschen bedeckt. Abends wiederholte sich der feierliche Empfang im Theater Carlo Felice, zu dem der Kaiser durch taghell erleuchtete Gassen fuhr.

Den folgenden Tag erhielt der Kaiser einen Besuch von Viktor Emanuel, der von Alessandria herübergekommen war. An demselben Tage erließ er eine Proklamation an sein Heer, die den Soldaten sagte: „daß sie für eine heilige Sache fechten, welche die Sympathien der ganzen Welt besitze." „Ueberstürzt euch nicht," lautete der Schluß, „das ist die einzige Sache, die ich fürchte. Die neuen Präcisionswaffen sind nur in der Ferne gefährlich, die eure wird wie immer das Bajonnet sein. Das Vaterland erwartet viel von euch. Schon tönen durch ganz Frankreich Worte einer glücklichen Vorbedeutung: möge die neue Armee von Italien ihrer älteren Schwester würdig sein."

In der Begleitung des Kaisers waren über 40 Generale angekommen. Die bedeutendsten darunter waren Marschall Baraguay d'Hilliers, Mac-Mahon, Canrobert, Niel und Marschall Vaillant.

Graf Achille Baraguay d'Hilliers ist der Sohn eines berühmten Reitergenerals der napoleonischen Zeit, geboren den 6. September 1795. Schon 1807 wurde er in ein Regiment reitender Jäger eingetheilt und machte 1812 den russischen Feldzug mit, in dem er seinen Vater verlor. In der Leipziger Völkerschlacht, wo er Adjutant des Marschall Marmont war, riß ihm eine Kugel die linke Hand weg, und diese Verstümmelung hielt ihn 1814 und 1815 von kriegerischer Thätigkeit fern. Als anerkannter Bonapartist wurde er unter der Restauration vernachläßigt und konnte es nur zum Grade eines Hauptmanns bringen. In den Tagen der Julirevolution stand er in Algier, wo er 1830 Oberst wurde. Später kam er als Vicegouverneur in die Militärschule von St. Cyr und übernahm 1836 als Generalmajor die oberste Leitung derselben. In den Jahren 1841—1844 bewährte er sich im Posten eines Befehlshabers der Provinz Constantine als gewandter Verwaltungsmann, zog aber durch übertriebene Strenge vielfachen Tadel auf sich. Als die Februarrevolution die Welt überraschte, war er Befehlshaber einer Division in Besançon, wo er zum Mitgliede beider Nationalversammlungen gewählt wurde. Als einer der Leiter der Ordnungsparthei übte er dort einen bedeutenden parlamentarischen Einfluß und begegnete dem Sieger in der Junischlacht — Cavaignac — einige Male mit der bestimmtesten Unhöflichkeit, da er es nicht ertragen konnte, daß ein junger Offizier, den er so lange tief unter sich erblickt, jetzt über ihm stand.

Unter Napoleon kamen seine bonapartistischen Gesinnungen wieder zur Geltung und er wurde mehrmals zu diplomatischen Sendungen verwendet. Im zweiten Jahre des russischen Krieges erhielt er den Oberbefehl über das nach der Ostsee bestimmte französische Expeditionscorps und nahm in Verbindung mit den Engländern Bomarsund ein. Dafür wurde er 28. August 1854 zum Marschall ernannt.

Baraguay d'Hilliers hat ein angenehmes und kriegerisches Aeußere. Er ist durchaus Soldat, auch in dem Sinne, daß er lieber drein schlägt als vermittelt. Die erste diplomatische Verwicklung, in die er gerieth, erledigte er so, daß er seinem Gegner sagen ließ, die Hand, in welcher er die Pistole zu halten pflege, habe die Leipziger Schlacht verschont!

Maria Patrik Moriz Mac-Mahon, Herzog von Magenta, geboren den 13. Juni 1808 in Autun, stammt aus einer alten, irländischen Familie, die sich dem Geschick der Stuarts anschloß und nach Frankreich auswanderte. Sein Vater war Pair von Frankreich und persönlicher Freund Karls X. Der Sohn trat 1825 in die Kriegsschule von St. Cyr und erhielt beim Zuge gegen Algier die Feuertaufe. Bei der ersten großen Waffenthat, der Eroberung von Constantine, zeichnete er sich so aus, daß ihm das Commando über ein Jägerbataillon übergeben wurde. Er führte später ein Regiment der Fremdenlegion, wurde 1845 Oberst, 1848 Brigadegeneral und 1852 Divisionsgeneral. Im Jahre 1855 commandirte er eine Division in der Krim und erstürmte den Malakoff (s. S. 268). Die Belohnung für diese glänzende Waffenthat war das Großkreuz der Ehrenlegion und eine Stelle im Senat. Beim Ausbruch des Krieges mit Oestreich berief ihn der Kaiser nach Paris und übertrug ihm den Oberbefehl über das 2. Corps der italienischen Armee. In der Schlacht von Magenta, wo er durch die Einnahme von Magenta den Sieg entschied, holte er sich den Marschallsrang und Herzogstitel.

Canrobert haben wir im Krimkriege schon begegnet und ebenso dem dort oft genannten

General Franz Niel. Dieser ist 1802 geboren und genoß seine militärische Erziehung in der polytechnischen Schule, dann als Lieutenant in der Ingenieurschule in Metz; 1836 diente er im Generalstabe des Expeditioncorps gegen Constantine, bei dessen schwieriger und blutiger Wegnahme er sich so auszeichnete, daß er zum Geniecommandanten dieses Platzes ernannt wurde. Schon im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum Chef de Bataillon, 1838 die zum Oberstlieutenant. Sein Ruf als einer der fähigsten Ingenieuroffiziere war schon dermaßen begründet, daß er im Jahre 1849 der Expedition nach Rom als General-Generalstabschef des Genie zugetheilt wurde, als welcher er die dreiwöchentliche Belagerung von Rom leitete. Von dieser Expedition ruhmgekrönt heimkehrend, ward Niel dem Kriegsministerium zugetheilt und 1853 Divisionsgeneral. Als solcher befehligte er die Genietruppen in dem Corps des General Baraguay d'Hilliers und leitete den Angriff auf Bomarsund (s. S. 245). Der glückliche Erfolg erhöhte Niels Ansehen und Bedeutung außerordentlich und die Hochachtung des Kaisers für diesen ausgezeichneten Ingenieur steigerte sich bis zum Vertrauen, als er ihn 1855 nach der Krim schickte. Dort war die Bezwingung Sebastopols sein Werk. Jetzt finden wir ihn wieder als Commandanten des 4. französischen Armeecorps.

Vor dem Beginn der eigentlichen Feindseligkeiten hatte die französisch-sardinische Armee folgende Organisation:

Den Oberbefehl führte der Kaiser Napoleon, sein Chef des Generalstabs war der Marschall Vaillant; an der Spitze der Artillerie stand der General Leboeuf. Die ganze Armee zerfiel in 5 Corps.

Das erste, unter Baraguay d'Hilliers, bestand aus den drei Fußdivisionen Forey, Ladmirault, Bazaine und aus einer Reiterdivision, der die pie-

montesische Reservecavallerie unter General Sonnaz beigegeben war. Generalstabschef war General Foltz.

Das zweite Corps, unter Mac Mahon, zählte zwei Fußdivisionen de la Motterouge und Espinasse nebst einer Brigade Reiterei. Den Generalstab leitete General Lebrun.

Das dritte Corps, unter Canrobert, hatte drei Fußdivisionen, Bourbaki, Bouat, Regnault und die Reiterdivision Montauban. Generalstabschef war General Senneville.

Das vierte Corps befehligte General Niel, bestehend aus den Divisionen Vinoy und Foilly und einer Reiterbrigade.

Das fünfte Corps, unter dem Prinzen Napoleon, sollte erst in Italien gebildet werden.

Die Garden standen als Reserve unter dem unmittelbaren Befehle des Kaisers in Alessandria.

Die piemontesische Armee commandirte der König. Sie war in den rechten und linken Flügel getheilt unter den Commando's der Generale Alfons della Marmora und Hektor von Sonnaz. Je zwei Brigaden bildeten eine Division, die Brigaden Savoyen und Gardegrenadiere unter General Castelborgo die erste, Piemont und Aosta unter Fanti die zweite, Pignerol und Acqui unter Durando die dritte, Königin und Savona unter Cialdini die vierte, Casale und Coni unter Cucchiari die fünfte. Die Reiterdivision führte General Sambry, Chef der Artillerie war General Pastore, des Genies General Menabrea.

7. Montebello den 20. Mai 1859.

Die Franzosen und Piemontesen hatten ihre Vorbereitungen getroffen und ihre Stellungen eingenommen, ohne von Gyulay, der das System der reinen Vertheidigung annahm, belästigt oder gestört zu werden. Hinter den weitgedehnten, einem feindlichen Durchbruch wegen ihrer Länge bloßgestellten Linien der Sesia und des Po suchte er seine Deckung, indem er am 7. Mai in einer rabenfinsteren Nacht und bei fortwährenden Regengüssen über den Po ging und auch den rechten gegen die Dora Baltea vordringenden Flügel zurückzog, um ihn keinem Flankenangriff von Süden her auszusetzen. Diesem Flügel drängten die Piemontesen lebhaft nach, bis bei Vercelli an der Sesia die Oestreicher Halt machten. Mittelst Vercelli's, das ihnen als Brückenkopf an der Sesia diente, konnten sie auf dem linken Ufer des Po manövriren und Turin bedrohen, was von bedeutsamen Folgen hätte sein können. So schlimm meinte es aber Gyulay nicht und erwartete vielmehr den Hauptangriff des Feindes auf seinem linken Flügel im Südosten am Po, d. h. also da, wo er am stärksten war und den größten Theil seines Heeres beisammen hatte. Tessin und Po bilden dort starke Linien und Pavia und die Festung Piacenza sind feste Anlehnungspunkte. Vier Meilen weiter abwärts liegt, den Rückzug deckend, der alte Platz Cremona. Erfolgte von dieser Seite wirklich der Angriff, so war Gyulay in seinem

[illegible] nicht genug, um zu rechter Zeit auf dem Wege [illegible] zu [illegible]. [illegible] der Alliirten, [illegible] Linie [illegible], [illegible] sich mehr um [illegible] der [illegible] einen [illegible] zu [illegible], als einen [illegible] zu [illegible]. [illegible], sich über die Lage durch eine größere [illegible] aufzuklären.

Am frühen Morgen des 20. Mai vereinigten sich zu diesem Zwecke unter dem Oberbefehle des Feldmarschall-Lieutenants Stadion etwa 12000 Mann, worunter 2 Schwadronen Cavallerie und 3 [illegible] Batterien. Bei Vaccarizza überschritten [illegible] den Po, die anderen, [illegible] folgten, [illegible].

Bei dem rechten Ufer steigt das Gelände gegen Süden höher an. Das Dorf Casteggio, wo die Straße von Alessandria sich gegen den Po und gegen Voghera abzweigt, liegt am tiefsten; höher hinauf liegt Montebello und den Kamm der Erhebung bezeichnet Genestrello, ein Landgut des Marchese [illegible]. Bei Genestrello fließt ein Bach, Fossagazzo, der den Abhang gegen Montebello in schräger Richtung durchschneidet. Die Entfernung der Ortschaften unter sich beträgt eine halbe Stunde.

Die Bodengestaltung bot den Oestreichern beim Vorrücken große Hilfsmittel und zahlreiche Deckungen dar; das Getreide stand sehr hoch und streckte sich in breiten Feldern hin. Die an den Maulbeerbäumen hinaufrankenden Reben umgaben ihre Stämme mit grünem Laub, kleine Pflanzungen hemmten von allen Seiten den Umblick und breite Gräben durchschnitten den Boden nach allen Richtungen. Diese Deckungsmittel benützend, näherten sich die östreichischen Colonnen in großem Halbkreise von Casteggio her der Stellung der Alliirten, um sie zu durchbrechen. Sie stießen auf nichts als piemontesische Reiterei, die drei Regimenter Aosta, Novara und Montferrat. Ihr Befehlshaber, General Sonnaz, handelte ganz den Umständen angemessen. Indem er den Marschall Baraguay d'Hilliers benachrichtigte, daß er angegriffen sei, warf er sich wiederholt auf seine Gegner und suchte sie aufzuhalten. Bei diesem Angriffe bewiesen beide Theile eine glänzende Tapferkeit. Die Piemontesen kehrten immer wieder zum Angriff zurück, so schwere Verluste sie auch erlitten und so schwierig ihnen das Terrain auch den Kampf machte. Die östreichische Infanterie ließ die Reiter bis auf 30 oder 40 Schritte herankommen, ehe sie ihr Feuer abgaben.

Graf Stadion blieb im Vorrücken, bis er das Gehöft Genestrello erreicht hatte. Hier kam das Gefecht zum Stehen, denn bereits waren französische Hilfstruppen mit Hilfe der Eisenbahn eingetroffen und warfen sich, sobald sie aus dem Wagen gesprungen waren, unmittelbar in's Gefecht.

Es war dieß General Forey mit 5 Bataillonen und 2 Geschützen, die sich beim Pachthofe Cascina Nuova auf der Straße postirten, aber nothdürftig ihre Position halten, da sie furchtbar unter dem Feuer der Oestreicher von den Höhen von Genestrello herab leiden und in Gefahr sind, auf dem linken Flügel umgangen zu werden.

Lange halten die Oestreicher Genestrello, bis General Forey, mit neuen Truppen — dem Rest der Division unter General Beuret — herbeieilend, auf der Eisenbahn und in Cascina Nuova eine Stellung nahm, welche die Flanke der Oestreicher bedrohte. Er drang dort mit 3 Bataillonen in Staffeln gegen Genestrello vor. Seine Tirailleurketten verbreiten sich über die Felder, nisten sich hinter den Baumgruppen ein, überspringen Gräben und Hecken, aber aus den bis dahin unbeweglichen Getreidefeldern hervor knattert das Feuer der östreichischen Jäger und schrittweise werden die Höhen von Genestrello mit Strömen Blutes erkauft. Mit größter Tapferkeit kämpfen die Oestreicher; wenn sie eine lange vertheidigte Stellung aufgeben, so lassen sie dieselbe nur mit Leichen bedeckt zurück und erneuern hinter Gräben, Mauern und Bäumen hervor das Gefecht. Endlich mußte aber Genestrello aufgegeben werden und General Forey drängte die Oestreicher bis nach Montebello zurück, wo sie Unterstützung fanden und den Widerstand fortsetzten. Bis Abends 6 Uhr wurde das hartnäckig vertheidigte Dorf gehalten. Endlich gelang es doch den wiederholten Angriffen der Franzosen, das Dorf zu nehmen. Zwar wurde von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus gekämpft, und die hinter den mit Schießscharten versehenen Mauern aufgestellten Oestreicher überschütteten die angreifenden Franzosen überall mit verheerendem Kugelhagel; aus allen Fenstern starren Gewehre hervor, jedes Haus ward zur kleinen Festung gemacht. Aber endlich mußten die Oestreicher doch weichen und Abends 7 Uhr verlassen die Oestreicher langsam das Dorf, aber ihre Abtheilungen machen wiederholt Halt und strecken mit Pelotonsalven die vordersten Reihen der nachfolgenden Franzosen nieder.

Doch hatten die Oestreicher noch ein Reduit, den Kirchhof von Montebello, welcher auf einem kleinen Hügel hinter dem Dorfe liegt. Er war eine wahre Redoute und der Hügel mit Geschützen gekrönt, die das geräumte Dorf mit einem Kartätschenhagel überschütteten. Mehrere Kompagnien eröffnen von rechts und links ein verheerendes Kreuzfeuer gegen die aus dem Dorfe rückenden französischen Colonnen. Schon stutzen diese vor diesem Ungewitter von Eisen und Feuer, welches rings herum donnert, da sprengt General Forey mit dem Rufe: „Hieher Kinder, entreißt dem Feind seinen letzten Zufluchtsort, folgt eurem General!“ gegen den Kirchhof vor; von allen Seiten blasen die Signalhörner zum Angriff und unter wüthendem Geschrei, einer Fluth gleich, wälzen sich die französischen Colonnen gegen den Kirchhof, jeden Schritt mit Todten und Verwundeten erkaufend. Als einer der Ersten fällt, mitten in die Stirne getroffen, General Beuret, fast sterbend wird er aufgehoben und in eines der nächsten Häuser getragen. Indessen nehmen seine braven Soldaten die Mauern des Kirchhofs mit dem Bajonnet und die Stätte des Friedens wird ein Schauplatz des mörderischsten Kampfes. Alles, was die Rettung nicht in der Flucht sucht, hat die Gegenwehr mit dem Leben zu bezahlen.

Graf Stadion ordnet nun endlich den Rückzug an, der in vollkommener Ordnung angetreten und von der Brigade Bils so kräftig gedeckt wurde, daß die verfolgenden französischen Plänkler schon bei Casteggio umkehrten.

[illegible]

[illegible] im Gesicht [illegible] Dörfer [illegible] Sedinger [illegible] Jäger, [illegible] noch [illegible] Büchse [illegible] Schädel eingeschlagen waren.

Einzelne Fälle von [illegible] Muthe und Tapferkeit wies das Gefecht bei Montebello in Menge auf.

Ein Jägeroffizier stand mit 4 Mann seiner Abtheilung hinter einer kleinen Erhöhung und ließ sich von diesen die Büchsen laden, mit welchen er in kurzer Zeit [illegible] Zuaven niederschoß, wobei er immer vorher denjenigen bezeichnete, an den die Reihe kommen sollte.

Ausgezeichnet dagegen zeigten sich die östreichischen Husaren. In den Bügeln stehend jagten sie in vollem Roßeslauf auf die feindlichen Reiter, die jedesmal von ihnen beim ersten Anlaufe geworfen wurden. Wie Schade, daß bei der späteren Schlacht von Solferino die brave östreichische Cavallerie nicht zum Kampfe geführt wurde!

Vor der piemontesischen Cavallerie hatten die Husaren am wenigsten Respekt. Ein alter ungarischer Husarenwachtmeister äußerte sich darüber: »Die Kerl' sitzen auf ihren Gäulen, wie die Aff' und haben gar kein Schluß und die wollen ungarisches Husar attakiren! Das ist wahre Passion für Husar, sie herunterhauen.«

Die französische Artillerie überschoß auffallend, sie bewährte sich in den folgenden Schlachten aber um so besser. Von der östreichischen Artillerie zeichnete sich bei Montebello der tapfere Oberlieutenant Prokesch aus, der mit seiner halben Batterie bereits Gefahr lief, von den bis auf 70 Schritten nachgerückten französischen Plänklern erstürmt zu werden, als ein Schwarm Hallerhusaren sich auf die Plänkler warf, die nun ihr Feuer auf die Cavallerie richteten. Unterdessen gewann die Batterie Zeit zum Aufprotzen und Abfahren.

Der Verlust betrug auf beiden Seiten etwa 700 Mann.

Nach dem unglücklichen Gefechte von Montebello verfiel Graf Gyulay wieder in seine alte Unbeweglichkeit. Weil er den Feind an einem bestimmten Punkte in großer Anzahl vorgefunden hatte, schloß er, daß er auch immer

dort bleiben werde. Er hatte keinen andern Gedanken, als die Abwehr eines Stoßes, der den mittleren oder unteren Po treffen werde. Die Ansammlung der Franzosen und Sardinier bei Alessandria, die Revolutionsversuche in Parma und Modena, die Landung des Prinzen Napoleon in Livorno, Alles bestärkte ihn in dieser Ansicht. Ganz von dem Gedanken erfüllt, daß eine verabredete Bewegung der französisch-sardinischen Hauptmacht und des Prinzen Napoleon ihn in Flanke und Rücken bedrohe, zog er seine Truppen mehr und mehr am Po zusammen und entblößte sowohl seine Flanke an der Sesia als die nördliche Gegend an den Alpenseen. Das aber gerade hatte man im französischen Lager gewollt, denn dort sollte ein neuer Feind für ihn aufstehen — Garibaldi und die Revolution!

An dem Tage, dem das Gefecht von Montebello folgte, zeigte sich der sardinische General Cialdini vor Vercelli und griff die östreichische Brigade Teschi an, welche aber zu schwach war, um sich halten zu können und deßhalb nach Orsengo, halbwegs zwischen Vercelli und Novara, zurückging, wobei sie viel Gepäck und Lebensmittel im Stiche lassen mußte. Die Piemontesen folgten jedoch nicht und ihre ganze Operation hatte das Ansehen, als habe sie eine andere Operation gegen den Feind maskiren sollen. Und so war es auch. Durch den Angriff bei Vercelli war nichts Anderes bezweckt, als die Aufmerksamkeit der Oestreicher von dem Unternehmen abzuziehen, zu dem der kühnste italienische Partheigänger, Garibaldi, ausersehen war. Wir lernten diesen Abenteurer schon bei der heldenmüthigen Vertheidigung der ewigen Stadt gegen Oudinot kennen und auch in neuester Zeit spielte Garibaldi eine auf die Geschicke der italienischen Mittelstaaten so einflußreiche Rolle, daß eine kurze Schilderung seines ereignißvollen Lebens wohl am Platze scheint.

8. Josef Garibaldi

ist kein Vollblut-Italiener, sondern ein Nizzarde aus dem reizenden Grenzgebiet am Var, geboren am 4. Juli 1807. In früher Jugend trat er in die sardinische Marine und stählte seinen Muth im Kampfe mit Wind und Wellen. Schon 1834 machte er gemeinschaftliche Sache mit Mazzini und der Revolution und der kopflose Savoyer-Zug Mazzini's, der die Polizei auf viele Entdeckungen leitete, stellte ihn blos. Er flüchtete nach Frankreich und trat von dort aus in die Dienste des Bey von Tunis als Flottenoffizier. Doch war es ihm auch hier bald entleidet und die Freiheitskämpfe der südamerikanischen Staaten erregten so sehr sein Interesse, daß er sich nach Montevideo begab, in die Marine der Republik Uruguay eintrat und dort, nachdem sein unläugbares Talent Anerkennung gefunden, das Obercommando über das gegen Buenos-Ayres operirende Geschwader erhielt. Nach der englisch-französischen Intervention in Montevideo kämpfte er als selbstständiger Guerillaführer bald an der Spitze einer pfeilschnellen Reiterei, bald an der einer unermüdlichen Infanterie im Landkriege gegen Rosas.

Die Nachricht von den Ereignissen des Jahres 1848 erreichte Monte-

vides nicht bald genug, daß Garibaldi, so sehr er auch eilte, in der ersten glücklichen Periode des oberitalienischen Kriegs hätte mitfechten können. Seine Rolle begann erst nach der Räumung Mailands durch die Sardinier (9. Aug.). Er bildete eine 2000 Mann starke Freischaar und kämpfte gegen d'Aspre am Langensee. In drei kleinen Gefechten geschlagen löste sich aber das kleine Heer schneller auf, als es entstanden war. Ueber die sardinische Grenze zurückgeworfen bestieg Garibaldi ein Schiff, sammelte in Toscana neue Haufen um sich und drang in den Kirchenstaat ein. Auch dieser Versuch scheiterte gänzlich. Vor General Zucchi mußte die Schaar die Waffen strecken und auseinandergehen.

Seine kühnsten Thaten verrichtete Garibaldi bei der Vertheidigung Roms (1849) gegen die stürmenden Franzosen unter Oudinot. Mit dem Reste seiner Mannschaft schlug sich Garibaldi aus Rom durch und wandte sich in's Neapolitanische, um dort einen Aufstand zu erregen. Seine Frau Leonata, eine junge Kreolin von üppigem Körperbau, mit lebhaften Augen und schwarz glänzenden Haaren, begleitete ihn zu Pferde und verrichtete Adjutantendienste. Oestreichische Truppen verfolgten ihn und brachten ihn in eine so trostlose Lage, daß er in San Marino seine Leute entlassen mußte. Mit etwa 200 Getreuen zog er durch das Gebirge nach Cesenatico, wo er sich einschiffte. Bei der Punta maestra wurde seine Absicht, nach Venedig zu gehen, vereitelt. Eine östreichische Flotille verlegte ihm den Weg und nahm die meisten seiner Boote weg. Als Fischer verkleidet erreichte er glücklich Genua, nachdem er aber unterwegs seine Frau verloren hatte, die auf der abenteuerlichen Flucht den Folgen einer Niederkunft erlegen war.

Piemont wollte ihm, der kaum das nackte Leben gerettet, eine Geldunterstützung gewähren; er nahm aber nur die Erziehung seiner Söhne im Cadettenhaus an, deren einer ihm schon in diesem Feldzuge zur Seite stand.

Garibaldi setzte nun wieder über den Ocean und trieb, wie er seinen Freunden schrieb, bei New-York das friedliche Geschäft eines Kerzenhändlers. Später ging er nach Kalifornien und führte 1852 als Steuermann eine peruanische Brigg nach China, aber schon 1854 war er wieder in Sardinien zurück. Eine reiche Handelsfamilie in Genua machte ihn zum Kapitän eines ihrer Schiffe und mit ihrer Hilfe erwarb er sich endlich ein eigenes Schiff, mit dem er bald den ligurischen Meerbusen befuhr, bald größere Fahrten machte. Damit erwarb er sich in den Zeitungen den Titel „General und Guanohändler.“ So lebte er bis zum Eintritt der neuesten Ereignisse, die auch ihn wieder zur kriegerischen Thätigkeit aufforderten.

Mit der Formirung eines aus Freiwilligen zu bildenden Alpenjägercorps beauftragt, entwickelte er bei dessen Organisirung so viel Thätigkeit und Geschick, daß er bereits Ende Mai mit seiner drei Regimenter starken Legion in's Feld rücken konnte. Aus allen Theilen Italiens waren ihm Freiwillige zugeströmt. Wie es bei Freischaaren immer geht, vereinigen sich natürlich dort die edelsten mit den bedenklichsten Elementen. Neben den Söhnen der angesehensten Familien, neben jungen Männern mit großen geschichtlichen Namen stand nicht ein kleiner Theil der Hefe des Volkes in Reih und Glied und nur

Garibaldi's strenge Kriegszucht, die erbarmungslos mit der Kugel die Vergehen straft, ist im Stande, die Ordnung in der Schaar zu erhalten.

Garibaldi selbst hat einen kräftigen Körperbau und die ausdrucksvollen männlichen Züge verschaffen ihm das mittelalterliche ritterliche Aeußere, das im ersten Augenblick für ihn einnimmt.

Die garibaldische Freischaar betrug im Anfange höchstens 6500 Mann. Mit ihr brach er von Vercelli am 21. Mai nach den Alpenseen auf, um die rechte Flanke der Oestreicher zu bedrohen und das den Oestreichern feindlich gesinnte Veltlin zum Aufruhr zu bringen. Ueber Arona marschirte er auf Castelletto und Sesto Calende, wo er am 23. Mai den Tessin überschritt und — der erste der piemontesischen Generale — auf lombardischem Boden stand. In Sesto Calende theilte er seine Leute in drei Colonnen. Die eine, unter seinem besten Hauptmann Decristoforis besetzte Sesto Calende zur Sicherung des Rückzugs, die zweite sollte bei Nacht über den langen See setzen und einen Angriff auf Laveno, den Stationsort der östreichischen Dampfer, machen, mit der dritten marschirte er nach Varese, wo er am 24. einrückte. Sein Unternehmen hatte einen so verzweifelten Charakter, daß man ihn allgemein für verloren hielt. In der That hing er mit seiner Rückzugsstraße an einem einzigen schmalen Faden zusammen. Warfen sich die Oestreicher von Magenta aus auf Sesto Calende, so war er von Sardinien abgeschnitten. Im Rücken hatte er dann den langen See, dessen sardinische Schiffe sämmtlich in die Schweiz geflüchtet waren und der von den östreichischen Kriegsdampfern beherrscht wurde. Höchstens, glaubte man, werde er, da er weder Geschütz noch Reiterei besitze, nach einer Niederlage die Schweiz erreichen, wo der Bundesrath der Republik die Grenzen von starken Abtheilungen unter Oberst Bontems hatte besetzen lassen, um jede bewaffnete Truppe, welche die Grenze zu überschreiten suche, abzuwehren.

Garibaldi's Lage war übrigens weit nicht so ungünstig, als man dachte. Das ganze Gebiet, in das er eindrang, war von östreichischen Truppen entblößt, denn Graf Gyulay hatte inzwischen auch die fliegende Colonne Urbans an sich gezogen. Das obere mailändische Gebiet, das jetzt der Schauplatz der garibaldischen Operationen wurde, ist zu einem Partheigängerkriege wie geschaffen. Schon wenige Stunden nördlich von Mailand zeigen sich Hügelketten, die gegen die Seen hin an Höhe zunehmen und endlich mit den mächtigen Gebirgsstöcken der Alpen verwachsen. Die Berge durchkreuzen sich in den verschiedensten Richtungen, tragen einen üppigen Pflanzenwuchs, sind mit Wäldchen, Gärten, Landhäusern und Dörfern besetzt und werden an ihrem Fuße von Bächen und Flüssen durchschnitten. Für Reiterei ist hier kein Raum, Geschütz kann wenig wirken und Truppen in geschlossenen Massen nur schwer sich bewegen. Die Bevölkerung des Landes sind die kriegerischsten und unzufriedensten aller Lombarden und treffliche Schützen. Erreichte Garibaldi, durch sie unterstützt, Sondrio, so beherrschte er die Straße zum Wormser Paß und es war nicht unmöglich, daß er die an der Etsch hinabführende Tyrolerstraße zu bedrohen vermochte. Unruhe in Mailand rief er vom ersten Augenblicke

seines Marsches zu decken. Diese Gründe bestimmten Gyulay, Urban mit seiner [illegible] Division gegen Garibaldi zu entsenden.

Damals hatte aber Garibaldi bereits Erfolge erreicht. Der Theil seiner Truppen, der einen Angriff auf Varese versuchte, richtete allerdings nichts aus, aber er [illegible] Boden auf Boden. Als er nach Varese gekommen, schloß sich ihm sogleich Alles an. Mit Hilfe der Einwohner verschanzte er sich und erwartete die Oestreicher festen Fußes. Der heranrückende Urban wurde mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. Der durchschnittene Boden und die Bäume, die, obwohl einzeln stehend, von den hochrankenden Reben in Verbindung gesetzt werden und förmliche Verstecke bilden, begünstigten die Freischaar. Urban, in der Ueberzeugung, für den Augenblick gegen Varese nichts ausrichten zu können, zog sich nach Olgiate zurück. Den Kampf, den er hier in einer offenen Ebene anbot, lehnte Garibaldi ab, und verschwand in den Bergen zu seiner Linken. Er zog so nahe an der Schweiz hin, daß man glaubte, er werde dort eine Zuflucht suchen, aber mit einem Male tauchte er am andern Ende wieder auf. Er hatte den rechten Flügel der Oestreicher umgangen und nun fiel auch Como in seine Hände, die Hafenstadt des schönen Sees, dem sie ihren Namen gibt, und lieferte ihm zugleich ihre Dampfschiffe aus, die die Freischaar sogleich benützte, um beide Ufer zu befahren und die Umgegend weit und breit in Aufstand zu bringen. Urban gewann zwar die Höhe von Camerlata vor Como und belagerte letzteres förmlich, aber ohne Erfolg. Die in die Stadt geworfenen Brandraketen zündeten nicht und als Garibaldi die Höhen vor der Stadt mit seinen Schützen besetzte, mußte Urban sogar die Stellung vor Camerlata räumen. Er ging bis Monza zurück, wo er Verstärkungen erwartete. Während dessen drang Garibaldi bis Lecco vor und bedrohte von da aus die Schienenverbindung zwischen Mailand und Verona. Sie war unbedingt verloren, wenn nicht frische Truppen Bergamo besetzten. In dieser Beziehung rechneten die Oestreicher auf das Clam-Gallas'sche Armeecorps, das sich bei Prag zusammengezogen hatte, auf sächsischen und bayrischen Bahnen nach Tyrol befördert worden war und jeden Tag eintreffen konnte.

Indessen hatte Gyulay seine Truppen bei Piacenza zusammengezogen, indem er immer noch einen Angriff von Voghera her erwartete, weil ihm von Alessandria berichtet wurde, daß der Kaiser häufig Spazierritte in der Umgegend mache, die Schlachtfelder besuche, die den Ruhm seines Oheims begründeten, seine Truppen mustere und zuweilen in Voghera erscheine, um Bodenstudien zu machen. Bald sollte er auf die unsanfteste Art aus seinem Irrthume gerissen werden. Ehe dieß aber stattfand, lieferten die Piemontesen den Oestreichern ein Gefecht, das seinen Zweck, die eigentlichen Bewegungen der Alliirten zu verdecken, vollkommen erreichte.

9. Das Gefecht bei Palestro am 30/31. Mai 1859.

Während Gyulay seine Truppen bei Pavia concentrirte, beschloß Napoleon kühn einen Flankenmarsch links auszuführen, den rechten Flügel der

Oestreicher zu umgehen und auf der Hauptstraße nach Mailand vorzugehen. Die Umgehung des rechten östreichischen Flügels theilte er den Piemontesen als Aufgabe zu. Viktor Emanuel erhielt am 29. Mai den kurzen Befehl: „30. Mai. Die Armee des Königs stellt sich vor Palestro auf."

Die Piemontesen standen in dem von den Oestreichern geräumten Vercelli, die Oestreicher bei Palestro, einem an und für sich unbedeutenden Dorf, das nur insofern wichtig ist, als hier die Straßen von Borgo-Vercelli, Consienza, Robbio und Candia zusammentreffen. Der ganze Boden um Palestro ist von Bewässerungskanälen durchschnitten und mit Culturen dicht bedeckt. Der Flecken selbst liegt auf einer Terrainwelle, die aus zwei mit einander verbundenen kleinen Hügelchen besteht, welche ringsum eine überschwemmte, von Reisfeldern, Hecken und Anpflanzungen bedeckte und von tiefen Bewässerungsgräben durchschnittene Gegend beherrschen. Verschiedene kleine Brücken dienen als Uebergänge über die Kanäle; vor dem Dorfe fließt die Sesia, deren Ufer mit hohem Gebüsch, Pappeln und Weiden bedeckt sind. Sumpfige Wiesen liegen zwischen dem Fluß und den Höhen, auf denen Palestro liegt.

Auf diesen Höhen hatten die Oestreicher zwei Batterien angelegt, welche Fluß und Straße bestrichen, und außerdem waren Brustwehren für die Infanterie aufgeworfen, die Brücke verrammelt und überall, wo sich Deckung fand, Tirailleurketten postirt.

Am 30. Mai Morgens gingen die Piemontesen mit vier Divisionen, denen starke Reserven folgten, gegen die Stellung der Oestreicher vor und griffen sie an drei Punkten — Palestro, Vinzaglio und Casaline — an. Mit dem verwegenen Muthe, der ihn zum tapfersten Soldaten seiner Armee macht, leitet König Viktor Emanuel in Person die militärischen Operationen. Zwei Bataillone Bersaglieri und ein Zug Geschütze bilden unter Cialdini die Vorhut, welche auf der dritten Brücke auf die östreichische Vorhut stößt und trotz des heftigsten Feuers den Verhau überklettert und die Brücke wegnimmt. Gleichzeitig wirft ein Bataillon, das sich mit unwiderstehlichem Ungestümm auf die Befestigungen rechts wirft, die am Fuße des Hügels eingenisteten Tirailleurs zurück. Alles kämpft mit der größten Todesverachtung und Tapferkeit, Artillerie fährt auf und bewirft das Dorf mit Granaten. Die Brigade Savona eilt herbei, dem Angriff Nachdruck zu geben und schon ersteigen die Bersaglieri die Höhen und Brustwehren und nehmen sie mit dem Bajonnet. Da sammeln sich die Oestreicher in dichten Haufen bei der Ziegelhütte und begrüßen die Bersaglieri mit einem mörderischen Feuer hinter den mit Schießscharten durchbrochenen Mauern hervor und nur langsam Schritt für Schritt können die Piemontesen vorrücken und sich endlich in der großen Dorfgasse und in der Kirche festsetzen. Die Oestreicher erhalten indessen Verstärkung von Robbio und die Lage der Piemontesen scheint kritisch zu werden, da setzt sich General Cialdini an die Spitze der Reservecolonnen und indem er den Truppen mit seinem Degen das Dorf Palestro zeigt, führt er die Colonnen unter dem Rufe „es lebe der König" die Höhen hinan. Nach heldenmüthigem Kampfe

Maria Patrik Moriz Mac=Mahon, Herzog von Magenta, geboren den 13. Juni 1808 in Autun, stammt aus einer alten, irländischen Familie, die sich dem Geschick der Stuarts anschloß und nach Frankreich auswanderte. Sein Vater war Pair von Frankreich und persönlicher Freund Karls X. Der Sohn trat 1825 in die Kriegsschule von St. Cyr und erhielt beim Zuge gegen Algier die Feuertaufe. Bei der ersten großen Waffenthat, der Eroberung von Constantine, zeichnete er sich so aus, daß ihm das Commando über ein Jägerbataillon übergeben wurde. Er führte später ein Regiment der Fremdenlegion, wurde 1845 Oberst, 1848 Brigadegeneral und 1852 Divisionsgeneral. Im Jahre 1855 commandirte er eine Division in der Krim und erstürmte den Malakoff (s. S. 268). Die Belohnung für diese glänzende Waffenthat war das Großkreuz der Ehrenlegion und eine Stelle im Senat. Beim Ausbruch des Krieges mit Oestreich berief ihn der Kaiser nach Paris und übertrug ihm den Oberbefehl über das 2. Corps der italienischen Armee. In der Schlacht von Magenta, wo er durch die Einnahme von Magenta den Sieg entschied, holte er sich den Marschallsrang und Herzogstitel.

Canrobert haben wir im Krimkriege schon begegnet und ebenso dem dort oft genannten

General Franz Niel. Dieser ist 1802 geboren und genoß seine militärische Erziehung in der polytechnischen Schule, dann als Lieutenant in der Ingenieurschule in Metz; 1836 diente er im Generalstabe des Expeditioncorps gegen Constantine, bei dessen schwieriger und blutiger Wegnahme er sich so auszeichnete, daß er zum Geniecommandanten dieses Platzes ernannt wurde. Schon im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum Chef de Bataillon, 1838 die zum Oberstlieutenant. Sein Ruf als einer der fähigsten Ingenieuroffiziere war schon dermaßen begründet, daß er im Jahre 1849 der Expedition nach Rom als General=Generalstabschef des Genie zugetheilt wurde, als welcher er die dreiwöchentliche Belagerung von Rom leitete. Von dieser Expedition ruhmgekrönt heimkehrend, ward Niel dem Kriegsministerium zugetheilt und 1853 Divisionsgeneral. Als solcher befehligte er die Genietruppen in dem Corps des General Baraguay d'Hilliers und leitete den Angriff auf Bomarsund (s. S. 245). Der glückliche Erfolg erhöhte Niels Ansehen und Bedeutung außerordentlich und die Hochachtung des Kaisers für diesen ausgezeichneten Ingenieur steigerte sich bis zum Vertrauen, als er ihn 1855 nach der Krim schickte. Dort war die Bezwingung Sebastopols sein Werk. Jetzt finden wir ihn wieder als Commandanten des 4. französischen Armeecorps.

Vor dem Beginn der eigentlichen Feindseligkeiten hatte die französisch=sardinische Armee folgende Organisation:

Den Oberbefehl führte der Kaiser Napoleon, sein Chef des Generalstabs war der Marschall Vaillant; an der Spitze der Artillerie stand der General Leboeuf. Die ganze Armee zerfiel in 5 Corps.

Das erste, unter Baraguay d'Hilliers, bestand aus den drei Fußdivisionen Forey, Ladmirault, Bazaine und aus einer Reiterdivision, der die pie=

montesische Reservecavallerie unter General Sonnaz beigegeben war. Generalstabschef war General Folz.

Das zweite Corps, unter Mac Mahon, zählte zwei Fußdivisionen de la Motterouge und Espinasse nebst einer Brigade Reiterei. Den Generalstab leitete General Lebrun.

Das dritte Corps, unter Canrobert, hatte drei Fußdivisionen, Bourbaki, Bouat, Regnault und die Reiterdivision Montauban. Generalstabschef war General Senneville.

Das vierte Corps befehligte General Niel, bestehend aus den Divisionen Vinoy und Foilly und einer Reiterbrigade.

Das fünfte Corps, unter dem Prinzen Napoleon, sollte erst in Italien gebildet werden.

Die Garden standen als Reserve unter dem unmittelbaren Befehle des Kaisers in Alessandria.

Die piemontesische Armee commandirte der König. Sie war in den rechten und linken Flügel getheilt unter den Commando's der Generale Alfons della Marmora und Hektor von Sonnaz. Je zwei Brigaden bildeten eine Division, die Brigaden Savoyen und Gardegrenadiere unter General Castelborgo die erste, Piemont und Aosta unter Fanti die zweite, Pignerol und Acqui unter Durando die dritte, Königin und Savona unter Cialdini die vierte, Casale und Coni unter Cucchiari die fünfte. Die Reiterdivision führte General Sambry, Chef der Artillerie war General Pastore, des Genies General Menabrea.

7. Montebello den 20. Mai 1859.

Die Franzosen und Piemontesen hatten ihre Vorbereitungen getroffen und ihre Stellungen eingenommen, ohne von Gyulay, der das System der reinen Vertheidigung annahm, belästigt oder gestört zu werden. Hinter den weitgedehnten, einem feindlichen Durchbruch wegen ihrer Länge bloßgestellten Linien der Sesia und des Po suchte er seine Deckung, indem er am 7. Mai in einer rabenfinsteren Nacht und bei fortwährenden Regengüssen über den Po ging und auch den rechten gegen die Dora Baltea vordringenden Flügel zurückzog, um ihn keinem Flankenangriff von Süden her auszusetzen. Diesem Flügel drängten die Piemontesen lebhaft nach, bis bei Vercelli an der Sesia die Oestreicher Halt machten. Mittelst Vercelli's, das ihnen als Brückenkopf an der Sesia diente, konnten sie auf dem linken Ufer des Po manövriren und Turin bedrohen, was von bedeutsamen Folgen hätte sein können. So schlimm meinte es aber Gyulay nicht und erwartete vielmehr den Hauptangriff des Feindes auf seinem linken Flügel im Südosten am Po, d. h. also da, wo er am stärksten war und den größten Theil seines Heeres beisammen hatte. Tessin und Po bilden dort starke Linien und Pavia und die Festung Piacenza sind feste Anlehnungspunkte. Vier Meilen weiter abwärts liegt, den Rückzug deckend, der alte Platz Cremona. Erfolgte von dieser Seite wirklich der Angriff, so war Gyulay in seinem

Rückzuge aus Mailand und auf dem ganzen Marsche nach Verona eine seltene Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit (s. o.). Insbesondere entschied er durch den entschlossenen Sturmangriff auf die doppelt von Geschützen starrende Linie von Curtatone den dortigen Sieg. Radetzky lobte ihn im nächsten Tagsbefehl in den wärmsten Ausdrücken und empfahl ihn wirksam für den Mariatheresiaorden. Im nächsten Jahre zeichnete sich Benedeck bei der Erstürmung von Mortara (21. März) aus, wo er eine ganze piemontesische Brigade gefangen nahm und durch diesen Erfolg eigentlich den Feldzug zur Entscheidung brachte. Auch bei Novara, zwei Tage darauf griff er kräftig in den Gang der Schlacht ein. Als General und Brigadecommandant zu Haynau's Donauarmee versetzt, schlug er sich gegen die Ungarn glänzend bei Raab, Comorn und erzwang mit einer andern Brigade bei Szegedin den Uebergang über die Theiß. Nach dem Frieden stand er an der Spitze des Generalstabs der II. Armee in Italien und galt für Radetzky's rechte Hand. Später wurde er als Oberbefehlshaber nach Krakau versetzt, von wo man ihn im April 1859 nach Italien zurückrief. Als es bekannt wurde, daß Heß den Oberbefehl in Italien nicht führen werde, nannte die öffentliche Meinung Benedeck als obersten Führer der östreichischen Armee und sein Kaiser würde gut daran gethan haben, dieser Meinung Rechnung zu tragen, denn Benedeck ist allgemein beliebt, wird überall, wo er sich zeigt, freudig von den Soldaten begrüßt und ist allgemein als ein Mann bekannt, der „Alles durchsetzt, was er sich einmal vorgenommen."

Benedeck ist eine hohe, hagere Gestalt mit ächt soldatischer Haltung und der nach ungarischer Sitte hoch aufgedrehte Schnurrbart kennzeichnet den beliebten Feldherrn unter Vielen.

Feldmarschalllieutenant Freiherr Thomas Friedrich Zobel von Giebelstadt und Arnstadt, der Sohn eines bayrischen Generalmajors, ist am 17. März 1799 in Bremen geboren. Kaum vierzehn Jahre alt, trat er als Cadet im östreichischen Heere ein und machte die Feldzüge 1813 und 1815 als Offizier mit, sowie später den kurzen Feldzug 1821 in Neapel und 1832 und 1833 in der Romagna. 1836 ward er zum Major bei den Kaiserjägern ernannt. Als Oberst dieses Regiments zeichnete er sich am 30. August 1848 im Gefecht vom Pastrengo aus, wo er dem Feind flankirend den Rückzug der Brigaden Wohlgemuth und Sigismund deckte, wie er sich überhaupt in diesem Feldzuge öfters gegen den stark überlegenen Feind mit heldenmüthiger Tapferkeit schlug. In diesem Jahre wurde er zum Feldmarschalllieutenant ernannt und commandirte — leider nie mit glücklichem Erfolg — das 7. Armeecorps. Man rühmt übrigens an ihm Unerschrockenheit und einen keine Gefahr kennenden Muth.

Feldmarschallieutenant Freiherr Karl von Urban ist 1802 zu Krakau geboren. Ein Offizierskind und für den Soldatenstand von Hause aus bestimmt, erhielt er seine Erziehung im Cadettenhause zu Olmütz. Nach seinem Austritte aus der Schule 1818 diente er bis zum Hauptmann im 59. Infant.-Regimente, und zeichnete sich im Feldzuge 1821 in Italien bei Novara, Vercelli und Alessandria aus. Nachdem er lange die Stelle eines Generalcommando-Adjutanten im Banat bekleidet, wurde er endlich 1845 Major und zwei

Jahre später Oberstlieutenant im damaligen 2. Rumänengrenzregimente, in welcher Stellung ihn die verhängnißvollen Märztage 1848 trafen. An den fernen Grenzen des Reiches waren die kaiserlichen Offiziere, ohne Kenntniß der leitenden Verhältnisse für ihr richtiges Verhalten, in einen Conflikt von Pflichten geworfen, der manchen braven Mann in die Reihen der Insurgenten führte. Urban war der erste Offizier, der dem constitutionellen Ministerium den Gehorsam und auf die erlassene Verfassung den Eid verweigerte. Die fanatischen Szekler und das zu einer ungarischen Union aufgestachelte Landvolk standen nun in Masse auf und wurden Urbans erbitterte Gegner, der mit 1500 Grenzern einer Eskadron und zwei Geschützen den 8—10,000 Mann starken Gegner niederzuwerfen suchte. Ohne Geld, ohne Verpflegung kämpfte er in rastlosen Streifzügen gegen die Szekler und brachte ihnen am 13. Novbr. 1848 eine totale Niederlage bei. Da eilte jedoch der geniale Bem mit regulären ungarischen Truppen herbei, nahm Klausenburg und schnitt Urban mit 1500 Mann von den Seinigen ab. Urban zog sich in die Bukowina zurück und überschritt am 6. Febr. 1849, während Bem im Süden beschäftigt war, bei 20° Kälte auf Saumwegen und durch Urwälder das Gebirge und überfiel in Maroschein, ohne einen Schuß zu thun, den ungarischen Beobachtungsposten. Der Feind verlor 1 Fahne, 2 Geschütze und 400 Mann, Urban nur 1 Mann, während 40 seiner Leute Hände und Füße erfroren. Die Verleihung des Maria-Theresienordens krönte diese Heldenthat. Der ganze Krieg in Siebenbürgen sah ihn überall, wo es am gefährlichsten herging. Am 26. August vernichtete er den auf der Flucht begriffenen Rest des Kazinczy'schen Corps, womit der Krieg in Siebenbürgen beendigt war. Im Jahre 1851 wurde Urban Brigadegeneral und 1857 zum Feldmarschallieutenant vorgerückt, eröffnete sich für den kühnen Partheigänger ein neues Feld der Thätigkeit in dem ausgebrochenen Krieg, in dem wir ihm mehrmals begegnen werden.

Feldmarschalllieutenant v. Urban ist eher klein als groß, eine feste, gedrungene Gestalt, lebhaft in allen Bewegungen wie in seinen Gedanken und in seinem Ausdrucke originell. Sein Gesicht ist von der italienischen Sonne gebräunt, hat aber einen äußerst angenehmen Ausdruck; seine Augen sind glänzend und sanft. Er trägt einen großen, an den Seiten aufgedrehten Schnurrbart.

Nachdem wir jetzt die Führer der östreichischen Armee kennen gelernt, kehren wir zu ihr selbst zurück. Sie stand noch immer am Tessin, des Augenblicks harrend, wo sie in Piemont einbrechen sollte.

Dort in Piemont war man zum Kriege entschlossen und vorbereitet. Jeden Augenblick dem Einmarsch der Oestreicher, mit denen man sich nicht vor Ankunft der französischen Hilfstruppen schlagen wollte, entgegensehend, hatte die piemontesische Armee vorerst die Poebene geräumt und Stellungen bezogen, wo sie sich bis zur Ankunft der Franzosen halten und zugleich die Wege, auf denen man diese erwartete, decken könne. Um Turin und die Straße über den Mont Cenis zu schützen, stellte sich Generallieutenant Cialdini, ein alter Soldat der napoleonischen Kriege, mit 20,000 Mann an der Dora

Baltea auf und verstärkte seine Stellung, der das hochgelegene Dorf Roudissone, das Dorf Mazza und das alterthümliche Schloß Verrua als Haltpunkte dienten, durch Befestigungsarbeiten. Die sardinische Hauptmacht — 4 Divisionen Infanterie, 4 Reiterregimenter und 12 Batterien — unter der persönlichen Führung des Königs ging auf das rechte Pouser. Der rechte Flügel dieses Corps lehnte sich an Valenza, der linke an das befestigte Casale an, die Mitte bildete die starke Festung Alessandria mit dem K. Hauptquartier. Letztere ist durch Bahnlinien mit Genua und Turin verbunden. Die Stellung war sehr stark und geeignet, eine überlegene Armee wochenlang aufzuhalten.

Während die Oestreicher am Tessin Halt machten, weil man in Wien eine neue englische Vermittlung angenommen hatte, verlor man in Turin keinen Augenblick, sich der französischen Hilfe zu versichern. Der Telegraph zwischen Turin und Paris spielte unaufhörlich und mit der größten Sehnsucht sah man der Ankunft der Franzosen entgegen.

Wirklich ließen auch diese nicht lange auf sich warten. Kaum war in Genua die Nachricht von der Ueberreichung des östreichischen Ultimatums bekannt, so verbreitete sich schon das Gerücht von der Ankunft von 50,000 Franzosen. Sofort wimmelte es in allen Straßen von Menschenmassen, die in dichten Gruppen nach dem Freihafen und Wällen der Stadt eilten, um nach dem Meere auszusehen. Die ganze Nacht über war Genua festlich erleuchtet und die Cafés dichtgedrängt voll.

Die aufgehende Sonne eines herrlichen Frühlingsmorgens beleuchtete ein imposantes Schauspiel. Genova la superba erglänzte mit seinen unzähligen Thürmen und Kuppeln, mit seinen terrassenförmigen Häusern und Palastreihen im Morgenroth, während zu seinen Füßen der Mastenwald des Hafens, die dichtgedrängten Zuschauerreihen auf dem Damm und die blaue Fläche des Meeres eine reizende Staffage bildeten.

Kurz vor 7 Uhr erschienen die französischen Dampfer, denen von den Zuschauern donnernde Evvivas entgegenschallten. Alsbald wimmelten die Quais von Rothhosen; es waren einheimische Schützen aus Algier. Mit klingendem Spiele zogen sie in die Stadt, wo sie mit Blumen beworfen und mit glühender Begeisterung aufgenommen wurden.

Jeden Tag wiederholte sich das Schauspiel.

Mit derselben Schnelligkeit setzte Sardinien seinen zweiten Verbündeten in Thätigkeit — die italienische Revolution. Durch französische und sardinische Agenten waren längst alle Staaten Mittelitaliens insurgirt und nur mit Mühe ließ sich die Ungeduld der Italiener zügeln. Endlich kam von Turin das Zeichen zum Losbrechen. Massa und Carrara, zwei modenesische Provinzen, die der Apennin vom Hauptlande trennt, erhoben sich zuerst (26. April), verjagten mit Hilfe piemontesischer Freischaaren die wenigen Soldaten, die in Carrara standen, und setzten im Namen Viktor Emanuels eine provisorische Regierung ein.

An demselben Tage geräth Florenz in Gährung und am andern Tage (27. April) wogten gegen 100,000 Menschen in den Straßen, mit dreifarbigen

Bändern und Kokarden geziert, während von den Dächern und Fenstern der Häuser die italienische Trikolore flatterte. „Es lebe Frankreich! es lebe Italien! es lebe König Viktor Emanuel!“ waren die überall gehörten Losungsworte. Als auch die Truppen mit dreifarbigen Bändern erschienen, sich mit dem Volke verbrüderten und die Offiziere von der Regierung abfielen, entschloß sich der Großherzog, nach ernster im Palaste gepflogener Berathung einstweilen das Land zu verlassen und wandte sich nach Bologna. Eine provisorische Regierung übernahm die Geschäfte und General Ulloa die Führung der Truppen. Die gegen Oestreich verfügbaren Streitkräfte wurden durch diese unblutige Revolution um 17,000 M. vermehrt, wovon sich sogleich 4 Bataillone, 4 Batterien und eine Menge Freiwilliger auf den Weg nach Turin machten.

Eigentliche Kriegserklärung war noch keine erschienen, bis am 28. April 11 Uhr Morgens der mit dem Ultimatum nach Turin gesandte Curier nach Mailand kam und die sardinische Antwort brachte, welche durchaus ablehnend lautete. Am gleichen Tage erschien das östreichische Kriegsmanifest, in dem der Kaiser seinen Völkern verkündete: „daß er seiner Armee den Befehl gegeben habe, den von Sardinien ausgehenden Anfeindungen unbestreitbarer Rechte seiner Krone und des unverletzten Bestandes des ihm von Gott anvertrauten Reiches ein Ziel zu setzen.“ In dem gleich darauf erschienenen französischen Kriegsmanifest vom 3. Mai erklärte Napoleon: „er wolle keine Eroberungen und habe blos den Zweck, Italien sich selbst wiederzugeben, damit Frankreich dort ein befreundetes Volk, das ihm seine Unabhängigkeit verdanke, zum Grenznachbar habe.“ So hatten denn nun die Waffen die Entscheidung zu geben. Im östreichischen Lager war man auf eine ablehnende Antwort Sardiniens gefaßt und hatte alle Maßregeln vorbereitet. Um etwaigen Aufständen vorzubeugen, hatte man das Land in Kriegszustand erklärt und fliegende Colonnen gebildet, deren Aufgabe es war, die Nation im Zaume zu halten. Diese Riesenpatrouillen sollten als Sicherheitswachen durch die Städte der Lombardei marschiren, blitzschwangere Wolken gleichsam, jeden Augenblick bereit, da einzuschlagen, wo die Schlange der Empörung ihr Haupt erheben wollte. Die stärkste derselben commandirte Feldmarschallieutenant v. Urban.

Zur Bewachung von Mailand blieben nur zwei Bataillone zurück, die in den festen Stellungen des Castells und der Porta Tosa, wo sie über genug Geschütz verfügten, für ihren Zweck vollkommen hinreichten. Alle anderen Truppen marschirten an den Tessin. An dem linken Ufer desselben stand die schlagfertige Armee, ungeduldig des Augenblicks harrend, der den Befehl zum Einmarsch in Piemont bedingen sollte. Endlich war er gekommen. Lange hingehalten durch Englands Vermittlungspolitik, Preußens unentschlossene Haltung und Napoleons Friedensversicherungen hatte der Kaiser endlich die Fäden des Lügengewebes zerrissen und den Befehl zum unverzüglichen Einmarsch in Piemont ertheilt. Er wurde mit unendlichem Jubel begrüßt und am 29. April Nachmittags 3 Uhr begann der Uebergang der östreichischen Truppen über den Fluß. Der Enthusiasmus, den sie dabei an den Tag legten, erinnerte an die erhebendsten Momente des Jahres 1848 und 1849. Die Offiziere fielen sich

in die Arme, die Mannschaften jauchzten und machten ihrer Begeisterung in endlosen Lebehochrufen in allen Idiomen der vielsprachigen Kaiserstaaten Luft.

Die Armee überschritt den Tessin an drei Punkten, bei Buffalora, Gravellona und Vigevano. Graf Gyulay mit dem Hauptquartier hatte sich nach Pavia begeben und überschritt den Fluß dort. Das düstere Pavia, ein „trockenes Venedig“ ohne den Reiz der Poesie, der die Lagunenstadt umschwebt, ein Ort mit engen Gassen und nachlässig gehaltenen Häusern, dessen imposante Paläste neben halbverfallenen Kirchen stehen, gewann den Anblick eines großen Feldlagers. Einwohner sah man wenige; vor den Thoren hielten lange Wagenzüge, Pferdekoppeln und Munitionscolonnen, in den Straßen schallte der eherne Schritt deutscher und croatischer Regimenter, zwischen und hinter denen Ordonnanzen und Courriere, Aerzte, Militärbeamte, Nachzügler und Vorspannkutschen sich drängten. Die Offiziere konnte man nur an den Waffen und den schwarzgelben Feldbinden unterscheiden, denn sie waren wie die Soldaten mit leinenen „Kitteln“ bekleidet.

5. Die ersten Operationen Gyulay's.

Von den drei Armeen des östreichischen Heeres war die eine unter dem unmittelbaren Befehle Gyulay's 30,000, die zweite unter Benedeck 60,000, die dritte unter Zobel 30,000 Mann stark. Das nächste Ziel ihres Vorrückens, die Besitznahme der reichen und fruchtbaren sardinischen Provinz Lomellina wurde ohne Widerstand erreicht und bot insofern für die östreichische Armee einen großen Gewinn, als die 6 Meilen breite und 12 Meilen lange Provinz Lebensmittel und andere Heerbedürfnisse liefern mußte.

Die nächsten Bewegungen erweckten die Erwartung, daß Graf Gyulay rasch eine große Entscheidung suche. Sein rechter Flügel ging über Novara und Vercelli vor und schien bestimmt zu sein, Turin zu bedrohen und die Eisenbahn bis zur Dora Baltea zu zerstören und Wege und Brücken ungangbar zu machen, um einen Marsch der Franzosen auf der Straße nach Mailand zu erschweren. Die Hauptarmee nahm die Richtung gegen den Po und die bei Alessandria stehenden Piemontesen. Es war anzunehmen, daß sie diese isoliren wolle, indem sie sich auf der andern Seite auf der Eisenbahn, die von Turin über Asti nach Alessandria führt, festsetze, auf der andern Seite bis Novi vorgehe, um die Franzosen, sobald sie in die Ebene vordrängen, in die Gebirge zurückzuwerfen. Einen solchen Plan mußte man um so eher voraussetzen, als Gyulay bis Voghera und Castelnuova vorging. Der Plan gewährte die Hoffnung, die Franzosen und Sardinier einzeln zu schlagen und eine Niederlage durfte um so weniger befürchtet werden, als im schlimmsten Falle der Rückzug durch Piacenza gesichert war.

Je sicherer dieser Plan einen schnellen Sieg und eine rasche Beendigung des Kriegs versprach, desto mehr muß man staunen, wenn Gyulay wider alles Erwarten in der Ausführung plötzlich inne hielt. Nur zwei Umstände lassen sich als wahrscheinliche Beweggründe annehmen, das rasche unerwartete Eintreffen der verbündeten Franzosen, die übrigens noch nicht einmal ihre Muni-

tionscolonnen und ihre Artillerie bei sich hatten und ganz zersplittert waren, und das schlechte Wetter. Letzteres namentlich wirkte auf die Operationen sehr störend ein. Die frühzeitig eingetretene milde Witterung hatte nämlich den Alpenschnee, von dem die piemontesischen Gewässer gespeist werden, jählings in's Schmelzen gebracht. Die Flüsse traten aus und überschwemmten die nächsten Ländereien, so daß die Reisfelder, in denen der Hauptreichthum der Lomellina besteht, dem Auge die Spiegelflächen von Seen zeigten. Dazu goß der Regen tagelang in Strömen vom Himmel. Die Leiden der Soldaten wurden durch dieses Unwetter nicht wenig erhöht. Obdach gab es keines oder nur für eine geringe Zahl, die der Zufall in die Nähe von Häusern, Hütten oder Schuppen brachte. Die größere Mehrzahl war zwischen die kalte, nasse Erde und den regnenden Himmel hingestellt.

Nicht minder hindernd wirkte auf die Operationen der Umstand ein, daß die Truppen beim Vormarsch fast überall auf abgegrabene Straßen und zerstörte Brücken trafen; die Telegraphendrähte hingen überall zerrissen an den Stangen herunter, das Eisenbahnmaterial war bis auf die letzte Spur zurückgezogen, kurz, den Oestreichern der Marsch durch alle möglichen Hindernisse erschwert. Zum Transporte waren sie auf Benützung der Vorspann beschränkt, für welche die Pferde aus der ganzen Lombardei zusammengetrieben werden mußten.

Diese Hindernisse von Wetter und Wegen verzögerten die Operationen Gyulay's, dem auf seinem Marsche gegen Asti wohl die Gefahr vorgeschwebt haben mag, daß er seine Gegner, die durch Eisenbahnen begünstigt waren, dort bereits in überlegenen Massen vorfinden könnte, eine Annahme, die ihn zu Einstellung der Operationen bewogen haben dürfte.

6. Ankunft der französischen Hilfsarmee in Piemont. Napoleon geht zur Armee.

Während Gyulay's Truppen mit Wetter und Wegen kämpften, ging es dem Theile der französischen Armee, welcher über die Alpen marschirte, nicht viel besser. Sie benutzten zwei Wege, den über den Mont Cenis mit der Seitenstraße, die von Grenoble her mündet und den über den Mont Genèvre, die direkte Verbindung zwischen Grenoble und Susa. Die Schneemassen, die den Mont Cenis fast sperrten, waren von 4000 Leuten der Eisenbahn durch unausgesetzte Arbeit beseitigt worden. Es fiel aber immer wieder neuer Schnee, der den Boden über einen Fuß hoch deckte und nicht selten waren die marschirenden Truppen in dichte Nebel oder Schneewirbel eingehüllt. Dieß hinderte übrigens den Marsch keinen Augenblick und selbst die Nacht wurde benützt, indem man die Truppen von Führern mit Fackeln begleiten ließ. Die von Grenoble ausgehenden Abtheilungen hatten zwei Bergrücken zu übersteigen, den Col du Lautaret, der die Thäler der Romanche und der Guizanne trennt und den Mont Genèvre. Sie fanden fast noch größere Hindernisse vor sich, als beim Mont Cenis zu besiegen waren. Ein Theil von ihnen folgte jenseit des Mont Genèvre dem Wege, der über Fenestrelles und Perouse nach Pignerol führt,

wo eine Zweigbahn nach Turin ihren Anfang nimmt. Die Reiterei benutzte hauptsächlich die schöne Straße vom Var nach Genua.

Die meisten französischen Truppen jedoch wurden zur See befördert. Die Einschiffungspunkte waren Marseille und Toulon. Das französische Seetransportwesen war in einer Weise geordnet, um die selbst England seinen Nachbar beneiden kann; eine eigene Transportflotte, mit den besten Einrichtungen versehen, beförderte die Truppen, die bei den Einschiffungen eine ungemeine Gewandtheit und Schnelligkeit entfalteten. Ein französisches Bataillon war so rasch an Bord, daß in einem Zuschauer der Gedanke entstehen konnte, es handle sich um eine Lustfahrt von wenig Stunden. Unter Lachen, Singen und Rufen: „Es lebe der Krieg!“ sprangen die Soldaten, ihr Feldgepäck auf dem Rücken, in die Boote und erkletterten im Nu die Schiffe. Ihr Gepäck wurde im Raume aufgeschichtet und die Einschiffung war fertig. Das Landen dieser Truppen in Genua bot das nicht minder interessante, oben geschilderte Schauspiel dar. Von dort wurden die Truppen sogleich zur Eisenbahn nach Alessandria befördert, demselben Zielpunkt, den die über den Mont Cenis und Mont Genèvre gegangenen Franzosen nahmen.

Mit einer Spannung, welche die Zuschauer eines Wettrennens durchzuckt, richteten die sanguinischen Franzosen ihre Augen auf die Märsche ihrer Armeen und als endlich der Kaiser selbst den Oberbefehl in Italien führen zu wollen erklärte, da schwebten das veni vidi vici Cäsars und Napoleons I. Siege in Italien wie Augurvögel vor den erhitzten Köpfen der Pariser und die ganze Hauptstadt war darauf gefaßt, bald den krachenden Sturz geplünderter und verheerter Städte und das Geschrei zersprengter Armeen zu hören. Der Enthusiasmus erreichte den höchsten Grad, als Napoleon Paris verließ.

Er hatte gewartet, bis die Truppen in den ihnen angewiesenen Stellungen schlagfertig dastanden, dann brach er von Paris auf. Der 10. Mai war zur Abreise bestimmt. Ungeheure Menschenmassen wogten durch die Straßen von Paris, die Vorstädte hatten sich völlig entleert und mit ihrer Bevölkerung verband sich Alles, was Paris an feurigen oder schaulustigen Elementen enthielt. Dichte Massen bildeten bis zum Bahnhofe Spaliere und empfingen den Kaiser mit einem Donner von Hochrufen. Man umringte ihn, wie man einen Volkshelden umringt und mit Mühe ließen sich die Arbeiter abhalten, ihm am Bastilleplatz vor der Julisäule die Pferde auszuspannen.

Bis Fontainebleau begleitete ihn die zur Regentin ernannte Kaiserin. Längs der Eisenbahn empfing man ihn überall mit stürmischem Jubel, namentlich in Marseille, wo er am Mittag des 11. Mai eintraf. Im Angesicht des Hafens war ein Zelt errichtet, von dem der Kaiser nach stattgehabtem Empfang der Behörden an Bord der „Königin Hortense“ ging. Am 12. Mai Nachmittags war er in Genua. Mehr als tausend beflaggte Boote begleiteten das kleine Dampfschiff Anthion, das ihm auf die Rhede entgegenfuhr! Die Quais des Handelshafens und Schiffe waren mit begrüßenden Menschen bedeckt. Abends wiederholte sich der feierliche Empfang im Theater Carlo Felice, zu dem der Kaiser durch taghell erleuchtete Gassen fuhr.

Den folgenden Tag erhielt der Kaiser einen Besuch von Viktor Emanuel, der von Alessandria herübergekommen war. An demselben Tage erließ er eine Proklamation an sein Heer, die den Soldaten sagte: „daß sie für eine heilige Sache fechten, welche die Sympathien der ganzen Welt besitze.“ „Ueberstürzt euch nicht,“ lautete der Schluß, „das ist die einzige Sache, die ich fürchte. Die neuen Präcisionswaffen sind nur in der Ferne gefährlich, die eure wird wie immer das Bajonnet sein. Das Vaterland erwartet viel von euch. Schon tönen durch ganz Frankreich Worte einer glücklichen Vorbedeutung: möge die neue Armee von Italien ihrer älteren Schwester würdig sein.“

In der Begleitung des Kaisers waren über 40 Generale angekommen. Die bedeutendsten darunter waren Marschall Baraguay d'Hilliers, Mac-Mahon, Canrobert, Niel und Marschall Vaillant.

Graf Achille Baraguay d'Hilliers ist der Sohn eines berühmten Reitergenerals der napoleonischen Zeit, geboren den 6. September 1795. Schon 1807 wurde er in ein Regiment reitender Jäger eingetheilt und machte 1812 den russischen Feldzug mit, in dem er seinen Vater verlor. In der Leipziger Völkerschlacht, wo er Adjutant des Marschall Marmont war, riß ihm eine Kugel die linke Hand weg, und diese Verstümmelung hielt ihn 1814 und 1815 von kriegerischer Thätigkeit fern. Als anerkannter Bonapartist wurde er unter der Restauration vernachläßigt und konnte es nur zum Grade eines Hauptmanns bringen. In den Tagen der Julirevolution stand er in Algier, wo er 1830 Oberst wurde. Später kam er als Vicegouverneur in die Militärschule von St. Cyr und übernahm 1836 als Generalmajor die oberste Leitung derselben. In den Jahren 1841—1844 bewährte er sich im Posten eines Befehlshabers der Provinz Constantine als gewandter Verwaltungsmann, zog aber durch übertriebene Strenge vielfachen Tadel auf sich. Als die Februarrevolution die Welt überraschte, war er Befehlshaber einer Division in Besançon, wo er zum Mitgliede beider Nationalversammlungen gewählt wurde. Als einer der Leiter der Ordnungsparthei übte er dort einen bedeutenden parlamentarischen Einfluß und begegnete dem Sieger in der Junischlacht — Cavaignac — einige Male mit der bestimmtesten Unhöflichkeit, da er es nicht ertragen konnte, daß ein junger Offizier, den er so lange tief unter sich erblickt, jetzt über ihm stand.

Unter Napoleon kamen seine bonapartistischen Gesinnungen wieder zur Geltung und er wurde mehrmals zu diplomatischen Sendungen verwendet. Im zweiten Jahre des russischen Krieges erhielt er den Oberbefehl über das nach der Ostsee bestimmte französische Expeditionscorps und nahm in Verbindung mit den Engländern Bomarsund ein. Dafür wurde er 28. August 1854 zum Marschall ernannt.

Baraguay d'Hilliers hat ein angenehmes und kriegerisches Aeußere. Er ist durchaus Soldat, auch in dem Sinne, daß er lieber drein schlägt als vermittelt. Die erste diplomatische Verwicklung, in die er gerieth, erledigte er so, daß er seinem Gegner sagen ließ, die Hand, in welcher er die Pistole zu halten pflege, habe die Leipziger Schlacht verschont!

Maria Patrik Moriz Mac-Mahon, Herzog von Magenta, geboren den 13. Juni 1808 in Autun, stammt aus einer alten, irländischen Familie, die sich dem Geschick der Stuarts anschloß und nach Frankreich auswanderte. Sein Vater war Pair von Frankreich und persönlicher Freund Karls X. Der Sohn trat 1825 in die Kriegsschule von St. Cyr und erhielt beim Zuge gegen Algier die Feuertaufe. Bei der ersten großen Waffenthat, der Eroberung von Constantine, zeichnete er sich so aus, daß ihm das Commando über ein Jägerbataillon übergeben wurde. Er führte später ein Regiment der Fremdenlegion, wurde 1845 Oberst, 1848 Brigadegeneral und 1852 Divisionsgeneral. Im Jahre 1855 commandirte er eine Division in der Krim und erstürmte den Malakoff (s. S. 268). Die Belohnung für diese glänzende Waffenthat war das Großkreuz der Ehrenlegion und eine Stelle im Senat. Beim Ausbruch des Krieges mit Oestreich berief ihn der Kaiser nach Paris und übertrug ihm den Oberbefehl über das 2. Corps der italienischen Armee. In der Schlacht von Magenta, wo er durch die Einnahme von Magenta den Sieg entschied, holte er sich den Marschallsrang und Herzogstitel.

Canrobert haben wir im Krimkriege schon begegnet und ebenso dem dort oft genannten

General Franz Niel. Dieser ist 1802 geboren und genoß seine militärische Erziehung in der polytechnischen Schule, dann als Lieutenant in der Ingenieurschule in Metz; 1836 diente er im Generalstabe des Expeditioncorps gegen Constantine, bei dessen schwieriger und blutiger Wegnahme er sich so auszeichnete, daß er zum Geniecommandanten dieses Platzes ernannt wurde. Schon im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum Chef de Bataillon, 1838 die zum Oberstlieutenant. Sein Ruf als einer der fähigsten Ingenieuroffiziere war schon dermaßen begründet, daß er im Jahre 1849 der Expedition nach Rom als General-Generalstabschef des Genie zugetheilt wurde, als welcher er die dreiwöchentliche Belagerung von Rom leitete. Von dieser Expedition ruhmgekrönt heimkehrend, ward Niel dem Kriegsministerium zugetheilt und 1853 Divisionsgeneral. Als solcher befehligte er die Genietruppen in dem Corps des General Baraguay d'Hilliers und leitete den Angriff auf Bomarsund (s. S. 245). Der glückliche Erfolg erhöhte Niels Ansehen und Bedeutung außerordentlich und die Hochachtung des Kaisers für diesen ausgezeichneten Ingenieur steigerte sich bis zum Vertrauen, als er ihn 1855 nach der Krim schickte. Dort war die Bezwingung Sebastopols sein Werk. Jetzt finden wir ihn wieder als Commandanten des 4. französischen Armeecorps.

Vor dem Beginn der eigentlichen Feindseligkeiten hatte die französisch-sardinische Armee folgende Organisation:

Den Oberbefehl führte der Kaiser Napoleon, sein Chef des Generalstabs war der Marschall Vaillant; an der Spitze der Artillerie stand der General Leboeuf. Die ganze Armee zerfiel in 5 Corps.

Das erste, unter Baraguay d'Hilliers, bestand aus den drei Fußdivisionen Forey, Ladmirault, Bazaine und aus einer Reiterdivision, der die pie-

montesische Reservecavallerie unter General Sonnaz beigegeben war. Generalstabschef war General Foltz.

Das zweite Corps, unter Mac Mahon, zählte zwei Fußdivisionen de la Motterouge und Espinasse nebst einer Brigade Reiterei. Den Generalstab leitete General Lebrun.

Das dritte Corps, unter Canrobert, hatte drei Fußdivisionen, Bourbaki, Bouat, Regnault und die Reiterdivision Montauban. Generalstabschef war General Senneville.

Das vierte Corps befehligte General Niel, bestehend aus den Divisionen Vinoy und Foilly und einer Reiterbrigade.

Das fünfte Corps, unter dem Prinzen Napoleon, sollte erst in Italien gebildet werden.

Die Garden standen als Reserve unter dem unmittelbaren Befehle des Kaisers in Alessandria.

Die piemontesische Armee commandirte der König. Sie war in den rechten und linken Flügel getheilt unter den Commando's der Generale Alfons della Marmora und Hektor von Sonnaz. Je zwei Brigaden bildeten eine Division, die Brigaden Savoyen und Gardegrenadiere unter General Castelborgo die erste, Piemont und Aosta unter Fanti die zweite, Pignerol und Acqui unter Durando die dritte, Königin und Savona unter Cialdini die vierte, Casale und Coni unter Cucchiari die fünfte. Die Reiterdivision führte General Sambry, Chef der Artillerie war General Pastore, des Genies General Menabrea.

7. Montebello den 20. Mai 1859.

Die Franzosen und Piemontesen hatten ihre Vorbereitungen getroffen und ihre Stellungen eingenommen, ohne von Gyulay, der das System der reinen Vertheidigung annahm, belästigt oder gestört zu werden. Hinter den weitgedehnten, einem feindlichen Durchbruch wegen ihrer Länge bloßgestellten Linien der Sesia und des Po suchte er seine Deckung, indem er am 7. Mai in einer rabenfinsteren Nacht und bei fortwährenden Regengüssen über den Po ging und auch den rechten gegen die Dora Baltea vordringenden Flügel zurückzog, um ihn keinem Flankenangriff von Süden her auszusetzen. Diesem Flügel drängten die Piemontesen lebhaft nach, bis bei Vercelli an der Sesia die Oestreicher Halt machten. Mittelst Vercelli's, das ihnen als Brückenkopf an der Sesia diente, konnten sie auf dem linken Ufer des Po manövriren und Turin bedrohen, was von bedeutsamen Folgen hätte sein können. So schlimm meinte es aber Gyulay nicht und erwartete vielmehr den Hauptangriff des Feindes auf seinem linken Flügel im Südosten am Po, d. h. also da, wo er am stärksten war und den größten Theil seines Heeres beisammen hatte. Tessin und Po bilden dort starke Linien und Pavia und die Festung Piacenza sind feste Anlehnungspunkte. Vier Meilen weiter abwärts liegt, den Rückzug deckend, der alte Platz Cremona. Erfolgte von dieser Seite wirklich der Angriff, so war Gyulay in seinem

Hauptquartier Garlasco nahe genug, um zu rechter Zeit auf dem Platze sein zu können. Doch die Hauptmacht der Alliirten, zwischen Tortona, Alessandria und Casale vereinigt, rührte sich nicht und schien eher vor den Thoren ihrer Festungen einen Angriff zu erwarten, als einen Poübergang wagen zu wollen. Gyulay beschloß nun, sich über seine Lage durch eine größere Recognoscirung aufzuklären.

Am frühen Morgen des 20. Mai vereinigten sich zu diesem Zwecke unter dem Oberbefehle des Feldmarschall-Lieutenant Stadion etwa 12,000 Mann, worunter 2 Schwadronen Cavallerie und 3½ Batterien. Bei Vacarizza überschritt ein Theil dieser Truppen den Po, die andern, der rechte Flügel, kam von Stradella heran.

Auf dem rechten Pousfer steigt das Gelände gegen Süden höher an. Das Dorf Casteggio, wo die Straße von Alessandria sich gegen den Po und gegen Piacenza abzweigt, liegt am tiefsten; höher hinauf folgt Montebello und den Kamm der Erhebung bezeichnet Genestrello, ein Landgut des Marchese Pallavicini. Bei Genestrello fließt ein Bach, Fossagazzo, der den Abhang gegen Montebello in schräger Richtung durchschneidet. Die Entfernung der Ortschaften unter sich beträgt eine halbe Stunde.

Die Bodengestaltung bot den Oestreichern beim Vorrücken große Hilfsmittel und zahlreiche Deckungen dar; das Getreide stand sehr hoch und streckte sich in breiten Feldern hin. Die an den Maulbeerbäumen hinaufrankenden Reben umgaben ihre Stämme mit grünem Laub, kleine Pflanzungen hemmten von allen Seiten den Umblick und breite Gräben durchschnitten den Boden nach allen Richtungen. Diese Deckungsmittel benützend, näherten sich die östreichischen Colonnen in großem Halbkreise von Casteggio her der Stellung der Alliirten, um sie zu durchbrechen. Sie stießen auf nichts als piemontesische Reiterei, die drei Regimenter Aosta, Novara und Montferrat. Ihr Befehlshaber, General Sonnaz, handelte ganz den Umständen angemessen. Indem er den Marschall Baraguay d'Hilliers benachrichtigte, daß er angegriffen sei, warf er sich wiederholt auf seine Gegner und suchte sie aufzuhalten. Bei diesem Angriffe bewiesen beide Theile eine glänzende Tapferkeit. Die Piemontesen kehrten immer wieder zum Angriff zurück, so schwere Verluste sie auch erlitten und so schwierig ihnen das Terrain auch den Kampf machte. Die östreichische Infanterie ließ die Reiter bis auf 30 oder 40 Schritte herankommen, ehe sie ihr Feuer abgaben.

Graf Stadion blieb im Vorrücken, bis er das Gehöft Genestrello erreicht hatte. Hier kam das Gefecht zum Stehen, denn bereits waren französische Hilfstruppen mit Hilfe der Eisenbahn eingetroffen und warfen sich, sobald sie aus dem Wagen gesprungen waren, unmittelbar in's Gefecht.

Es war dieß General Forey mit 5 Bataillonen und 2 Geschützen, die sich beim Pachthofe Cascina Nuova auf der Straße postirten, aber nothdürftig ihre Position halten, da sie furchtbar unter dem Feuer der Oestreicher von den Höhen von Genestrello herab leiden und in Gefahr sind, auf dem linken Flügel umgangen zu werden.

Lange halten die Oestreicher Genestrello, bis General Forey, mit neuen Truppen — dem Rest der Division unter General Beuret — herbeieilend, auf der Eisenbahn und in Cascina Nuova eine Stellung nahm, welche die Flanke der Oestreicher bedrohte. Er drang dort mit 3 Bataillonen in Staffeln gegen Genestrello vor. Seine Tirailleurketten verbreiten sich über die Felder, nisten sich hinter den Baumgruppen ein, überspringen Gräben und Hecken, aber aus den bis dahin unbeweglichen Getreidefeldern hervor knattert das Feuer der östreichischen Jäger und schrittweise werden die Höhen von Genestrello mit Strömen Blutes erkauft. Mit größter Tapferkeit kämpfen die Oestreicher; wenn sie eine lange vertheidigte Stellung aufgeben, so lassen sie dieselbe nur mit Leichen bedeckt zurück und erneuern hinter Gräben, Mauern und Bäumen hervor das Gefecht. Endlich mußte aber Genestrello aufgegeben werden und General Forey drängte die Oestreicher bis nach Montebello zurück, wo sie Unterstützung fanden und den Widerstand fortsetzten. Bis Abends 6 Uhr wurde das hartnäckig vertheidigte Dorf gehalten. Endlich gelang es doch den wiederholten Angriffen der Franzosen, das Dorf zu nehmen. Zwar wurde von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus gekämpft, und die hinter den mit Schießscharten versehenen Mauern aufgestellten Oestreicher überschütteten die angreifenden Franzosen überall mit verheerendem Kugelhagel; aus allen Fenstern starren Gewehre hervor, jedes Haus ward zur kleinen Festung gemacht. Aber endlich mußten die Oestreicher doch weichen und Abends 7 Uhr verlassen die Oestreicher langsam das Dorf, aber ihre Abtheilungen machen wiederholt Halt und strecken mit Pelotonsalven die vordersten Reihen der nachfolgenden Franzosen nieder.

Doch hatten die Oestreicher noch ein Reduit, den Kirchhof von Montebello, welcher auf einem kleinen Hügel hinter dem Dorfe liegt. Er war eine wahre Redoute und der Hügel mit Geschützen gekrönt, die das geräumte Dorf mit einem Kartätschenhagel überschütteten. Mehrere Kompagnien eröffnen von rechts und links ein verheerendes Kreuzfeuer gegen die aus dem Dorfe rückenden französischen Colonnen. Schon stutzen diese vor diesem Ungewitter von Eisen und Feuer, welches rings herum donnert, da sprengt General Forey mit dem Rufe: „Hieher Kinder, entreißt dem Feind seinen letzten Zufluchtsort, folgt eurem General!" gegen den Kirchhof vor; von allen Seiten blasen die Signalhörner zum Angriff und unter wüthendem Geschrei, einer Fluth gleich, wälzen sich die französischen Colonnen gegen den Kirchhof, jeden Schritt mit Todten und Verwundeten erkaufend. Als einer der Ersten fällt, mitten in die Stirne getroffen, General Beuret, fast sterbend wird er aufgehoben und in eines der nächsten Häuser getragen. Indessen nehmen seine braven Soldaten die Mauern des Kirchhofs mit dem Bajonnet und die Stätte des Friedens wird ein Schauplatz des mörderischsten Kampfes. Alles, was die Rettung nicht in der Flucht sucht, hat die Gegenwehr mit dem Leben zu bezahlen.

Graf Stadion ordnet nun endlich den Rückzug an, der in vollkommener Ordnung angetreten und von der Brigade Bils so kräftig gedeckt wurde, daß die verfolgenden französischen Plänkler schon bei Casteggio umkehrten.

Zwölftausend Oestreicher waren im Gefecht gegen einen etwa gleichstarken Feind gewesen. Mit einiger Ueberlegenheit wären die Franzosen geschlagen worden. Unbegreiflicher Weise rief Graf Stadion den Prinzen von Hessen, der ganz in der Nähe stand, nicht herbei, ebenso kam ein Theil des rechten Flügels gar nicht in's Gefecht.

Die Truppen, die im Feuer waren, schlugen sich gleich tapfer, wie ihre Gegner. Auf beiden Seiten kamen die nationalen Eigenschaften zur Geltung, hier die Zähigkeit in der Ausdauer, die den Völkern des östreichischen Kaiserstaates eigen ist, dort der französische Ungestümm, dem die Sardinier nacheiferten. Auf beiden Seiten bewährte sich die Büchse als eine furchtbare Waffe. Im Bajonnetkampf zeigten sich die Franzosen überlegen, was vielleicht dem Umstand zuzuschreiben ist, daß man sie vernünftigerweise ihr Gepäck hatte ablegen lassen, während die östreichischen Soldaten ihre schweren Tornister tragen mußten. Auch zogen die Oestreicher dem Bajonnet den Gebrauch des Kolbens vor; so fand man auf dem Kirchhofe zu Montebello einen erschossenen Jäger, im Tode noch krampfhaft den Lauf seiner Büchse haltend, umringt von den Leichen von fünf Zuaven, deren Schädel eingeschlagen waren.

Einzelne Fälle von besonderem Muth und Tapferkeit wies das Gefecht bei Montebello in Masse auf.

Ein Jägeroffizier stand mit 4 Leuten seiner Abtheilung hinter einer kleinen Erhöhung und ließ sich von diesen die Büchsen laden, mit welchen er in kurzer Zeit 30 Feinde niederschoß, wobei er immer vorher denjenigen bezeichnete, an den die Reihe kommen sollte.

Entschieden überlegen zeigten sich die östreichischen Husaren. In den Bügeln stehend jagten sie in vollem Rosseslauf auf die feindlichen Reiter, die jedesmal von ihnen beim ersten Anlaufe geworfen wurden. Wie Schade, daß bei der späteren Schlacht von Solferino die brave östreichische Cavallerie nicht zum Kampfe geführt wurde!

Vor der piemontesischen Cavallerie hatten die Husaren am wenigsten Respekt. Ein alter ungarischer Husarenwachtmeister äußerte sich darüber: „Die Kerl' sitzen auf ihren Gäulen, wie die Aff' und haben gar kein Schluß und die wollen ungarisches Husar attakiren! Das ist wahre Passion für Husar, sie herunterhauen."

Die französische Artillerie überschoß auffallend, sie bewährte sich in den folgenden Schlachten aber um so besser. Von der östreichischen Artillerie zeichnete sich bei Montebello der tapfere Oberlieutenant Prokesch aus, der mit seiner halben Batterie bereits Gefahr lief, von den bis auf 70 Schritten nachgerückten französischen Plänklern erstürmt zu werden, als ein Schwarm Hallerhusaren sich auf die Plänkler warf, die nun ihr Feuer auf die Cavallerie richteten. Unterdessen gewann die Batterie Zeit zum Aufprotzen und Abfahren.

Der Verlust betrug auf beiden Seiten etwa 700 Mann.

Nach dem unglücklichen Gefechte von Montebello verfiel Graf Gyulay wieder in seine alte Unbeweglichkeit. Weil er den Feind an einem bestimmten Punkte in großer Anzahl vorgefunden hatte, schloß er, daß er auch immer

dort bleiben werde. Er hatte keinen andern Gedanken, als die Abwehr eines Stoßes, der den mittleren oder unteren Po treffen werde. Die Ansammlung der Franzosen und Sardinier bei Alessandria, die Revolutionsversuche in Parma und Modena, die Landung des Prinzen Napoleon in Livorno, Alles bestärkte ihn in dieser Ansicht. Ganz von dem Gedanken erfüllt, daß eine verabredete Bewegung der französisch-sardinischen Hauptmacht und des Prinzen Napoleon ihn in Flanke und Rücken bedrohe, zog er seine Truppen mehr und mehr am Po zusammen und entblößte sowohl seine Flanke an der Sesia als die nördliche Gegend an den Alpenseen. Das aber gerade hatte man im französischen Lager gewollt, denn dort sollte ein neuer Feind für ihn aufstehen — Garibaldi und die Revolution!

An dem Tage, dem das Gefecht von Montebello folgte, zeigte sich der sardinische General Cialdini vor Vercelli und griff die östreichische Brigade Ceschi an, welche aber zu schwach war, um sich halten zu können und deßhalb nach Orsengo, halbwegs zwischen Vercelli und Novara, zurückging, wobei sie viel Gepäck und Lebensmittel im Stiche lassen mußte. Die Piemontesen folgten jedoch nicht und ihre ganze Operation hatte das Ansehen, als habe sie eine andere Operation gegen den Feind maskiren sollen. Und so war es auch. Durch den Angriff bei Vercelli war nichts Anderes bezweckt, als die Aufmerksamkeit der Oestreicher von dem Unternehmen abzuziehen, zu dem der kühnste italienische Partheigänger, Garibaldi, ausersehen war. Wir lernten diesen Abenteurer schon bei der heldenmüthigen Vertheidigung der ewigen Stadt gegen Oudinot kennen und auch in neuester Zeit spielte Garibaldi eine auf die Geschicke der italienischen Mittelstaaten so einflußreiche Rolle, daß eine kurze Schilderung seines ereignißvollen Lebens wohl am Platze scheint.

8. Josef Garibaldi

ist kein Vollblut-Italiener, sondern ein Nizzarde aus dem reizenden Grenzgebiet am Var, geboren am 4. Juli 1807. In früher Jugend trat er in die sardinische Marine und stählte seinen Muth im Kampfe mit Wind und Wellen. Schon 1834 machte er gemeinschaftliche Sache mit Mazzini und der Revolution und der kopflose Savoyer-Zug Mazzini's, der die Polizei auf viele Entdeckungen leitete, stellte ihn blos. Er flüchtete nach Frankreich und trat von dort aus in die Dienste des Bey von Tunis als Flottenoffizier. Doch war es ihm auch hier bald entleidet und die Freiheitskämpfe der südamerikaschen Staaten erregten so sehr sein Interesse, daß er sich nach Montevideo begab, in die Marine der Republik Uruguay eintrat und dort, nachdem sein unläugbares Talent Anerkennung gefunden, das Obercommando über das gegen Buenos-Ayres operirende Geschwader erhielt. Nach der englisch-französischen Intervention in Montevideo kämpfte er als selbstständiger Guerillaführer bald an der Spitze einer pfeilschnellen Reiterei, bald an der einer unermüdlichen Infanterie im Landkriege gegen Rosas.

Die Nachricht von den Ereignissen des Jahres 1848 erreichte Monte-

[illegible] Berichte des oberitalienischen Krieges [illegible] [illegible] 9. Aug. [illegible] Jeder [illegible] [illegible] der Pforten [illegible]

Seine kühnsten Thaten verrichtete Garibaldi bei der Vertheidigung Roms (1849) gegen die stürmenden Franzosen unter Oudinot. Mit dem Reste seiner Mannschaft schlug sich Garibaldi aus Rom durch und wandte sich in's Neapolitanische, um dort einen Aufstand zu erregen. Seine Frau Anita, eine junge Creolin von muthigem Charakter, mit schwarzen Augen und schwarz glänzenden Haaren, begleitete ihn zu Pferde und verrichtete Adjutantendienste. Österreichische Truppen verfolgten ihn und drängten ihn in eine so verzweifelte Lage, daß er im San Marino seine Leute entlassen mußte. Mit einem [illegible] Genossen zog er durch das Gebirge nach Cesenatico, wo er sich einschiffte. Bei der Punta maestra wurde seine Absicht, nach Venedig zu gehen, vereitelt. Eine österreichische Flotille verlegte ihm den Weg und nahm die meisten seiner Boote weg. Als Fischer verkleidet erreichte er glücklich Genua, nachdem er aber unterwegs seine Frau verloren hatte, die auf der abenteuerlichen Flucht den Folgen einer Niederkunft erlegen war.

Piemont wollte ihm, der kaum das nackte Leben gerettet, eine Geldunterstützung gewähren; er nahm aber nur die Erziehung seiner Söhne im Cadettenhause an, deren einer ihm schon in diesem Feldzuge zur Seite stand.

Garibaldi legte nun wieder über den Ocean und trieb, wie er seinen Freunden schrieb, bei New-York das friedliche Geschäft eines Kerzenhändlers. Später ging er nach Kalifornien und führte 1852 als Steuermann eine peruanische Brigg nach China, aber schon 1854 war er wieder in Sardinien zurück. Eine reiche Handelsfamilie in Genua machte ihn zum Kapitän eines ihrer Schiffe und mit ihrer Hilfe erwarb er sich endlich ein eigenes Schiff, mit dem er bald den ligurischen Meerbusen befuhr, bald größere Fahrten machte. Damit erwarb er sich in den Zeitungen den Titel „General und Guanohändler.“ So lebte er bis zum Eintritt der neuesten Ereignisse, die auch ihn wieder zur kriegerischen Thätigkeit aufforderten.

Mit der Formirung eines aus Freiwilligen zu bildenden Alpenjägercorps beauftragt, entwickelte er bei dessen Organisirung so viel Thätigkeit und Geschick, daß er bereits Ende Mai mit seiner drei Regimenter starken Legion in's Feld rücken konnte. Aus allen Theilen Italiens waren ihm Freiwillige zugeströmt. Wie es bei Freischaaren immer geht, vereinigen sich natürlich dort die edelsten mit den bedenklichsten Elementen. Neben den Söhnen der angesehensten Familien, neben jungen Männern mit großen geschichtlichen Namen stand nicht ein kleiner Theil der Hefe des Volkes in Reih und Glied und nur

Garibaldi's strenge Kriegszucht, die erbarmungslos mit der Kugel die Vergehen straft, ist im Stande, die Ordnung in der Schaar zu erhalten.

Garibaldi selbst hat einen kräftigen Körperbau und die ausdrucksvollen männlichen Züge verschaffen ihm das mittelalterliche ritterliche Aeußere, das im ersten Augenblick für ihn einnimmt.

Die garibaldische Freischaar betrug im Anfange höchstens 6500 Mann. Mit ihr brach er von Vercelli am 21. Mai nach den Alpenseen auf, um die rechte Flanke der Oestreicher zu bedrohen und das den Oestreichern feindlich gesinnte Veltlin zum Aufruhr zu bringen. Ueber Arona marschirte er auf Castelletto und Sesto Calende, wo er am 23. Mai den Tessin überschritt und — der erste der piemontesischen Generale — auf lombardischem Boden stand. In Sesto Calende theilte er seine Leute in drei Colonnen. Die eine, unter seinem besten Hauptmann Decristoforis besetzte Sesto Calende zur Sicherung des Rückzugs, die zweite sollte bei Nacht über den langen See setzen und einen Angriff auf Laveno, den Stationsort der östreichischen Dampfer, machen, mit der dritten marschirte er nach Varese, wo er am 24. einrückte. Sein Unternehmen hatte einen so verzweifelten Charakter, daß man ihn allgemein für verloren hielt. In der That hing er mit seiner Rückzugsstraße an einem einzigen schmalen Faden zusammen. Warfen sich die Oestreicher von Magenta aus auf Sesto Calende, so war er von Sardinien abgeschnitten. Im Rücken hatte er dann den langen See, dessen sardinische Schiffe sämmtlich in die Schweiz geflüchtet waren und der von den östreichischen Kriegsdampfern beherrscht wurde. Höchstens, glaubte man, werde er, da er weder Geschütz noch Reiterei besitze, nach einer Niederlage die Schweiz erreichen, wo der Bundesrath der Republik die Grenzen von starken Abtheilungen unter Oberst Bontems hatte besetzen lassen, um jede bewaffnete Truppe, welche die Grenze zu überschreiten suche, abzuwehren.

Garibaldi's Lage war übrigens weit nicht so ungünstig, als man dachte. Das ganze Gebiet, in das er eindrang, war von östreichischen Truppen entblößt, denn Graf Gyulay hatte inzwischen auch die fliegende Colonne Urbans an sich gezogen. Das obere mailändische Gebiet, das jetzt der Schauplatz der garibaldischen Operationen wurde, ist zu einem Partheigängerkriege wie geschaffen. Schon wenige Stunden nördlich von Mailand zeigen sich Hügelketten, die gegen die Seen hin an Höhe zunehmen und endlich mit den mächtigen Gebirgsstöcken der Alpen verwachsen. Die Berge durchkreuzen sich in den verschiedensten Richtungen, tragen einen üppigen Pflanzenwuchs, sind mit Wäldchen, Gärten, Landhäusern und Dörfern besetzt und werden an ihrem Fuße von Bächen und Flüssen durchschnitten. Für Reiterei ist hier kein Raum, Geschütz kann wenig wirken und Truppen in geschlossenen Massen nur schwer sich bewegen. Die Bevölkerung des Landes sind die kriegerischsten und unzufriedensten aller Lombarden und treffliche Schützen. Erreichte Garibaldi, durch sie unterstützt, Sondrio, so beherrschte er die Straße zum Wormser Paß und es war nicht unmöglich, daß er die an der Etsch hinabführende Tyrolerstraße zu bedrohen vermochte. Unruhe in Mailand rief er vom ersten Augenblicke

seines Marsches an hervor. Diese Gefahr bestimmte Gyulay, Urban mit seiner fliegenden Colonne gegen Garibaldi zu entsenden.

Damals hatte aber Garibaldi bereits Erfolge erreicht. Der Theil seiner Truppen, der einen Angriff auf Laveno versuchte, richtete allerdings nichts aus, aber er selbst gewann Boden auf Boden. Als er nach Varese gekommen, schloß sich ihm sogleich Alles an. Mit Hilfe der Einwohner verschanzte er sich und erwartete die Oestreicher festen Fußes. Der heranrückende Urban wurde mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. Der durchschnittene Boden und die Bäume, die, obwohl einzeln stehend, von den hochrankenden Reben in Verbindung gesetzt werden und förmliche Verstecke bilden, begünstigten die Freischaar. Urban, in der Ueberzeugung, für den Augenblick gegen Varese nichts ausrichten zu können, zog sich nach Olgiate zurück. Den Kampf, den er hier in einer offenen Ebene anbot, lehnte Garibaldi ab, und verschwand in den Bergen zu seiner Linken. Er zog so nahe an der Schweiz hin, daß man glaubte, er werde dort eine Zuflucht suchen, aber mit einem Male tauchte er am andern Ende wieder auf. Er hatte den rechten Flügel der Oestreicher umgangen und nun fiel auch Como in seine Hände, die Hafenstadt des schönen Sees, dem sie ihren Namen gibt, und lieferte ihm zugleich ihre Dampfschiffe aus, die die Freischaar sogleich benützte, um beide Ufer zu befahren und die Umgegend weit und breit in Aufstand zu bringen. Urban gewann zwar die Höhe von Camerlata vor Como und belagerte letzteres förmlich, aber ohne Erfolg. Die in die Stadt geworfenen Brandraketen zündeten nicht und als Garibaldi die Höhen vor der Stadt mit seinen Schützen besetzte, mußte Urban sogar die Stellung vor Camerlata räumen. Er ging bis Monza zurück, wo er Verstärkungen erwartete. Während dessen drang Garibaldi bis Lecco vor und bedrohte von da aus die Schienenverbindung zwischen Mailand und Verona. Sie war unbedingt verloren, wenn nicht frische Truppen Bergamo besetzten. In dieser Beziehung rechneten die Oestreicher auf das Clam-Gallas'sche Armeecorps, das sich bei Prag zusammengezogen hatte, auf sächsischen und bayrischen Bahnen nach Tyrol befördert worden war und jeden Tag eintreffen konnte.

Indessen hatte Gyulay seine Truppen bei Piacenza zusammengezogen, indem er immer noch einen Angriff von Voghera her erwartete, weil ihm von Alessandria berichtet wurde, daß der Kaiser häufig Spazierritte in der Umgegend mache, die Schlachtfelder besuche, die den Ruhm seines Oheims begründeten, seine Truppen mustere und zuweilen in Voghera erscheine, um Bodenstudien zu machen. Bald sollte er auf die unsanfteste Art aus seinem Irrthume gerissen werden. Ehe dieß aber stattfand, lieferten die Piemontesen den Oestreichern ein Gefecht, das seinen Zweck, die eigentlichen Bewegungen der Alliirten zu verdecken, vollkommen erreichte.

9. Das Gefecht bei Palestro am 30/31. Mai 1859.

Während Gyulay seine Truppen bei Pavia concentrirte, beschloß Napoleon kühn einen Flankenmarsch links auszuführen, den rechten Flügel der

Oestreicher zu umgehen und auf der Hauptstraße nach Mailand vorzugehen. Die Umgehung des rechten östreichischen Flügels theilte er den Piemontesen als Aufgabe zu. Viktor Emanuel erhielt am 29. Mai den kurzen Befehl: „30. Mai. Die Armee des Königs stellt sich vor Palestro auf.“

Die Piemontesen standen in dem von den Oestreichern geräumten Vercelli, die Oestreicher bei Palestro, einem an und für sich unbedeutenden Dorf, das nur insofern wichtig ist, als hier die Straßen von Borgo-Vercelli, Confienza, Robbio und Candia zusammentreffen. Der ganze Boden um Palestro ist von Bewässerungskanälen durchschnitten und mit Culturen dicht bedeckt. Der Flecken selbst liegt auf einer Terrainwelle, die aus zwei mit einander verbundenen kleinen Hügelchen besteht, welche ringsum eine überschwemmte, von Reisfeldern, Hecken und Anpflanzungen bedeckte und von tiefen Bewässerungsgräben durchschnittene Gegend beherrschen. Verschiedene kleine Brücken dienen als Uebergänge über die Kanäle; vor dem Dorfe fließt die Sesia, deren Ufer mit hohem Gebüsch, Pappeln und Weiden bedeckt sind. Sumpfige Wiesen liegen zwischen dem Fluß und den Höhen, auf denen Palestro liegt.

Auf diesen Höhen hatten die Oestreicher zwei Batterien angelegt, welche Fluß und Straße bestrichen, und außerdem waren Brustwehren für die Infanterie aufgeworfen, die Brücke verrammelt und überall, wo sich Deckung fand, Tirailleurketten postirt.

Am 30. Mai Morgens gingen die Piemontesen mit vier Divisionen, denen starke Reserven folgten, gegen die Stellung der Oestreicher vor und griffen sie an drei Punkten — Palestro, Vinzaglio und Casaline — an.. Mit dem verwegenen Muthe, der ihn zum tapfersten Soldaten seiner Armee macht, leitet König Viktor Emanuel in Person die militärischen Operationen. Zwei Bataillone Bersaglieri und ein Zug Geschütze bilden unter Cialdini die Vorhut, welche auf der dritten Brücke auf die östreichische Vorhut stößt und trotz des heftigsten Feuers den Verhau überklettert und die Brücke wegnimmt. Gleichzeitig wirft ein Bataillon, das sich mit unwiderstehlichem Ungestümm auf die Befestigungen rechts wirft, die am Fuße des Hügels eingenisteten Tirailleurs zurück. Alles kämpft mit der größten Todesverachtung und Tapferkeit, Artillerie fährt auf und bewirft das Dorf mit Granaten. Die Brigade Savona eilt herbei, dem Angriff Nachdruck zu geben und schon ersteigen die Bersaglieri die Höhen und Brustwehren und nehmen sie mit dem Bajonnet. Da sammeln sich die Oestreicher in dichten Haufen bei der Ziegelhütte und begrüßen die Bersaglieri mit einem mörderischen Feuer hinter den mit Schießscharten durchbrochenen Mauern hervor und nur langsam Schritt für Schritt können die Piemontesen vorrücken und sich endlich in der großen Dorfgasse und in der Kirche festsetzen. Die Oestreicher erhalten indessen Verstärkung von Robbio und die Lage der Piemontesen scheint kritisch zu werden, da setzt sich General Cialdini an die Spitze der Reservecolonnen und indem er den Truppen mit seinem Degen das Dorf Palestro zeigt, führt er die Colonnen unter dem Rufe „es lebe der König“ die Höhen hinan. Nach heldenmüthigem Kampfe

gewinnen sie die Eingänge desselben und ein stundenlanger fürchterlicher Straßenkampf endigt mit dem Rückzuge der Oestreicher.

In gleicher Weise wie die Division Cialdini bei Palestro kämpfte an demselben Tage die 3. Division die Sesia überschreitend bei dem links von Palestro liegenden Dorfe **Vinzaglio**, während die Division Fanti die auf der Chaussee von Novara gegen Borgo Vercelli vorrückte, nur einen leichten Geschützkampf gegen östreichische Cavallerie zu bestehen hatte.

Nächsten Tags erneuerten die Oestreicher unter **Zobel** den Kampf und stürmten mit aller Macht gegen Palestro. Die Wegnahme dieses Dorfes hätte die Vereinigung des Marschalls Canrobert, der bei Pravolo über die Sesia zu gehen im Begriff war, mit den Piemontesen verhindert und den Linksmarsch der Franzosen bedeutend gestört. Nach längerem erbittertem Kampfe um Palestro war auch schon die piemontesische Brigade Cialdini, an deren Spitze der König mit glänzender Tapferkeit kämpfte, im Begriffe zu erliegen, da kamen die ersten Franzosen, das 2600 Mann starke 3. Zuavenregiment unter Oberst de Chabron an. Dieß geschah in dem Augenblicke, wo eine östreichische Colonne auf der Straße von Rasasco zwischen einem Kanal und der Sesia vorgedrungen war und die Piemontesen in der rechten Flanke bedrohte. In dem Winkel, den der Kanal mit dem Flusse bildet, hatte sich das dritte Zuavenregiment in einem Maisfeld gelagert. Kaum sah Oberst de Chabron die östr. Colonne mit einem Schwarm von Jägern umgeben und von Artillerie gefolgt am Kanale heranziehen, so ließ er sogleich seine Zuaven vorgehen. Vier Compagnien derselben schleichen durch die Getreidefelder, welche sie ganz bedecken, und gehen im Laufschritt gegen die Oestreicher vor, die soeben im Begriffe waren, die Piemontesen im Rücken zu fassen und sofort aus einer Batterie, die vorher die Sesiabrücke bestrich, die anrückenden Zuaven mit einem Kartätschenhagel begrüßten. Ringsum bedecken schon ihre Leichen den Boden und heulend verlangen sie gegen die Batterie, die ihnen so viel Schaden zufügt, zum Angriff geführt zu werden. Um aber an die feindlichen Geschütze kommen zu können, muß man durch den Kanal. Die Zuaven stocken nicht in ihrem Laufe und stürzen sich in das Wasser, das ihnen bis an die Schultern geht. Selbst die Kugeln der Jäger können sie nicht aufhalten, die aus den Getreidefeldern herauspfeifen und die Kartätschenladungen, die breite Lücken in ihre Colonnen reißen. Die Zuaven antworten mit Wuthgeschrei, erklimmen den schlammigen jenseitigen Uferrand und stoßen die Bedienungsmannschaft der Geschütze nieder, die so bestürzt war, daß sie nicht einmal mehr den Versuch machte, die Geschütze aufzuprotzen. Fünf Geschütze befinden sich in Händen der Zuaven.

Die Zuaven machten Halt, aber nur um Athem zu schöpfen und ihre Colonnen neu zu formiren, dann stürzen sie über die Reisfelder hinweg und erreichen die Straße; ein Theil wirft sich rechts zwischen diese und den Fluß, andere klimmen die Böschung links hinauf und befinden sich plötzlich auf einem großen Sturzacker mehreren östreichischen Bataillonen gegenüber, die sie mit dem Bajonnet angreifen und in Unordnung in ein dichtes Akaziengebüsch wer-

fen. In diesem Augenblicke eilt, die Offensive ergreifend, Viktor Emanuel an der Spitze einiger sardinischen Bataillone herbei und in dicht gedrängten Reihen unter einander gemischt werfen sich die Soldaten der verbrüderten Nationen auf die östreichischen Colonnen, Verwirrung und Tod nach allen Seiten verbreitend! Ein fürchterliches Handgemenge entstand, alle Ordnung war aufgelöst, Jeder wendete sich wohin er wollte, die Bajonnete der Kämpfenden suchten sich eine Feindesbrust, wo sie sich darbot!

Die Oestreicher leisten hartnäckigen Widerstand und werfen sich in einen aus mehreren großen Gebäuden bestehenden Pachthof, welcher die letzte Vertheidigungsstellung vor der Brücke darbot. Starke Reserven besetzen dahinter die Straße und beherrschen die steilen Ufer des Flusses Brida. Unerschrocken, unter dem donnernden Rufe „es lebe der Kaiser“ stürzten die Zuaven auf den Pachthof, auf die Brücke und die dort stehenden Geschütze. Es war ein fürchterliches, aber nur kurzes Kampfgewühl, nach wenigen Minuten waren die Zuaven Herren der Geschütze und der Brücke. Vergebens bemühten sich die östreichischen Offiziere, ihre Bataillone wieder zu formiren; ihre zerrütteten Colonnen, wie Verzweifelnde kämpfend, verließen den Pachthof und standen jetzt am Rand des Flusses, dessen Ufer hier steil abfielen. Vor sich die Zuaven, eine drohende Fluth, welche sich unaufhaltsam nähert; hinter sich einen raschen und tiefen Strom. Nur ein einziger Uebergang ist vorhanden, die Brücke auf der Straße; in Unordnung stürzen die Oestreicher dahin, aber sie ist von Todten und Lebendigen versperrt, denn eben hatte dort der Kampf um die Geschütze stattgefunden. Auf den engen Raum zwischen der Brücke und den steilen Ufern des Flusses zusammengedrängt kämpften die Oestreicher den Kampf der Wuth und Verzweiflung; manchmal rangen Oestreicher und Zuaven miteinander und stürzten zusammen in den Fluß, in dem sie ertranken; wieder andere stürzten sich hinein oder gaben sich selbst den Tod; andere klammern sich mit verzweifelter Kraft an dem dichten Gesträuch an, welches den steilen Abhang umsäumt, oder versuchen, den Rücken an Bäume gelehnt, immer noch zu kämpfen; noch andere ergeben sich und strecken die Waffen. Die Ufer sind mit Todten und Sterbenden bedeckt und hundert Arme ragen aus den Flußwogen empor, flehen um ihr Leben und verschwinden dann unter den raschen Wellen der Brida!

Noch war die Brücke immer nicht genommen und die östreichischen Reserven machten Miene, in bedeutenden Massen hinter der Brücke sich zu sammeln. Da eilen die Zuaven auf den Ruf ihres Obersten auf's Neue vorwärts und erstürmen unter dem heftigsten Kartätschenfeuer der Oestreicher, unter dem drei Offiziere nacheinander, den Adler vortragend, fallen, die Brücke, worauf sich die östreichischen Colonnen zum Rückzuge nach Robbio wenden, wohin auch die andern Colonnen sich dirigiren, die das von Cialdini vertheidigte Palestro angegriffen und gegen Confienza vorgegangen waren.

Furchtbar war der Verlust dieses blutigen Gefechts; das 3. Zuavenregiment hatte 46 Todte, worunter 1 Offizier, 233 Verwundete, worunter 15

Offiziere verloren. Der Verlust der Piemontesen betrug 2000 Mann, der der Oestreicher ebensoviel nebst 1000 Gefangenen und 8 Geschützen.

10. Rückzug der Oestreicher über den Tessin 31. Mai.

Am 1. Juni hatte Graf Gyulay drei Armeecorps in dem Bogen Castel d'Agogna, Robbio und Vespolate vor Mortara gesammelt. Jedermann im östreichischen Lager hoffte auf eine Schlacht, für die wirklich der günstigste Augenblick in der That gekommen war. Siegten die Oestreicher in ihrer günstigen Stellung, so mußten die Francosarden in die Gebirge zwischen der oberen Sesia und dem Tessin gedrängt werden; ging die Schlacht unglücklich, so besaßen sie in Mortara, den Brückenköpfen San Martino und Vigevano, den Uebergang bei Bereguardo und endlich durch die Straße nach dem befestigten Pavia mit dem Brückenkopf Gravellone Sicherheiten genug, um geordnet über den Tessin zurückzugehen. Napoleon erwartete selbst auch einen Angriff der Oestreicher und hatte Maßregeln getroffen, bei Olengo vor Novara 100,000 M. vereinigen zu können.

Graf Gyulay jedoch wählte von den zwei Manövern, bei denen er die Wahl hatte, das zaghaftere, sich ohne Schwertstreich aus seiner starken Stellung hinausmanövriren zu lassen und den Rückzug über den Tessin anzutreten. Bei der Anordnung dieser Maßregel beging er jedoch noch einen verhängnißvollen Fehler. Er unterließ die Zerstörung der Bahnlinien des Gebiets, das er räumte. Ihm hatten diese Wege ja doch nie Nutzen gebracht, da die Piemontesen bei der Räumung der Lomellina die Vorsicht gebraucht hatten, alle Maschinen und Wagen mit sich zu nehmen. Die Franzosen zogen von ihnen den Vortheil, ihre Truppen rasch vorwärts zu bringen und in Masse an den Flußpunkten, welche sie zu Uebergängen ausersehen, erscheinen, sowie rasch ungeschwächte und unermüdete Reserven in's Gefecht bringen zu können. Die unterlassene Zerstörung der Bahnlinie hatte theilweise den Verlust der Schlacht von Magenta zur Folge.

11. Die letzte Nacht am Tessin 1. Juni.

Am 1. Juni überschritten die östreichischen Colonnen auf den Schiffbrücken bei Vigevano den Tessin. Noch während der Uebergang der Truppen fortdauerte, füllten die Genietruppen die Kanalboote, welche die Träger der Balken bildeten, mit Reisern und Pechkränzen. Es galt die Zerstörung der Brücken, um dem etwa folgenden Feind den Uebergang abzuschneiden.

„Der Abend war hereingebrochen, als die letzte Nachhut der Husaren mit gespanntem Hahn langsamen Schrittes über die schwankenden Dielen ritten, manchen Blick der Wachsamkeit und aber auch der Trauer zurückwerfend in das schöne Land des Feindes, das sie vor wenig Wochen in stolzer Siegeshoffnung und laut hintönendem Jubel betreten hatten, jetzt aber ohne Schwertstreich verlassen mußten. Ein Moment der tiefsten Ruhe folgte. Die rasch hereinbrechende Dämmerung verwischte alle Conturen. Da huschten gespensterhaft aussehende Gestalten mit rothaufflammenden Pechfackeln über die Brücke hin, von den Ufern stießen Kähne ab, aus denen rothe Lichter herüberschienen.

Plötzlich lodert in dem einen Boote der Pontonbrücke eine hohe Flamme auf. Schiff für Schiff folgt und bald beleuchten sieben mächtige Feuersäulen die umliegenden Gestade. Die Flammen züngeln gegen einander und nähern sich gegenseitig, bis endlich eine Feuerstraße den Fluß überbrückt. Die ganze Gegend erschien roth, wie in Blut getaucht und die diesseits stehende Truppe blickt in tiefem Schweigen auf das schauerlich schöne Werk der Zerstörung. Die Mondessichel erblaßt vor diesem Schauspiele und macht die Gegensätze noch schroffer. Da reißen die Ankertaue. Unter Krachen und Knirschen theilt sich die Feuerbrücke in der Mitte und zwei Pontons schwimmen mit den sie verbindenden Balken majestätisch den Strom hinab; andere Kähne folgen, die brennenden Balken stürzen herab und bald ist das Wasser ringsum mit schwimmenden Flammen bedeckt. Hie und da bleibt ein Ponton am Balken hängen und verglimmt nach und nach in düsterer Glut, die letzten Wahrzeichen des gewesenen Uebergangs.

Dichter Qualm bedeckt das diesseitige Ufer und nun erst entzünden sich die Bivouakfeuer im Lager. Die sonst so freudige Stimmung um dieselben ist gewichen, leise erzählen sich die Männer die Ereignisse der vergangenen, die Erwartungen der künftigen Tage. Laut hinaus tönt das Wiehern der Pferde, die Rufe der Patrouillen durch die Stille der lauen Nacht. Das war die letzte Nacht am Tessin."

12. Das Gefecht bei Robecchetto 3. Juni.

Während am 30. und 31. Mai blutig bei Palestro gefochten ward, hatte Napoleon das kühnste militärische Manöver ausgeführt. Gedeckt durch die Gefechte der Piemontesen bewerkstelligte die französische Armee einen Flankenmarsch links, die den größten Theil ihrer Streitkräfte vom Süden nach dem Norden, vom Po nach der Sesia brachte. Schon am ersten Juni hatte der Kaiser sein Hauptquartier nach Novara verlegt, von wo er auf der großen Straße nach Mailand vorzurücken beabsichtigte. Mit der den französischen Operationen eigenthümlichen Raschheit folgten sich nun die weiteren Bewegungen der Armee gegen Mailand. Am 2. Juni befahl Napoleon Mac Mahon von der Division Espinasse den zwischen dem Tessin und Terdoppio liegenden Flecken Trecate besetzen zu lassen, während die Division Camou gegen Robbio auf dem linken Ufer von Tessin vorging, Turbigo gegenüber forcirte und den Bau einer Schiffbrücke deckte, auf welcher am nächsten Tage das Corps Mac Mahon über den Tessin gehen sollte. Nach Vollendung der Brücke besetzte die Division Camou das Dorf Turbigo und den folgenden Tag um 3 Uhr Nachmittags hatte bereits Mac Mahon mit seinem Corps den Tessin überschritten und bei Turbigo Stellung genommen.

Während dieser Fortschrittsbewegungen der französischen Armee hatte Gyulay mit seiner über den Tessin gezogenen Armee in einem großen Halbkreise Stellung genommen und sich mit der rechten Flanke in Magenta an der Straße nach Mailand, der linken an den Tessin bei Abbiate grasso ange-

Zwölftausend Oestreicher waren im Gefecht gegen einen etwa gleichstarken Feind gewesen. Mit einiger Ueberlegenheit wären die Franzosen geschlagen worden. Unbegreiflicher Weise rief Graf Stadion den Prinzen von Hessen, der ganz in der Nähe stand, nicht herbei, ebenso kam ein Theil des rechten Flügels gar nicht in's Gefecht.

Die Truppen, die im Feuer waren, schlugen sich gleich tapfer, wie ihre Gegner. Auf beiden Seiten kamen die nationalen Eigenschaften zur Geltung, hier die Zähigkeit in der Ausdauer, die den Völkern des östreichischen Kaiserstaates eigen ist, dort der französische Ungestümm, dem die Sardinier nacheiferten. Auf beiden Seiten bewährte sich die Büchse als eine furchtbare Waffe. Im Bajonnetkampf zeigten sich die Franzosen überlegen, was vielleicht dem Umstand zuzuschreiben ist, daß man sie vernünftigerweise ihr Gepäck hatte ablegen lassen, während die östreichischen Soldaten ihre schweren Tornister tragen mußten. Auch zogen die Oestreicher dem Bajonnet den Gebrauch des Kolbens vor; so fand man auf dem Kirchhofe zu Montebello einen erschossenen Jäger, im Tode noch krampfhaft den Lauf seiner Büchse haltend, umringt von den Leichen von fünf Zuaven, deren Schädel eingeschlagen waren.

Einzelne Fälle von besonderem Muth und Tapferkeit wies das Gefecht bei Montebello in Masse auf.

Ein Jägeroffizier stand mit 4 Leuten seiner Abtheilung hinter einer kleinen Erhöhung und ließ sich von diesen die Büchsen laden, mit welchen er in kurzer Zeit 30 Feinde niederschoß, wobei er immer vorher denjenigen bezeichnete, an den die Reihe kommen sollte.

Entschieden überlegen zeigten sich die östreichischen Husaren. In den Bügeln stehend jagten sie in vollem Rosseslauf auf die feindlichen Reiter, die jedesmal von ihnen beim ersten Anlaufe geworfen wurden. Wie Schade, daß bei der späteren Schlacht von Solferino die brave östreichische Cavallerie nicht zum Kampfe geführt wurde!

Vor der piemontesischen Cavallerie hatten die Husaren am wenigsten Respekt. Ein alter ungarischer Husarenwachtmeister äußerte sich darüber: „Die Kerl' sitzen auf ihren Gäulen, wie die Aff' und haben gar kein Schluß und die wollen ungarisches Husar attakiren! Das ist wahre Passion für Husar, sie herunterhauen.“

Die französische Artillerie überschoß auffallend, sie bewährte sich in den folgenden Schlachten aber um so besser. Von der östreichischen Artillerie zeichnete sich bei Montebello der tapfere Oberlieutenant Prokesch aus, der mit seiner halben Batterie bereits Gefahr lief, von den bis auf 70 Schritten nachgerückten französischen Plänklern erstürmt zu werden, als ein Schwarm Hallerhusaren sich auf die Plänkler warf, die nun ihr Feuer auf die Cavallerie richteten. Unterdessen gewann die Batterie Zeit zum Aufprotzen und Abfahren.

Der Verlust betrug auf beiden Seiten etwa 700 Mann.

Nach dem unglücklichen Gefechte von Montebello verfiel Graf Gyulay wieder in seine alte Unbeweglichkeit. Weil er den Feind an einem bestimmten Punkte in großer Anzahl vorgefunden hatte, schloß er, daß er auch immer

dort bleiben werde. Er hatte keinen andern Gedanken, als die Abwehr eines Stoßes, der den mittleren oder unteren Po treffen werde. Die Ansammlung der Franzosen und Sardinier bei Alessandria, die Revolutionsversuche in Parma und Modena, die Landung des Prinzen Napoleon in Livorno, Alles bestärkte ihn in dieser Ansicht. Ganz von dem Gedanken erfüllt, daß eine verabredete Bewegung der französisch-sardinischen Hauptmacht und des Prinzen Napoleon ihn in Flanke und Rücken bedrohe, zog er seine Truppen mehr und mehr am Po zusammen und entblößte sowohl seine Flanke an der Sesia als die nördliche Gegend an den Alpenseen. Das aber gerade hatte man im französischen Lager gewollt, denn dort sollte ein neuer Feind für ihn aufstehen — Garibaldi und die Revolution!

An dem Tage, dem das Gefecht von Montebello folgte, zeigte sich der sardinische General Cialdini vor Vercelli und griff die östreichische Brigade Ceschi an, welche aber zu schwach war, um sich halten zu können und deßhalb nach Orsengo, halbwegs zwischen Vercelli und Novara, zurückging, wobei sie viel Gepäck und Lebensmittel im Stiche lassen mußte. Die Piemontesen folgten jedoch nicht und ihre ganze Operation hatte das Ansehen, als habe sie eine andere Operation gegen den Feind maskiren sollen. Und so war es auch. Durch den Angriff bei Vercelli war nichts Anderes bezweckt, als die Aufmerksamkeit der Oestreicher von dem Unternehmen abzuziehen, zu dem der kühnste italienische Partheigänger, Garibaldi, ausersehen war. Wir lernten diesen Abenteurer schon bei der heldenmüthigen Vertheidigung der ewigen Stadt gegen Oudinot kennen und auch in neuester Zeit spielte Garibaldi eine auf die Geschicke der italienischen Mittelstaaten so einflußreiche Rolle, daß eine kurze Schilderung seines ereignißvollen Lebens wohl am Platze scheint.

8. Josef Garibaldi

ist kein Vollblut-Italiener, sondern ein Nizzarde aus dem reizenden Grenzgebiet am Var, geboren am 4. Juli 1807. In früher Jugend trat er in die sardinische Marine und stählte seinen Muth im Kampfe mit Wind und Wellen. Schon 1834 machte er gemeinschaftliche Sache mit Mazzini und der Revolution und der kopflose Savoyer-Zug Mazzini's, der die Polizei auf viele Entdeckungen leitete, stellte ihn blos. Er flüchtete nach Frankreich und trat von dort aus in die Dienste des Bey von Tunis als Flottenoffizier. Doch war es ihm auch hier bald entleidet und die Freiheitskämpfe der südamerikanischen Staaten erregten so sehr sein Interesse, daß er sich nach Montevideo begab, in die Marine der Republik Uruguay eintrat und dort, nachdem sein unläugbares Talent Anerkennung gefunden, das Obercommando über das gegen Buenos-Ayres operirende Geschwader erhielt. Nach der englisch-französischen Intervention in Montevideo kämpfte er als selbstständiger Guerillaführer bald an der Spitze einer pfeilschnellen Reiterei, bald an der einer unermüdlichen Infanterie im Landkriege gegen Rosas.

Die Nachricht von den Ereignissen des Jahres 1848 erreichte Monte-

dies nicht bald genug, daß Garibaldi, so sehr er auch eilte, in der ersten glücklichen Periode des oberitalienischen Kriegs hätte mitfechten können. Seine Rolle begann erst nach der Räumung Mailands durch die Sardinier (9. Aug.). Er bildete eine 2000 Mann starke Freischaar und kämpfte gegen d'Aspre am Langensee. In drei kleinen Gefechten geschlagen löste sich aber das kleine Heer schneller auf, als es entstanden war. Ueber die sardinische Grenze zurückgeworfen bestieg Garibaldi ein Schiff, sammelte in Toscana neue Haufen um sich und drang in den Kirchenstaat ein. Auch dieser Versuch scheiterte gänzlich. Der General Zucchi mußte die Schaar die Waffen strecken und auseinandergehen.

Seine kühnsten Thaten verrichtete Garibaldi bei der Vertheidigung Roms (1849) gegen die stürmenden Franzosen unter Oudinot. Mit dem Reste seiner Mannschaft schlug sich Garibaldi aus Rom durch und wandte sich in's Neapolitanische, um dort einen Aufstand zu erregen. Seine Frau Leonata, eine junge Kreolin von üppigem Körperbau, mit lebhaften Augen und schwarz glänzenden Haaren, begleitete ihn zu Pferde und verrichtete Adjutantendienste. Oestreichische Truppen verfolgten ihn und brachten ihn in eine so trostlose Lage, daß er in San Marino seine Leute entlassen mußte. Mit etwa 200 Getreuen zog er durch das Gebirge nach Cesenatico, wo er sich einschiffte. Bei der Punta maestra wurde seine Absicht, nach Venedig zu gehen, vereitelt. Eine östreichische Flotille verlegte ihm den Weg und nahm die meisten seiner Boote weg. Als Fischer verkleidet erreichte er glücklich Genua, nachdem er aber unterwegs seine Frau verloren hatte, die auf der abenteuerlichen Flucht den Folgen einer Niederkunft erlegen war.

Piemont wollte ihm, der kaum das nackte Leben gerettet, eine Geldunterstützung gewähren; er nahm aber nur die Erziehung seiner Söhne im Cadettenhaus an, deren einer ihm schon in diesem Feldzuge zur Seite stand.

Garibaldi setzte nun wieder über den Ocean und trieb, wie er seinen Freunden schrieb, bei New-York das friedliche Geschäft eines Kerzenhändlers. Später ging er nach Kalifornien und führte 1852 als Steuermann eine peruanische Brigg nach China, aber schon 1854 war er wieder in Sardinien zurück. Eine reiche Handelsfamilie in Genua machte ihn zum Kapitän eines ihrer Schiffe und mit ihrer Hilfe erwarb er sich endlich ein eigenes Schiff, mit dem er bald den ligurischen Meerbusen befuhr, bald größere Fahrten machte. Damit erwarb er sich in den Zeitungen den Titel „General und Guanohändler.“ So lebte er bis zum Eintritt der neuesten Ereignisse, die auch ihn wieder zur kriegerischen Thätigkeit aufforderten.

Mit der Formirung eines aus Freiwilligen zu bildenden Alpenjägercorps beauftragt, entwickelte er bei dessen Organisirung so viel Thätigkeit und Geschick, daß er bereits Ende Mai mit seiner drei Regimenter starken Legion in's Feld rücken konnte. Aus allen Theilen Italiens waren ihm Freiwillige zugeströmt. Wie es bei Freischaaren immer geht, vereinigen sich natürlich dort die edelsten mit den bedenklichsten Elementen. Neben den Söhnen der angesehensten Familien, neben jungen Männern mit großen geschichtlichen Namen stand nicht ein kleiner Theil der Hefe des Volkes in Reih und Glied und nur

Garibaldi's strenge Kriegszucht, die erbarmungslos mit der Kugel die Vergehen straft, ist im Stande, die Ordnung in der Schaar zu erhalten.

Garibaldi selbst hat einen kräftigen Körperbau und die ausdrucksvollen männlichen Züge verschaffen ihm das mittelalterliche ritterliche Aeußere, das im ersten Augenblick für ihn einnimmt.

Die garibaldische Freischaar betrug im Anfange höchstens 6500 Mann. Mit ihr brach er von Vercelli am 21. Mai nach den Alpenseen auf, um die rechte Flanke der Oestreicher zu bedrohen und das den Oestreichern feindlich gesinnte Veltlin zum Aufruhr zu bringen. Ueber Arona marschirte er auf Castelletto und Sesto Calende, wo er am 23. Mai den Tessin überschritt und — der erste der piemontesischen Generale — auf lombardischem Boden stand. In Sesto Calende theilte er seine Leute in drei Colonnen. Die eine, unter seinem besten Hauptmann Decristoforis besetzte Sesto Calende zur Sicherung des Rückzugs, die zweite sollte bei Nacht über den langen See setzen und einen Angriff auf Laveno, den Stationsort der östreichischen Dampfer, machen, mit der dritten marschirte er nach Varese, wo er am 24. einrückte. Sein Unternehmen hatte einen so verzweifelten Charakter, daß man ihn allgemein für verloren hielt. In der That hing er mit seiner Rückzugsstraße an einem einzigen schmalen Faden zusammen. Warfen sich die Oestreicher von Magenta aus auf Sesto Calende, so war er von Sardinien abgeschnitten. Im Rücken hatte er dann den langen See, dessen sardinische Schiffe sämmtlich in die Schweiz geflüchtet waren und der von den östreichischen Kriegsdampfern beherrscht wurde. Höchstens, glaubte man, werde er, da er weder Geschütz noch Reiterei besitze, nach einer Niederlage die Schweiz erreichen, wo der Bundesrath der Republik die Grenzen von starken Abtheilungen unter Oberst Bontems hatte besetzen lassen, um jede bewaffnete Truppe, welche die Grenze zu überschreiten suche, abzuwehren.

Garibaldi's Lage war übrigens weit nicht so ungünstig, als man dachte. Das ganze Gebiet, in das er eindrang, war von östreichischen Truppen entblößt, denn Graf Gyulay hatte inzwischen auch die fliegende Colonne Urbans an sich gezogen. Das obere mailändische Gebiet, das jetzt der Schauplatz der garibaldischen Operationen wurde, ist zu einem Partheigängerkriege wie geschaffen. Schon wenige Stunden nördlich von Mailand zeigen sich Hügelketten, die gegen die Seen hin an Höhe zunehmen und endlich mit den mächtigen Gebirgsstöcken der Alpen verwachsen. Die Berge durchkreuzen sich in den verschiedensten Richtungen, tragen einen üppigen Pflanzenwuchs, sind mit Wäldchen, Gärten, Landhäusern und Dörfern besetzt und werden an ihrem Fuße von Bächen und Flüssen durchschnitten. Für Reiterei ist hier kein Raum, Geschütz kann wenig wirken und Truppen in geschlossenen Massen nur schwer sich bewegen. Die Bevölkerung des Landes sind die kriegerischsten und unzufriedensten aller Lombarden und treffliche Schützen. Erreichte Garibaldi, durch sie unterstützt, Sondrio, so beherrschte er die Straße zum Wormser Paß und es war nicht unmöglich, daß er die an der Etsch hinabführende Tyrolerstraße zu bedrohen vermochte. Unruhe in Mailand rief er vom ersten Augenblicke

20*

[illegible]

[illegible] legten. In diese Bewegung rechneten die Oestreicher auf das Clam-Gallas'sche Armeecorps, das sich bei Prag zusammengezogen hatte, auf sächsischen und bayrischen Bahnen nach Tyrol befördert worden war und jeden Tag eintreffen konnte.

Indessen hatte Gyulay seine Truppen bei Piacenza zusammengezogen, indem er immer noch einen Angriff von Voghera her erwartete, weil ihm von Alessandria berichtet wurde, daß der Kaiser häufig Spazierritte in der Umgegend mache, die Schlachtfelder besuche, die den Ruhm seines Oheims begründeten, seine Truppen mustere und zuweilen in Voghera erscheine, um Wegestudien zu machen. Bald sollte er auf die unsanfteste Art aus seinem Irrthume gerissen werden. Ehe dieß aber stattfand, lieferten die Piemontesen den Oestreichern ein Gefecht, das seinen Zweck, die eigentlichen Bewegungen der Alliirten zu verdecken, vollkommen erreichte.

9. Das Gefecht bei Palestro am 30/31. Mai 1859.

Während Gyulay seine Truppen bei Pavia concentrirte, beschloß Napoleon einen Flankenmarsch links auszuführen, den rechten Flügel der

Oestreicher zu umgehen und auf der Hauptstraße nach Mailand vorzugehen. Die Umgehung des rechten östreichischen Flügels theilte er den Piemontesen als Aufgabe zu. Viktor Emanuel erhielt am 29. Mai den kurzen Befehl: „30. Mai. Die Armee des Königs stellt sich vor Palestro auf.“

Die Piemontesen standen in dem von den Oestreichern geräumten Vercelli, die Oestreicher bei Palestro, einem an und für sich unbedeutenden Dorf, das nur insofern wichtig ist, als hier die Straßen von Borgo-Vercelli, Confienza, Robbio und Candia zusammentreffen. Der ganze Boden um Palestro ist von Bewässerungskanälen durchschnitten und mit Culturen dicht bedeckt. Der Flecken selbst liegt auf einer Terrainwelle, die aus zwei mit einander verbundenen kleinen Hügelchen besteht, welche ringsum eine überschwemmte, von Reisfeldern, Hecken und Anpflanzungen bedeckte und von tiefen Bewässerungsgräben durchschnittene Gegend beherrschen. Verschiedene kleine Brücken dienen als Uebergänge über die Kanäle; vor dem Dorfe fließt die Sesia, deren Ufer mit hohem Gebüsch, Pappeln und Weiden bedeckt sind. Sumpfige Wiesen liegen zwischen dem Fluß und den Höhen, auf denen Palestro liegt.

Auf diesen Höhen hatten die Oestreicher zwei Batterien angelegt, welche Fluß und Straße bestrichen, und außerdem waren Brustwehren für die Infanterie aufgeworfen, die Brücke verrammelt und überall, wo sich Deckung fand, Tirailleurketten postirt.

Am 30. Mai Morgens gingen die Piemontesen mit vier Divisionen, denen starke Reserven folgten, gegen die Stellung der Oestreicher vor und griffen sie an drei Punkten — Palestro, Vinzaglio und Casaline — an. Mit dem verwegenen Muthe, der ihn zum tapfersten Soldaten seiner Armee macht, leitet König Viktor Emanuel in Person die militärischen Operationen. Zwei Bataillone Bersaglieri und ein Zug Geschütze bilden unter Cialdini die Vorhut, welche auf der dritten Brücke auf die östreichische Vorhut stößt und trotz des heftigsten Feuers den Verhau überklettert und die Brücke wegnimmt. Gleichzeitig wirft ein Bataillon, das sich mit unwiderstehlichem Ungestümm auf die Befestigungen rechts wirft, die am Fuße des Hügels eingenisteten Tirailleurs zurück. Alles kämpft mit der größten Todesverachtung und Tapferkeit, Artillerie fährt auf und bewirft das Dorf mit Granaten. Die Brigade Savona eilt herbei, dem Angriff Nachdruck zu geben und schon ersteigen die Bersaglieri die Höhen und Brustwehren und nehmen sie mit dem Bajonnet. Da sammeln sich die Oestreicher in dichten Haufen bei der Ziegelhütte und begrüßen die Bersaglieri mit einem mörderischen Feuer hinter den mit Schießscharten durchbrochenen Mauern hervor und nur langsam Schritt für Schritt können die Piemontesen vorrücken und sich endlich in der großen Dorfgasse und in der Kirche festsetzen. Die Oestreicher erhalten indessen Verstärkung von Robbio und die Lage der Piemontesen scheint kritisch zu werden, da setzt sich General Cialdini an die Spitze der Reservecolonnen und indem er den Truppen mit seinem Degen das Dorf Palestro zeigt, führt er die Colonnen unter dem Rufe „es lebe der König“ die Höhen hinan. Nach heldenmüthigem Kampfe

gewinnen sie die Eingänge desselben und ein stundenlanger fürchterlicher Straßenkampf endigt mit dem Rückzuge der Oestreicher.

In gleicher Weise wie die Division Cialdini bei Palestro kämpfte an demselben Tage die 3. Division die Sesia überschreitend bei dem links von Palestro liegenden Dorfe Vinzaglio, während die Division Fanti die auf der Chaussee von Novara gegen Borgo Vercelli vorrückte, nur einen leichten Geschützkampf gegen östreichische Cavallerie zu bestehen hatte.

Nächsten Tags erneuerten die Oestreicher unter Zobel den Kampf und stürmten mit aller Macht gegen Palestro. Die Wegnahme dieses Dorfes hätte die Vereinigung des Marschalls Canrobert, der bei Pravolo über die Sesia zu gehen im Begriff war, mit den Piemontesen verhindert und den Linksmarsch der Franzosen bedeutend gestört. Nach längerem erbittertem Kampfe um Palestro war auch schon die piemontesische Brigade Cialdini, an deren Spitze der König mit glänzender Tapferkeit kämpfte, im Begriffe zu erliegen, da kamen die ersten Franzosen, das 2600 Mann starke 3. Zuavenregiment unter Oberst de Chabron an. Dieß geschah in dem Augenblicke, wo eine östreichische Colonne auf der Straße von Rasasco zwischen einem Kanal und der Sesia vorgedrungen war und die Piemontesen in der rechten Flanke bedrohte. In dem Winkel, den der Kanal mit dem Flusse bildet, hatte sich das dritte Zuavenregiment in einem Maisfeld gelagert. Kaum sah Oberst de Chabron die östr. Colonne mit einem Schwarm von Jägern umgeben und von Artillerie gefolgt am Kanale heranziehen, so ließ er sogleich seine Zuaven vorgehen. Vier Compagnien derselben schleichen durch die Getreidefelder, welche sie ganz bedecken, und gehen im Laufschritt gegen die Oestreicher vor, die soeben im Begriffe waren, die Piemontesen im Rücken zu fassen und sofort aus einer Batterie, die vorher die Sesiabrücke bestrich, die anrückenden Zuaven mit einem Kartätschenhagel begrüßten. Ringsum bedecken schon ihre Leichen den Boden und heulend verlangen sie gegen die Batterie, die ihnen so viel Schaden zufügt, zum Angriff geführt zu werden. Um aber an die feindlichen Geschütze kommen zu können, muß man durch den Kanal. Die Zuaven stocken nicht in ihrem Laufe und stürzen sich in das Wasser, das ihnen bis an die Schultern geht. Selbst die Kugeln der Jäger können sie nicht aufhalten, die aus den Getreidefeldern herauspfeifen und die Kartätschenladungen, die breite Lücken in ihre Colonnen reißen. Die Zuaven antworten mit Wuthgeschrei, erklimmen den schlammigen jenseitigen Uferrand und stoßen die Bedienungsmannschaft der Geschütze nieder, die so bestürzt war, daß sie nicht einmal mehr den Versuch machte, die Geschütze aufzuprotzen. Fünf Geschütze befinden sich in Händen der Zuaven.

Die Zuaven machten Halt, aber nur um Athem zu schöpfen und ihre Colonnen neu zu formiren, dann stürzen sie über die Reisfelder hinweg und erreichen die Straße; ein Theil wirft sich rechts zwischen diese und den Fluß, andere klimmen die Böschung links hinauf und befinden sich plötzlich auf einem großen Sturzacker mehreren östreichischen Bataillonen gegenüber, die sie mit dem Bajonnet angreifen und in Unordnung in ein dichtes Akaziengebüsch wer-

fen. In diesem Augenblicke eilt, die Offensive ergreifend, Viktor Emanuel an der Spitze einiger sardinischen Bataillone herbei und in dicht gedrängten Reihen unter einander gemischt werfen sich die Soldaten der verbrüderten Nationen auf die östreichischen Colonnen, Verwirrung und Tod nach allen Seiten verbreitend! Ein fürchterliches Handgemenge entstand, alle Ordnung war aufgelöst, Jeder wendete sich wohin er wollte, die Bajonnete der Kämpfenden suchten sich eine Feindesbrust, wo sie sich darbot!

Die Oestreicher leisten hartnäckigen Widerstand und werfen sich in einen aus mehreren großen Gebäuden bestehenden Pachthof, welcher die letzte Vertheidigungsstellung vor der Brücke darbot. Starke Reserven besetzen dahinter die Straße und beherrschen die steilen Ufer des Flusses Brida. Unerschrocken, unter dem donnernden Rufe „es lebe der Kaiser“ stürzten die Zuaven auf den Pachthof, auf die Brücke und die dort stehenden Geschütze. Es war ein fürchterliches, aber nur kurzes Kampfgewühl, nach wenigen Minuten waren die Zuaven Herren der Geschütze und der Brücke. Vergebens bemühten sich die östreichischen Offiziere, ihre Bataillone wieder zu formiren; ihre zerrütteten Colonnen, wie Verzweifelnde kämpfend, verließen den Pachthof und standen jetzt am Rand des Flusses, dessen Ufer hier steil abfielen. Vor sich die Zuaven, eine drohende Fluth, welche sich unaufhaltsam nähert; hinter sich einen raschen und tiefen Strom. Nur ein einziger Uebergang ist vorhanden, die Brücke auf der Straße; in Unordnung stürzen die Oestreicher dahin, aber sie ist von Todten und Lebendigen versperrt, denn eben hatte dort der Kampf um die Geschütze stattgefunden. Auf den engen Raum zwischen der Brücke und den steilen Ufern des Flusses zusammengedrängt kämpften die Oestreicher den Kampf der Wuth und Verzweiflung; manchmal rangen Oestreicher und Zuaven miteinander und stürzten zusammen in den Fluß, in dem sie ertranken; wieder andere stürzten sich hinein oder gaben sich selbst den Tod; andere klammern sich mit verzweifelter Kraft an dem dichten Gesträuch an, welches den steilen Abhang umsäumt, oder versuchen, den Rücken an Bäume gelehnt, immer noch zu kämpfen; noch andere ergeben sich und strecken die Waffen. Die Ufer sind mit Todten und Sterbenden bedeckt und hundert Arme ragen aus den Flußwogen empor, flehen um ihr Leben und verschwinden dann unter den raschen Wellen der Brida!

Noch war die Brücke immer nicht genommen und die östreichischen Reserven machten Miene, in bedeutenden Massen hinter der Brücke sich zu sammeln. Da eilen die Zuaven auf den Ruf ihres Obersten auf's Neue vorwärts und erstürmen unter dem heftigsten Kartätschenfeuer der Oestreicher, unter dem drei Offiziere nacheinander, den Adler vortragend, fallen, die Brücke, worauf sich die östreichischen Colonnen zum Rückzuge nach Robbio wenden, wohin auch die andern Colonnen sich dirigiren, die das von Cialdini vertheidigte Palestro angegriffen und gegen Confienza vorgegangen waren.

Furchtbar war der Verlust dieses blutigen Gefechts; das 3. Zuavenregiment hatte 46 Todte, worunter 1 Offizier, 233 Verwundete, worunter 15

[illegible]

10. [illegible]

[illegible] ... Schlacht von Magenta zur Folge.

11. Die letzte Nacht am Tessin 1. Juni.

Am 1. Juni überschritten die östreichischen Colonnen auf den Schiffbrücken bei Vigevano den Tessin. Noch während der Uebergang der Truppen fortdauerte, füllten die Genietruppen die Kanalboote, welche die Träger der Balken bildeten, mit Reisern und Pechkränzen. Es galt die Zerstörung der Brücken, um dem etwa folgenden Feind den Uebergang abzuschneiden.

Der Abend war hereingebrochen, als die letzte Nachhut der Husaren mit gespanntem Hahn langsamen Schrittes über die schwankenden Dielen ritten, manchen Blick der Wachsamkeit und aber auch der Trauer zurückwerfend in das schöne Land des Feindes, das sie vor wenig Wochen in stolzer Siegeshoffnung und laut hintönendem Jubel betreten hatten, jetzt aber ohne Schwertstreich verlassen mußten. Ein Moment der tiefsten Ruhe folgte. Die rasch hereinbrechende Dämmerung verwischte alle Conturen. Da huschten gespensterhaft aussehende Gestalten mit rothaufflammenden Pechfackeln über die Brücke hin, von den Ufern stießen Kähne ab, aus denen rothe Lichter herüberschienen.

Plötzlich lodert in dem einen Boote der Pontonbrücke eine hohe Flamme auf. Schiff für Schiff folgt und bald beleuchten sieben mächtige Feuersäulen die umliegenden Gestade. Die Flammen züngeln gegen einander und nähern sich gegenseitig, bis endlich eine Feuerstraße den Fluß überbrückt. Die ganze Gegend erschien roth, wie in Blut getaucht und die diesseits stehende Truppe blickt in tiefem Schweigen auf das schauerlich schöne Werk der Zerstörung. Die Mondessichel erblaßt vor diesem Schauspiele und macht die Gegensätze noch schroffer. Da reißen die Ankertaue. Unter Krachen und Knirschen theilt sich die Feuerbrücke in der Mitte und zwei Pontons schwimmen mit den sie verbindenden Balken majestätisch den Strom hinab; andere Kähne folgen, die brennenden Balken stürzen herab und bald ist das Wasser ringsum mit schwimmenden Flammen bedeckt. Hie und da bleibt ein Ponton am Balken hängen und verglimmt nach und nach in düsterer Glut, die letzten Wahrzeichen des gewesenen Uebergangs.

Dichter Qualm bedeckt das diesseitige Ufer und nun erst entzünden sich die Bivouakfeuer im Lager. Die sonst so freudige Stimmung um dieselben ist gewichen, leise erzählen sich die Männer die Ereignisse der vergangenen, die Erwartungen der künftigen Tage. Laut hinaus tönt das Wiehern der Pferde, die Rufe der Patrouillen durch die Stille der lauen Nacht. Das war die letzte Nacht am Tessin."

12. Das Gefecht bei Robecchetto 3. Juni.

Während am 30. und 31. Mai blutig bei Palestro gefochten ward, hatte Napoleon das kühnste militärische Manöver ausgeführt. Gedeckt durch die Gefechte der Piemontesen bewerkstelligte die französische Armee einen Flankenmarsch links, die den größten Theil ihrer Streitkräfte vom Süden nach dem Norden, vom Po nach der Sesia brachte. Schon am ersten Juni hatte der Kaiser sein Hauptquartier nach Novara verlegt, von wo er auf der großen Straße nach Mailand vorzurücken beabsichtigte. Mit der den französischen Operationen eigenthümlichen Raschheit folgten sich nun die weiteren Bewegungen der Armee gegen Mailand. Am 2. Juni befahl Napoleon Mac Mahon von der Division Espinasse den zwischen dem Tessin und Terdoppio liegenden Flecken Trecate besetzen zu lassen, während die Division Camou gegen Robbio auf dem linken Ufer von Tessin vorging, Turbigo gegenüber forcirte und den Bau einer Schiffbrücke deckte, auf welcher am nächsten Tage das Corps Mac Mahon über den Tessin gehen sollte. Nach Vollendung der Brücke besetzte die Division Camou das Dorf Turbigo und den folgenden Tag um 3 Uhr Nachmittags hatte bereits Mac Mahon mit seinem Corps den Tessin überschritten und bei Turbigo Stellung genommen.

Während dieser Fortschrittsbewegungen der französischen Armee hatte Gyulay mit seiner über den Tessin gezogenen Armee in einem großen Halbkreise Stellung genommen und sich mit der rechten Flanke in Magenta an der Straße nach Mailand, der linken an den Tessin bei Abbiate grasso ange-

Zwölftausend Oestreicher waren im Gefecht gegen einen etwa gleichstarken Feind gewesen. Mit einiger Ueberlegenheit wären die Franzosen geschlagen worden. Unbegreiflicher Weise rief Graf Stadion den Prinzen von Hessen, der ganz in der Nähe stand, nicht herbei, ebenso kam ein Theil des rechten Flügels gar nicht in's Gefecht.

Die Truppen, die im Feuer waren, schlugen sich gleich tapfer, wie ihre Gegner. Auf beiden Seiten kamen die nationalen Eigenschaften zur Geltung, hier die Zähigkeit in der Ausdauer, die den Völkern des östreichischen Kaiserstaates eigen ist, dort der französische Ungestümm, dem die Sardinier nacheiferten. Auf beiden Seiten bewährte sich die Büchse als eine furchtbare Waffe. Im Bajonnetkampf zeigten sich die Franzosen überlegen, was vielleicht dem Umstand zuzuschreiben ist, daß man sie vernünftigerweise ihr Gepäck hatte ablegen lassen, während die östreichischen Soldaten ihre schweren Tornister tragen mußten. Auch zogen die Oestreicher dem Bajonnet den Gebrauch des Kolbens vor; so fand man auf dem Kirchhofe zu Montebello einen erschossenen Jäger, im Tode noch krampfhaft den Lauf seiner Büchse haltend, umringt von den Leichen von fünf Zuaven, deren Schädel eingeschlagen waren.

Einzelne Fälle von besonderem Muth und Tapferkeit wies das Gefecht bei Montebello in Masse auf.

Ein Jägeroffizier stand mit 4 Leuten seiner Abtheilung hinter einer kleinen Erhöhung und ließ sich von diesen die Büchsen laden, mit welchen er in kurzer Zeit 30 Feinde niederschoß, wobei er immer vorher denjenigen bezeichnete, an den die Reihe kommen sollte.

Entschieden überlegen zeigten sich die östreichischen Husaren. In den Bügeln stehend jagten sie in vollem Rosseslauf auf die feindlichen Reiter, die jedesmal von ihnen beim ersten Anlaufe geworfen wurden. Wie Schade, daß bei der späteren Schlacht von Solferino die brave östreichische Cavallerie nicht zum Kampfe geführt wurde!

Vor der piemontesischen Cavallerie hatten die Husaren am wenigsten Respekt. Ein alter ungarischer Husarenwachtmeister äußerte sich darüber: „Die Kerl' sitzen auf ihren Gäulen, wie die Aff' und haben gar kein Schluß und die wollen ungarisches Husar attakiren! Das ist wahre Passion für Husar, sie herunterhauen.“

Die französische Artillerie überschoß auffallend, sie bewährte sich in den folgenden Schlachten aber um so besser. Von der östreichischen Artillerie zeichnete sich bei Montebello der tapfere Oberlieutenant Prokesch aus, der mit seiner halben Batterie bereits Gefahr lief, von den bis auf 70 Schritten nachgerückten französischen Plänklern erstürmt zu werden, als ein Schwarm Hallerhusaren sich auf die Plänkler warf, die nun ihr Feuer auf die Cavallerie richteten. Unterdessen gewann die Batterie Zeit zum Aufprotzen und Abfahren.

Der Verlust betrug auf beiden Seiten etwa 700 Mann.

Nach dem unglücklichen Gefechte von Montebello verfiel Graf Gyulay wieder in seine alte Unbeweglichkeit. Weil er den Feind an einem bestimmten Punkte in großer Anzahl vorgefunden hatte, schloß er, daß er auch immer

dort bleiben werde. Er hatte keinen andern Gedanken, als die Abwehr eines Stoßes, der den mittleren oder unteren Po treffen werde. Die Ansammlung der Franzosen und Sardinier bei Alessandria, die Revolutionsversuche in Parma und Modena, die Landung des Prinzen Napoleon in Livorno, Alles bestärkte ihn in dieser Ansicht. Ganz von dem Gedanken erfüllt, daß eine verabredete Bewegung der französisch-sardinischen Hauptmacht und des Prinzen Napoleon ihn in Flanke und Rücken bedrohe, zog er seine Truppen mehr und mehr am Po zusammen und entblößte sowohl seine Flanke an der Sesia als die nördliche Gegend an den Alpenseen. Das aber gerade hatte man im französischen Lager gewollt, denn dort sollte ein neuer Feind für ihn aufstehen — Garibaldi und die Revolution!

An dem Tage, dem das Gefecht von Montebello folgte, zeigte sich der sardinische General Cialdini vor Vercelli und griff die östreichische Brigade Ceschi an, welche aber zu schwach war, um sich halten zu können und deßhalb nach Orsengo, halbwegs zwischen Vercelli und Novara, zurückging, wobei sie viel Gepäck und Lebensmittel im Stiche lassen mußte. Die Piemontesen folgten jedoch nicht und ihre ganze Operation hatte das Ansehen, als habe sie eine andere Operation gegen den Feind maskiren sollen. Und so war es auch. Durch den Angriff bei Vercelli war nichts Anderes bezweckt, als die Aufmerksamkeit der Oestreicher von dem Unternehmen abzuziehen, zu dem der kühnste italienische Partheigänger, Garibaldi, ausersehen war. Wir lernten diesen Abenteurer schon bei der heldenmüthigen Vertheidigung der ewigen Stadt gegen Oudinot kennen und auch in neuester Zeit spielte Garibaldi eine auf die Geschicke der italienischen Mittelstaaten so einflußreiche Rolle, daß eine kurze Schilderung seines ereignißvollen Lebens wohl am Platze scheint.

8. Josef Garibaldi

ist kein Vollblut-Italiener, sondern ein Nizzarde aus dem reizenden Grenzgebiet am Var, geboren am 4. Juli 1807. In früher Jugend trat er in die sardinische Marine und stählte seinen Muth im Kampfe mit Wind und Wellen. Schon 1834 machte er gemeinschaftliche Sache mit Mazzini und der Revolution und der kopflose Savoyer-Zug Mazzini's, der die Polizei auf viele Entdeckungen leitete, stellte ihn blos. Er flüchtete nach Frankreich und trat von dort aus in die Dienste des Bey von Tunis als Flottenoffizier. Doch war es ihm auch hier bald entleidet und die Freiheitskämpfe der südamerikaschen Staaten erregten so sehr sein Interesse, daß er sich nach Montevideo begab, in die Marine der Republik Uruguay eintrat und dort, nachdem sein unläugbares Talent Anerkennung gefunden, das Obercommando über das gegen Buenos-Ayres operirende Geschwader erhielt. Nach der englisch-französischen Intervention in Montevideo kämpfte er als selbstständiger Guerillaführer bald an der Spitze einer pfeilschnellen Reiterei, bald an der einer unermüdlichen Infanterie im Landkriege gegen Rosas.

Die Nachricht von den Ereignissen des Jahres 1848 erreichte Monte-

in die Arme, die Mannschaften jauchzten und machten ihrer Begeisterung in endlosen Lebehochrufen in allen Idiomen der vielsprachigen Kaiserstaaten Luft.

Die Armee überschritt den Tessin an drei Punkten, bei Buffalora, Gravellona und Vigevano. Graf Gyulay mit dem Hauptquartier hatte sich nach Pavia begeben und überschritt den Fluß dort. Das düstere Pavia, ein „trockenes Venedig“ ohne den Reiz der Poesie, der die Lagunenstadt umschwebt, ein Ort mit engen Gassen und nachlässig gehaltenen Häusern, dessen imposante Paläste neben halbverfallenen Kirchen stehen, gewann den Anblick eines großen Feldlagers. Einwohner sah man wenige; vor den Thoren hielten lange Wagenzüge, Pferdekoppeln und Munitionscolonnen, in den Straßen schallte der eherne Schritt deutscher und croatischer Regimenter, zwischen und hinter denen Ordonnanzen und Courriere, Aerzte, Militärbeamte, Nachzügler und Vorspannkutschen sich drängten. Die Offiziere konnte man nur an den Waffen und den schwarzgelben Feldbinden unterscheiden, denn sie waren wie die Soldaten mit leinenen „Kitteln“ bekleidet.

5. Die ersten Operationen Gyulay's.

Von den drei Armeen des östreichischen Heeres war die eine unter dem unmittelbaren Befehle Gyulay's 30,000, die zweite unter Benedeck 60,000, die dritte unter Zobel 30,000 Mann stark. Das nächste Ziel ihres Vorrückens, die Besitznahme der reichen und fruchtbaren sardinischen Provinz Lomellina wurde ohne Widerstand erreicht und bot insofern für die östreichische Armee einen großen Gewinn, als die 6 Meilen breite und 12 Meilen lange Provinz Lebensmittel und andere Heerbedürfnisse liefern mußte.

Die nächsten Bewegungen erweckten die Erwartung, daß Graf Gyulay rasch eine große Entscheidung suche. Sein rechter Flügel ging über Novara und Vercelli vor und schien bestimmt zu sein, Turin zu bedrohen und die Eisenbahn bis zur Dora Baltea zu zerstören und Wege und Brücken ungangbar zu machen, um einen Marsch der Franzosen auf der Straße nach Mailand zu erschweren. Die Hauptarmee nahm die Richtung gegen den Po und die bei Alessandria stehenden Piemontesen. Es war anzunehmen, daß sie diese isoliren wolle, indem sie sich auf der andern Seite auf der Eisenbahn, die von Turin über Asti nach Alessandria führt, festsetze, auf der andern Seite bis Novi vorgehe, um die Franzosen, sobald sie in die Ebene vordrängen, in die Gebirge zurückzuwerfen. Einen solchen Plan mußte man um so eher voraussetzen, als Gyulay bis Voghera und Castelnuova vorging. Der Plan gewährte die Hoffnung, die Franzosen und Sardinier einzeln zu schlagen und eine Niederlage durfte um so weniger befürchtet werden, als im schlimmsten Falle der Rückzug durch Piacenza gesichert war.

Je sicherer dieser Plan einen schnellen Sieg und eine rasche Beendigung des Kriegs versprach, desto mehr muß man staunen, wenn Gyulay wider alles Erwarten in der Ausführung plötzlich inne hielt. Nur zwei Umstände lassen sich als wahrscheinliche Beweggründe annehmen, das rasche unerwartete Eintreffen der verbündeten Franzosen, die übrigens noch nicht einmal ihre Muni-

tionscolonnen und ihre Artillerie bei sich hatten und ganz zersplittert waren, und das schlechte Wetter. Letzteres namentlich wirkte auf die Operationen sehr störend ein. Die frühzeitig eingetretene milde Witterung hatte nämlich den Alpenschnee, von dem die piemontesischen Gewässer gespeist werden, jählings in's Schmelzen gebracht. Die Flüsse traten aus und überschwemmten die nächsten Ländereien, so daß die Reisfelder, in denen der Hauptreichthum der Lomellina besteht, dem Auge die Spiegelflächen von Seen zeigten. Dazu goß der Regen tagelang in Strömen vom Himmel. Die Leiden der Soldaten wurden durch dieses Unwetter nicht wenig erhöht. Obdach gab es keines oder nur für eine geringe Zahl, die der Zufall in die Nähe von Häusern, Hütten oder Schuppen brachte. Die größere Mehrzahl war zwischen die kalte, nasse Erde und den regnenden Himmel hingestellt.

Nicht minder hindernd wirkte auf die Operationen der Umstand ein, daß die Truppen beim Vormarsch fast überall auf abgegrabene Straßen und zerstörte Brücken trafen; die Telegraphendrähte hingen überall zerrissen an den Stangen herunter, das Eisenbahnmaterial war bis auf die letzte Spur zurückgezogen, kurz, den Oestreichern der Marsch durch alle möglichen Hindernisse erschwert. Zum Transporte waren sie auf Benützung der Vorspann beschränkt, für welche die Pferde aus der ganzen Lombardei zusammengetrieben werden mußten.

Diese Hindernisse von Wetter und Wegen verzögerten die Operationen Gyulay's, dem auf seinem Marsche gegen Asti wohl die Gefahr vorgeschwebt haben mag, daß er seine Gegner, die durch Eisenbahnen begünstigt waren, dort bereits in überlegenen Massen vorfinden könnte, eine Annahme, die ihn zu Einstellung der Operationen bewogen haben dürfte.

6. Ankunft der französischen Hilfsarmee in Piemont. Napoleon geht zur Armee.

Während Gyulay's Truppen mit Wetter und Wegen kämpften, ging es dem Theile der französischen Armee, welcher über die Alpen marschirte, nicht viel besser. Sie benutzten zwei Wege, den über den Mont Cenis mit der Seitenstraße, die von Grenoble her mündet und den über den Mont Genèvre, die direkte Verbindung zwischen Grenoble und Susa. Die Schneemassen, die den Mont Cenis fast sperrten, waren von 4000 Leuten der Eisenbahn durch unausgesetzte Arbeit beseitigt worden. Es fiel aber immer wieder neuer Schnee, der den Boden über einen Fuß hoch deckte und nicht selten waren die marschirenden Truppen in dichte Nebel oder Schneewirbel eingehüllt. Dieß hinderte übrigens den Marsch keinen Augenblick und selbst die Nacht wurde benützt, indem man die Truppen von Führern mit Fackeln begleiten ließ. Die von Grenoble ausgehenden Abtheilungen hatten zwei Bergrücken zu übersteigen, den Col du Lautaret, der die Thäler der Romanche und der Guizanne trennt und den Mont Genèvre. Sie fanden fast noch größere Hindernisse vor sich, als beim Mont Cenis zu besiegen waren. Ein Theil von ihnen folgte jenseit des Mont Genèvre dem Wege, der über Fenestrelles und Perouse nach Pignerol führt,

wo eine Zweigbahn nach Turin ihren Anfang nimmt. Die Reiterei benutzte hauptsächlich die schöne Straße vom Var nach Genua.

Die meisten französischen Truppen jedoch wurden zur See befördert. Die Einschiffungspunkte waren Marseille und Toulon. Das französische Seetransportwesen war in einer Weise geordnet, um die selbst England seinen Nachbar beneiden kann; eine eigene Transportflotte, mit den besten Einrichtungen versehen, beförderte die Truppen, die bei den Einschiffungen eine ungemeine Gewandtheit und Schnelligkeit entfalteten. Ein französisches Bataillon war so rasch an Bord, daß in einem Zuschauer der Gedanke entstehen konnte, es handle sich um eine Lustfahrt von wenig Stunden. Unter Lachen, Singen und Rufen: „Es lebe der Krieg!“ sprangen die Soldaten, ihr Feldgepäck auf dem Rücken, in die Boote und erkletterten im Nu die Schiffe. Ihr Gepäck wurde im Raume aufgeschichtet und die Einschiffung war fertig. Das Landen dieser Truppen in Genua bot das nicht minder interessante, oben geschilderte Schauspiel dar. Von dort wurden die Truppen sogleich zur Eisenbahn nach Alessandria befördert, demselben Zielpunkt, den die über den Mont Cenis und Mont Genèvre gegangenen Franzosen nahmen.

Mit einer Spannung, welche die Zuschauer eines Wettrennens durchzuckt, richteten die sanguinischen Franzosen ihre Augen auf die Märsche ihrer Armeen und als endlich der Kaiser selbst den Oberbefehl in Italien führen zu wollen erklärte, da schwebten das veni vidi vici Cäsars und Napoleons I. Siege in Italien wie Augurvögel vor den erhitzten Köpfen der Pariser und die ganze Hauptstadt war darauf gefaßt, bald den krachenden Sturz geplünderter und verheerter Städte und das Geschrei zersprengter Armeen zu hören. Der Enthusiasmus erreichte den höchsten Grad, als Napoleon Paris verließ.

Er hatte gewartet, bis die Truppen in den ihnen angewiesenen Stellungen schlagfertig dastanden, dann brach er von Paris auf. Der 10. Mai war zur Abreise bestimmt. Ungeheure Menschenmassen wogten durch die Straßen von Paris, die Vorstädte hatten sich völlig entleert und mit ihrer Bevölkerung verband sich Alles, was Paris an feurigen oder schaulustigen Elementen enthielt. Dichte Massen bildeten bis zum Bahnhofe Spaliere und empfingen den Kaiser mit einem Donner von Hochrufen. Man umringte ihn, wie man einen Volkshelden umringt und mit Mühe ließen sich die Arbeiter abhalten, ihm am Bastilleplatz vor der Julisäule die Pferde auszuspannen.

Bis Fontainebleau begleitete ihn die zur Regentin ernannte Kaiserin. Längs der Eisenbahn empfing man ihn überall mit stürmischem Jubel, namentlich in Marseille, wo er am Mittag des 11. Mai eintraf. Im Angesicht des Hafens war ein Zelt errichtet, von dem der Kaiser nach stattgehabtem Empfang der Behörden an Bord der „Königin Hortense“ ging. Am 12. Mai Nachmittags war er in Genua. Mehr als tausend beflaggte Boote begleiteten das kleine Dampfschiff Authion, das ihm auf die Rhede entgegenfuhr! Die Quais des Handelshafens und Schiffe waren mit begrüßenden Menschen bedeckt. Abends wiederholte sich der feierliche Empfang im Theater Carlo Felice, zu dem der Kaiser durch taghell erleuchtete Gassen fuhr.

Den folgenden Tag erhielt der Kaiser einen Besuch von Viktor Emanuel, der von Alessandria herübergekommen war. An demselben Tage erließ er eine Proklamation an sein Heer, die den Soldaten sagte: „daß sie für eine heilige Sache fechten, welche die Sympathien der ganzen Welt besitze.“ „Ueberstürzt euch nicht,“ lautete der Schluß, „das ist die einzige Sache, die ich fürchte. Die neuen Präcisionswaffen sind nur in der Ferne gefährlich, die eure wird wie immer das Bajonnet sein. Das Vaterland erwartet viel von euch. Schon tönen durch ganz Frankreich Worte einer glücklichen Vorbedeutung: möge die neue Armee von Italien ihrer älteren Schwester würdig sein.“

In der Begleitung des Kaisers waren über 40 Generale angekommen. Die bedeutendsten darunter waren Marschall Baraguay d'Hilliers, Mac-Mahon, Canrobert, Niel und Marschall Vaillant.

Graf Achille Baraguay d'Hilliers ist der Sohn eines berühmten Reitergenerals der napoleonischen Zeit, geboren den 6. September 1795. Schon 1807 wurde er in ein Regiment reitender Jäger eingetheilt und machte 1812 den russischen Feldzug mit, in dem er seinen Vater verlor. In der Leipziger Völkerschlacht, wo er Adjutant des Marschall Marmont war, riß ihm eine Kugel die linke Hand weg, und diese Verstümmelung hielt ihn 1814 und 1815 von kriegerischer Thätigkeit fern. Als anerkannter Bonapartist wurde er unter der Restauration vernachläßigt und konnte es nur zum Grade eines Hauptmanns bringen. In den Tagen der Julirevolution stand er in Algier, wo er 1830 Oberst wurde. Später kam er als Vicegouverneur in die Militärschule von St. Cyr und übernahm 1836 als Generalmajor die oberste Leitung derselben. In den Jahren 1841—1844 bewährte er sich im Posten eines Befehlshabers der Provinz Constantine als gewandter Verwaltungsmann, zog aber durch übertriebene Strenge vielfachen Tadel auf sich. Als die Februarrevolution die Welt überraschte, war er Befehlshaber einer Division in Besançon, wo er zum Mitgliede beider Nationalversammlungen gewählt wurde. Als einer der Leiter der Ordnungsparthei übte er dort einen bedeutenden parlamentarischen Einfluß und begegnete dem Sieger in der Junischlacht — Cavaignac — einige Male mit der bestimmtesten Unhöflichkeit, da er es nicht ertragen konnte, daß ein junger Offizier, den er so lange tief unter sich erblickt, jetzt über ihm stand.

Unter Napoleon kamen seine bonapartistischen Gesinnungen wieder zur Geltung und er wurde mehrmals zu diplomatischen Sendungen verwendet. Im zweiten Jahre des russischen Krieges erhielt er den Oberbefehl über das nach der Ostsee bestimmte französische Expeditionscorps und nahm in Verbindung mit den Engländern Bomarsund ein. Dafür wurde er 28. August 1854 zum Marschall ernannt.

Baraguay d'Hilliers hat ein angenehmes und kriegerisches Aeußere. Er ist durchaus Soldat, auch in dem Sinne, daß er lieber drein schlägt als vermittelt. Die erste diplomatische Verwicklung, in die er gerieth, erledigte er so, daß er seinem Gegner sagen ließ, die Hand, in welcher er die Pistole zu halten pflege, habe die Leipziger Schlacht verschont!

Maria Patrik Moriz Mac-Mahon, Herzog von Magenta, geboren den 13. Juni 1808 in Autun, stammt aus einer alten, irländischen Familie, die sich dem Geschick der Stuarts anschloß und nach Frankreich auswanderte. Sein Vater war Pair von Frankreich und persönlicher Freund Karls X. Der Sohn trat 1825 in die Kriegsschule von St. Cyr und erhielt beim Zuge gegen Algier die Feuertaufe. Bei der ersten großen Waffenthat, der Eroberung von Constantine, zeichnete er sich so aus, daß ihm das Commando über ein Jägerbataillon übergeben wurde. Er führte später ein Regiment der Fremdenlegion, wurde 1845 Oberst, 1848 Brigadegeneral und 1852 Divisionsgeneral. Im Jahre 1855 commandirte er eine Division in der Krim und erstürmte den Malakoff (s. S. 268). Die Belohnung für diese glänzende Waffenthat war das Großkreuz der Ehrenlegion und eine Stelle im Senat. Beim Ausbruch des Krieges mit Oestreich berief ihn der Kaiser nach Paris und übertrug ihm den Oberbefehl über das 2. Corps der italienischen Armee. In der Schlacht von Magenta, wo er durch die Einnahme von Magenta den Sieg entschied, holte er sich den Marschallsrang und Herzogstitel.

Canrobert haben wir im Krimkriege schon begegnet und ebenso dem dort oft genannten

General Franz Niel. Dieser ist 1802 geboren und genoß seine militärische Erziehung in der polytechnischen Schule, dann als Lieutenant in der Ingenieurschule in Metz; 1836 diente er im Generalstabe des Expeditioncorps gegen Constantine, bei dessen schwieriger und blutiger Wegnahme er sich so auszeichnete, daß er zum Geniecommandanten dieses Platzes ernannt wurde. Schon im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum Chef de Bataillon, 1838 die zum Oberstlieutenant. Sein Ruf als einer der fähigsten Ingenieuroffiziere war schon dermaßen begründet, daß er im Jahre 1849 der Expedition nach Rom als General-Generalstabschef des Genie zugetheilt wurde, als welcher er die dreiwöchentliche Belagerung von Rom leitete. Von dieser Expedition ruhmgekrönt heimkehrend, ward Niel dem Kriegsministerium zugetheilt und 1853 Divisionsgeneral. Als solcher befehligte er die Genietruppen in dem Corps des General Baraguay d'Hilliers und leitete den Angriff auf Bomarsund (s. S. 245). Der glückliche Erfolg erhöhte Niels Ansehen und Bedeutung außerordentlich und die Hochachtung des Kaisers für diesen ausgezeichneten Ingenieur steigerte sich bis zum Vertrauen, als er ihn 1855 nach der Krim schickte. Dort war die Bezwingung Sebastopols sein Werk. Jetzt finden wir ihn wieder als Commandanten des 4. französischen Armeecorps.

Vor dem Beginn der eigentlichen Feindseligkeiten hatte die französisch-sardinische Armee folgende Organisation:

Den Oberbefehl führte der Kaiser Napoleon, sein Chef des Generalstabs war der Marschall Vaillant; an der Spitze der Artillerie stand der General Leboeuf. Die ganze Armee zerfiel in 5 Corps.

Das erste, unter Baraguay d'Hilliers, bestand aus den drei Fußdivisionen Forey, Ladmirault, Bazaine und aus einer Reiterdivision, der die pie-

montesische Reservecavallerie unter General Sonnaz beigegeben war. Generalstabschef war General Folz.

Das zweite Corps, unter Mac Mahon, zählte zwei Fußdivisionen de la Motterouge und Espinasse nebst einer Brigade Reiterei. Den Generalstab leitete General Lebrun.

Das dritte Corps, unter Canrobert, hatte drei Fußdivisionen, Bourbaki, Bouat, Regnault und die Reiterdivision Montauban. Generalstabschef war General Senneville.

Das vierte Corps befehligte General Niel, bestehend aus den Divisionen Binoy und Foilly und einer Reiterbrigade.

Das fünfte Corps, unter dem Prinzen Napoleon, sollte erst in Italien gebildet werden.

Die Garden standen als Reserve unter dem unmittelbaren Befehle des Kaisers in Alessandria.

Die piemontesische Armee commandirte der König. Sie war in den rechten und linken Flügel getheilt unter den Commando's der Generale Alfons della Marmora und Hektor von Sonnaz. Je zwei Brigaden bildeten eine Division, die Brigaden Savoyen und Gardegrenadiere unter General Castelborgo die erste, Piemont und Aosta unter Fanti die zweite, Pignerol und Acqui unter Durando die dritte, Königin und Savona unter Cialdini die vierte, Casale und Coni unter Cucchiari die fünfte. Die Reiterdivision führte General Sambry, Chef der Artillerie war General Pastore, des Genies General Menabrea.

7. Montebello den 20. Mai 1859.

Die Franzosen und Piemontesen hatten ihre Vorbereitungen getroffen und ihre Stellungen eingenommen, ohne von Gyulay, der das System der reinen Vertheidigung annahm, belästigt oder gestört zu werden. Hinter den weitgedehnten, einem feindlichen Durchbruch wegen ihrer Länge bloßgestellten Linien der Sesia und des Po suchte er seine Deckung, indem er am 7. Mai in einer rabenfinsteren Nacht und bei fortwährenden Regengüssen über den Po ging und auch den rechten gegen die Dora Baltea vordringenden Flügel zurückzog, um ihn keinem Flankenangriff von Süden her auszusetzen. Diesem Flügel drängten die Piemontesen lebhaft nach, bis bei Vercelli an der Sesia die Oestreicher Halt machten. Mittelst Vercelli's, das ihnen als Brückenkopf an der Sesia diente, konnten sie auf dem linken Ufer des Po manövriren und Turin bedrohen, was von bedeutsamen Folgen hätte sein können. So schlimm meinte es aber Gyulay nicht und erwartete vielmehr den Hauptangriff des Feindes auf seinem linken Flügel im Südosten am Po, d. h. also da, wo er am stärksten war und den größten Theil seines Heeres beisammen hatte. Tessin und Po bilden dort starke Linien und Pavia und die Festung Piacenza sind feste Anlehnungspunkte. Vier Meilen weiter abwärts liegt, den Rückzug deckend, der alte Platz Cremona. Erfolgte von dieser Seite wirklich der Angriff, so war Gyulay in seinem

Hauptquartier Garlasco nahe genug, um zu rechter Zeit auf dem Platze sein zu können. Doch die Hauptmacht der Alliirten, zwischen Tortona, Alessandria und Casale vereinigt, rührte sich nicht und schien eher vor den Thoren ihrer Festungen einen Angriff zu erwarten, als einen Poübergang wagen zu wollen. Gyulay beschloß nun, sich über seine Lage durch eine größere Recognoscirung aufzuklären.

Am frühen Morgen des 20. Mai vereinigten sich zu diesem Zwecke unter dem Oberbefehle des Feldmarschall-Lieutenant Stadion etwa 12,000 Mann, worunter 2 Schwadronen Cavallerie und 3½ Batterien. Bei Vacarizza überschritt ein Theil dieser Truppen den Po, die andern, der rechte Flügel, kam von Stradella heran.

Auf dem rechten Pouser steigt das Gelände gegen Süden höher an. Das Dorf Casteggio, wo die Straße von Alessandria sich gegen den Po und gegen Piacenza abzweigt, liegt am tiefsten; höher hinauf folgt Montebello und den Kamm der Erhebung bezeichnet Genestrello, ein Landgut des Marchese Pallavicini. Bei Genestrello fließt ein Bach, Fossagazzo, der den Abhang gegen Montebello in schräger Richtung durchschneidet. Die Entfernung der Ortschaften unter sich beträgt eine halbe Stunde.

Die Bodengestaltung bot den Oestreichern beim Vorrücken große Hilfsmittel und zahlreiche Deckungen dar; das Getreide stand sehr hoch und streckte sich in breiten Feldern hin. Die an den Maulbeerbäumen hinaufrankenden Reben umgaben ihre Stämme mit grünem Laub, kleine Pflanzungen hemmten von allen Seiten den Umblick und breite Gräben durchschnitten den Boden nach allen Richtungen. Diese Deckungsmittel benützend, näherten sich die östreichischen Colonnen in großem Halbkreise von Casteggio her der Stellung der Alliirten, um sie zu durchbrechen. Sie stießen auf nichts als piemontesische Reiterei, die drei Regimenter Aosta, Novara und Montferrat. Ihr Befehlshaber, General Sonnaz, handelte ganz den Umständen angemessen. Indem er den Marschall Baraguay d'Hilliers benachrichtigte, daß er angegriffen sei, warf er sich wiederholt auf seine Gegner und suchte sie aufzuhalten. Bei diesem Angriffe bewiesen beide Theile eine glänzende Tapferkeit. Die Piemontesen kehrten immer wieder zum Angriff zurück, so schwere Verluste sie auch erlitten und so schwierig ihnen das Terrain auch den Kampf machte. Die östreichische Infanterie ließ die Reiter bis auf 30 oder 40 Schritte herankommen, ehe sie ihr Feuer abgaben.

Graf Stadion blieb im Vorrücken, bis er das Gehöft Genestrello erreicht hatte. Hier kam das Gefecht zum Stehen, denn bereits waren französische Hilfstruppen mit Hilfe der Eisenbahn eingetroffen und warfen sich, sobald sie aus dem Wagen gesprungen waren, unmittelbar in's Gefecht.

Es war dieß General Forey mit 5 Bataillonen und 2 Geschützen, die sich beim Pachthofe Cascina Nuova auf der Straße postirten, aber nothdürftig ihre Position halten, da sie furchtbar unter dem Feuer der Oestreicher von den Höhen von Genestrello herab leiden und in Gefahr sind, auf dem linken Flügel umgangen zu werden.

Lange halten die Oestreicher Genestrello, bis General Forey, mit neuen Truppen — dem Rest der Division unter General Beuret — herbeieilend, auf der Eisenbahn und in Cascina Nuova eine Stellung nahm, welche die Flanke der Oestreicher bedrohte. Er drang dort mit 3 Bataillonen in Staffeln gegen Genestrello vor. Seine Tirailleurketten verbreiten sich über die Felder, nisten sich hinter den Baumgruppen ein, überspringen Gräben und Hecken, aber aus den bis dahin unbeweglichen Getreidefeldern hervor knattert das Feuer der östreichischen Jäger und schrittweise werden die Höhen von Genestrello mit Strömen Blutes erkauft. Mit größter Tapferkeit kämpfen die Oestreicher; wenn sie eine lange vertheidigte Stellung aufgeben, so lassen sie dieselbe nur mit Leichen bedeckt zurück und erneuern hinter Gräben, Mauern und Bäumen hervor das Gefecht. Endlich mußte aber Genestrello aufgegeben werden und General Forey drängte die Oestreicher bis nach Montebello zurück, wo sie Unterstützung fanden und den Widerstand fortsetzten. Bis Abends 6 Uhr wurde das hartnäckig vertheidigte Dorf gehalten. Endlich gelang es doch den wiederholten Angriffen der Franzosen, das Dorf zu nehmen. Zwar wurde von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus gekämpft, und die hinter den mit Schießscharten versehenen Mauern aufgestellten Oestreicher überschütteten die angreifenden Franzosen überall mit verheerendem Kugelhagel; aus allen Fenstern starren Gewehre hervor, jedes Haus ward zur kleinen Festung gemacht. Aber endlich mußten die Oestreicher doch weichen und Abends 7 Uhr verlassen die Oestreicher langsam das Dorf, aber ihre Abtheilungen machen wiederholt Halt und strecken mit Pelotonsalven die vordersten Reihen der nachfolgenden Franzosen nieder.

Doch hatten die Oestreicher noch ein Reduit, den Kirchhof von Montebello, welcher auf einem kleinen Hügel hinter dem Dorfe liegt. Er war eine wahre Redoute und der Hügel mit Geschützen gekrönt, die das geräumte Dorf mit einem Kartätschenhagel überschütteten. Mehrere Kompagnien eröffnen von rechts und links ein verheerendes Kreuzfeuer gegen die aus dem Dorfe rückenden französischen Colonnen. Schon stutzen diese vor diesem Ungewitter von Eisen und Feuer, welches rings herum donnert, da sprengt General Forey mit dem Rufe: „Hieher Kinder, entreißt dem Feind seinen letzten Zufluchtsort, folgt eurem General!“ gegen den Kirchhof vor; von allen Seiten blasen die Signalhörner zum Angriff und unter wüthendem Geschrei, einer Fluth gleich, wälzen sich die französischen Colonnen gegen den Kirchhof, jeden Schritt mit Todten und Verwundeten erkaufend. Als einer der Ersten fällt, mitten in die Stirne getroffen, General Beuret, fast sterbend wird er aufgehoben und in eines der nächsten Häuser getragen. Indessen nehmen seine braven Soldaten die Mauern des Kirchhofs mit dem Bajonnet und die Stätte des Friedens wird ein Schauplatz des mörderischsten Kampfes. Alles, was die Rettung nicht in der Flucht sucht, hat die Gegenwehr mit dem Leben zu bezahlen.

Graf Stadion ordnet nun endlich den Rückzug an, der in vollkommener Ordnung angetreten und von der Brigade Bils so kräftig gedeckt wurde, daß die verfolgenden französischen Plänkler schon bei Casteggio umkehrten.

Zwölftausend Oestreicher waren im Gefecht gegen einen etwa gleichstarken Feind gewesen. Mit einiger Ueberlegenheit wären die Franzosen geschlagen worden. Unbegreiflicher Weise rief Graf Stadion den Prinzen von Hessen, der ganz in der Nähe stand, nicht herbei, ebenso kam ein Theil des rechten Flügels gar nicht in's Gefecht.

Die Truppen, die im Feuer waren, schlugen sich gleich tapfer, wie ihre Gegner. Auf beiden Seiten kamen die nationalen Eigenschaften zur Geltung, hier die Zähigkeit in der Ausdauer, die den Völkern des östreichischen Kaiserstaates eigen ist, dort der französische Ungestümm, dem die Sardinier nacheiferten. Auf beiden Seiten bewährte sich die Büchse als eine furchtbare Waffe. Im Bajonnetkampf zeigten sich die Franzosen überlegen, was vielleicht dem Umstand zuzuschreiben ist, daß man sie vernünftigerweise ihr Gepäck hatte ablegen lassen, während die östreichischen Soldaten ihre schweren Tornister tragen mußten. Auch zogen die Oestreicher dem Bajonnet den Gebrauch des Kolbens vor; so fand man auf dem Kirchhofe zu Montebello einen erschossenen Jäger, im Tode noch krampfhaft den Lauf seiner Büchse haltend, umringt von den Leichen von fünf Zuaven, deren Schädel eingeschlagen waren.

Einzelne Fälle von besonderem Muth und Tapferkeit wies das Gefecht bei Montebello in Masse auf.

Ein Jägeroffizier stand mit 4 Leuten seiner Abtheilung hinter einer kleinen Erhöhung und ließ sich von diesen die Büchsen laden, mit welchen er in kurzer Zeit 30 Feinde niederschoß, wobei er immer vorher denjenigen bezeichnete, an den die Reihe kommen sollte.

Entschieden überlegen zeigten sich die östreichischen Husaren. In den Bügeln stehend jagten sie in vollem Rosseslauf auf die feindlichen Reiter, die jedesmal von ihnen beim ersten Anlaufe geworfen wurden. Wie Schade, daß bei der späteren Schlacht von Solferino die brave östreichische Cavallerie nicht zum Kampfe geführt wurde!

Vor der piemontesischen Cavallerie hatten die Husaren am wenigsten Respekt. Ein alter ungarischer Husarenwachtmeister äußerte sich darüber: „Die Kerl' sitzen auf ihren Gäulen, wie die Aff' und haben gar kein Schluß und die wollen ungarisches Husar attakiren! Das ist wahre Passion für Husar, sie herunterhauen.“

Die französische Artillerie überschoß auffallend, sie bewährte sich in den folgenden Schlachten aber um so besser. Von der östreichischen Artillerie zeichnete sich bei Montebello der tapfere Oberlieutenant Prokesch aus, der mit seiner halben Batterie bereits Gefahr lief, von den bis auf 70 Schritten nachgerückten französischen Plänklern erstürmt zu werden, als ein Schwarm Hallerhusaren sich auf die Plänkler warf, die nun ihr Feuer auf die Cavallerie richteten. Unterdessen gewann die Batterie Zeit zum Aufprotzen und Abfahren.

Der Verlust betrug auf beiden Seiten etwa 700 Mann.

Nach dem unglücklichen Gefechte von Montebello verfiel Graf Gyulay wieder in seine alte Unbeweglichkeit. Weil er den Feind an einem bestimmten Punkte in großer Anzahl vorgefunden hatte, schloß er, daß er auch immer

dort bleiben werde. Er hatte keinen andern Gedanken, als die Abwehr eines Stoßes, der den mittleren oder unteren Po treffen werde. Die Ansammlung der Franzosen und Sardinier bei Alessandria, die Revolutionsversuche in Parma und Modena, die Landung des Prinzen Napoleon in Livorno, Alles bestärkte ihn in dieser Ansicht. Ganz von dem Gedanken erfüllt, daß eine verabredete Bewegung der französisch-sardinischen Hauptmacht und des Prinzen Napoleon ihn in Flanke und Rücken bedrohe, zog er seine Truppen mehr und mehr am Po zusammen und entblößte sowohl seine Flanke an der Sesia als die nördliche Gegend an den Alpenseen. Das aber gerade hatte man im französischen Lager gewollt, denn dort sollte ein neuer Feind für ihn aufstehen — Garibaldi und die Revolution!

An dem Tage, dem das Gefecht von Montebello folgte, zeigte sich der sardinische General Cialdini vor Vercelli und griff die östreichische Brigade Ceschi an, welche aber zu schwach war, um sich halten zu können und deßhalb nach Orsengo, halbwegs zwischen Vercelli und Novara, zurückging, wobei sie viel Gepäck und Lebensmittel im Stiche lassen mußte. Die Piemontesen folgten jedoch nicht und ihre ganze Operation hatte das Ansehen, als habe sie eine andere Operation gegen den Feind maskiren sollen. Und so war es auch. Durch den Angriff bei Vercelli war nichts Anderes bezweckt, als die Aufmerksamkeit der Oestreicher von dem Unternehmen abzuziehen, zu dem der kühnste italienische Partheigänger, Garibaldi, ausersehen war. Wir lernten diesen Abenteurer schon bei der heldenmüthigen Vertheidigung der ewigen Stadt gegen Oudinot kennen und auch in neuester Zeit spielte Garibaldi eine auf die Geschicke der italienischen Mittelstaaten so einflußreiche Rolle, daß eine kurze Schilderung seines ereignißvollen Lebens wohl am Platze scheint.

8. Josef Garibaldi

ist kein Vollblut-Italiener, sondern ein Nizzarde aus dem reizenden Grenzgebiet am Var, geboren am 4. Juli 1807. In früher Jugend trat er in die sardinische Marine und stählte seinen Muth im Kampfe mit Wind und Wellen. Schon 1834 machte er gemeinschaftliche Sache mit Mazzini und der Revolution und der kopflose Savoyer-Zug Mazzini's, der die Polizei auf viele Entdeckungen leitete, stellte ihn blos. Er flüchtete nach Frankreich und trat von dort aus in die Dienste des Bey von Tunis als Flottenoffizier. Doch war es ihm auch hier bald entleidet und die Freiheitskämpfe der südamerikaschen Staaten erregten so sehr sein Interesse, daß er sich nach Montevideo begab, in die Marine der Republik Uruguay eintrat und dort, nachdem sein unläugbares Talent Anerkennung gefunden, das Obercommando über das gegen Buenos-Ayres operirende Geschwader erhielt. Nach der englisch-französischen Intervention in Montevideo kämpfte er als selbstständiger Guerillaführer bald an der Spitze einer pfeilschnellen Reiterei, bald an der einer unermüdlichen Infanterie im Landkriege gegen Rosas.

Die Nachricht von den Ereignissen des Jahres 1848 erreichte Monte-

vides nicht bald genug, daß Garibaldi, so sehr er auch eilte, in der ersten glücklichen Periode des oberitalienischen Kriegs hätte mitfechten können. Seine Rolle begann erst nach der Räumung Mailands durch die Sardinier (9. Aug.). Er bildete eine 2000 Mann starke Freischaar und kämpfte gegen d'Aspre am Langensee. In drei kleinen Gefechten geschlagen löste sich aber das kleine Heer schneller auf, als es entstanden war. Ueber die sardinische Grenze zurückgeworfen bestieg Garibaldi ein Schiff, sammelte in Toscana neue Haufen um sich und drang in den Kirchenstaat ein. Auch dieser Versuch scheiterte gänzlich. Der General Zucchi mußte die Schaar die Waffen strecken und auseinandergehen.

Seine kühnsten Thaten verrichtete Garibaldi bei der Vertheidigung Roms (1849) gegen die stürmenden Franzosen unter Oudinot. Mit dem Reste seiner Mannschaft schlug sich Garibaldi aus Rom durch und wandte sich in's Neapolitanische, um dort einen Aufstand zu erregen. Seine Frau Leonata, eine junge Kreolin von üppigem Körperbau, mit lebhaften Augen und schwarz glänzenden Haaren, begleitete ihn zu Pferde und verrichtete Adjutantendienste. Oestreichische Truppen verfolgten ihn und brachten ihn in eine so trostlose Lage, daß er in San Marino seine Leute entlassen mußte. Mit etwa 200 Getreuen zog er durch das Gebirge nach Cesenatico, wo er sich einschiffte. Bei der Punta maestra wurde seine Absicht, nach Venedig zu gehen, vereitelt. Eine östreichische Flotille verlegte ihm den Weg und nahm die meisten seiner Boote weg. Als Fischer verkleidet erreichte er glücklich Genua, nachdem er aber unterwegs seine Frau verloren hatte, die auf der abenteuerlichen Flucht den Folgen einer Niederkunft erlegen war.

Piemont wollte ihm, der kaum das nackte Leben gerettet, eine Geldunterstützung gewähren; er nahm aber nur die Erziehung seiner Söhne im Cadettenhaus an, deren einer ihm schon in diesem Feldzuge zur Seite stand.

Garibaldi setzte nun wieder über den Ocean und trieb, wie er seinen Freunden schrieb, bei New-York das friedliche Geschäft eines Kerzenhändlers. Später ging er nach Kalifornien und führte 1852 als Steuermann eine peruanische Brigg nach China, aber schon 1854 war er wieder in Sardinien zurück. Eine reiche Handelsfamilie in Genua machte ihn zum Kapitän eines ihrer Schiffe und mit ihrer Hilfe erwarb er sich endlich ein eigenes Schiff, mit dem er bald den ligurischen Meerbusen befuhr, bald größere Fahrten machte. Damit erwarb er sich in den Zeitungen den Titel „General und Guanohändler.“ So lebte er bis zum Eintritt der neuesten Ereignisse, die auch ihn wieder zur kriegerischen Thätigkeit aufforderten.

Mit der Formirung eines aus Freiwilligen zu bildenden Alpenjägercorps beauftragt, entwickelte er bei dessen Organisirung so viel Thätigkeit und Geschick, daß er bereits Ende Mai mit seiner drei Regimenter starken Legion in's Feld rücken konnte. Aus allen Theilen Italiens waren ihm Freiwillige zugeströmt. Wie es bei Freischaaren immer geht, vereinigen sich natürlich dort die edelsten mit den bedenklichsten Elementen. Neben den Söhnen der angesehensten Familien, neben jungen Männern mit großen geschichtlichen Namen stand nicht ein kleiner Theil der Hefe des Volkes in Reih und Glied und nur

Garibaldi's strenge Kriegszucht, die erbarmungslos mit der Kugel die Vergehen straft, ist im Stande, die Ordnung in der Schaar zu erhalten.

Garibaldi selbst hat einen kräftigen Körperbau und die ausdrucksvollen männlichen Züge verschaffen ihm das mittelalterliche ritterliche Aeußere, das im ersten Augenblick für ihn einnimmt.

Die garibaldische Freischaar betrug im Anfange höchstens 6500 Mann. Mit ihr brach er von Vercelli am 21. Mai nach den Alpenseen auf, um die rechte Flanke der Oestreicher zu bedrohen und das den Oestreichern feindlich gesinnte Veltlin zum Aufruhr zu bringen. Ueber Arona marschirte er auf Castelletto und Sesto Calende, wo er am 23. Mai den Tessin überschritt und — der erste der piemontesischen Generale — auf lombardischem Boden stand. In Sesto Calende theilte er seine Leute in drei Colonnen. Die eine, unter seinem besten Hauptmann Decristoforis besetzte Sesto Calende zur Sicherung des Rückzugs, die zweite sollte bei Nacht über den langen See setzen und einen Angriff auf Laveno, den Stationsort der östreichischen Dampfer, machen, mit der dritten marschirte er nach Varese, wo er am 24. einrückte. Sein Unternehmen hatte einen so verzweifelten Charakter, daß man ihn allgemein für verloren hielt. In der That hing er mit seiner Rückzugsstraße an einem einzigen schmalen Faden zusammen. Warfen sich die Oestreicher von Magenta aus auf Sesto Calende, so war er von Sardinien abgeschnitten. Im Rücken hatte er dann den langen See, dessen sardinische Schiffe sämmtlich in die Schweiz geflüchtet waren und der von den östreichischen Kriegsdampfern beherrscht wurde. Höchstens, glaubte man, werde er, da er weder Geschütz noch Reiterei besitze, nach einer Niederlage die Schweiz erreichen, wo der Bundesrath der Republik die Grenzen von starken Abtheilungen unter Oberst Bontems hatte besetzen lassen, um jede bewaffnete Truppe, welche die Grenze zu überschreiten suche, abzuwehren.

Garibaldi's Lage war übrigens weit nicht so ungünstig, als man dachte. Das ganze Gebiet, in das er eindrang, war von östreichischen Truppen entblößt, denn Graf Gyulay hatte inzwischen auch die fliegende Colonne Urbans an sich gezogen. Das obere mailändische Gebiet, das jetzt der Schauplatz der garibaldischen Operationen wurde, ist zu einem Partheigängerkriege wie geschaffen. Schon wenige Stunden nördlich von Mailand zeigen sich Hügelketten, die gegen die Seen hin an Höhe zunehmen und endlich mit den mächtigen Gebirgsstöcken der Alpen verwachsen. Die Berge durchkreuzen sich in den verschiedensten Richtungen, tragen einen üppigen Pflanzenwuchs, sind mit Wäldchen, Gärten, Landhäusern und Dörfern besetzt und werden an ihrem Fuße von Bächen und Flüssen durchschnitten. Für Reiterei ist hier kein Raum, Geschütz kann wenig wirken und Truppen in geschlossenen Massen nur schwer sich bewegen. Die Bevölkerung des Landes sind die kriegerischsten und unzufriedensten aller Lombarden und treffliche Schützen. Erreichte Garibaldi, durch sie unterstützt, Sondrio, so beherrschte er die Straße zum Wormser Paß und es war nicht unmöglich, daß er die an der Etsch hinabführende Tyrolerstraße zu bedrohen vermochte. Unruhe in Mailand rief er vom ersten Augenblicke

seines Marsches an hervor. Diese Gefahr bestimmte Gyulay, Urban mit seiner fliegenden Colonne gegen Garibaldi zu entsenden.

Damals hatte aber Garibaldi bereits Erfolge erreicht. Der Theil seiner Truppen, der einen Angriff auf Laveno versuchte, richtete allerdings nichts aus, aber er selbst gewann Boden auf Boden. Als er nach Varese gekommen, schloß sich ihm sogleich Alles an. Mit Hilfe der Einwohner verschanzte er sich und erwartete die Oestreicher festen Fußes. Der heranrückende Urban wurde mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. Der durchschnittene Boden und die Bäume, die, obwohl einzeln stehend, von den hochrankenden Reben in Verbindung gesetzt werden und förmliche Verstecke bilden, begünstigten die Freischaar. Urban, in der Ueberzeugung, für den Augenblick gegen Varese nichts ausrichten zu können, zog sich nach Olgiate zurück. Den Kampf, den er hier in einer offenen Ebene anbot, lehnte Garibaldi ab, und verschwand in den Bergen zu seiner Linken. Er zog so nahe an der Schweiz hin, daß man glaubte, er werde dort eine Zuflucht suchen, aber mit einem Male tauchte er am andern Ende wieder auf. Er hatte den rechten Flügel der Oestreicher umgangen und nun fiel auch Como in seine Hände, die Hafenstadt des schönen Sees, dem sie ihren Namen gibt, und lieferte ihm zugleich ihre Dampfschiffe aus, die die Freischaar sogleich benützte, um beide Ufer zu befahren und die Umgegend weit und breit in Aufstand zu bringen. Urban gewann zwar die Höhe von Cametlata vor Como und belagerte letzteres förmlich, aber ohne Erfolg. Die in die Stadt geworfenen Brandraketen zündeten nicht und als Garibaldi die Höhen vor der Stadt mit seinen Schützen besetzte, mußte Urban sogar die Stellung vor Camerlata räumen. Er ging bis Monza zurück, wo er Verstärkungen erwartete. Während dessen drang Garibaldi bis Lecco vor und bedrohte von da aus die Schienenverbindung zwischen Mailand und Verona. Sie war unbedingt verloren, wenn nicht frische Truppen Bergamo besetzten. In dieser Beziehung rechneten die Oestreicher auf das Clam-Gallas'sche Armeecorps, das sich bei Prag zusammengezogen hatte, auf sächsischen und bayrischen Bahnen nach Tyrol befördert worden war und jeden Tag eintreffen konnte.

Indessen hatte Gyulay seine Truppen bei Piacenza zusammengezogen, indem er immer noch einen Angriff von Voghera her erwartete, weil ihm von Alessandria berichtet wurde, daß der Kaiser häufig Spazierritte in der Umgegend mache, die Schlachtfelder besuche, die den Ruhm seines Oheims begründeten, seine Truppen mustere und zuweilen in Voghera erscheine, um Bodenstudien zu machen. Bald sollte er auf die unsanfteste Art aus seinem Irrthume gerissen werden. Ehe dieß aber stattfand, lieferten die Piemontesen den Oestreichern ein Gefecht, das seinen Zweck, die eigentlichen Bewegungen der Alliirten zu verdecken, vollkommen erreichte.

9. Das Gefecht bei Palestro am 30/31. Mai 1859.

Während Gyulay seine Truppen bei Pavia concentrirte, beschloß Napoleon kühn einen Flankenmarsch links auszuführen, den rechten Flügel der

Oestreicher zu umgehen und auf der Hauptstraße nach Mailand vorzugehen. Die Umgehung des rechten östreichischen Flügels theilte er den Piemontesen als Aufgabe zu. Viktor Emanuel erhielt am 29. Mai den kurzen Befehl: „30. Mai. Die Armee des Königs stellt sich vor Palestro auf.“

Die Piemontesen standen in dem von den Oestreichern geräumten Vercelli, die Oestreicher bei Palestro, einem an und für sich unbedeutenden Dorf, das nur insofern wichtig ist, als hier die Straßen von Borgo-Vercelli, Confienza, Robbio und Candia zusammentreffen. Der ganze Boden um Palestro ist von Bewässerungskanälen durchschnitten und mit Culturen dicht bedeckt. Der Flecken selbst liegt auf einer Terrainwelle, die aus zwei mit einander verbundenen kleinen Hügelchen besteht, welche ringsum eine überschwemmte, von Reisfeldern, Hecken und Anpflanzungen bedeckte und von tiefen Bewässerungsgräben durchschnittene Gegend beherrschen. Verschiedene kleine Brücken dienen als Uebergänge über die Kanäle; vor dem Dorfe fließt die Sesia, deren Ufer mit hohem Gebüsch, Pappeln und Weiden bedeckt sind. Sumpfige Wiesen liegen zwischen dem Fluß und den Höhen, auf denen Palestro liegt.

Auf diesen Höhen hatten die Oestreicher zwei Batterien angelegt, welche Fluß und Straße bestrichen, und außerdem waren Brustwehren für die Infanterie aufgeworfen, die Brücke verrammelt und überall, wo sich Deckung fand, Tirailleurketten postirt.

Am 30. Mai Morgens gingen die Piemontesen mit vier Divisionen, denen starke Reserven folgten, gegen die Stellung der Oestreicher vor und griffen sie an drei Punkten — Palestro, Vinzaglio und Casaline — an.. Mit dem verwegenen Muthe, der ihn zum tapfersten Soldaten seiner Armee macht, leitet König Viktor Emanuel in Person die militärischen Operationen. Zwei Bataillone Bersaglieri und ein Zug Geschütze bilden unter Cialdini die Vorhut, welche auf der dritten Brücke auf die östreichische Vorhut stößt und trotz des heftigsten Feuers den Verhau überklettert und die Brücke wegnimmt. Gleichzeitig wirft ein Bataillon, das sich mit unwiderstehlichem Ungestümm auf die Befestigungen rechts wirft, die am Fuße des Hügels eingenisteten Tirailleurs zurück. Alles kämpft mit der größten Todesverachtung und Tapferkeit, Artillerie fährt auf und bewirft das Dorf mit Granaten. Die Brigade Savona eilt herbei, dem Angriff Nachdruck zu geben und schon ersteigen die Bersaglieri die Höhen und Brustwehren und nehmen sie mit dem Bajonnet. Da sammeln sich die Oestreicher in dichten Haufen bei der Ziegelhütte und begrüßen die Bersaglieri mit einem mörderischen Feuer hinter den mit Schießscharten durchbrochenen Mauern hervor und nur langsam Schritt für Schritt können die Piemontesen vorrücken und sich endlich in der großen Dorfgasse und in der Kirche festsetzen. Die Oestreicher erhalten indessen Verstärkung von Robbio und die Lage der Piemontesen scheint kritisch zu werden, da setzt sich General Cialdini an die Spitze der Reservecolonnen und indem er den Truppen mit seinem Degen das Dorf Palestro zeigt, führt er die Colonnen unter dem Rufe „es lebe der König“ die Höhen hinan. Nach heldenmüthigem Kampfe

gewinnen sie die Eingänge desselben und ein stundenlanger fürchterlicher Straßenkampf endigt mit dem Rückzuge der Oestreicher.

In gleicher Weise wie die Division Cialdini bei Palestro kämpfte an demselben Tage die 3. Division die Sesia überschreitend bei dem links von Palestro liegenden Dorfe Vinzaglio, während die Division Fanti die auf der Chaussee von Novara gegen Borgo Vercelli vorrückte, nur einen leichten Geschützkampf gegen östreichische Cavallerie zu bestehen hatte.

Nächsten Tags erneuerten die Oestreicher unter Zobel den Kampf und stürmten mit aller Macht gegen Palestro. Die Wegnahme dieses Dorfes hätte die Vereinigung des Marschalls Canrobert, der bei Pravolo über die Sesia zu gehen im Begriff war, mit den Piemontesen verhindert und den Linksmarsch der Franzosen bedeutend gestört. Nach längerem erbittertem Kampfe um Palestro war auch schon die piemontesische Brigade Cialdini, an deren Spitze der König mit glänzender Tapferkeit kämpfte, im Begriffe zu erliegen, da kamen die ersten Franzosen, das 2600 Mann starke 3. Zuavenregiment unter Oberst de Chabron an. Dieß geschah in dem Augenblicke, wo eine östreichische Colonne auf der Straße von Rasasco zwischen einem Kanal und der Sesia vorgedrungen war und die Piemontesen in der rechten Flanke bedrohte. In dem Winkel, den der Kanal mit dem Flusse bildet, hatte sich das dritte Zuavenregiment in einem Maisfeld gelagert. Kaum sah Oberst de Chabron die östr. Colonne mit einem Schwarm von Jägern umgeben und von Artillerie gefolgt am Kanale heranziehen, so ließ er sogleich seine Zuaven vorgehen. Vier Compagnien derselben schleichen durch die Getreidefelder, welche sie ganz bedecken, und gehen im Laufschritt gegen die Oestreicher vor, die soeben im Begriffe waren, die Piemontesen im Rücken zu fassen und sofort aus einer Batterie, die vorher die Sesiabrücke bestrich, die anrückenden Zuaven mit einem Kartätschenhagel begrüßten. Ringsum bedecken schon ihre Leichen den Boden und heulend verlangen sie gegen die Batterie, die ihnen so viel Schaden zufügt, zum Angriff geführt zu werden. Um aber an die feindlichen Geschütze kommen zu können, muß man durch den Kanal. Die Zuaven stocken nicht in ihrem Laufe und stürzen sich in das Wasser, das ihnen bis an die Schultern geht. Selbst die Kugeln der Jäger können sie nicht aufhalten, die aus den Getreidefeldern herauspfeifen und die Kartätschenladungen, die breite Lücken in ihre Colonnen reißen. Die Zuaven antworten mit Wuthgeschrei, erklimmen den schlammigen jenseitigen Uferrand und stoßen die Bedienungsmannschaft der Geschütze nieder, die so bestürzt war, daß sie nicht einmal mehr den Versuch machte, die Geschütze aufzuprotzen. Fünf Geschütze befinden sich in Händen der Zuaven.

Die Zuaven machten Halt, aber nur um Athem zu schöpfen und ihre Colonnen neu zu formiren, dann stürzen sie über die Reisfelder hinweg und erreichen die Straße; ein Theil wirft sich rechts zwischen diese und den Fluß, andere klimmen die Böschung links hinauf und befinden sich plötzlich auf einem großen Sturzacker mehreren östreichischen Bataillonen gegenüber, die sie mit dem Bajonnet angreifen und in Unordnung in ein dichtes Akaziengebüsch wer-

fen. In diesem Augenblicke eilt, die Offensive ergreifend, Viktor Emanuel an der Spitze einiger sardinischen Bataillone herbei und in dicht gedrängten Reihen unter einander gemischt werfen sich die Soldaten der verbrüderten Nationen auf die östreichischen Colonnen, Verwirrung und Tod nach allen Seiten verbreitend! Ein fürchterliches Handgemenge entstand, alle Ordnung war aufgelöst, Jeder wendete sich wohin er wollte, die Bajonnete der Kämpfenden suchten sich eine Feindesbrust, wo sie sich darbot!

Die Oestreicher leisten hartnäckigen Widerstand und werfen sich in einen aus mehreren großen Gebäuden bestehenden Pachthof, welcher die letzte Vertheidigungsstellung vor der Brücke darbot. Starke Reserven besetzen dahinter die Straße und beherrschen die steilen Ufer des Flusses Brida. Unerschrocken, unter dem donnernden Rufe „es lebe der Kaiser“ stürzten die Zuaven auf den Pachthof, auf die Brücke und die dort stehenden Geschütze. Es war ein fürchterliches, aber nur kurzes Kampfgewühl, nach wenigen Minuten waren die Zuaven Herren der Geschütze und der Brücke. Vergebens bemühten sich die östreichischen Offiziere, ihre Bataillone wieder zu formiren; ihre zerrütteten Colonnen, wie Verzweifelnde kämpfend, verließen den Pachthof und standen jetzt am Rand des Flusses, dessen Ufer hier steil abfielen. Vor sich die Zuaven, eine drohende Fluth, welche sich unaufhaltsam nähert; hinter sich einen raschen und tiefen Strom. Nur ein einziger Uebergang ist vorhanden, die Brücke auf der Straße; in Unordnung stürzen die Oestreicher dahin, aber sie ist von Todten und Lebendigen versperrt, denn eben hatte dort der Kampf um die Geschütze stattgefunden. Auf den engen Raum zwischen der Brücke und den steilen Ufern des Flusses zusammengedrängt kämpften die Oestreicher den Kampf der Wuth und Verzweiflung; manchmal rangen Oestreicher und Zuaven miteinander und stürzten zusammen in den Fluß, in dem sie ertranken; wieder andere stürzten sich hinein oder gaben sich selbst den Tod; andere klammern sich mit verzweifelter Kraft an dem dichten Gesträuch an, welches den steilen Abhang umsäumt, oder versuchen, den Rücken an Bäume gelehnt, immer noch zu kämpfen; noch andere ergeben sich und strecken die Waffen. Die Ufer sind mit Todten und Sterbenden bedeckt und hundert Arme ragen aus den Flußwogen empor, flehen um ihr Leben und verschwinden dann unter den raschen Wellen der Brida!

Noch war die Brücke immer nicht genommen und die östreichischen Reserven machten Miene, in bedeutenden Massen hinter der Brücke sich zu sammeln. Da eilen die Zuaven auf den Ruf ihres Obersten auf's Neue vorwärts und erstürmen unter dem heftigsten Kartätschenfeuer der Oestreicher, unter dem drei Offiziere nacheinander, den Adler vortragend, fallen, die Brücke, worauf sich die östreichischen Colonnen zum Rückzuge nach Robbio wenden, wohin auch die andern Colonnen sich dirigiren, die das von Cialdini vertheidigte Palestro angegriffen und gegen Confienza vorgegangen waren.

Furchtbar war der Verlust dieses blutigen Gefechts; das 3. Zuavenregiment hatte 46 Todte, worunter 1 Offizier, 233 Verwundete, worunter 15

Offiziere verloren. Der Verlust der Piemontesen betrug 2000 Mann, der der Oestreicher ebensoviel nebst 1000 Gefangenen und 8 Geschützen.

10. Rückzug der Oestreicher über den Tessin 31. Mai.

Am 1. Juni hatte Graf Gyulay drei Armeecorps in dem Bogen Castel d'Agogna, Robbio und Vespolate vor Mortara gesammelt. Jedermann im östreichischen Lager hoffte auf eine Schlacht, für die wirklich der günstigste Augenblick in der That gekommen war. Siegten die Oestreicher in ihrer günstigen Stellung, so mußten die Francosarden in die Gebirge zwischen der oberen Sesia und dem Tessin gedrängt werden; ging die Schlacht unglücklich, so besaßen sie in Mortara, den Brückenköpfen San Martino und Vigevano, den Uebergang bei Bereguardo und endlich durch die Straße nach dem befestigten Pavia mit dem Brückenkopf Gravellone Sicherheiten genug, um geordnet über den Tessin zurückzugehen. Napoleon erwartete selbst auch einen Angriff der Oestreicher und hatte Maßregeln getroffen, bei Olengo vor Novara 100,000 M. vereinigen zu können.

Graf Gyulay jedoch wählte von den zwei Manövern, bei denen er die Wahl hatte, das zaghaftere, sich ohne Schwertstreich aus seiner starken Stellung hinausmanövriren zu lassen und den Rückzug über den Tessin anzutreten. Bei der Anordnung dieser Maßregel beging er jedoch noch einen verhängnißvollen Fehler. Er unterließ die Zerstörung der Bahnlinien des Gebiets, das er räumte. Ihm hatten diese Wege ja doch nie Nutzen gebracht, da die Piemontesen bei der Räumung der Lomellina die Vorsicht gebraucht hatten, alle Maschinen und Wagen mit sich zu nehmen. Die Franzosen zogen von ihnen den Vortheil, ihre Truppen rasch vorwärts zu bringen und in Masse an den Flußpunkten, welche sie zu Uebergängen auserschen, erscheinen, sowie rasch ungeschwächte und unermüdete Reserven in's Gefecht bringen zu können. Die unterlassene Zerstörung der Bahnlinie hatte theilweise den Verlust der Schlacht von Magenta zur Folge.

11. Die letzte Nacht am Tessin 1. Juni.

Am 1. Juni überschritten die östreichischen Colonnen auf den Schiffbrücken bei Vigevano den Tessin. Noch während der Uebergang der Truppen fortdauerte, füllten die Genietruppen die Kanalboote, welche die Träger der Balken bildeten, mit Reisern und Pechkränzen. Es galt die Zerstörung der Brücken, um dem etwa folgenden Feind den Uebergang abzuschneiden.

„Der Abend war hereingebrochen, als die letzte Nachhut der Husaren mit gespanntem Hahn langsamen Schrittes über die schwankenden Dielen ritten, manchen Blick der Wachsamkeit und aber auch der Trauer zurückwerfend in das schöne Land des Feindes, das sie vor wenig Wochen in stolzer Siegeshoffnung und laut hintönendem Jubel betreten hatten, jetzt aber ohne Schwertstreich verlassen mußten. Ein Moment der tiefsten Ruhe folgte. Die rasch hereinbrechende Dämmerung verwischte alle Conturen. Da huschten gespensterhaft aussehende Gestalten mit rothaufflammenden Pechfackeln über die Brücke hin, von den Ufern stießen Kähne ab, aus denen rothe Lichter herüberschienen.

Plötzlich lodert in dem einen Boote der Pontonbrücke eine hohe Flamme auf. Schiff für Schiff folgt und bald beleuchten sieben mächtige Feuersäulen die umliegenden Gestade. Die Flammen züngeln gegen einander und nähern sich gegenseitig, bis endlich eine Feuerstraße den Fluß überbrückt. Die ganze Gegend erschien roth, wie in Blut getaucht und die diesseits stehende Truppe blickt in tiefem Schweigen auf das schauerlich schöne Werk der Zerstörung. Die Mondessichel erblaßt vor diesem Schauspiele und macht die Gegensätze noch schroffer. Da reißen die Ankertaue. Unter Krachen und Knirschen theilt sich die Feuerbrücke in der Mitte und zwei Pontons schwimmen mit den sie verbindenden Balken majestätisch den Strom hinab; andere Kähne folgen, die brennenden Balken stürzen herab und bald ist das Wasser ringsum mit schwimmenden Flammen bedeckt. Hie und da bleibt ein Ponton am Balken hängen und verglimmt nach und nach in düsterer Glut, die letzten Wahrzeichen des gewesenen Uebergangs.

Dichter Qualm bedeckt das diesseitige Ufer und nun erst entzünden sich die Bivouakfeuer im Lager. Die sonst so freudige Stimmung um dieselben ist gewichen, leise erzählen sich die Männer die Ereignisse der vergangenen, die Erwartungen der künftigen Tage. Laut hinaus tönt das Wiehern der Pferde, die Rufe der Patrouillen durch die Stille der lauen Nacht. Das war die letzte Nacht am Tessin."

12. Das Gefecht bei Robecchetto 3. Juni.

Während am 30. und 31. Mai blutig bei Palestro gefochten ward, hatte Napoleon das kühnste militärische Manöver ausgeführt. Gedeckt durch die Gefechte der Piemontesen bewerkstelligte die französische Armee einen Flankenmarsch links, die den größten Theil ihrer Streitkräfte vom Süden nach dem Norden, vom Po nach der Sesia brachte. Schon am ersten Juni hatte der Kaiser sein Hauptquartier nach Novara verlegt, von wo er auf der großen Straße nach Mailand vorzurücken beabsichtigte. Mit der den französischen Operationen eigenthümlichen Raschheit folgten sich nun die weiteren Bewegungen der Armee gegen Mailand. Am 2. Juni befahl Napoleon Mac Mahon von der Division Espinasse den zwischen dem Tessin und Terdoppio liegenden Flecken Trecate besetzen zu lassen, während die Division Camou gegen Robbio auf dem linken Ufer von Tessin vorging, Turbigo gegenüber forcirte und den Bau einer Schiffbrücke deckte, auf welcher am nächsten Tage das Corps Mac Mahon über den Tessin gehen sollte. Nach Vollendung der Brücke besetzte die Division Camou das Dorf Turbigo und den folgenden Tag um 3 Uhr Nachmittags hatte bereits Mac Mahon mit seinem Corps den Tessin überschritten und bei Turbigo Stellung genommen.

Während dieser Fortschrittsbewegungen der französischen Armee hatte Gyulay mit seiner über den Tessin gezogenen Armee in einem großen Halbkreise Stellung genommen und sich mit der rechten Flanke in Magenta an der Straße nach Mailand, der linken an den Tessin bei Abbiate grasso ange-

schen, während die Mitte der [illegible] von dem [illegible] durchschnitten wurde. Diese Stellung hatte ohne Zweifel den Zweck, die französ. Armee von der Brücke von San Martino oder Buffalora abzuschneiden und den Theil derselben, der den Fluß bereits passirt hätte, zu vernichten. Allein die Aufstellung war zu zersplittert und theilweise waren die einzelnen Heerkörper noch nicht in ihrem Bestimmungsorte eingetroffen und zu weit von einander entfernt. Auf das Eintreffen mehrerer Corps namentlich von Pavia, war vor Mittag des 4. Juni nicht zu rechnen und so wurden die Oestreicher von der Schnelligkeit der französischen Bewegungen überholt und, wie wir unten sehen werden, geschlagen, ehe sie sich concentrirt hatten.

Das Corps des General Mac Mahon hatte, wie wir oben sahen, schon um 3. Nachmittags Turbigo besetzt und eilte sofort mit den Offizieren seines Generalstabs nach dem Dorfe Rebecchetto, das durch seine hohe Lage auf einem Hügel des linken Tessinufers eine weite Fernsicht über die Umgegend bietet. Dort angekommen bestiegen die französischen Offiziere den Kirchthurm, um zu recognosciren, und waren nicht wenig erstaunt, auf kaum 1/2 Stunde Entfernung eine starke östreich. Colonne gegen das Dorf anrücken zu sehen. Spornstreichs eilten sie in ihre Bivouaks zurück, von wo General de la Motterouge mit den algierischen Jägern, den Turcos, die an diesem Tage zum ersten Male in's Feuer geführt wurden, gegen Rebecchetto, wo die Oestreicher sich indessen festgesetzt hatten. Im Laufschritt stürzten die algierischen Tirailleure mit gellendem Kampfgeschrei, dessen Kehltöne ihrer wilden Natur entsprechen, mit gesenktem Kopfe, vorwärts gleich den schwarzen und wilden Heerden, die plötzlich aus dichtem Wald hervorbrechen. Ihnen folgen 4 Geschütze, das zweite Voltigeurregiment und einige Linienbataillone. Ein lebhaftes Gewehrfeuer zeigte, daß die Turcos am Dorfsaume mit den Oestreichern zusammengestoßen seien und dort entspann sich nun ein blutiger Ringkampf, den uns ein östreichischer Jägeroffizier in einem Briefe folgendermaßen schildert:

„Kaum stürmten unsere braven Soldaten den Hügel hinan, so blitzte Schuß auf Schuß, hie und da vom Boden auf, aus einem Graben, hinter Bäumen und Getreidefeldern hervor. Dabei war es kaum möglich, die Schießenden auf Augenblicke zu Gesichte zu bekommen. Das waren Turcos, kräftige Leute mit dunkelbraunen, theils schwarzen Gesichtern, meist ohne Bart, auf dem Kopfe ein rothes Feß mit blauer Quaste. Bekleidet waren sie mit dunklen Waffenröcken, die ein schwarzer Gürtel zusammenhielt, woran die Patrontasche befestigt war; bis zum Knie hatten sie weite rothe Hosen, darunter weiße Kamaschen. Ihr Gewehr war kürzer als das Infanteriegewehr, aber mit außerordentlich langem, sensenartigem Bajonnet versehen. Ihre Fechtart hatte etwas Außergewöhnliches. Jetzt sprang Einer in die Höhe, wie um sich als Zielscheibe zu präsentiren, wobei er aber im gleichen Augenblicke, wo die Schüsse unserer Jäger krachten, mit der Gelenkigkeit eines Affen auf die Seite sprang, sich auf ein Knie erhob, selbst schoß und sich darauf auf den Rücken oder Bauch warf. Die östreichischen Jäger hatten diese Plänkelei, bei der kein ordentlicher Schuß anzubringen war, bald satt und stürmten, wurden aber von

den starken Reserven zurückgeworfen. Dreimal wurde der Sturm wiederholt und jedesmal war es ein blutiger Kampf, Mann gegen Mann. Die Leute warfen theilweise ihre Gewehre auf die Schultern, umklammerten den Hals ihres Feindes und rollten so miteinander den Hügel hinab, wo dann der den Todesstoß empfing, der zufällig unten zu liegen kam oder der Schwächere war. Oft stellten sich die Turcos auch todt, namentlich wenn sie in der Nähe eines Offiziers sich befinden, sprangen dann schnell auf, versetzten ihm einen Stich und eilten pfeilschnell davon. Endlich kam eine Raketenbatterie. Die sprühenden und zischenden Raketen machten die Turcos auffallend bestürzt und es bedurfte des kräftigsten Zurufs ihrer Führer, sie vorwärts zu treiben."

Bis 5 Uhr Abends dauerte dieses Avantgardengefecht, dem auch der Kaiser beiwohnte und das mit der Wegnahme von Robecchetto durch die Franzosen endend das große Vorspiel des blutigen Schlachttages vom 4. Juni sein sollte.

13. Schlacht von Magenta.

Die aufgehende Sonne des 4. Juni traf das französische Heer in geschäftigem Treiben. Die Zelte sind abgebrochen und die Truppen zum Abmarsch bereit. Der allgemeine Marschbefehl lautete: „Das Corps des General Mac Mahon, verstärkt von der Voltigeurdivision der Kaisergarde und gefolgt von der ganzen Armee des Königs von Sardinien marschirt von Turbigo auf Buffalora und Magenta, während die Gardegrenadierdivision sich des Brückenkopfs von Buffalora auf dem linken Tessinufer bemächtigt und das Armeecorps des Marschall Canrobert an derselben Stelle den Tessin überschreitet. Das 4. Corps postirt sich bei Trecate; das 1. bei Olengo."

Dieses rasche concentrische Vorgehen Napoleons gegen den Tessinübergang auf der großen Straße nach Mailand belehrte endlich Gyulay, aber zu spät, über den Zweck des Linksmarsches der französischen Armee und Gyulay suchte nun den Vormarsch auf der Hauptstraße durch die Sprengung der Brücke bei Buffalora wenigstens so lange zu verzögern, bis er seine Corps von Pavia an sich gezogen hätte und sich mit seinen gesammten Streitkräften den gegen Mailand vorrückenden Armeen der Alliirten in die Flanke werfen könnte. Aber Dank der schlechten Vorsorge, die in der östreichischen Armee für Lebensmittel wie für Kriegsmaterial getroffen war, hatte man kein Pulver, um die Brücken (von Buffalora und Ponte di Magenta) zu sprengen; man telegraphirte nach Mailand und erhielt von dort die Antwort, es sei keines vorhanden. Endlich brachte man soviel zusammen, um 2 Bogen der Brücke von Buffalora zu sprengen, die aber von den Franzosen alsbald wieder hergestellt wurde.

Ehe wir nun in der Beschreibung der Schlacht weiter gehen, sei es uns gegönnt, einen kurzen Blick auf das Schlachtfeld zu werfen und wir folgen hiebei der Schilderung Bazancourt's.

Von dem Brückenkopf von Buffalora auf dem linken Ufer des Tessin folgt die an einigen Stellen vom Bäumen eingefaßte chaussirte Straße einer geraden Linie, die sich nur einmal auf dem halben Wege bis Ponte nuovo di Magenta sanft erhebt.

Zur Linken einige Schritte hinter der Brücke von Buffalora bemerkt man eine Bodensenkung, durch welche die Straße führt, auf welcher man nach dem Dorfe Buffalora gelangt, dessen Schloß und rothe Ziegeldächer man 1/4 Stunde links über den Bäumen erblickt. Das an beiden Ufern des Kanals Naviglio grande erbaute Dorf bildet mit Ponte nuovo di Magenta und der Brücke von Buffalora ein Dreieck.

Rechts wendet sich die Eisenbahn in einer fast unmerklichen Kurve von der Brücke von Buffalora und läuft nach den halbkreisförmigen Hügeln, deren Kamm sie etwa 600 Meter von Ponte nuovo überschreitet. Diese Eisenbahn wird von einem sehr hohen Damm getragen, auf dem die Oestreicher nach der Straße zu eine Brustwehr angelegt hatten, auf einem Hügel, der sich am Naviglio grande erhebt, hatte sie überdieß eine starke Redoute erbaut, welche den ganzen Schienenweg beherrschte.

Das Terrain ist rings von Hecken, dichtem Gestrüpp, Baumgruppen, Reben- und Maulbeerpflanzungen bedeckt, der Boden von vielen, theilweise tiefen Wassergräben durchschnitten, dann wieder von feuchten Wiesen oder Hafer- und Gerstenstücken oder großen Reisfeldern. Die Kultur hindert überall die Umsicht, wohin sich das Auge wendet, trifft es auf grüne Massen, die sich kreuzen und nach allen Richtungen ungleich erheben. Auf den weiten Gefilden erscheinen als sichtbare Punkte Robecchetto, Turbigo, Cuggione, Castellato, Indunno, San Stefano, Buffalora, Magenta, Robecco.

Es war Morgens 8 Uhr. Der Kaiser war an der Brücke von Buffalora eingetroffen, wo de St. Jean Angely, Commandirender der Kaisergarde bereits mit derselben stand und General Mellinet mit einer seiner Brigaden nach San Martino vorgerückt war, um den Bau einer Schiffbrücke zu decken, da die hergestellte Brücke von Buffalora nicht genügende Sicherheit bot. Alsbald begann das Feuer der Oestreicher von Ponte nuovo di Magenta gegen die Brücke herüber, allein das Gefecht beschränkte sich vorerst auf die vorgeschobenen Posten, da der Kaiser, der nur eine einzige Gardedivision bei sich hatte, sich in kein ernstes Gefecht einlassen wollte, bevor er nicht über den Marsch des General Mac Mahon auf seiner Linken beruhigt war, dem er schon am frühesten Morgen einen Adjutanten mit dem Befehle zum unverzüglichen Vorrücken zugesandt hatte. Mac Mahon ließ dem Kaiser versichern, daß er bis 2 1/2 Uhr Nachmittags vor Magenta eintreffen werde und dirigirte die 1. Division mit den Voltigeurs der Garde über Robecchetto, Malvaggio, Cuggione, Casate und Buffalora, die 2. über Buscate, Mesero und Marcallo gegen Magenta. Beim Flecken Casate stieß die Division La Motterouge (1. D.) auf die Oestreicher, warf sie aber rasch zurück und im Laufschritt eilten, geführt von General Lefèvre, die algierischen Tirailleurs gegen Buffalora, bemächtigen sich der die Eingänge dieses Dorfes sperrenden Barrikaden und der ersten Häuser und zur Seite des Dorfes läßt Commandant Baudouin 12 Geschütze auffahren und beschießt damit eine auf der Straße und im Dorfe selbst aufgestellte östreichische Batterie.

Indessen war der Kaiser mit seiner Garde voller Unruhe, noch nicht den

Kanonendonner Mac Mahons zu hören, an der Brücke von Buffalora gestanden, als auf dem rechten Ufer des Naviglio bei Buffalora mitten aus den Bäumen in mattweißen Wirbeln dicker Rauch emporstieg. Es waren dieß die 12 Geschütze des Commandanten Baudouin und benachrichtigten den Kaiser vom Anrücken Mac Mahons. Sofort befahl der Kaiser, den nur 5000 Mann starken Garden vorzurücken und die Stellungender Oestreicher vorwärts Ponte di Magenta anzugreifen, um Mac Mahon im Vorgehen zu unterstützen. Gleichzeitig wurden die Corps von Canrobert und Niel zum Vormarsch von Trecate nach der Brücke von Buffalora befehligt.

Schon lange hatten die tapferen Garden vor Ungeduld gezittert, unter den Augen ihres Kaisers zu kämpfen und unter begeisternden Rufen, geführt von den tapferen aus dem Krimfeldzuge bekannten General Mellinet, gehen sie gegen die Stellung der Oestreicher vor.

Diese war aber sehr stark; sie bildete einen großen Halbkreis von Hügeln, der sich rechts auf das Dorf Buffalora, in der Mitte auf Magenta und links auf Robecco stützte; die ganze Linie deckt ein breiter Kanal, der Naviglio grande, der zwischen zwei sehr steilen Dämmen fließt, und nur auf drei Brücken den drei Dörfern gegenüber überschritten werden kann. Vorwärts und rückwärts der Brücke von Magenta standen die massiven Bahnhof- und Zollgebäude, welche stark besetzt den Zugang zum Kanal vertheidigten.

Der Kampf gegen diese Stellung drohte fürchterlich zu werden. Ihn eröffnet das 3. Grenadierregiment mit dem General Wimpfen an der Spitze. Bis an die Knie im überschwemmten Boden versinkend, eilen sie vor, durchwaten und durchschwimmen die Wassergraben und erreichen den Abhang des mit der Redonte der Oestreicher gekrönten Hügels, wo sie ein heftiges Kleingewehrfeuer und die im Zickzack wie feurige Schlangen fahrenden und berstenden Raketen begrüßen. Die Reihen der Grenadiere sind furchtbar gelichtet, aber mit verzweiflungsvollem Muthe dringen sie vorwärts, die Brustwehrböschung hinan und als noch 3 Compagnien Gardezuaven anlangen, gelingt es ihrem Ungestümm, sich der Eisenbahnbrücke und der Redoute zu bemächtigen, deren Vertheidiger hinter dem Kanal zwischen den Baumgruppen und dem dichten Gebüsche verschwinden. Die Gardezuaven setzen sich in den nächstliegenden Weinbergen fest, aber nach wenigen Minuten rückt das brave Regiment Großherzog von Hessen gegen sie heran; die Tirailleurs sind bereits im Handgemenge begriffen und treiben Schritt für Schritt die Zuaven zurück. Ihre heimathlichen Jodler — es sind Salzburger — singend, drängen die braven „Hessenkolonnen“ nach, und nach kurzer Zeit sind die Zuaven über die Ponte di Magenta zurückgeworfen und die östreichischen Colonnen gewinnen immer mehr Boden. In der Redoute kann sich General Wimpfen mit den Grenadieren kaum mehr halten und unermeßliche Gefahr bedroht alle französischen Truppen, die die Brücke von Buffalora überschritten hatten — die Gefahr, aufgerieben zu werden. Der Kaiser, arg bedrängt, schickte Adjutanten auf Adjutanten an Canrobert und Niel ab, mit dem Befehle, ihren Marsch nach Kräften zu beschleunigen, und unruhig blickte er nach der Gegend hin,

wo Mac Mahons Kanonendonner vernommen worden war. Plötzlich aber hatte das Feuer dieser Geschütze aufgehört und es waren ernstliche Besorgnisse im Kaiser darüber aufgestiegen, was aus Mac Mahons Angriff geworden, der sich des ganzen Terrains bis Magenta bemächtigen und die ansehnlichen Massen abziehen und theilen sollte, welche Gyulay bereit hielt, den Tessinübergang zu verwehren.

Mac Mahon war indessen, wie wir oben gesehen, mit der Spitze seiner rechten Colonne bereits in Buffalora angelangt; stieß aber dort auf so beträchtliche feindliche Streitkräfte, daß er mit dem Angriff einhielt, um die Verbindung mit seiner linken Colonne — der Division Espinasse — die ebenfalls auf bedeutende Hindernisse gestoßen war und erst eine Stunde später Marcallo erreichte — herzustellen.

Schon war die Schlacht 2 Stunden im Gange, da langt — um 9 Uhr — die Brigade Picard, vom Canrobert'schen Corps, an der Brücke von Buffalora an und erhält sogleich den Befehl, den General Wimpfen in der Redoute zu unterstützen, dessen heldenmüthige Streiter mit jauchzendem Zuruf die so sehnlich erwartete Hilfe begrüßen. Schon war eben die Redoute von den Oestreichern umringt, da tönen die gellenden Klänge der Signalhörner, in dem Gestrüppe trommeln die Tamboure zum Angriff und mit gezogenem Degen stellt sich Oberst Auzouy an die Spitze zweier Bataillone, wirft die Oestreicher über den Kanal zurück und setzt sich auf den Höhen am linken Ufer des Naviglio fest. Wiederholten heldenmüthigen Angriffen der Brigade Picard gelingt es, die Oestreicher in das Dorf Vecchio Magenta zurückzuwerfen, um dessen Besitz sich nun der fernere Kampf drehte.

Die Lage des Dorfes kennen wir aus der vorangegangenen Schilderung des Schlachtfeldes. Die Häuser desselben liegen zwischen Rebenlaub, Maulbeerbäumen und Platanen versteckt und nur der schlanke Kirchthurm mit dem flachen Dache ragt aus dem Grün empor. Dorthin stürmen jetzt die Garden, denen die Oestreicher kaltblütig mit Gewehr im Arm entgegengehen. Zwar gelingt es dem ersten Anprall der Franzosen, das Dorf zu nehmen, aber nach verzweifeltem Ringen werden sie dreimal von den Oestreichern wieder hinausgetrieben; der Kampf ist schrecklich, wüthend, blutig. Von allen Richtungen her knattern aus dem verrätherischen Terrain, wo das Auge nur wenig Schritte reicht, die mörderischen Salven der Oestreicher, und bald haben sie mit einem Netz von Eisen und Feuer die französischen Bataillone umschlossen, die über den Naviglio gegangen sind. Es ist kein Kampf mehr, sondern ein schreckliches Schlachten. Zu Fuß und mit dem Säbel in der Hand, setzte sich der tapfere General Reischach an die Spitze seiner Brigade, die mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen im heftigsten Feuer des Feindes vorrückte und ihn bis an den Kanal zurücktrieb. Das Leben des heldenmüthigen Führers war dabei schwer bedroht. Auf kurze Entfernung rief ein Zuave dem General mit lauter Stimme zu: „c'est pour vous, mon général!“ und in demselben Augenblicke saß die Kugel des Zuaven in seinem Schenkel. Aber er besteigt noch einmal ein Dragonerpferd und führt die 6. Division Kaiserjäger dem Feinde ent-

gegen, der dabei eine gezogene Kanone verlor. Gedrängt und umringt, werden die französischen Bataillone aufgerieben, haben ihren Führer, den tapferen General Cler, verloren, nur ein kleiner Theil derselben gewinnt die Brücke wieder, über die sie ihr verwegener Muth geführt hat. So stand die Schlacht um 3 Uhr.

Auf der Straße hielt der Kaiser und beobachtete den Gang der Schlacht; eine düstere Furche des Schmerzes durchzieht seine Stirn bei dem Anblick der grausam gelichteten, hingemähten Regimenter. Meldung auf Meldung benachrichtigt ihn, daß die Oestreicher auf der Rechten trotz aller Anstrengungen der durch den Kampf ermüdeten französischen Bataillone die Stellung zu umgehen im Begriffe sind.

Eine weitere Stunde verstrich langsam und blutig, die Augenblicke sind kostbar, jede Secunde bringt die Gefahr näher. Es ist 4 Uhr.

Endlich hört man links in der Ferne Kanonendonner und der Wind trägt den knatternden Schall des Kleingewehrfeuers herüber, das jeden Augenblick lebhafter wird. Es ist Mac Mahon, dessen vereinigte Divisionen jetzt auf Magenta marschiren und neuer Muth belebt die französischen Heere. Die Verstärkungen treffen ein; zuerst General Niel; mit ihm kommt die Division Vinoy und die 2. Brigade der Division Renault.

General Vinoy schlägt sofort die gerade Straße nach Magenta ein und, obgleich von allen Seiten vom Kugelregen östreichischer Tirailleure begrüßt, greift er das Dorf Vecchio Magenta an, das heute schon zum siebten Male genommen und wieder verloren worden war und hinter dessen verbarrikadirtem Eingange die Oestreicher heldenmüthigen Widerstand leisten.

Der Kanonendonner Mac Mahons war indessen näher herangekommen, man sah zurückziehende östreichische Colonnen und der jetzt auch im Norden die Kräfte der Oestreicher in Anspruch nehmende Angriff macht der kaiserlichen Garde Luft. Mac Mahon hatte sich Buffalora's und Marcallo's bemächtigt und alsbald entbrannte auf der ganzen Linie auf's Neue die Schlacht. Mit 3 kräftigen Divisionen rückt Mac Mahon, unbekümmert über die Tausende von Bajonneten, die er vor sich leuchten sieht, gleichzeitig auf Magenta vor, allen Divisionen den Kirchthurm des Dorfes als Richtpunkt bezeichnend.

Dort selbst verspricht der Kampf schreckliche Verhältnisse anzunehmen, denn die Oestreicher wollen den Ort bis auf den letzten Mann vertheidigen. Schon eilen die Bataillone der Division Espinasse, die in der rechten Flanke der Oestreicher angreifen soll, auf Magenta zu, um welches die Oestreicher massenweise stehen und voll hartnäckiger Kampfeswuth, von ihren tapferen Offizieren in's Gefecht geführt, mit den Franzosen in Kampfesbegeisterung, Entschlossenheit und Todesverachtung wetteifern. Das ganze Feld ist nur ein blutiges Gewühl und durch den Lärm des Gefechts, das Aechzen der Sterbenden, den Donner der Geschütze hört man nur noch die Trommeln und Signalhörner, welche die in einzelnen Trupps fechtenden Franzosen nach dem allgemeinen Ziel, Magenta, heranrufen. Unter dem furchtbarsten Feuer steigen die Kämpfenden über die Leichen und stürmen den Dorfeingängen zu. Aus den mit Schießscharten versehenen Mauern, aus Fenstern, Häusern, Scheuern, Dächern,

Thüren, Dachfenstern regnen Kugeln hernieder und in diesem Todesregen steht, unbeweglich auf seinem Pferde, General de la Motterouge, mit der Hand nach dem Bahnhof deutend, der, von zahlreicher östreichischer Artillerie besetzt, der Schlüssel der Stellung war, während General Espinasse zu Fuß an der Spitze seiner Zuaven dem östlichen Eingange des Dorfes zustürmt. Aber aus einem großen Hause von mehreren Stockwerken, welches die linke Ecke der Gasse bildete, sendeten 300 Tyroler Jäger ihre todtbringenden Geschosse und haufenweise lagen die Todten und Verwundeten davor. So lange es in der Hand dieser Tapferen bleibt, ist jedes weitere Vordringen unmöglich. „Vorwärts, Zuaven, schlagt diese Thür ein!“ rief der General und ihm folgend, erschüttern sie mit wiederholten Schlägen die Thür, die aber allen Anstrengungen widersteht. Von Zorn erfüllt, daß seine tapfern Soldaten diesem Hinderniß zum Opfer fallen sollen, klopft der General mit dem Gefäß seines Degens an die Jalousie eines Parterrefensters und ruft mit gebieterischer Stimme: „Hier herein, hier herein!“ In demselben Augenblick zerschmettert ein Flintenschuß aus dem Fenster, an das er sich gelehnt hat, ihm den Arm und dringt ihm in den Unterleib; der Degen entfällt seiner Hand, er stürzt zusammen. Den tapfern Führer fallen sehend, stoßen die Zuaven ein schreckliches Geheul aus, stürzen sich wie Löwen auf das Fenster, schlagen es in Stücke und das Blut der Jäger fließt dem General als Todtenopfer.

Inzwischen hatten die beiden Fremdenregimenter den Eisenbahndamm erklettert und waren in Magenta eingedrungen, während General de la Motterouge unter schweren Opfern und unter dem heftigsten Feuer den Bahnhof genommen hatte.

Mittlerweile dauert der Kampf im Innern des Ortes immer noch fort und jedes einzelne Haus muß mit den blutigsten Opfern genommen werden. „Nichts,“ schreibt ein französischer Offizier, „kann einen Begriff von diesem schrecklichen Handgemenge geben, von diesem blutigen Gewühl, von diesem Geschrei, diesem wüthenden, unversöhnlichen Ringen; in enge Straßen zusammengedrängt, scheinen unsre Truppen die Häuser durch den körperlichen Druck ihrer Massen zu nehmen.“

Als bereits Alles verloren und Mac Mahon Abends 7½ Uhr in Besitz des Dorfes gelangt war, kämpften die Oestreicher noch fort, oft abgeschnittene Abtheilungen an kleinen Punkten, wo an keinen Rückzug mehr gedacht werden konnte. So spann sich der heiße Kampf bis Abends 8 Uhr fort und zog sich hierauf um Carpenzogo und vor Robecco zusammen, wo das 3. Armeecorps focht, bis auch hier die einbrechende Nacht dem Schlachten ein Ende machte.

Die Franzosen hatten zwar das Schlachtfeld behauptet, aber mit welchen Opfern der fast zweifelhafte Sieg errungen wurde — der überdieß das entschiedene Verdienst des kühnen, hiefür zum Herzog von Magenta ernannten General Mac Mahon war — das geht aus dem Telegramm des Kaisers an die Kaiserin hervor, wornach die Armee am 5. in ihrer Stellung blieb, „weil sie der Ruhe und der Reorganisation bedurfte.“ Von einer Verfolgung der Oestreicher war keine Rede und diese hatten fast von allen französischen Regimentern Gefangene

gemacht, ein Beweis, daß alle französischen Reserven in's Feuer gebracht worden waren.

Am 5. Morgens wollte Gyulay die Schlacht erneuern, allein das 1. und 2. Armeecorps, welche am Tage vorher am meisten gelitten hatten, waren indessen zurückgegangen und hatten wegen ihrer Entfernung keinen Antheil am Gefechte nehmen können. Wie er diese beiden Truppencorps, von denen er überdieß — er war in Robecco — gar nicht weit entfernt war, seiner Leitung entgehen lassen konnte, ist unklar. Unter solchen Umständen jedoch war es nicht rathsam, die noch kampfbereiten Truppen, das inzwischen eingetroffene 5. und 8. Armeecorps gegen den zu starken Feind zu führen und es wurde somit der Rückzug angeordnet, zu dessen Sicherung das Regiment Großherzog von Hessen einen letzten Angriff mit aufgehender Sonne auf Magenta unternahm, worauf der Rückzug ohne Belästigung von Seiten des Feindes angetreten wurde.

Der Verlust der Schlacht ist lediglich der schlechten Führung Gyulay's zuzuschreiben, dem das vereinzelte Verwenden seiner Truppen, die Nichtbenützung der Reserven und die schlechte Verpflegung der Truppen, die theilweise seit 36 Stunden nichts zu essen gehabt hatten, zur Last fällt. Bei Magenta, wie überall, hat es sich gezeigt, daß die östreichische Armee, wenn sie mit dem Feinde in's Gefecht kam, nicht nur mit einer großen Uebermacht zu kämpfen, sondern noch andere, für sie höchst ungünstige Umstände zu bewältigen hatte. Die alliirte Armee hatte nämlich in ihrem Rücken ein ausgedehntes Eisenbahnnetz, das ausschließlich zu militärischen Zwecken benützt wurde, so daß Tag und Nacht geheizte Locomotiven parat standen und die Truppen selbst in den Waggons bivouakirten. Sobald ein Angriff bevorstand, wurde die ganze Schlachtlinie in Kenntniß gesetzt und der Feind konnte mittelst der Eisenbahn an die geeigneten Punkte so viele Truppen werfen, als er wollte. So war es namentlich bei Magenta. Diese Truppen kamen dann überdieß in wenig Stunden, ohne Ermüdung, ohne Tornister, mit leichter Mütze, ganz frisch auf dem Schlachtfelde an, wenn die Oestreicher erst noch Verstärkung an sich ziehen und stundenlang müd und hungrig hermarschiren mußten. Und doch, wie haben sie sich so tapfer geschlagen und welche furchtbare Verluste haben sie dem Feinde, der mit größter Achtung von ihrer Tapferkeit spricht, beigebracht!

Unter den Gefallenen bei Magenta befand sich auch Lieutenant Ferdinand v. Hofer, der jüngste Enkel des bekannten Andreas Hofer.

Die Franzosen geben ihre Verluste auf 52 todte, 195 verwundete Offiziere, 4200 todte und verwundete und 800 gefangene Soldaten an, was aber den wirklichen Verlust, der sich etwa auf 12,000 Mann beläuft, bei weitem nicht erreicht. Die Oestreicher verloren 63 todte, 218 verwundete Offiziere und ebenfalls etwa 12,000 Mann. Auf östreichischer Seite wurden 3 Generale, Reischach, Lebzeltern und Dürfeld verwundet, auf französischer Seite fielen die Generale Cler und Espinasse und verwundet wurden die Generale Wimpffen und Martimprey. Die Franzosen erbeuteten zwei Fahnen und drei Geschütze, die Oestreicher eine gezogene Kanone.

Die Piemontesen, welche Mac Mahon hätten folgen sollen, trafen erst

Offiziere verloren. Der Verlust der Piemontesen betrug 2000 Mann, der der Oestreicher ebensoviel nebst 1000 Gefangenen und 8 Geschützen.

10. Rückzug der Oestreicher über den Tessin 31. Mai.

Am 1. Juni hatte Graf Gyulay drei Armeecorps in dem Bogen Castel d'Agogna, Robbio und Vespolate vor Mortara gesammelt. Jedermann im östreichischen Lager hoffte auf eine Schlacht, für die wirklich der günstigste Augenblick in der That gekommen war. Siegten die Oestreicher in ihrer günstigen Stellung, so mußten die Francosarden in die Gebirge zwischen der oberen Sesia und dem Tessin gedrängt werden; ging die Schlacht unglücklich, so besaßen sie in Mortara, den Brückenköpfen San Martino und Vigevano, den Uebergang bei Vereguardo und endlich durch die Straße nach dem befestigten Pavia mit dem Brückenkopf Gravellone Sicherheiten genug, um geordnet über den Tessin zurückzugehen. Napoleon erwartete selbst auch einen Angriff der Oestreicher und hatte Maßregeln getroffen, bei Olengo vor Novara 100,000 M. vereinigen zu können.

Graf Gyulay jedoch wählte von den zwei Manövern, bei denen er die Wahl hatte, das zaghaftere, sich ohne Schwertstreich aus seiner starken Stellung hinausmanövriren zu lassen und den Rückzug über den Tessin anzutreten. Bei der Anordnung dieser Maßregel beging er jedoch noch einen verhängnißvollen Fehler. Er unterließ die Zerstörung der Bahnlinien des Gebiets, das er räumte. Ihm hatten diese Wege ja doch nie Nutzen gebracht, da die Piemontesen bei der Räumung der Lomellina die Vorsicht gebraucht hatten, alle Maschinen und Wagen mit sich zu nehmen. Die Franzosen zogen von ihnen den Vortheil, ihre Truppen rasch vorwärts zu bringen und in Masse an den Flußpunkten, welche sie zu Uebergängen ausersehen, erscheinen, sowie rasch ungeschwächte und unermüdete Reserven in's Gefecht bringen zu können. Die unterlassene Zerstörung der Bahnlinie hatte theilweise den Verlust der Schlacht von Magenta zur Folge.

11. Die letzte Nacht am Tessin 1. Juni.

Am 1. Juni überschritten die östreichischen Colonnen auf den Schiffbrücken bei Vigevano den Tessin. Noch während der Uebergang der Truppen fortdauerte, füllten die Genietruppen die Kanalboote, welche die Träger der Balken bildeten, mit Reisern und Pechkränzen. Es galt die Zerstörung der Brücken, um dem etwa folgenden Feind den Uebergang abzuschneiden.

„Der Abend war hereingebrochen, als die letzte Nachhut der Husaren mit gespanntem Hahn langsamen Schrittes über die schwankenden Dielen ritten, manchen Blick der Wachsamkeit und aber auch der Trauer zurückwerfend in das schöne Land des Feindes, das sie vor wenig Wochen in stolzer Siegeshoffnung und laut hintönendem Jubel betreten hatten, jetzt aber ohne Schwertstreich verlassen mußten. Ein Moment der tiefsten Ruhe folgte. Die rasch hereinbrechende Dämmerung verwischte alle Conturen. Da huschten gespensterhaft aussehende Gestalten mit rothaufflammenden Pechfackeln über die Brücke hin, von den Ufern stießen Kähne ab, aus denen rothe Lichter herüberschienen.

Plötzlich lodert in dem einen Boote der Pontonbrücke eine hohe Flamme auf. Schiff für Schiff folgt und bald beleuchten sieben mächtige Feuersäulen die umliegenden Gestade. Die Flammen züngeln gegen einander und nähern sich gegenseitig, bis endlich eine Feuerstraße den Fluß überbrückt. Die ganze Gegend erschien roth, wie in Blut getaucht und die diesseits stehende Truppe blickt in tiefem Schweigen auf das schauerlich schöne Werk der Zerstörung. Die Mondessichel erblaßt vor diesem Schauspiele und macht die Gegensätze noch schroffer. Da reißen die Ankertaue. Unter Krachen und Knirschen theilt sich die Feuerbrücke in der Mitte und zwei Pontons schwimmen mit den sie verbindenden Balken majestätisch den Strom hinab; andere Kähne folgen, die brennenden Balken stürzen herab und bald ist das Wasser ringsum mit schwimmenden Flammen bedeckt. Hie und da bleibt ein Ponton am Balken hängen und verglimmt nach und nach in düsterer Glut, die letzten Wahrzeichen des gewesenen Uebergangs.

Dichter Qualm bedeckt das diesseitige Ufer und nun erst entzünden sich die Bivouakfeuer im Lager. Die sonst so freudige Stimmung um dieselben ist gewichen, leise erzählen sich die Männer die Ereignisse der vergangenen, die Erwartungen der künftigen Tage. Laut hinaus tönt das Wiehern der Pferde, die Rufe der Patrouillen durch die Stille der lauen Nacht. Das war die letzte Nacht am Tessin."

12. Das Gefecht bei Robecchetto 3. Juni.

Während am 30. und 31. Mai blutig bei Palestro gefochten ward, hatte Napoleon das kühnste militärische Manöver ausgeführt. Gedeckt durch die Gefechte der Piemontesen bewerkstelligte die französische Armee einen Flankenmarsch links, die den größten Theil ihrer Streitkräfte vom Süden nach dem Norden, vom Po nach der Sesia brachte. Schon am ersten Juni hatte der Kaiser sein Hauptquartier nach Novara verlegt, von wo er auf der großen Straße nach Mailand vorzurücken beabsichtigte. Mit der den französischen Operationen eigenthümlichen Raschheit folgten sich nun die weiteren Bewegungen der Armee gegen Mailand. Am 2. Juni befahl Napoleon Mac Mahon von der Division Espinasse den zwischen dem Tessin und Terdoppio liegenden Flecken Trecate besetzen zu lassen, während die Division Camou gegen Robbio auf dem linken Ufer von Tessin vorging, Turbigo gegenüber forcirte und den Bau einer Schiffbrücke deckte, auf welcher am nächsten Tage das Corps Mac Mahon über den Tessin gehen sollte. Nach Vollendung der Brücke besetzte die Division Camou das Dorf Turbigo und den folgenden Tag um 3 Uhr Nachmittags hatte bereits Mac Mahon mit seinem Corps den Tessin überschritten und bei Turbigo Stellung genommen.

Während dieser Fortschrittsbewegungen der französischen Armee hatte Gyulay mit seiner über den Tessin gezogenen Armee in einem großen Halbkreise Stellung genommen und sich mit der rechten Flanke in Magenta an der Straße nach Mailand, der linken an den Tessin bei Abbiate grasso ange-

lehnt, während die Mitte bei Robecco von dem Naviglio durchschnitten wurde. Diese Stellung hatte ohne Zweifel den Zweck, die französ. Armee von der Brücke von San Martino oder Buffalora abzuschneiden und den Theil derselben, der den Fluß bereits passirt hätte, zu vernichten, allein die Aufstellung war zu zersplittert und theilweise waren die einzelnen Heerkörper noch nicht an ihrem Bestimmungsorte eingetroffen und zu weit von einander entfernt. Auf das Eintreffen mehrerer Corps (namentlich von Pavia) war vor Mittag des 4. Juni nicht zu rechnen und so wurden die Oestreicher von der Raschheit der französischen Bewegungen überholt und, wie wir unten sehen werden, geschlagen, ehe sie sich concentrirt hatten.

Das Corps des General Mac Mahon hatte, wie wir oben sahen, schon am 3. Nachmittags Turbigo besetzt und eilte sofort mit den Offizieren seines Generalstabs nach dem Dorfe Robecchetto, das durch seine hohe Lage auf einem Hügel des linken Tessinufers eine weite Fernsicht über die Umgegend bietet. Dort angekommen bestiegen die französischen Offiziere den Kirchthurm, um zu recognosciren, und waren nicht wenig erstaunt, auf kaum ½ Stunde Entfernung eine starke östreich. Colonne gegen das Dorf anrücken zu sehen. Spornstreichs eilten sie in ihre Bivouaks zurück, von wo General de la Motterouge mit den algierischen Jägern, den Turcos, die an diesem Tage zum ersten Male in's Feuer geführt wurden, gegen Robecchetto, wo die Oestreicher sich indessen festgesetzt hatten. Im Laufschritt stürzten die algierischen Tirailleure mit gellendem Kampfgeschrei, dessen Kehltöne ihrer wilden Natur entsprechen, mit gesenktem Kopfe, vorwärts gleich den schwarzen und wilden Heerden, die plötzlich aus dichtem Wald hervorbrechen. Ihnen folgen 4 Geschütze, das zweite Voltigeurregiment und einige Linienbataillone. Ein lebhaftes Gewehrfeuer zeigte, daß die Turcos am Dorfsaume mit den Oestreichern zusammengestoßen seien und dort entspann sich nun ein blutiger Ringkampf, den uns ein östreichischer Jägeroffizier in einem Briefe folgendermaßen schildert:

„Kaum stürmten unsere braven Soldaten den Hügel hinan, so blitzte Schuß auf Schuß, hie und da vom Boden auf, aus einem Graben, hinter Bäumen und Getreidefeldern hervor. Dabei war es kaum möglich, die Schießenden auf Augenblicke zu Gesichte zu bekommen. Das waren Turcos, kräftige Leute mit dunkelbraunen, theils schwarzen Gesichtern, meist ohne Bart, auf dem Kopfe ein rothes Feß mit blauer Quaste. Bekleidet waren sie mit dunklen Waffenröcken, die ein schwarzer Gürtel zusammenhielt, woran die Patrontasche befestigt war; bis zum Knie hatten sie weite rothe Hosen, darunter weiße Kamaschen. Ihr Gewehr war kürzer als das Infanteriegewehr, aber mit außerordentlich langem, sensenartigem Bajonnet versehen. Ihre Fechtart hatte etwas Außergewöhnliches. Jetzt sprang Einer in die Höhe, wie um sich als Zielscheibe zu präsentiren, wobei er aber im gleichen Augenblicke, wo die Schüsse unserer Jäger krachten, mit der Gelenkigkeit eines Affen auf die Seite sprang, sich auf ein Knie erhob, selbst schoß und sich darauf auf den Rücken oder Bauch warf. Die östreichischen Jäger hatten diese Plänkelei, bei der kein ordentlicher Schuß anzubringen war, bald satt und stürmten, wurden aber von

den starken Reserven zurückgeworfen. Dreimal wurde der Sturm wiederholt und jedesmal war es ein blutiger Kampf, Mann gegen Mann. Die Leute warfen theilweise ihre Gewehre auf die Schultern, umklammerten den Hals ihres Feindes und rollten so miteinander den Hügel hinab, wo dann der den Todesstoß empfing, der zufällig unten zu liegen kam oder der Schwächere war. Oft stellten sich die Turcos auch todt, namentlich wenn sie in der Nähe eines Offiziers sich befinden, sprangen dann schnell auf, versetzten ihm einen Stich und eilten pfeilschnell davon. Endlich kam eine Raketenbatterie. Die sprühenden und zischenden Raketen machten die Turcos auffallend bestürzt und es bedurfte des kräftigsten Zurufs ihrer Führer, sie vorwärts zu treiben."

Bis 5 Uhr Abends dauerte dieses Avantgardengefecht, dem auch der Kaiser beiwohnte und das mit der Wegnahme von Robecchetto durch die Franzosen endend das große Vorspiel des blutigen Schlachttages vom 4. Juni sein sollte.

13. Schlacht von Magenta.

Die aufgehende Sonne des 4. Juni traf das französische Heer in geschäftigem Treiben. Die Zelte sind abgebrochen und die Truppen zum Abmarsch bereit. Der allgemeine Marschbefehl lautete: „Das Corps des General Mac Mahon, verstärkt von der Voltigeurdivision der Kaisergarde und gefolgt von der ganzen Armee des Königs von Sardinien marschirt von Turbigo auf Buffalora und Magenta, während die Gardegrenadierdivision sich des Brückenkopfs von Buffalora auf dem linken Tessinufer bemächtigt und das Armeecorps des Marschall Canrobert an derselben Stelle den Tessin überschreitet. Das 4. Corps postirt sich bei Trecate, das 1. bei Olengo."

Dieses rasche concentrische Vorgehen Napoleons gegen den Tessinübergang auf der großen Straße nach Mailand belehrte endlich Gyulay, aber zu spät, über den Zweck des Linksmarsches der französischen Armee und Gyulay suchte nun den Vormarsch auf der Hauptstraße durch die Sprengung der Brücke bei Buffalora wenigstens so lange zu verzögern, bis er seine Corps von Pavia an sich gezogen hätte und sich mit seinen gesammten Streitkräften den gegen Mailand vorrückenden Armeen der Alliirten in die Flanke werfen könnte. Aber Dank der schlechten Vorsorge, die in der östreichischen Armee für Lebensmittel wie für Kriegsmaterial getroffen war, hatte man kein Pulver, um die Brücken (von Buffalora und Ponte di Magenta) zu sprengen; man telegraphirte nach Mailand und erhielt von dort die Antwort, es sei keines vorhanden. Endlich brachte man soviel zusammen, um 2 Bogen der Brücke von Buffalora zu sprengen, die aber von den Franzosen alsbald wieder hergestellt wurde.

Ehe wir nun in der Beschreibung der Schlacht weiter gehen, sei es uns gegönnt, einen kurzen Blick auf das Schlachtfeld zu werfen und wir folgen hiebei der Schilderung Bazancourt's.

Von dem Brückenkopf von Buffalora auf dem linken Ufer des Tessin folgt die an einigen Stellen vom Bäumen eingefaßte chaussirte Straße einer geraden Linie, die sich nur einmal auf dem halben Wege bis Ponte nuovo di Magenta sanft erhebt.

Zur Linken einige Schritte hinter der Brücke von Buffalora bemerkt man eine Bodensenkung, durch welche die Straße führt, auf welcher man nach dem Dorfe Buffalora gelangt, dessen Schloß und rothe Ziegeldächer man 1/4 Stunde links über den Bäumen erblickt. Das an beiden Ufern des Kanals Naviglio grande erbaute Dorf bildet mit Ponte nuovo di Magenta und der Brücke von Buffalora ein Dreieck.

Rechts wendet sich die Eisenbahn in einer fast unmerklichen Kurve von der Brücke von Buffalora und läuft nach den halbkreisförmigen Hügeln, deren Kamm sie etwa 600 Meter von Ponte nuovo überschreitet. Diese Eisenbahn wird von einem sehr hohen Damm getragen, auf dem die Oestreicher nach der Straße zu eine Brustwehr angelegt hatten, auf einem Hügel, der sich am Naviglio grande erhebt, hatte sie überdieß eine starke Redoute erbaut, welche den ganzen Schienenweg beherrschte.

Das Terrain ist rings von Hecken, dichtem Gestrüpp, Baumgruppen, Reben- und Maulbeerpflanzungen bedeckt, der Boden von vielen, theilweise tiefen Wassergräben durchschnitten, dann wieder von feuchten Wiesen oder Hafer- und Gerstenstücken oder großen Reisfeldern. Die Kultur hindert überall die Umsicht, wohin sich das Auge wendet, trifft es auf grüne Massen, die sich kreuzen und nach allen Richtungen ungleich erheben. Auf den weiten Gefilden erscheinen als sichtbare Punkte Robecchetto, Turbigo, Cuggione, Castellato, Induno, San Stefano, Buffalora, Magenta, Robecco.

Es war Morgens 8 Uhr. Der Kaiser war an der Brücke von Buffalora eingetroffen, wo de St. Jean Angely, Commandirender der Kaisergarde bereits mit derselben stand und General Mellinet mit einer seiner Brigaden nach San Martino vorgerückt war, um den Bau einer Schiffbrücke zu decken, da die hergestellte Brücke von Buffalora nicht genügende Sicherheit bot. Alsbald begann das Feuer der Oestreicher von Ponte nuovo di Magenta gegen die Brücke herüber, allein das Gefecht beschränkte sich vorerst auf die vorgeschobenen Posten, da der Kaiser, der nur eine einzige Gardedivision bei sich hatte, sich in kein ernstes Gefecht einlassen wollte, bevor er nicht über den Marsch des General Mac Mahon auf seiner Linken beruhigt war, dem er schon am frühesten Morgen einen Adjutanten mit dem Befehle zum unverzüglichen Vorrücken zugesandt hatte. Mac Mahon ließ dem Kaiser versichern, daß er bis 2 1/2 Uhr Nachmittags vor Magenta eintreffen werde und dirigirte die 1. Division mit den Voltigeurs der Garde über Robecchetto, Malvaggio, Cuggione, Casate und Buffalora, die 2. über Buscate, Mesero und Marcallo gegen Magenta. Beim Flecken Casate stieß die Division La Motterouge (1. D.) auf die Oestreicher, warf sie aber rasch zurück und im Laufschritt eilten, geführt von General Lefèvre, die algierischen Tirailleurs gegen Buffalora, bemächtigen sich der die Eingänge dieses Dorfes sperrenden Barrikaden und der ersten Häuser und zur Seite des Dorfes läßt Commandant Baudouin 12 Geschütze auffahren und beschießt damit eine auf der Straße und im Dorfe selbst aufgestellte östreichische Batterie.

Indessen war der Kaiser mit seiner Garde voller Unruhe, noch nicht den

Kanonendonner Mac Mahons zu hören, an der Brücke von Buffalora gestanden, als auf dem rechten Ufer des Naviglio bei Buffalora mitten aus den Bäumen in mattweißen Wirbeln dicker Rauch emporstieg. Es waren dieß die 12 Geschütze des Commandanten Baudouin und benachrichtigten den Kaiser vom Anrücken Mac Mahons. Sofort befahl der Kaiser, den nur 5000 Mann starken Garden vorzurücken und die Stellungender Oestreicher vorwärts Ponte di Magenta anzugreifen, um Mac Mahon im Vorgehen zu unterstützen. Gleichzeitig wurden die Corps von Canrobert und Niel zum Vormarsch von Trecate nach der Brücke von Buffalora befehligt.

Schon lange hatten die tapferen Garden vor Ungeduld gezittert, unter den Augen ihres Kaisers zu kämpfen und unter begeisternden Rufen, geführt von den tapferen aus dem Krimfeldzuge bekannten General Mellinet, gehen sie gegen die Stellung der Oestreicher vor.

Diese war aber sehr stark; sie bildete einen großen Halbkreis von Hügeln, der sich rechts auf das Dorf Buffalora, in der Mitte auf Magenta und links auf Robecco stützte; die ganze Linie deckt ein breiter Kanal, der Naviglio grande, der zwischen zwei sehr steilen Dämmen fließt, und nur auf drei Brücken den drei Dörfern gegenüber überschritten werden kann. Vorwärts und rückwärts der Brücke von Magenta standen die massiven Bahnhof- und Zollgebäude, welche stark besetzt den Zugang zum Kanal vertheidigten.

Der Kampf gegen diese Stellung drohte fürchterlich zu werden. Ihn eröffnet das 3. Grenadierregiment mit dem General Wimpfen an der Spitze. Bis an die Knie im überschwemmten Boden versinkend, eilen sie vor, durchwaten und durchschwimmen die Wassergraben und erreichen den Abhang des mit der Redonte der Oestreicher gekrönten Hügels, wo sie ein heftiges Kleingewehrfeuer und die im Zickzack wie feurige Schlangen fahrenden und berstenden Raketen begrüßen. Die Reihen der Grenadiere sind furchtbar gelichtet, aber mit verzweiflungsvollem Muthe dringen sie vorwärts, die Brustwehrböschung hinan und als noch 3 Compagnien Gardezuaven anlangen, gelingt es ihrem Ungestümm, sich der Eisenbahnbrücke und der Redoute zu bemächtigen, deren Vertheidiger hinter dem Kanal zwischen den Baumgruppen und dem dichten Gebüsche verschwinden. Die Gardezuaven setzen sich in den nächstliegenden Weinbergen fest, aber nach wenigen Minuten rückt das brave Regiment Großherzog von Hessen gegen sie heran; die Tirailleurs sind bereits im Handgemenge begriffen und treiben Schritt für Schritt die Zuaven zurück. Ihre heimathlichen Jodler — es sind Salzburger — singend, drängen die braven „Hessenkolonnen“ nach, und nach kurzer Zeit sind die Zuaven über die Ponte di Magenta zurückgeworfen und die östreichischen Colonnen gewinnen immer mehr Boden. In der Redoute kann sich General Wimpfen mit den Grenadieren kaum mehr halten und unermeßliche Gefahr bedroht alle französischen Truppen, die die Brücke von Buffalora überschritten hatten — die Gefahr, aufgerieben zu werden. Der Kaiser, arg bedrängt, schickte Adjutanten auf Adjutanten an Canrobert und Niel ab, mit dem Befehle, ihren Marsch nach Kräften zu beschleunigen, und unruhig blickte er nach der Gegend hin,

wo Mac Mahons Kanonendonner vernommen worden war. Plötzlich aber hatte das Feuer dieser Geschütze aufgehört und es waren ernstliche Besorgnisse im Kaiser darüber aufgestiegen, was aus Mac Mahons Angriff geworden, der sich des ganzen Terrains bis Magenta bemächtigen und die ansehnlichen Massen abziehen und theilen sollte, welche Gyulay bereit hielt, den Tessinübergang zu verwehren.

Mac Mahon war indessen, wie wir oben gesehen, mit der Spitze seiner rechten Colonne bereits in Buffalora angelangt; stieß aber dort auf so beträchtliche feindliche Streitkräfte, daß er mit dem Angriff einhielt, um die Verbindung mit seiner linken Colonne — der Division Espinasse — die ebenfalls auf bedeutende Hindernisse gestoßen war und erst eine Stunde später Marcallo erreichte — herzustellen.

Schon war die Schlacht 2 Stunden im Gange, da langt — um 9 Uhr — die Brigade Picard, vom Canrobert'schen Corps, an der Brücke von Buffalora an und erhält sogleich den Befehl, den General Wimpfen in der Redoute zu unterstützen, dessen heldenmüthige Streiter mit jauchzendem Zuruf die so sehnlich erwartete Hilfe begrüßen. Schon war eben die Redoute von den Oestreichern umringt, da tönen die gellenden Klänge der Signalhörner, in dem Gestrüppe trommeln die Tamboure zum Angriff und mit gezogenem Degen stellt sich Oberst Auzouy an die Spitze zweier Bataillone, wirft die Oestreicher über den Kanal zurück und setzt sich auf den Höhen am linken Ufer des Naviglio fest. Wiederholten heldenmüthigen Angriffen der Brigade Picard gelingt es, die Oestreicher in das Dorf Vecchio Magenta zurückzuwerfen, um dessen Besitz sich nun der fernere Kampf drehte.

Die Lage des Dorfes kennen wir aus der vorangegangenen Schilderung des Schlachtfeldes. Die Häuser desselben liegen zwischen Rebenlaub, Maulbeerbäumen und Platanen versteckt und nur der schlanke Kirchthurm mit dem flachen Dache ragt aus dem Grün empor. Dorthin stürmen jetzt die Garden, denen die Oestreicher kaltblütig mit Gewehr im Arm entgegengehen. Zwar gelingt es dem ersten Anprall der Franzosen, das Dorf zu nehmen, aber nach verzweifeltem Ringen werden sie dreimal von den Oestreichern wieder hinausgetrieben; der Kampf ist schrecklich, wüthend, blutig. Von allen Richtungen her knattern aus dem verrätherischen Terrain, wo das Auge nur wenig Schritte reicht, die mörderischen Salven der Oestreicher, und bald haben sie mit einem Netz von Eisen und Feuer die französischen Bataillone umschlossen, die über den Naviglio gegangen sind. Es ist kein Kampf mehr, sondern ein schreckliches Schlachten. Zu Fuß und mit dem Säbel in der Hand, setzte sich der tapfere General Reischach an die Spitze seiner Brigade, die mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen im heftigsten Feuer des Feindes vorrückte und ihn bis an den Kanal zurücktrieb. Das Leben des heldenmüthigen Führers war dabei schwer bedroht. Auf kurze Entfernung rief ein Zuave dem General mit lauter Stimme zu: „c'est pour vous, mon général!“ und in demselben Augenblicke saß die Kugel des Zuaven in seinem Schenkel. Aber er besteigt noch einmal ein Dragonerpferd und führt die 6. Division Kaiserjäger dem Feinde ent-

gegen, der dabei eine gezogene Kanone verlor. Gedrängt und umringt, werden die französischen Bataillone aufgerieben, haben ihren Führer, den tapferen General Cler, verloren, nur ein kleiner Theil derselben gewinnt die Brücke wieder, über die sie ihr verwegener Muth geführt hat. So stand die Schlacht um 3 Uhr.

Auf der Straße hielt der Kaiser und beobachtete den Gang der Schlacht; eine düstere Furche des Schmerzes durchzieht seine Stirn bei dem Anblick der grausam gelichteten, hingemähten Regimenter. Meldung auf Meldung benachrichtigt ihn, daß die Oestreicher auf der Rechten trotz aller Anstrengungen der durch den Kampf ermüdeten französischen Bataillone die Stellung zu umgehen im Begriffe sind.

Eine weitere Stunde verstrich langsam und blutig, die Augenblicke sind kostbar, jede Secunde bringt die Gefahr näher. Es ist 4 Uhr.

Endlich hört man links in der Ferne Kanonendonner und der Wind trägt den knatternden Schall des Kleingewehrfeuers herüber, das jeden Augenblick lebhafter wird. Es ist Mac Mahon, dessen vereinigte Divisionen jetzt auf Magenta marschiren und neuer Muth belebt die französischen Heere. Die Verstärkungen treffen ein; zuerst General Niel; mit ihm kommt die Division Vinoy und die 2. Brigade der Division Renault.

General Vinoy schlägt sofort die gerade Straße nach Magenta ein und, obgleich von allen Seiten vom Kugelregen östreichischer Tirailleure begrüßt, greift er das Dorf Vecchio Magenta an, das heute schon zum siebten Male genommen und wieder verloren worden war und hinter dessen verbarrikadirtem Eingange die Oestreicher heldenmüthigen Widerstand leisten.

Der Kanonendonner Mac Mahons war indessen näher herangekommen, man sah zurückziehende östreichische Colonnen und der jetzt auch im Norden die Kräfte der Oestreicher in Anspruch nehmende Angriff macht der kaiserlichen Garde Luft. Mac Mahon hatte sich Buffalora's und Marcallo's bemächtigt und alsbald entbrannte auf der ganzen Linie auf's Neue die Schlacht. Mit 3 kräftigen Divisionen rückt Mac Mahon, unbekümmert über die Tausende von Bajonneten, die er vor sich leuchten sieht, gleichzeitig auf Magenta vor, allen Divisionen den Kirchthurm des Dorfes als Richtpunkt bezeichnend.

Dort selbst verspricht der Kampf schreckliche Verhältnisse anzunehmen, denn die Oestreicher wollen den Ort bis auf den letzten Mann vertheidigen. Schon eilen die Bataillone der Division Espinasse, die in der rechten Flanke der Oestreicher angreifen soll, auf Magenta zu, um welches die Oestreicher massenweise stehen und voll hartnäckiger Kampfeswuth, von ihren tapferen Offizieren in's Gefecht geführt, mit den Franzosen in Kampfesbegeisterung, Entschlossenheit und Todesverachtung wetteifern. Das ganze Feld ist nur ein blutiges Gewühl und durch den Lärm des Gefechts, das Aechzen der Sterbenden, den Donner der Geschütze hört man nur noch die Trommeln und Signalhörner, welche die in einzelnen Trupps fechtenden Franzosen nach dem allgemeinen Ziel, Magenta, heranrufen. Unter dem furchtbarsten Feuer steigen die Kämpfenden über die Leichen und stürmen den Dorfeingängen zu. Aus den mit Schießscharten versehenen Mauern, aus Fenstern, Häusern, Scheuern, Dächern,

Thüren, Dachfenstern regnen Kugeln hernieder und in diesem Todesregen hält, unbeweglich auf seinem Pferde, General de la Motterouge, mit der Hand nach dem Bahnhof deutend, der, von zahlreicher österreichischer Artillerie besetzt, der Schlüssel der Stellung war, während General Espinasse zu Fuß an der Spitze seiner Zuaven dem östlichen Eingange des Dorfes zustürmt. Aber aus einem großen Hause von mehreren Stockwerken, welches die linke Ecke der Gasse bildete, sendeten 300 Tyroler Jäger ihre todtbringenden Geschosse und haufenweise lagen die Todten und Verwundeten davor. So lange es in der Hand dieser Tapferen bleibt, ist jedes weitere Vordringen unmöglich. „Vorwärts, Zuaven, schlagt diese Thür ein!“ rief der General und ihm folgend, erschüttern sie mit wiederholten Schlägen die Thür, die aber allen Anstrengungen widersteht. Von Zorn erfüllt, daß seine tapfern Soldaten diesem Hinderniß zum Opfer fallen sollen, klopft der General mit dem Gefäß seines Degens an die Jalousie eines Parterrefensters und ruft mit gebieterischer Stimme: „Hier herein, hier herein!“ In demselben Augenblick zerschmettert ein Flintenschuß aus dem Fenster, an das er sich gelehnt hat, ihm den Arm und dringt ihm in den Unterleib; der Degen entfällt seiner Hand, er stürzt zusammen. Den tapfern Führer fallen sehend, stoßen die Zuaven ein schreckliches Geheul aus, stürzen sich wie Löwen auf das Fenster, schlagen es in Stücke und das Blut der Jäger fließt dem General als Todtenopfer.

Inzwischen hatten die beiden Fremdenregimenter den Eisenbahndamm erklettert und waren in Magenta eingedrungen, während General de la Motterouge unter schweren Opfern und unter dem heftigsten Feuer den Bahnhof genommen hatte.

Mittlerweile dauert der Kampf im Innern des Ortes immer noch fort und jedes einzelne Haus muß mit den blutigsten Opfern genommen werden. „Nichts,“ schreibt ein französischer Offizier, „kann einen Begriff von diesem schrecklichen Handgemenge geben, von diesem blutigen Gewühl, von diesem Geschrei, diesem wüthenden, unversöhnlichen Ringen; in enge Straßen zusammengedrängt, scheinen unsre Truppen die Häuser durch den körperlichen Druck ihrer Massen zu nehmen.“

Als bereits Alles verloren und Mac Mahon Abends 7½ Uhr in Besitz des Dorfes gelangt war, kämpften die Oestreicher noch fort, oft abgeschnittene Abtheilungen an kleinen Punkten, wo an keinen Rückzug mehr gedacht werden konnte. So spann sich der heiße Kampf bis Abends 8 Uhr fort und zog sich hierauf um Carpenzogo und vor Robecco zusammen, wo das 3. Armeecorps focht, bis auch hier die einbrechende Nacht dem Schlachten ein Ende machte.

Die Franzosen hatten zwar das Schlachtfeld behauptet, aber mit welchen Opfern der fast zweifelhafte Sieg errungen wurde — der überdieß das entschiedene Verdienst des kühnen, hiefür zum Herzog von Magenta ernannten General Mac Mahon war — das geht aus dem Telegramm des Kaisers an die Kaiserin hervor, wornach die Armee am 5. in ihrer Stellung blieb, „weil sie der Ruhe und der Reorganisation bedurfte.“ Von einer Verfolgung der Oestreicher war keine Rede und diese hatten fast von allen französischen Regimentern Gefangene

gemacht, ein Beweis, daß alle französischen Reserven in's Feuer gebracht worden waren.

Am 5. Morgens wollte Gyulay die Schlacht erneuern, allein das 1. und 2. Armeecorps, welche am Tage vorher am meisten gelitten hatten, waren indessen zurückgegangen und hatten wegen ihrer Entfernung keinen Antheil am Gefechte nehmen können. Wie er diese beiden Truppencorps, von denen er überdieß — er war in Robecco — gar nicht weit entfernt war, seiner Leitung entgehen lassen konnte, ist unklar. Unter solchen Umständen jedoch war es nicht rathsam, die noch kampfbereiten Truppen, das inzwischen eingetroffene 5. und 8. Armeecorps gegen den zu starken Feind zu führen und es wurde somit der Rückzug angeordnet, zu dessen Sicherung das Regiment Großherzog von Hessen einen letzten Angriff mit aufgehender Sonne auf Magenta unternahm, worauf der Rückzug ohne Belästigung von Seiten des Feindes angetreten wurde.

Der Verlust der Schlacht ist lediglich der schlechten Führung Gyulay's zuzuschreiben, dem das vereinzelte Verwenden seiner Truppen, die Nichtbenützung der Reserven und die schlechte Verpflegung der Truppen, die theilweise seit 36 Stunden nichts zu essen gehabt hatten, zur Last fällt. Bei Magenta, wie überall, hat es sich gezeigt, daß die östreichische Armee, wenn sie mit dem Feinde in's Gefecht kam, nicht nur mit einer großen Uebermacht zu kämpfen, sondern noch andere, für sie höchst ungünstige Umstände zu bewältigen hatte. Die alliirte Armee hatte nämlich in ihrem Rücken ein ausgedehntes Eisenbahnnetz, das ausschließlich zu militärischen Zwecken benützt wurde, so daß Tag und Nacht geheizte Locomotiven parat standen und die Truppen selbst in den Waggons bivouakirten. Sobald ein Angriff bevorstand, wurde die ganze Schlachtlinie in Kenntniß gesetzt und der Feind konnte mittelst der Eisenbahn an die geeigneten Punkte so viele Truppen werfen, als er wollte. So war es namentlich bei Magenta. Diese Truppen kamen dann überdieß in wenig Stunden, ohne Ermüdung, ohne Tornister, mit leichter Mütze, ganz frisch auf dem Schlachtfelde an, wenn die Oestreicher erst noch Verstärkung an sich ziehen und stundenlang müd und hungrig hermarschiren mußten. Und doch, wie haben sie sich so tapfer geschlagen und welche furchtbare Verluste haben sie dem Feinde, der mit größter Achtung von ihrer Tapferkeit spricht, beigebracht!

Unter den Gefallenen bei Magenta befand sich auch Lieutenant Ferdinand v. Hofer, der jüngste Enkel des bekannten Andreas Hofer.

Die Franzosen geben ihre Verluste auf 52 todte, 195 verwundete Offiziere, 4200 todte und verwundete und 800 gefangene Soldaten an, was aber den wirklichen Verlust, der sich etwa auf 12,000 Mann beläuft, bei weitem nicht erreicht. Die Oestreicher verloren 63 todte, 218 verwundete Offiziere und ebenfalls etwa 12,000 Mann. Auf östreichischer Seite wurden 3 Generale, Reischach, Lebzeltern und Dürfeld verwundet, auf französischer Seite fielen die Generale Cler und Espinasse und verwundet wurden die Generale Wimpffen und Martimprey. Die Franzosen erbeuteten zwei Fahnen und drei Geschütze, die Oestreicher eine gezogene Kanone.

Die Piemontesen, welche Mac Mahon hätten folgen sollen, trafen erst

am andern Tage ein. Die Anwesenheit beträchtlicher Streitkräfte in ihrer linken Flanke und die vielen Fuhrwerke auf den Straßen hatten ihren Marsch verzögert; nur die Vorhut — 1 Bataillon Bersaglieri und 4 Geschütze — erreichte noch zur rechten Zeit Magenta, um an dem letzten Abschnitt dieses blutigen Kampfes Theil zu nehmen.

Einzelne Züge von Tapferkeit aus der Schlacht von Magenta werden in Menge erzählt. Den Heldenmuth, mit dem Feldmarschall-Lieutenant Reischach seine Truppen führte, haben wir oben geschildert. Mit außerordentlicher Bravour kämpfte auch Herzog Wilhelm von Württemberg (der vom Könige von Württemberg hiefür mit dem Commenthurkreuz Seines M.V.O. belohnt wurde), derselbe, der schon 1849 bei Novara sich auszeichnete und einen Schuß in's Knie erhielt. Er erstürmte mit seinem Regimente Belgier Infanterie Magenta und hielt sich dort mehrere Stunden lang unter dem furchtbarsten Feuer, in der vordersten Linie stehend. Als er mit seinem, unter dem Leibe erschossenen Pferde zusammenstürzte, stutzten seine Truppen einen Augenblick, worauf er die Fahne ergriff und dem Regimente voran der Erste in's Dorf einschritt, obgleich eine zweite Kugel den Fahnenstock in seiner Hand zersplitterte. Oben schon berührten wir die Tapferkeit des Regiments Großherzog v. Hessen, dessen Ruhm nicht einzig in der Geschichte des heißen Tages von Magenta dasteht, an dem es 28 Offiziere todt auf dem Schlachtfelde ließ.

Die Schlacht von Magenta war ohne Zweifel eine große Schlacht und ihre Frucht ein großer Sieg, zwar nicht gekennzeichnet durch die Vernichtung des Feindes, wohl aber durch die außerordentliche Wirkung, welche derselbe auf ganz Italien ausübte. Mailands Thore waren durch ihn geöffnet, Piacenza und Pavia gingen verloren, bis zum Gardasee hin erhoben sich hinter dem abziehenden Heere die Bewohner jeder Stadt, jeden Dorfes, mit einem Wort, die ganze Lombardei warf sich dem Sieger in die Arme und begrüßte Ludwig Napoleon als Befreier. All' das war um so empfindlicher und demüthigender, als die Schuld davon nicht auf die Truppen zurückfällt, die mit einem Heldenmuth sich schlugen, der einen besseren Erfolg verdiennt hätte. Nie führte Oestreich ein besseres Kriegsheer in den Kampf, als das, welches Ende April den Ticino überschritt, aber diese herrlichen Elemente wurden das Opfer einer Parthei, die an die Spitze ihrer Armee einem kriegsgeübten, von erfahrenen energischen Generalen geführten Feinde gegenüber einen Mann stellte, der in seinem Leben noch nie eine Armee in's Feuer geführt hatte.

14. Mailand nach der Schlacht von Magenta.

Wie wir oben schon gesehen, hatte für die Oestreicher die blutige Schlacht von Magenta die Folgen einer großen Niederlage. Die erste und nächste Folge war die Räumung von Mailand. Während der Schlacht hörten die Mailänder bei der geringen Entfernung des Schlachtfeldes von der Stadt den Donner der Kanonen, und noch am Abend des Schlachttages erreichte die Botschaft von der verlorenen Schlacht die Besatzung des Mailänder Castells. Man beschleunigte sogleich die Anstalten zur Räumung der Stadt und des Castells.

Viele Vorräthe mußten zurückgelassen werden, die Geschütze, zu denen die Bespannung fehlte, wurden vernagelt. In früher Morgenstunde des 5. Juni führte ein Bahnzug die Verwundeten und flüchtigen deutschen Beamten und um 9 Uhr ein zweiter Zug die Besatzungstruppen nach Verona. Mailand war geräumt. Gegen Mittag wehte die Tricolore vom Dom und allen Gebäuden. Eine schnell organisirte Bürgerwehr sorgte für die Erhaltung der Ordnung.

Ein rühmlicher Zug der Mailänder Bevölkerung ist es, daß sie in ihrem Siegesjubel der armen Verwundeten in Magenta nicht vergaßen. Gleich nach Abfahrt der östreichischen Besatzung gingen von Mailand Bahnzüge nach Magenta, um Verwundete vom Schlachtfelde abzuholen. Das Bahnhofgebäude in Magenta bot nun ein äußerst lebhaftes, interessantes Bild. Da standen die Aerzte, im Begriff, die ersten Verbände anzulegen und kaum war der Nothverband angelegt, so wurden die Waggons mit den ächzenden Verwundeten angefüllt. Ein Pfiff der Maschine und sie entführte sie nach Mailand, besserer Pflege entgegen. Das Stationsgebäude selbst bot die erschütterndsten Scenen menschlichen Elends dar, die man sich denken kann. Verwundete in allen Stadien der Qual und des Todeskampfes, nur halb bekleidet, bestaubt, mit ihrem eigenen Blut übergossen, lagen umher. Unter diesen elenden Gruppen gingen die französischen Soldaten mit Wein und Wasser umher, den östreichischen Verwundeten dieselbe Sorgfalt widmend, wie ihren eigenen unglücklichen Kameraden.

Ein anderes Bild bot die Stadt Mailand. Seine Straßen waren der Schauplatz der Glückseligkeit. Die bleichen Verstümmelten, die durch dieselben getragen wurden, sahen nichts als freudestrahlende Gesichter, ein jubelndes, in seinem Entzücken rasendes Volk, eine große Stadt in ihrem Sonntagsschmuck, die Fenster mit Teppichen und französischen und italienischen Fahnen behängt, die Balkone gefüllt von Damen, die jede neue Uniform begrüßten und die vorüberziehenden Soldaten mit Blumen bestreuten. Besonders warm wurden die Sardinier empfangen, unter denen manche lombardische Freiwillige mit einzogen.

Am 7. Juni zogen 20,000 Franzosen in Mailand ein, Linientruppen, Zuaven, Turcos, Artillerie und berittene Jäger, an ihrer Spitze der neue Herzog von Magenta mit seinem Generalstabe. Sie wurden um 9 Uhr Morgens am Arco del Sempione von den Mitgliedern des Stadtraths empfangen und in den Straßen der Stadt brauste sechs Stunden lang die Luft von den immer wiederholten Rufen: „Brave Soldaten! Tapfere Soldaten! Es lebe Italien! Es lebe Frankreich!“ Mit rauschendem Enthusiasmus wurden die fremdartigen Gestalten der Turcos begrüßt. Der erhebende Eindruck eines solchen Empfangs auf Truppen, die ihren Gegnern an Begeisterung wie an Kriegserfahrung ohnedieß überlegen waren, darf nicht gering angeschlagen werden.

Am 8. Juni hielten der Kaiser der Franzosen und der König von Sardinien ihren Einzug unter dem unaufhörlichen Jubel des Volkes. Beide Herrscher richteten Proclamationen an die Bevölkerung Mailands. Der Kaiser gab

auf's Neue die bestimmteste Versicherung, „den Krieg nicht aus persönlichem Ehrgeiz oder zur Vergrößerung des französischen Gebietes unternommen zu haben; sein Ziel sei die Befreiung eines der schönsten Theile Europa's von einem unerträglichen Joche. Er komme nicht, um Fürsten abzusetzen, sondern um den Lombarden zur freien Kundgebung ihrer Wünsche Gelegenheit zu verschaffen."

Victor Emanuel erklärte, „der Regierung eine provisorische Form geben zu müssen, obgleich sich die Lombardei für die Vereinigung mit seinem Königreiche ausgesprochen, da die Anforderungen des Krieges es so verlangten." Beide Monarchen ermahnten noch die Lombarden, durch die That zu beweisen, daß sie der Freiheit würdig seien.

15. Räumung der Lombardei. Gefecht bei Melegnano den 8. Juni.

Mailands Verlust war jedoch nicht die einzige Folge des blutigen Tages von Magenta. Gyulay fand sich vielmehr veranlaßt, die ganze Lombardei zu räumen. Diesen Entschluß Gyulay's suchte man zwar dadurch zu rechtfertigen, daß die Lombardei bis zum Mincio keine strategische Bedeutung besitze; daß die östreichische Armee zu sehr geschwächt gewesen, um eine neue Schlacht in der Ebene annehmen zu dürfen, daß endlich Radetzky selbst, der beste Kenner des oberitalischen Kriegsschauplatzes, nach einer verlorenen Schlacht eine Behauptung des Landes bis zum Mincio für unmöglich gehalten und deßhalb auf die Errichtung eines verschanzten Lagers bei Mailand gedrungen habe. Dieß Alles zugegeben, möchte es aber doch in die Augen fallen, daß die Aufopferung eines so reichen, blühenden Kronlandes bedeutende moralische und materielle Verluste herbeiführen mußte. Man hatte doch östreichischer Seits so großes Gewicht auf die Besitznahme der Lomellina gelegt, weil sie das Heer sechs Wochen ernähren konnte, und jetzt räumte man ein Land, von zehnfachem Reichthum, überdieß angefüllt mit den eigenen dort angefüllten Vorräthen! Und war es denn gering anzuschlagen, die Truppen mitten durch die freiheitsliebende Bevölkerung der Lombardei zu führen und den Völkern derselben die Möglichkeit zu geben, die Reihen des Feindes durch seine Jugend und seine Kriegsmittel durch sein Geld zu vermehren? War es Gyulay nicht möglich, Piacenza zu behaupten? Er hatte jene Festung mit einem Gürtel von fünfzehn neuen Werken umgeben und sie dadurch zu Aufnahme einer 80,000 M. starken Besatzung befähigt. Gab er ihr eine solche Besatzung, so bannte er wenigstens eine doppelt so große Anzahl der feindlichen Kräfte vor der Festung und erschwerte eine Festsetzung der Franzosen an der Addalinie, welche von Piacenza in die Flanke und Rücken genommen wird.

Gyulay that wie immer — Nichts. Er ließ Piacenza zerstören, die Vorräthe und Geschütze theils in den Po stürzen, theils auf Dampfern einschiffen und befahl den Rückzug unbekümmert um den Unmuth des Heeres, der sich in Verschiedenem kundgab. Die Soldaten waren wüthend, trotz ihrer heroischen Tapferkeit, ihrer Anstrengungen und Ausdauer zurückgehen zu müssen. Die Uhlanen rissen die Fähnlein von ihren Lanzen, die Jäger warfen die

Blumen von sich, die sie während des Kriegs auf ihren Hüten zu tragen pflegen. Manche Offiziere machten ihren Gefühlen durch Worte Luft, die Vorsichtigeren behaupteten ein düsteres Schweigen.

Der Rückzug gegen die Adda erfolgte auf 3 Linien, der rechte Flügel unter Urban, der von der Expedition gegen Garibaldi zurückgekehrt war, marschirte über Cannonica und Cassano, die mittlere Colonne unter Benedeck nach Lodi und die Hauptmacht unter Graf Gyulay zog auf dem linken Ufer des Po entlang. Diesem Corps schloß sich auch die Besatzung von Piacenza an. Auch die kleine Festung Pizzighettone wurde geräumt und die Brücke über die Adda verbrannt.

Das Hauptheer und der rechte Flügel setzten ihren Rückzug unverfolgt und unbehelligt fort. Dagegen wurde Benedeck auf dem Rückzug am 8. Juni von Marschall Baragnay d'Hilliers, welcher in drei Colonnen vorrückte, bei Melegnano angegriffen und hatte ein blutiges Gefecht zu bestehen.

Das Dorf Melegnano, nicht sehr entfernt von Mailand, auf der Straße nach Lodi, war schon am 13. Sept. 1848 der Schauplatz eines blutigen Gefechts und sollte es am 8. Juni 1859 wieder werden. Bereits hatte die Benedeck'sche Colonne den Ort hinter sich und nur eine Brigade, General Roden hielt den Ort besetzt, da man auf das schnelle Nachrücken der Franzosen gefaßt war. Eine zweite Brigade stand in der Nähe. Die durchweg steinernen Häuser des Ortes waren von allen Seiten mit zweckmäßig angebrachten Schießscharten versehen, die Straßen abgegraben und mit Barrikaden gesperrt, Alles zur hartnäckigsten Vertheidigung eingerichtet.

Um 5½ Uhr Nachmittags wurden die französischen Colonnen sichtbar und rückten, mit Geschütz wohl versehen, gegen Melegnano vor, konnten aber trotz ihrer Ueberzahl und überlegenen Artillerie Nichts ausrichten, bis ein Fehler Benedecks den Feind in Vortheil brachte.

Benedeck hatte den Ort westlich des Lambro besetzt, statt gleich auf das östliche, eine bessere Stellung darbietende Ufer überzugehen. Ueberdieß hatte er, da ihm die linke französische Colonne die schwächere zu sein schien, seinen rechten Flügel vernachläßigt, der auch alsbald von der Division Forey umgangen wurde. Das Gefecht entschied sich dadurch zum Nachtheile der Oestreicher, doch kostete die Wegnahme des Ortes den Feind große Verluste. Haus um Haus, Schritt für Schritt, Mann an Mann wurde im gewaltigen Ringen körperlicher Wuth und Kraft gefochten. Das 33. französische Infanterieregiment wurde gesprengt, die Turkos durch den ungewohnten Kampf — die Oestreicher gingen nur mit den Kolben auf sie los — zum Weichen gebracht und das zweite Zuavenregiment förmlich vernichtet.

Die Brigade Roden wurde endlich geworfen, aber durch die bereitstehende Brigade Boer, deren General dabei fiel, aufgenommen.

Ein heftiges Gewitter brach endlich Abends aus und die zuckenden Blitze leuchteten den östreichischen Colonnen beim Rückzuge, den sie Abends 8½ Uhr, ohne von den Franzosen verfolgt zu werden, gegen Lodi antraten. Sie hatten 8 todte Offiziere und 112 Mann eingebüßt und 15 Offiziere und 235 Mann

an Verwundeten zurückgelassen. Die Zahl ihrer Gefangenen geben die Franzosen auf 800 Mann an. Der Verlust der Franzosen betrug 12 todte und 56 verwundete Offiziere, 141 todte und 669 verwundete Soldaten. Trotz der Entfernung und des strömenden Gewitterregens kam beinahe ganz Mailand herausgeeilt nach Melegnano mit Charpie, Kissen rc., um den Verwundeten die nöthigste Hilfe und Erleichterung zu bringen.

Ein kleineres Gefecht fiel noch während des Rückzugs der Oestreicher am 15. Juni zwischen der Urban'schen Colonne und Garibaldi bei Castelnedolo vor, wo es Garibaldi gelang, zwei östreichische Bataillone zu umzingeln. Sie wehrten sich aber so tapfer, daß unterdessen ein drittes Bataillon seine Truppen umging und Garibaldi mit Zurücklassung von Gefangenen, meist jungen Leuten aus gebildeten Familien, nach Brescia sich zurückziehen mußte.

Im Uebrigen blieb der Rückzug der östreichischen Armee ungestört. Am Mincio fand sie am 9. Juni ihren Kaiser, der am 29. Mai mit dem Erzherzog Wilhelm, dem Feldzeugmeister Heß und dem Generaladjutanten Grünne Wien verlassen hatte, um den Oberbefehl (am 17.) über das ganze Heer zu übernehmen. Gyulay wurde des Oberbefehls über die zweite Armee enthoben und an seine Stelle der beliebte Reitergeneral Graf Schlick gesetzt. Der entlassene Oberfeldherr hatte während seiner ganzen Wirksamkeit in keinem einzigen größeren Gefecht gesiegt, vielmehr durch Unentschlossenheit und mangelhafte Führung den Unmuth und die Erbitterung der braven Armee heraufbeschworen, die in tausendstimmigem Jubel jetzt auf ihren jungen ritterlichen Kaiser blickte, vor Verlangen glühend, unter seiner Führung die bösen Scharten auszuwetzen. Das Kriegsglück aber hatte es anders beschlossen, aber ehe wir den schweren und blutigen Entscheidungstag von Solferino uns vor Augen führen, bleibt uns noch übrig, der Nebenfolgen der Räumung der Lombardei zu erwähnen.

Mit dem Rückmarsch aus der Lombardei waren die Oestreicher natürlich auch gezwungen, ihre sämmtlichen Stellungen im Kirchenstaate aufzugeben und ihre Besatzungen zu Bologna, Ferrara und Ancona zur Hauptarmee heranzuziehen. Gyulay hatte diese Besatzungen unthätig stehen lassen. Hätte er sie in Ancona z. B. concentrirt oder bei Bologna aufgestellt, so konnte er damit einen Vormarsch der Franzosen von Toscana aus und jedenfalls den Vormarsch des 5. Corps unter Prinz Napoleon in der Flanke fassen. Man that es aber, wie gesagt, nicht und zog die Truppen zur Hauptarmee. Aber wo die Oestreicher abzogen, hinter ihren Fußstapfen brach die Revolution los. Der päpstliche Legat von Bologna verließ mit den östreichischen Truppen die Stadt, die sofort eine provisorische Regierung einsetzte und unter allgemeiner Zustimmung der Bevölkerung den Anschluß der Romagna an die Revolution verkündete. Auch der Herzog von Modena und die Herzogin von Parma verließen ihre Staaten und ihre Truppen gingen auseinander.

So war die augenblickliche Lage der Dinge, als die Oestreicher in der Nähe ihres Festungsvierecks an der Etsch und dem Mincio eintrafen. Ganz Mittelitalien war im Aufstand. Die Verbündeten hatten die Lombardei fast

ganz, Modena, Parma und Toscana gewonnen. Ihre Hauptmacht zog von Mailand gegen den Mincio. Von Süden her nahm Prinz Napoleon dieselbe Richtung. Von der Flotte, die bisher blos Venedig gesperrt hatte, setzte man voraus, daß sie durch bedeutende Verstärkungen in den Stand gesetzt werden sollte, im adriatischen Meere eine Diversion zu machen, vielleicht durch einen Angriff auf Venedig, vielleicht durch eine Landung am Tagliamento. Unter diesen Umständen ging die östreichische Armee am 23. Juni über den Mincio und nahm innerhalb des Festungsvierecks eine gesicherte Stellung.

16. Das östreichische Hauptquartier in Verona.

Nachdem die östreichische Hauptarmee am 23. den Mincio überschritten, wurde das Hauptquartier nach Valeggio und dann nach Verona verlegt, wo Franz Josef den Palazzo Carli bewohnte.

Hat man die berühmte Brücke überschritten, die von den Scaligern erbaut, noch heute den Wogen und Eisschollen der wilden Etsch trotzt, so gelangt man am Ende der Strada del Castel Vecchio zu den imposanten Massen des alten Dynastenschlosses, das mit seinen festen Mauern von röthlichbrauner Farbe, seinen ausgezackten Brustwehren, seinen trotzigen Thürmen als treuer Repräsentant der eisernen Zeiten des Mittelalters neben dem freundlichen und hellen Palazzo Carli dasteht, in dem der Kaiser wohnte. Die Hallen des Palastes aber wiederhallten nur von dem gleichmäßigen Schritt der wachhaltenden Grenadiere und der die Umgebung des Kaisers bildenden Offiziere, während gleichzeitig sich in Mailand huldigende Adelige um Napoleon drängten, um den es ununterbrochen von dem Hochrufen einer zahllosen vom Freiheitsschwindel berauschten Menge ertönte.

Im Palazzo Carli wurde der fernere Operationsplan erwogen. Man kannte im östreichischen Hauptquartier die Vorzüge der Minciolinie und die Größe der Aufgabe, sie zu forciren, ganz gut, und es lag daher die doppelte Möglichkeit vor, den Feind innerhalb des Festungsvierecks zu erwarten, oder ihm entgegen zu gehen. Gelang der kühne Streich, so wäre der Feind in die Nothwendigkeit versetzt worden, die Lombardei zu räumen. Außerdem wäre dem Feinde die Möglichkeit genommen worden, Verstärkungen an sich zu ziehen und insbesondere die Diversion des Prinzen Napoleon von Toskana her vereitelt worden. Alle diese Gründe und die Ungeduld, die früheren Schlappen wieder gut zu machen, sowie der Umstand, daß der Kaiser die Truppen in den verschiedenen Lagern, die er inspizirte, durchaus nicht entmuthigt fand, bestimmten ihn zu dem Plane, den Alliirten entgegen zu gehen.

17. Schlacht bei Solferino am 24. Juni.

Die Gegend, in der die blutige Schlacht geschlagen werden sollte, ist das von Hügelketten — Ausläufern der Tyroler Berge — durchzogene Land zwischen dem oberen Mincio und der Chiese. Der Mincio nimmt von seinem Austritt aus dem Gardasee an eine südliche Richtung und die seine Ufer auf

beiden Seiten begleitenden Berge ziehen fast in rechten Winkeln mit denselben. Die Hügelketten des westlichen Ufers nehmen bei Castiglione eine Wendung südöstlich gegen den Mincio. So bildet das Bergland ein fast regelmäßiges etwa 2 Meilen breites Parallelogramm, in dessen Mitte sich die Berge zur höchsten Höhe erheben. Der hervorragendste Punkt in der ganzen Gegend ist der Hügel, um den herum die Häuser von Solferino erbaut sind. Der Hügel steht von der übrigen Bergkette gesondert da und schiebt drei Hochflächen, eine gegen den Gardasee, eine zweite gegen die Ebene, die südlich von Castiglione beginnt und sich in unabsehbare Fernen fortsetzt, die dritte gegen die Cavriana vorschiebt. Auf diese Weise bildet der Hügel von Solferino ein natürliches Bergschloß von 3 Bastionen, von denen alle gegen Solferino führenden Straßen eingeschlossen werden. Nach allen Seiten hin, ausgenommen gegen die Ebene, hat der Hügel steile Hänge und heißt daher Scala del Solferino (Treppe von Solferino). Von der Ebene aus ist das Steigen bis zu den ersten Häusern des Orts, wo der Abhang plötzlich jäh zu werden anfängt, ein allmähliges. Auf beiden Seiten der von der Ebene zum Gipfel führenden Straße liegen Weinberge und hie und da gibt es vorspringende Punkte, die sich zur Aufstellung von Geschütz eignen. Die höchste Spitze des Hügels von Solferino nähert sich der Kegelform und trägt einen viereckigen Thurm, der in der Umgegend Spia d'Italia (italienischer Lueg ins Land) genannt wird. Die Aussicht von diesem Punkte aus reicht über die Ebene bis an den Po, ist aber auf der andern Seite beschränkt, weil der Boden jenseits des von einem kleinen Nebenflusse des Mincio durchschnittenen Thales höher ist. Südöstlich von Solferino, durch ein Thal von geringer Tiefe davon getrennt, liegt das Dorf Cavriana, ein unordentlicher Haufen von steinernen Häusern und Ruinen. Etwas weiter gegen Südwest erhebt sich San Cassiano aus der Ebene. Diese, der sogenannte Campo di Medole, ist flach, aber mit verschiedenartigen Kulturen ganz bedeckt und von Hecken, Gräben und Kanälen durchschnitten, die die Massenbewegung fast nur auf den freilich sehr zahlreichen Straßen erlauben, auf welche auch die Bewegung der Artillerie größtentheils beschränkt ist.

So ist der Boden beschaffen, der das Blut Tausender trinken sollte.

Am 20. Juni hatte der Kaiser sein Hauptquartier von Verona nach Villafranca verlegt, einem Städtchen von 5000 Einwohnern, das im Mittelpunkte des Festungsvierecks und in der nächsten Nähe der Schlachtfelder von Sommacampagna, Sta Lucia, Custozza und Valeggio liegt. Die zweite Armee stand um Custozza unter Graf Schlick, die erste unter Graf Wimpffen in Mantua.

Durch Recognoszirungen hatten die Oestreicher am 23. erfahren, daß das französische Hauptquartier noch hinter der Chiese sei. Der Kaiser beschloß daher, den schon in Verona gefaßten Plan in der Ausführung zu beschleunigen. Schon des folgenden Tags wollte er mit 7 Armeecorps (Benedeck, Stadion, Clam-Gallas, Zobel, Schwarzenberg und Weigl) und 2 Reservedivisionen der Reiterei den Mincio an 4 Stellen, bei Monzambano, Valeggio, Ferri und Goito überschreiten, concentrisch gegen Castiglione vorrücken und am 25. an der Chiese den Alliirten eine Schlacht liefern. Erwarteten die Franzosen in ihren alten

Stellungen — hinter sich die Chiese — den vorrückenden Feind., so war der Vortheil entschieden auf Seiten desselben, da er auf dem die freieste Bewegung gestattenden Schlachtfelde, das bei Volta ganz eben und namentlich für Reiterei, in der die Oestreicher entschieden den Franzosen und Piemontesen weit überlegen sind, günstig ist, seine Kräfte concentriren und mit Uebermacht die Franzosen gegen die Chiese drängen konnte.

Der Plan war gut angelegt und hätte sicher das günstigste Resultat erzielt, wären nicht die Franzosen durch zuverlässige und zahlreiche Kundschafter auf's Genaueste von den östreichischen Heeresbewegungen unterrichtet gewesen. Zum Ueberfluß ließ Napoleon den Luftschiffer Godard mit einem Luftballon aufsteigen, um die Stellungen der Oestreicher zu recognosziren.

Die Ausführung des östreichischen Planes bedingte, daß die Armee, um die verschiedenen zur Chiese führenden Straßen zu gewinnen, die ausgedehnte Linie von Pozzolengo über Solferino, S. Cassiano, Guidizzolo, Castellgoffredo und Acquafredda besetzte. Ehe der Vormarsch, der für den 24. gegen Volta bestimmt worden war, seinen Anfang nahm, erfolgte, Dank der Schnelligkeit, mit der der französische Generalstab die ihm zugekommenen Nachrichten benützte, der Angriff der Franzosen auf die überraschten Oestreicher, welche gehofft hatten, die Franzosen mit einem concentrirten Angriff überrumpeln zu können. Die Oestreicher hatten in der Nacht an den oben bezeichneten 4 Punkten den Mincio überschritten und sich der festen Stellungen bei Solferino bemächtigt, von wo aus sie Morgens 9 Uhr die Franzosen angreifen wollten. Napoleon aber hatte schon um 2 Uhr Morgens seine Truppen aufbrechen lassen und kam mit den Spitzen seiner Colonnen Morgens zwischen 4—5 Uhr — also 4 Stunden früher — vor den östreichischen Stellungen an. Auf dem linken Flügel hatte er die piemontesische Armee, die er durch 1 Division und 2 Brigaden Franzosen verstärkte, in der Mitte vereinigte er mit dem Corps des Marschalls Baraguay d'Hilliers und Mac Mahon die Kerntruppen der Garden und Zuaven, auf dem rechten Flügel in der Ebene ließ er Niel und Canrobert vorrücken.

Auf dem rechten Flügel der Oestreicher commandirte den Piemontesen gegenüber Benedeck, in der Mitte standen zwei Armeecorps unter dem Befehle des Kaisers bei Cavriana, Solferino und Cassiano, auf dem linken östreichischen Flügel standen drei Armeecorps, Nro. 3, 9 und 11 unter Fürst Schwarzenberg, Graf Schaffgotsche und Feldmarschall-Lieutenant Weigl, nebst der Reservecavallerie, für die es in der Ebene herrliches Terrain gab. Die Schlachtlinie — etwa 4 Stunden lang — bildete einen etwas stumpfen Winkel, dessen Spitze in Cavriana war, dessen einer Schenkel in Pozzolengo endete, während der andere nach Castelgoffredo reichte und dessen Höhlung bei Solferino durch das 5. Corps, Stadion, gestopft war. Ein Ueberblick des ungeheuren Schlachtfeldes ließ sich auf keiner Seite gewinnen und die leitenden Feldherrn mußten sich nach den Eingebungen ihres militärischen Genies richten. Von der Spia d'Italia auf der Höhe von Solferino übersah man wenigstens die Ebene im Süden, wo der Kampf zuerst entbrannte.

Beim Dorfe Medole auf dem linken östreichischen Flügel donnerten zuerst — Morgens 5 Uhr — die Kanonen. General Niel war hier auf zwei östreichische Bataillone gestoßen, die das Dorf besetzt hatten und die er gegen Guidizzolo zurückwarf. Die östreichische Reiterdivision Zedwitz eilte herbei und führte einige glänzende Angriffe auf die französische Infanterie aus, jedoch ohne Entscheidung, da die französischen Geschütze, in einem Halbkreise auffahrend, ein verheerendes Kreuzfeuer auf die braven Reiter richteten, die sich nach Cesarea und Goito zurückziehen mußten. Der Hauptschauplatz dieses Gefechts war die mit Gras und Korn bewachsene Ebene, die vom Fuße der Hügel über die Hauptstraße bis Cavriana und Guidizzolo hinzieht. Von beiden Seiten eilten Verstärkungen herbei und nach wenig Stunden standen 2 östreichische Armeecorps und 2 Brigaden den Divisionen des General Niel und Herzogs von Magenta gegenüber in blutigem Ringkampfe, der durch Stunden mit unveränderter Wuth fortdauerte und dessen hauptsächliches Ziel das zwischen Medole und Guidizzolo liegende Dorf Rebecco war. Es wurde genommen und verloren, wieder genommen und wieder verloren, ohne daß das Feuer aus Geschützen und Gewehren oder das Bajonnet eine der kämpfenden Heermassen erschütterte. Waren die Oestreicher im Besitz des Dorfes, so suchten sie Medole zu nehmen, waren die Franzosen die augenblicklichen Sieger, so strebten sie gegen Guidizzolo vorwärts. Weder den Einen noch den Andern gelang es, die erstrebten Eroberungen zu machen. Auf dem engen Raume von Rebecco drängten sich die Massen der Kämpfenden hin und her und wie dicht er sich auch mit Leichen und Verwundeten füllte, keines der Heere gab ihn auf. Das Gefecht stand, wie der militärische Ausdruck sagt.

Blieb die Schlacht im Süden unentschieden, so nahm sie im Norden für die Oestreicher die günstigste Wendung. Hier focht der durch kühne und rasche Entschlossenheit bekannte Benedeck gegen die Piemontesen. Bei Monzambano hatte er den Mincio überschritten und befand sich auf dem Vormarsch nach Pozzolengo in einem von Bergzügen mannigfach durchschnittenen Terrain. Der Weg von Monzambano dahin kann nur durch eine gewundene Linie und den Uebergang über ein kleines Flüßchen erreicht werden. Der Schutz des Bergvorhangs ließ offenbar den Feind wenig von dieser Bewegung wahrnehmen. Morgens 7 Uhr griff Benedeck die Vorhut der Piemontesen zwischen San Martino und Pozzolengo an. Man schlug sich hartnäckig unter beständigem Vordringen Benedecks, der Hügel auf Hügel einnahm und sogar den Rückzug der Sarden bedrohte und selbst bedeutende Verstärkungen der Piemontesen, die die Höhen im Sturm zu nehmen suchten, vermochten nicht, das Gefecht wiederherzustellen. Zweimal erreichten die piemontesischen Colonnen die Höhen von San Martino, deren Stützpunkte einige Meierhöfe und eine Kirche bilden, und bemächtigten sich mehrerer östreichischer Kanonen; zweimal mußten sie mit Verlust ihrer Beute wieder weichen. Denselben Ausgang nehmen zwei neue Sturmversuche der zur Hilfe herbeigeeilten Division Cucchiari. Mit Ungestümm drangen sie unter einem mörderischen Feuer die Höhen hinan, erstürmten die Kirche und Meierhöfe und bemächtigten sich 8 feindlicher Kanonen. Aber wie-

derum gelang es den Oestreichern, ihnen Stellungen und Kanonen wieder zu nehmen. Auf ganz nahe Entfernung fuhren die östreichischen Geschütze heran und zerschmetterten durch furchtbares Kartätschenfeuer die Reihen der Sarden. Von nun an blieb Benedeck Herr der Höhen von San Martino.

Nicht auf den Flügeln jedoch lag die Entscheidung, sondern in der Mitte. Wie wir oben gesehen, war der Kern des Centrums die vorspringende Höhe von Solferino. Wurde diese Stellung durchbrochen, so waren die dadurch getrennten Flügel genöthigt, zurückzugehen, um nicht vom Rückzuge über dem Mincio abgeschnitten zu werden. Das Centrum commandirte der Kaiser.

Beim Beginn der Schlacht hatten die Oestreicher an dem entscheidenden Punkte Solferino nicht mehr als eine Brigade. Als eine weitere Brigade kam, hatten zwei östreichische Infanterieregimenter, ein Bataillon Grenzer und ein Jägerbataillon den Kampf gegen zwei französische Divisionen (Bazaine und Ladmirault) auszuhalten, was ohne die sehr günstige Bodenbildung nicht möglich gewesen wäre. Die Weinberge zu beiden Seiten der Straße waren dicht mit Plänklern, die bastionartigen Vorsprünge mit Geschützen besetzt.

Der Kampf begann in der Ebene an der Stelle, wo der von Castiglione kommende Weg eine Krümmung nach Solferino zu macht und die von letzterem nach der Hauptchaussee von Goito führende Straße durchschneidet. Die Divisionen Forey und Bazaine hatten Befehl, den Feind aus dieser Stellung zu vertreiben, während eine Division des 2. Corps das Dorf im Rücken von S. Cassiano zu fassen hatte. Um Solferino entbrannte jetzt ein Heldenkampf. Den französischen Colonnen gelang es zwar, die Oestreicher nach dem Dorf zurückzudrängen, an dessen Umzäunung aber wurden sie stets zurückgeworfen. Bis 11 Uhr Vormittags hatten die Franzosen neunmal die Höhe erklommen und waren ebenso oft von dem Thurm und der davorstehenden Kirchhofmauer zurückgewiesen worden. Vergebens stellte sich Baraguay d'Hilliers mehrere Male persönlich an die Spitze seiner Division, um sie zum Sturme zu führen. Von dem feindlichen Gewehrfeuer furchtbar gelichtet, erlagen die braven Truppen fast der Hitze und der Anstrengung.

So stand die Schlacht Vormittags 11 Uhr, als die Franzosen und Oestreicher Verstärkungen an sich zogen, die Franzosen die Divisionen Forey und Camou, die Oestreicher zwei Brigaden, Koller und Gaal. Räthselhaft bleibt, warum Graf Schlick nicht auch die starken Abtheilungen des ersten und siebenten Armeecorps, die in der Nähe standen, an sich zog.

Der Kampf, der jetzt um Solferino entbrannte, auf dem beide Heere unter den Augen ihrer Kaiser kämpften, war das blutigste Gemetzel, wie die Geschichte vielleicht kein zweites Beispiel aufzuweisen vermag. Die Franzosen setzten Alles daran, die Position zu nehmen. Ihre Batterien bereiteten den Sturm vor, indem sie Solferino auf 3000 Schritte Entfernung mit Granaten bewarfen, wobei sich ihre gezogenen Kanonen wegen ihrer größeren Tragweite als äußerst vortheilhaft erwiesen. Die östreichischen Geschütze, auf den Bergsprüngen postirt, konnten mit der Tragweite der französischen nicht wetteifern und ihre Kugeln fielen meist unschädlich eine ziemliche Strecke vor den fran-

zösischen Batterien zu Boden. Nun begann die ganze französische Schlachtlinie im Centrum und auf den Flügeln den Sturm. Der Kaiser Napoleon stellte sich im dichtesten Kugelregen an die Spitze seiner Garden und mit dem Zeigefinger auf die Höhe von Solferino zeigend, rief er: „Allons mes voltigeurs, à la baionette, culbutez moi tout cela!“ Er setzte sich so sehr der Gefahr aus, daß östreichische Husaren ganz in die Nähe seines Generalstabs kamen und diese die Rettung vor Gefangenschaft nur der Schnelligkeit ihrer Pferde verdankten.

In tiefen Colonnen marschirte die Division Forey, begleitet von den Gardevoltigeurs und einem Theil der Gardeartillerie, gegen die steilen Höhen von Solferino. Letztere hatte große Mühe, in den von Weingärten, Maulbeerpflanzungen und Gegenständen aller Art durchschnittenen Terrain vorwärts zu kommen, dessen Wege überdieß von den Oestreichern theilweise zerstört waren. Dichte Tirailleurketten eilten von Hecke zu Hecke, von Baum zu Baum, um so rasch wie möglich an den untern Raum der Hügelescarpe von Solferino zu kommen, welche durch ihren steilen Abhang vor dem Geschützfeuer der Oestreicher schützte. Am Abhange aber aus den Weingärten heraus empfing die Franzosen ein mörderisches Flintenfeuer der östreichischen Jäger, das ununterbrochen fortrollte. Ermüdet von der fürchterlichen Hitze und nicht im Stande, die steile Bergwand empor zu klettern, mußten die Franzosen sich zurückziehen, wobei die am Eingange des Dorfes Solferino erbaute Redoute sie mit einem Hagel von Vollkugeln und Granaden überschüttete. Da stellte sich General Forey, den blanken Degen schwingend und mit dem Ruf: „En avant mes enfants, pour la gloire de la France!“ an die Spitze der wankenden Colonnen und führte sie unter dem dichtesten Kugelregen gegen die Höhen. Allein ein fürchterlicher Kartätschenhagel warf sie zurück und viermal wurde der gräßliche Angriff vergebens wiederholt. Endlich fuhr die Gardeartillerie ganz dicht an die feindliche Stellung heran und eröffnete ein so entsetzliches Feuer, daß der Boden dröhnte und die Felsen und Bäume zu zittern schienen. Oben flogen die feindlichen Verschanzungen, die Häuser, Barrikaden und Bäume in Stücke und eine ungeheure Rauch- und Staubwolke beklemmte den Athem der Stürmenden, die, den grauenvollen Wirrwarr benützend, zum fünften Male vorwärts drangen. Die Gardevoltigeurs bohrten ihre Gewehre in den Bergabhang und kletterten von allen Seiten die Höhe hinauf. Binnen 5 Minuten gelang es ihnen, am Dorfeingang sich festzusetzen und bis an die Kirche vorzudringen.

Dort auf dem Thurme, dem Kirchhofe und einigen der nächsten Häuser hatte sich das Regiment Reischach postirt und ward erst nach blutigem Kampfe, nachdem es oft zum Bajonnet gegriffen hatte, zurückgedrängt. Der Kampf im Dorfe selbst war ein wüthendes Gemetzel, besonders am Eingange, der verbarrikadirt war, während die hohen Gartenmauern zu beiden Seiten mit Schießscharten versehen waren und von einem Vorsprung zur Rechten des Wegs die oben schon genannte Batterie mit einem Hagel von Kartätschen den Eingang flankirte.

Dennoch forcirten ihn endlich die Franzosen und nun begann einer jener blutigen Straßenkämpfe, die diesem Kriege eigenthümlich sind. Jedes Haus

war mit Schießscharten durchbrochen und von den Oestreichern besetzt, die, da die Eingänge verrammelt waren, bis auf den letzten Mann kämpfen oder sich ergeben mußten.

Nach der Einnahme von Solferino nahm die Aktion, die vorher den Charakter einer Kette selbstständig geführter Gefechte trug, wirklich das Ansehen einer Feldschlacht an, bei welcher die Massen-Taktik mit in's Spiel kommt. Position auf Position wurde den Oestreichern genommen und der rechte französische Flügel operirte mit dem französischen Centrum von der Ebene aus gegen Cavriana. Während eine französische Colonne auf der am Fuße der Hügel nach Cavriana führenden Straße vorrückte, folgte der Hauptkörper in wilder Hatz über Berg und Thal nach dem Thurm von Cavriana.

Aus der Geschwindigkeit, mit der diese Colonnen vordrangen, erkannte man, daß die dort zusammengedrängten Oestreicher nicht mehr darauf bedacht seien, diese Stellung zu halten, sondern nur einen sichern und geordneten Rückzug auszuführen. Die Oestreicher hatten keine Reserven mehr und die im Feuer gewesenen Truppen waren vollständig erschöpft. Endlich wurde den Oestreichern auch noch das Wetter ungünstig. Man hatte sich bis jetzt unter einem hellen Himmel in der Hitze eines italienischen Junitages geschlagen, als plötzlich dem Dröhnen der Kanonen und dem Knattern des Gewehrfeuers das furchtbare Rollen des Donners folgte und in allen Himmelsgegenden Blitze zuckten. Ströme von Hagel und Regen trafen, von einem rasenden Winde gepeitscht, die Franzosen im Rücken und schlugen den Oestreichern gerade in's Gesicht.

Während des Gewitters erfaßte die beiden streitenden Heere eine wahre religiöse Scheu. Die Waffen ruhten, wie auf höheren Befehl, jedes Gemüth war im Innersten bewegt, als zürne der Himmel über dieses blutige Schlachten.

Graf Schlick hatte schon an die beiden Flügel Meldung geschickt, daß er, in der Mitte zurückgedrängt, die Schlacht abbrechen müsse. Auf dem linken Flügel, wo das Gefecht unentschieden war, hatte der Rückzug die meisten Schwierigkeiten. Canrobert hatte dem General Niel eine Division und eine Brigade geschickt, aber dennoch konnten die Oestreicher ihren Rückzug, ohne von den Franzosen energisch verfolgt zu werden und indem sie Guidozzolo bis in die Nacht behaupteten, bewerkstelligen. Besonders führte die Artillerie einen sehr guten Rückzug in Staffelform aus, während die Cavallerie durch eine Charge den Feind etwas zurückhielt. Einige glänzende Chargen der Chasseurs d'Afrique vermochten nicht, den Feind in seinem geordneten Rückzug nach Goito zu stören.

Benedeck auf dem rechten Flügel erhielt den Befehl zum Rückzug in dem Augenblicke, wo die Piemontesen auf's Neue zum Sturme auf San Martino heranrückten. Er stellte sich persönlich an die Spitze dreier Bataillone, führte sie dem andringenden Feind entgegen, warf ihn nochmals siegreich die Höhen hinab und trat dann, unbesiegt, nun dem Befehle gehorchend, den Rückzug an.

Im Centrum fand der letzte Kampf unter den Augen des östreichischen Kaisers bei Cavriana statt. Er war Zeuge, wie zwei Brigaden des 7. Armeecorps das Dorf und die umliegenden Höhen noch längere Zeit vertheidigten. Auch der östreichische Kaiser setzte sich hier bei diesem Kampfe dem heftigsten

[illegible] sich [illegible] Augenblick [illegible] Front [illegible] zum Angriff [illegible], [illegible] den Bergen [illegible] ich habe Blut und [illegible] zu [illegible]." [illegible] das nicht gut zu machen, und [illegible] verbreiten kann: auch die letzte Stellung ging verloren und die Oestreicher zogen sich langsam von Höhe zu Höhe, während ihre Geschütze in einer gedeckten Stellung [illegible] und den nachrückenden Feind zurückwiesen, zurück. In dem Dorfe [illegible] Cavriana [illegible] Vertheidigung von Seiten des Feindes auf. Die Höhen, dem Ort unmittelbar gegenüber, wurden bis 10 Uhr Nachts von den Oestreichern besetzt gehalten. Bis zur gleichen Stunde hatten sie auch noch Guidizzolo und Pozzolengo inne. Am Morgen des folgenden Tages zog sich die Armee über den Mincio zurück.

In der blutigen Schlacht von Solferino hatten 300,000 Mann mit 500 Kanonen gegen einander gekämpft. Der Verlust der Alliirten betrug 20,000 Mann, worunter 1 General ([illegible]), 7 Oberste, gegen 150 Offiziere. Verwundet wurden die Generale Auger, Dieu, Ladmirault und 600 Offiziere. Ein Regiment Turcos hatte mit Ausnahme eines Hauptmannes alle seine Offiziere verloren. Die Fanti'sche (sardin.) Division verlor alle ihre Obersten, drei blieben todt auf dem Platze, der vierte war verwundet. Im Ganzen betrug der Verlust der Sardinier 50 todte und 170 verwundete Offiziere, 700 getödtete, 3400 verwundete und 2100 vermißte Soldaten.

Ein französisches (2000 M. starkes) Linienregiment verlor 500 Mann, ein anderes, das schon bei Magenta stark gelitten hatte, wurde buchstäblich zersprengt, ebenso ein Regiment Garde-Chasseurs.

Die Oestreicher geben ihren Verlust auf 286 todte und 453 verwundete Offiziere (worunter 4 Generale, Crenneville, Baltin, Palffy, Blomberg), und 2184 todte und 9207 verwundete Soldaten an. Die Zahl ihrer Gefangenen betrug nach französischen Angaben 6000 Mann. Außerdem verloren sie 30 Kanonen und 4 Fahnen.

Den Anblick des Schlachtfeldes, auf dem die Franzosen und Piemontesen Herren des Platzes, den sie im Heldenkampfe Zoll für Zoll gewonnen, ihr Lager aufgeschlagen, schildert uns ein Correspondent des Londoner Telegraph folgendermaßen: „Mitten unter ungeheuren Haufen von Leichnamen, die zu begraben noch keine Zeit war, standen die Zelte der Franzosen und Piemontesen. Die Leichen lagen in Haufen von 20—30 an Stellen, wo die Bomben explodirt hatten und an andern Stellen, wie herumgesäet. Alle befanden sich noch in derselben Stellung, in welcher der Tod sie betroffen hatte. Hier lag Einer mit erhobenem Arm, als hätte er den Hieb abwehren wollen, der seinen Schädel gespalten und sein Hirn weit umher verspritzt hatte. Dicht daneben ein Anderer, die starre Hand auf seine von einer Kartätsche zerschmetterten Brust gedrückt. Einem Andern lag noch ein trotziges Lächeln der Verachtung auf seinen Zügen. Einige lagen auf dem Rücken, ihre Gesichter mit den stieren Augen gen Himmel gerichtet, als ob sie inmitten ihres letzten Gebetes vom Würgengel abberufen seien. Weiterhin lag ein Ungar, der seine Kleider in eine gräßlich

klaffende Wunde in der Nähe des Herzens gestopft hatte. Zu seiner Linken ein Tyroler, noch mit der Patrone, die er eben abzureißen im Begriffe gewesen war, zwischen den Zähnen. Zur Rechten ein Kroat, dem eine Kugel den Kopf glattweg von Rumpfe gerissen hatte. Der Kopf lag noch daneben, und es sah schauderhaft aus, wie die weitaufgerissenen Augen den Rumpf anzuglotzen schienen. Auf dem Leichnam eines böhmischen Offiziers sahen wir einen Hund, der darauf zu warten schien, daß sein Herr aufstehe . . — Ueberall, wohin wir unsere Augen wandten, starrte uns der Tod in der schrecklichsten und grassesten Gestalt an."

18. Der Waffenstillstand zu Villafranca 8. Juli.

Mit Solferino war für Oestreich die Lombardei verloren, deren Grenze die Truppen am Morgen nach der Schlacht überschritten. Schon am 28. setzten auch die Verbündeten über den Mincio und erhielten eine wesentliche Verstärkung durch das 35,000 Mann starke Corps des Prinzen Napoleon, das dieser in Toskana gesammelt hatte, und am 30. seinen Marsch über Massa und Parma richtend, mit dem Hauptheere der Alliirten vereinigte. Das berühmte Festungswerk war nun erreicht; Peschiera schlossen die Piemontesen ein, Mantua sollte beobachtet, Verona belagert werden; ein französisches Corps nahm bei Brescia Stellung, um Garibaldi zu unterstützen, der am Stilfser Joch gegen Tyrol Stellung nahm; eine französische Flotte mit schwimmenden Batterien war am 16. vor Venedig erschienen und hatte 10,000 Mann Landungstruppen auf der kleinen Insel Lussin piccolo ausgeschifft. Die Wogen des Kriegs schienen von allen Seiten in einer neuen gewaltigen Brandung über Oestreichs Heer zusammenschlagen zu wollen und während ganz Europa in athemloser Spannung auf die Nachricht von einer großen Schlacht innerhalb der östreichischen Festungen harrte, wird es plötzlich am 8. Juli mit der kaltblütigen Meldung überrascht, daß zwischen Napoleon und dem Kaiser von Oestreich zu Villafranca ein Waffenstillstand geschlossen, und bereits Unterhandlungen über Friedenspräliminarien im Gange sein.

In den Tagen nach der Schlacht von Solferino soll die Umgebung Napoleons ein gewisses geheimnißvolles Wesen am Kaiser bemerkt haben. Alles dachte an einen Handstreich auf Verona, als plötzlich am 6. Juli Abends der Kaiser in Gegenwart des Königs Victor Emanuel zu Fleury sagte: „Mein lieber General, ich bedarf eines milden, versöhnlichen liebenswürdigen Mannes und militärischen Diplomaten. Ich habe an Sie gedacht. Bringen Sie dieses Schreiben dem Kaiser von Oestreich nach Verona."

Dort war das Volk und die Armee nicht wenig erstaunt und bestürzt, als man den französischen General, eskortirt von östreichischen Uhlanen, in einer Chaise anfahren sah, der ein die weiße Friedensfahne tragender französischer Guide voranritt.

Der Waffenstillstand ward wirklich am 8. Juli zwischen beiden Kaisern unterhandelt und von Marschall Vaillant und Baron Heß unterzeichnet.

Der Kaiser von Oestreich war zu diesem Zwecke von Napoleon eingeladen

nach Villafranca gekommen. Einige hundert Kanonenschüsse verkündeten dort die Ankunft beider Kaiser, welche nach der ersten Begrüßung und Vorstellung der Personen ihrer Begleitung bis Abends 5 Uhr in einem besondern Gemache über die Friedenspräliminarien unterhandelten.

Was Napoleon veranlaßt haben konnte, in seiner Siegeslaufbahn einzuhalten und dem geschlagenen Feinde einen Waffenstillstand und Frieden anzubieten, kann nur zweierlei sein — entweder seine Mäßigung oder seine Bedrängnisse. Daß die letzteren der Grund gewesen, ist wohl am meisten naheliegend. Oestreich war zwar geschlagen, aber das Heer nicht entmuthigt, hatte seine militärischen Hilfsquellen zur Hand und Deutschland als Deckung hinter sich, da Preußen und Deutschland bei der bevorstehenden Verletzung der deutschen Grenzen durch Garibaldi die Neutralität brechen mußte. Es war ferner das östreichische Heer innerhalb seiner Festungen in fast unangreifbarer Stellung.

Die Lage des Siegers Napoleon war weit weniger günstig. Seine Armee war geschwächt und die Verstärkung von dem Corps Napoleon kaum in Anschlag zu bringen, da der größte Theil desselben aus Italienern bestand. Die französische Armee war fern von der Heimath, erschöpft durch harte Kämpfe, hatte Mangel an Pferden und gar kein Belagerungsgeschütz zur Hand. Zudem drohten noch zwei furchtbarere Feinde: Preußen mit Deutschland, als östreichische Alliirte und endlich die ihm bereits über den Kopf gewachsene, von ihm heraufbeschworene Revolution in Italien. Unter solchen Umständen mußte wohl der Friede für Napoleon wünschenswerth sein und konnte er auch im Jahre 1859 das eine kaiserliche Wort nicht halten: „er werde Italien bis zur Adria befreien“ so konnte er doch das andere in Erfüllung gehen lassen, das er bei seiner Abreise siegesgewiß gegeben: „daß er bei den Herbstjagden in Compiegne wieder zurück sein werde“, und es fragt sich, ob im Jahre 1860 seinen politischen Ränken es nicht gelingen werde, auch sein erstes Wort noch zu erfüllen; die gegenwärtigen Verhältnisse lassen es wenigstens fast befürchten!

19. Einzug der Armee von Italien in Paris.

Der 14. August des vorigen Jahres bot ein für ein deutsches Herz trauriges Schauspiel dar. Schon den Tag zuvor prangte Frankreichs Metropole im Festesglanz; an allen Häusern glänzten die Farben Frankreichs, von allen Fenstern flatterte das Weiß, Blau und Roth, und in denselben Farben schimmerten Lampen, Balkons, mit Decken und Bändern geschmückt und zahlreiche Zuschauer-Tribünen. Der heranbrechende Festmorgen fand ganz Paris auf den Beinen; soweit man blicken konnte, bedeckte eine unabsehbare Menschenmenge die Straßen. Den ganzen Boulevard hinab konnte auch kein Apfel zur Erde fallen und die Häuser waren bis unter das Dach, ja die Dächer selbst mit Menschen besetzt; auf den Schornsteinen hockten die Menschen; dort oben in der luftigen Höhe wandelten Frauen, in der einen Hand den Sonnenschirm haltend zur Vertheidigung gegen die Strahlen, in der andern den Fächer, sich Kühlung zu wedeln gegen die sich steigernde Hitze, gegen welche sich

hier nicht der mindeste Schutz bot. Unten in den Straßen wogte die Menschenmenge wie das vom Sturme aufgeregte Meer. In der Rue Rivoli hatten die Truppen Spaliere gebildet, sie lagen in Gruppen auf der Erde und frühstückten wie im Lager. Eine eine halbe Elle langes Brod mit Wurst oder Schinken und die Feldflache dazu mundete ihnen trefflich; ihre Kleider zu schonen, hatten sie ihre Taschentücher untergelegt. Schon waren die 21 Kanonenschüsse verhallt, welche des Kaisers Abgang aus den Tuillerien nach dem Boulevard de la Bastille verkündeten. In gespannter Erwartung richtete Alles die Augen nach der Seite, woher der Zug kommen sollte. Jetzt biegt der Etatmajor der Nationalgarde um die Ecke des Boulevard, um das Nahen des Zuges anzuzeigen, und gleich darauf erscheint der Kaiser, begleitet von seinem glänzenden Stabe, er selbst allein in der Mitte reitend.

Der Kaiser ritt den Braunen, der ihn in der Schlacht von Solferino getragen; eine reich mit Gold gestickte Decke zierte das Pferd; die Sporen des Kaisers waren golden, seine Uniform die eines Marschalls. Seine Figur, die sich wegen seines langen Oberleibes zu Pferde besser ausnimmt als zu Fuß, ist nicht gerade imponirend; das Gesicht mit dem spärlichen Haar über der engen Stirn, dem dunklen Teint, der langen Nase, den tiefliegenden unstät blickenden schwarzen Augen und dem dünnen gewichsten Barte hat sicher eher etwas Unheimliches als etwas Gewinnendes und verleiht seiner Erscheinung den Charakter des Abstoßenden. Ein Jubelruf empfing ihn, aber nur einmal ausgebracht, glich er keinem Jubelschrei einer begeisterten Menge, sondern vielmehr dem bestellten Rufe der Theaterclaqueurs.

Die Hundertgarden waren in einer Abtheilung dem Kaiser vorausgegangen und folgten ihm in einer zweiten nach. Ihre blaue Uniform, ihre wehenden Federbüsche an den blitzenden Helmen, ihr schönen Rosse bildeten einen grellen Contrast mit den folgenden Feldtruppen, welche sich in der italienischen Sonne braungesengt und ihre Kleider in den Feldlagern geschwärzt hatten und sichtlich das Bild des Krieges in seiner verheerenden Wirkung schauen ließen. Fünf Stunden dauerte nun der lange Zug. Den Hundertgarden folgten nun die Garden, zuerst die Jäger zu Pferde, alle mit Bouquets in der Hand, welche ihnen der Enthusiasmus zugetheilt, und stürmischer Beifallsruf empfing die kleine Truppe. Dann erschienen die Gardezuaven in ihren rothen Pluderhosen, über den bärtigen braunen Gesichtern den weißen Turban gewunden, unter dem ihre Tigeraugen drohend hervorblitzten, dann die unheimlichen grimmig blickenden Turcos in ihren himmelblauen Jacken und weißen Turbanen, welche einen unangenehmen Contrast mit den oft negerfarbig gebräunten Gesichtern bildeten. Ein jubelndes Hoch empfing sie und Kränze und Blumen überschütteten diese Kinder Afrika's. Die Franzosen wissen recht wohl, wem sie ihre Siege danken und man konnte heute sehen, wie sehr das französische Volk mit seiner Armee zusammenhing und wie es in ihr den Bewahrer seiner Nationalehre und seines Ruhmes erblickte und wie seiner Eitelkeit geschmeichelt war, französische Waffen als siegreich begrüßen zu dürfen. Jeder Adler wurde mit neuem Jubel begrüßt und mit Blumen geschmückt. Rührend war es, wenn ein Zu-

schauer unter den zurückkehrenden Kriegern einen Freund erkannte und in die Reihen hineinstürzte, um ihn an seine Brust zu drücken und zu herzen.

Den Garden folgten die östreichischen Fahnen und Kanonen, die prahlerisch vorübergeführt wohl einen Augenblick Jubel erregten, aber bald war er verhallt und die Menge rief: „et voilà tout?“ Es war für einen ganzen Krieg zu wenig Ausbeute, besonders als nun die Armeecorps folgten, ihre Verwundeten an der Spitze, die müden abgesetzten decimirten Regimenter mit dem verblichenen Roth der Mützen, den abgenutzten Uniformen und den kleinen, mageren, hinfälligen Pferden. Vor solcher Wahrheit erblaßte denn doch all dieser prahlerische Schein; es mußte doch viel französisches Blut geflossen sein, um die Blumen hervorzubringen, die jetzt als Siegeskränze und Bouquets die Bajonnete der einziehenden Truppen schmückten!

An der Spitze ihrer Corps ritten die Marschälle. Eine ehrwürdige Erscheinung war der alte hochgewachsene Marschall Baraguay d'Hilliers, mit weißem Haar und weißem Bart. Jauchzend begrüßte die Menge den würdigen Helden; als aber Canrobert erschien, der schöne lebensfrische Mann, da ward man unwillkürlich an Moreau erinnert, so heldenhaft, so ritterlich stolz saß er auf seinem prächtigen Araber und grüßte galant die schönen Frauen, welche nicht müde wurden, ihn mit Blumen und Beifall zu überschütten. Stolz und schön ritt er dahin, gefeiert und gekrönt und der Begeisterung würdig, mit welcher ganz Frankreich diesem Helden anhängt. Ein anderes Bild bot Mac Mahon, der ernst und düster mit gefurchter Stirne durch die jubelnde Volksmenge dahinritt.

Mit Stolz, Liebe und Begeisterung sieht das französische Volk auf seine Armee und ihre Führer, das fühlt auch jeder einzelne Soldat und daher entspringt auch jenes Selbstbewußtsein, jenes Hochschätzen des eigenen Ichs, das den einzelnen Soldaten seinen Werth erkennen und ihn jene Wunder der Tapferkeit vollbringen läßt. Nie wird eine andere Armee diesen „élan“ erlernen, den schon die Mutter Natur dem Franken in's Blut gemischt hat. Darum wird aber auch andererseits im Unglück nie eine andere Armee so schnell deprimirt werden, als eben die französische — übermüthig im Glück, klein im Unglück! Welche moralische Kraft dagegen hat trotz höchster Widerwärtigkeiten und unbegrenzten Unglücks die heldenmüthig sich opfernde östreichische Armee an den Tag gelegt! Bei dieser Vergleichung springt uns die Wahrheit der Worte Pelissiers in die Augen: „Stände ich an der Spitze der Oestreicher, so wäre kein Franzose mehr in Italien.“

Nicht ohne Besorgniß möchte man bei dieser Betrachtung den nächsten Ereignissen entgegensehen, denn nicht gleiche Führer hat Deutschland diesen intelligenten und energischen Generalen, die unter den schwierigsten Verhältnissen praktisch gebildet wurden und die Examen ihres Feldherrntalents auf verschiedenen Schlachtfeldern abgelegt haben, entgegenzustellen. Aber muß es sein, so werden Deutschlands Heere wie einst in alter Kraft dastehen und es wird ihnen nicht an braven und tapferen Generalen fehlen, die sich der Krieg schnell und bestimmt zu erziehen weiß!

VIII. Napoleon III.

Kaiser der Franzosen.

Passend erscheint es, den Cyklus unserer Geschichtsbilder mit der biographischen Skizze des Mannes zu schließen, der zur Zeit unter allen Herrschern Europa's den mächtigsten Einfluß auf die Geschicke der Länder und Nationen dieses Erdtheils ausübt, Napoleon III.

Wie ein glänzendes Meteor stieg er am politischen Himmel herauf und strahlt jetzt gleichsam als der Stern, um den sich die Politiker wie die Planeten um die Sonne bewegen. Dieser merkwürdige und mit ungewöhnlichen Geisteskräften ausgerüstete Mann ist als der zweite Sohn Ludwig Napoleon, dem ehemaligen Könige von Holland von der Königin Hortensie Eugenie am 20. April 1808 geboren. Bei dem Sturze seines Onkels erst sieben sieben Jahre alt, theilte er schon in so zarter Jugend das harte Loos der Napoleoniden, das Loos der Verbannung. Anfangs lebte er mit seiner Mutter Hortensie in Augsburg, später auf ihrem Schloß Arenenberg im Canton Thurgau; er trat als Capitain in die Armee dieser Republik, nachdem er auf der Thuner Militärschule Artilleriewissenschaften studirt hatte. Dort war sein Lehrer, der spätere schweizerische Obergeneral Dufour. Als Dank für die mannigfachen Wohlthaten, die seine Mutter den Armen in der Umgegend von Arenenberg erwies, schenkte ihm der Canton Thurgau das Ehrenbürgerrecht. In jener Zeit wird uns Louis Napoleon als ein ernster, nachdenklicher junger Mann geschildert, der übrigens die Freuden und Genüsse der Jugend keineswegs verschmähte. Seine Mutter nannte ihn ihren „sanften Starrkopf" (doux entêté).

Der Schauplatz der ersten Thätigkeit des jungen Prinzen Ludwig Napoleon war Italien. In dieses schöne, aber wenig glückliche Land hatten sich die Stürme der Julirevolution hinübergezogen und rüttelten gefährlich an den Thronen Roms und der übrigen alten Dynastien in Italien. Modena, Bo-

logna und Ferrara hatten sich erhoben und bewaffnete Flüchtlingsschaaren überschwemmten von Lyon her das Land, überall die Fahne der Insurrection aufpflanzend, in die bereits napoleonische Ideen geworfen worden waren. Nun sehen wir auch alsbald die Repräsentanten dieser Ideen thätig in der Revolution auftreten. Napoleon Ludwig, der älteste Sohn des Königs von Holland, der nach dem damals noch lebenden Herzog von Reichsstadt die ersten Ansprüche auf den französischen Kaiserthron hatte, damals 27 Jahre alt, lebte in Rom bei seinem Vater und ließ sich schon hier in die italienische Verschwörung ein, weßhalb er vom Papst ausgewiesen wurde. Er brachte den Winter mit seinem jüngeren Bruder, Carl Ludwig Napoleon, damals 22 Jahre alt, in Florenz zu. Als nun im Februar die Revolution ausbrach, reisten die beiden Brüder heimlich nach Spoleto und traten hier öffentlich zu den Insurgenten über, mit Begierde die erste Gelegenheit nützend, um sich in die Weltgeschichte einzuführen. Die Revolution war Ende März schon durch die östreichischen Waffen niedergeworfen und unter den zahlreichen Flüchtlingen befanden sich auch die beiden napoleonischen Brüder. Der ältere erlag den Strapazen der Flucht in Forli am 17. März und als die Mutter, Königin Hortensie, in zärtlicher Besorgniß den Söhnen nachreiste, fand sie nur den jüngsten wieder, den sie in ihrem Gefolge als Diener verkleidet, glücklich aus Italien rettete. Ludwig Napoleon flüchtete nun nach England, dem Asyl Aller, deren politische Pläne sich mit den bestehenden Verhältnissen im Widerspruch befinden. In England verweilte er jedoch nicht lange, sondern begab sich wieder in die Schweiz, auf das Schloß Arenenberg. Hier beschäftigten ihn in seinen Mußestunden literarische Arbeiten; damals schrieb er seine „Rêveries politiques“, in welchen er die Nothwendigkeit der napoleonischen Dynastie für Frankreich darzuthun suchte, ferner seine „Considérations politiques et militaires sur la Suisse“, sowie sein „Manuel sur l'Artillerie“.

Sein rastloser Eifer verrieth, daß er seines großen Oheims nicht unwürdig sein wollte und als er durch den Tod des Herzogs von Reichstadt (1832) der gesetzliche Erbe der napoleonischen Familie geworden, glaubte er die Zeit zur praktischen Anwendung seiner Theorie von der providentiellen Rolle der Napoleoniden gekommen. In der That schienen ihm auch die Verhältnisse günstig zu sein, die Franzosen waren mit der friedlichen Politik König Philipps unzufrieden und seine Regierung als illegitime verhaßt. Die Schilderhebung des Napoleoniden war daher wohl entschuldbar und es scheint, daß die Aufmunterung einflußreicher Persönlichkeiten in Paris den kühnen Plan hervorgerufen habe. Bekannt ist darüber nichts Weiteres, man weiß nur, daß Ludwig Napoleon im Juni 1836 Arenenberg verließ, sich nach Baden-Baden begab, dort mit mehreren französischen Offizieren in den nahgelegenen Garnisonen verkehrte und endlich den Oberst Vaudrey für sich gewann, der die in Straßburg garnisonirende Artillerie commandirte. Im August begab sich Ludwig Napoleon selbst in die Stadt und regelte die weiteren Vorbereitungen. Am 30. October früh fünf Uhr brach das Attentat los. Oberst Vaudrey stellte dem 4 Artillerieregimenter im Hof der Kaserne Austerlitz

Ludwig Napoleon vor mit den Worten: „Soldaten! Eine große Revolution beginnt in diesem Augenblick. Der Neffe des Kaisers steht vor Euch. Er kommt sich an Eure Spitze zu stellen. Er hat den Boden Frankreichs betreten, um dem Vaterlande seinen Ruhm und seine Freiheit wiederzugeben. Jetzt gilt es, für eine große Sache, die Sache des Volkes, zu siegen oder zu sterben. Soldaten! kann der Neffe des Kaisers auf Euch rechnen?" Das Artillerieregiment erklärte sich wirklich für Ludwig Napoleon und folgte ihm nach der Finkenmattcaserne, wo er eben so rasch das 46. Infanterie-Regiment zum Uebertritt bewegen zu können wähnte. Aber die Geistesgegenwart des Obersten Taillandier erhielt das Regiment in seiner Treue und Ludwig Napoleon mit den übrigen Verschworenen sahen sich sofort gefangen.

Ludwig Philipp war unangenehm überrascht, als man ihm den gefangenen Prinzen nach Paris brachte und ließ ihn sogleich wieder frei, da er sich für immer lächerlich gemacht habe und somit auch nicht mehr gefährlich sei und begnügte sich schließlich, den kühnen Verschwörer nach den Vereinigten Staaten zu schicken. Als damals der beschämte Prinz über den atlantischen Ocean schiffte, hätten ihm wohl nur wenige Stimmen in Europa eine große Zukunft prophezeit, aber er blieb ungebeugt und vertraute seinem Sterne. Es ist auch nicht wohl vorauszusetzen, daß er ein Gelingen seines Versuchs auf das erste Mal sich eingebildet habe, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß er sich damit begnügte, durch sein Unternehmen auch im Falle des Mißlingens wenigstens die Augen der Welt auf sich zu ziehen,

Der entlegene Aufenthalt in den Vereinigten Staaten paßte nicht zu den Plänen Ludwig Napoleons und er kehrte daher, als er erfuhr, daß seine Mutter aus Kummer um ihn schwer erkrankt sei, noch im Jahr 1837 nach der Schweiz zurück. Als aber die französische Regierung seine Ausweisung aus der Schweiz verlangte und diese Forderung durch Ansammlung einer Truppenmacht an der Schweizergrenze unterstützte, fand es Ludwig Napoleon für gerathener, die Schweiz aufs Neue zu verlassen und abermals in England ein Asyl zu suchen.

Indessen waren seine Mitverschworenen am 18. Jan. 1837 von den Assisen freigesprochen worden, ein Umstand, der ganz geeignet war, den Prinzen zu neuen Unternehmungen aufzufordern, wenn eine französische Jury diejenigen für unschuldig zu erklären gewagt hatte, die die Herstellung eines französischen Kaiserreichs beabsichtigt hatten. Ein neues Unternehmen der Art war daher zu erwarten und erfolgte auch, schlug aber noch kläglicher fehl, als das erste. Er miethete in London ein Dampfschiff und schiffte sich mit dem bekannten Grafen Montholon, General Voison, 53 andern Personen und einem zahmen Adler, um diesen über seinem Haupte aufsteigen zu lassen, ein und landete am 6. August in der Nähe von Boulogne. Gegen 5 Uhr Morgens zog die Schaar mit dem Rufe: „es lebe der Kaiser!" durch die Stadt, wurde aber von der rasch versammelten Nationalgarde gefangen genommen. Der Prinz, von Kugeln verfolgt, hatte sich zwar auf ein Boot geflüchtet, es schlug aber um, und er wäre fast ertrunken. Er wurde nach Paris gebracht und vor die Pairskammer gestellt. Er vertheidigte sich selbst. „Obgleich von Waffen

zösischen Batterien zu Boden. Nun begann die ganze französische Schlachtlinie im Centrum und auf den Flügeln den Sturm. Der Kaiser Napoleon stellte sich im dichtesten Kugelregen an die Spitze seiner Garden und mit dem Zeigefinger auf die Höhe von Solferino zeigend, rief er: „Allons mes voltigeurs, à la baionette, culbutez moi tout cela!“ Er setzte sich so sehr der Gefahr aus, daß östreichische Husaren ganz in die Nähe seines Generalstabs kamen und diese die Rettung vor Gefangenschaft nur der Schnelligkeit ihrer Pferde verdankten.

In tiefen Colonnen marschirte die Division Forey, begleitet von den Gardevoltigeurs und einem Theil der Gardeartillerie, gegen die steilen Höhen von Solferino. Letztere hatte große Mühe, in den von Weingärten, Maulbeerpflanzungen und Gegenständen aller Art durchschnittenen Terrain vorwärts zu kommen, dessen Wege überdieß von den Oestreichern theilweise zerstört waren. Dichte Tirailleurketten eilten von Hecke zu Hecke, von Baum zu Baum, um so rasch wie möglich an den untern Raum der Hügelescarpe von Solferino zu kommen, welche durch ihren steilen Abhang vor dem Geschützfeuer der Oestreicher schützte. Am Abhange aber aus den Weingärten heraus empfing die Franzosen ein mörderisches Flintenfeuer der östreichischen Jäger, das ununterbrochen fortrollte. Ermüdet von der fürchterlichen Hitze und nicht im Stande, die steile Bergwand empor zu klettern, mußten die Franzosen sich zurückziehen, wobei die am Eingange des Dorfes Solferino erbaute Redoute sie mit einem Hagel von Vollkugeln und Granaden überschüttete. Da stellte sich General Forey, den blanken Degen schwingend und mit dem Ruf: „En avant mes enfants, pour la gloire de la France!“ an die Spitze der wankenden Colonnen und führte sie unter dem dichtesten Kugelregen gegen die Höhen. Allein ein fürchterlicher Kartätschenhagel warf sie zurück und viermal wurde der gräßliche Angriff vergebens wiederholt. Endlich fuhr die Gardeartillerie ganz dicht an die feindliche Stellung heran und eröffnete ein so entsetzliches Feuer, daß der Boden dröhnte und die Felsen und Bäume zu zittern schienen. Oben flogen die feindlichen Verschanzungen, die Häuser, Barrikaden und Bäume in Stücke und eine ungeheure Rauch- und Staubwolke beklemmte den Athem der Stürmenden, die, den grauenvollen Wirrwarr benützend, zum fünften Male vorwärts drangen. Die Gardevoltigeurs bohrten ihre Gewehre in den Bergabhang und kletterten von allen Seiten die Höhe hinauf. Binnen 5 Minuten gelang es ihnen, am Dorfeingang sich festzusetzen und bis an die Kirche vorzudringen.

Dort auf dem Thurme, dem Kirchhofe und einigen der nächsten Häuser hatte sich das Regiment Reischach postirt und ward erst nach blutigem Kampfe, nachdem es oft zum Bajonnet gegriffen hatte, zurückgedrängt. Der Kampf im Dorfe selbst war ein wüthendes Gemetzel, besonders am Eingange, der verbarrikadirt war, während die hohen Gartenmauern zu beiden Seiten mit Schießscharten versehen waren und von einem Vorsprung zur Rechten des Wegs die oben schon genannte Batterie mit einem Hagel von Kartätschen den Eingang flankirte.

Dennoch forcirten ihn endlich die Franzosen und nun begann einer jener blutigen Straßenkämpfe, die diesem Kriege eigenthümlich sind. Jedes Haus

war mit Schießscharten durchbrochen und von den Oestreichern besetzt, die, da die Eingänge verrammelt waren, bis auf den letzten Mann kämpfen oder sich ergeben mußten.

Nach der Einnahme von Solferino nahm die Aktion, die vorher den Charakter einer Kette selbstständig geführter Gefechte trug, wirklich das Ansehen einer Feldschlacht an, bei welcher die Massen-Taktik mit in's Spiel kommt. Position auf Position wurde den Oestreichern genommen und der rechte französische Flügel operirte mit dem französischen Centrum von der Ebene aus gegen Cavriana. Während eine französische Colonne auf der am Fuße der Hügel nach Cavriana führenden Straße vorrückte, folgte der Hauptkörper in wilder Hatz über Berg und Thal nach dem Thurm von Cavriana.

Aus der Geschwindigkeit, mit der diese Colonnen vordrangen, erkannte man, daß die dort zusammengedrängten Oestreicher nicht mehr darauf bedacht seien, diese Stellung zu halten, sondern nur einen sichern und geordneten Rückzug auszuführen. Die Oestreicher hatten keine Reserven mehr und die im Feuer gewesenen Truppen waren vollständig erschöpft. Endlich wurde den Oestreichern auch noch das Wetter ungünstig. Man hatte sich bis jetzt unter einem hellen Himmel in der Hitze eines italienischen Junitages geschlagen, als plötzlich dem Dröhnen der Kanonen und dem Knattern des Gewehrfeuers das furchtbare Rollen des Donners folgte und in allen Himmelsgegenden Blitze zuckten. Ströme von Hagel und Regen trafen, von einem rasenden Winde gepeitscht, die Franzosen im Rücken und schlugen den Oestreichern gerade in's Gesicht.

Während des Gewitters erfaßte die beiden streitenden Heere eine wahre religiöse Scheu. Die Waffen ruhten, wie auf höheren Befehl, jedes Gemüth war im Innersten bewegt, als zürne der Himmel über dieses blutige Schlachten.

Graf Schlick hatte schon an die beiden Flügel Meldung geschickt, daß er, in der Mitte zurückgedrängt, die Schlacht abbrechen müsse. Auf dem linken Flügel, wo das Gefecht unentschieden war, hatte der Rückzug die meisten Schwierigkeiten. Canrobert hatte dem General Niel eine Division und eine Brigade geschickt, aber dennoch konnten die Oestreicher ihren Rückzug, ohne von den Franzosen energisch verfolgt zu werden und indem sie Guidozzolo bis in die Nacht behaupteten, bewerkstelligen. Besonders führte die Artillerie einen sehr guten Rückzug in Staffelform aus, während die Cavallerie durch eine Charge den Feind etwas zurückhielt. Einige glänzende Chargen der Chasseurs d'Afrique vermochten nicht, den Feind in seinem geordneten Rückzug nach Goito zu stören.

Benedeck auf dem rechten Flügel erhielt den Befehl zum Rückzug in dem Augenblicke, wo die Piemontesen auf's Neue zum Sturme auf San Martino heranrückten. Er stellte sich persönlich an die Spitze dreier Bataillone, führte sie dem andringenden Feind entgegen, warf ihn nochmals siegreich die Höhen hinab und trat dann, unbesiegt, nun dem Befehle gehorchend, den Rückzug an.

Im Centrum fand der letzte Kampf unter den Augen des östreichischen Kaisers bei Cavriana statt. Er war Zeuge, wie zwei Brigaden des 7. Armeecorps das Dorf und die umliegenden Höhen noch längere Zeit vertheidigten. Auch der östreichische Kaiser setzte sich hier bei diesem Kampfe dem heftigsten

Kugelregen aus und begab sich im entscheidenden Augenblick vor die Front eines zum Angriff vorrückenden Grenzerbataillons, es mit den Worten aufmunternd: „vorwärts ihr Braven, auch ich habe Weib und Kind zu verlieren!“ Allein die glänzendste Tapferkeit der Soldaten vermochte das nicht gut zu machen, was ungeschickte Disposition verdorben hatte; auch die letzte Stellung ging verloren und die Oestreicher zogen sich langsam von Höhe zu Höhe, während ihre Geschütze in jeder geeigneten Stellung auffuhren und den nachfolgenden Feind zurückhielten, zurück. In dem Bosco Scuro hinter Cavriana hörte jede Verfolgung von Seiten des Feindes auf. Die Höhen, dem Ort unmittelbar gegenüber, wurden bis 10 Uhr Nachts von den Oestreichern besetzt gehalten. Bis zur gleichen Stunde hatten sie auch noch Guidizzolo und Pozzolengo inne. Am Morgen des folgenden Tages zog sich die Armee über den Mincio zurück.

In der blutigen Schlacht von Solferino hatten 300,000 Mann mit 500 Kanonen gegen einander gekämpft. Der Verlust der Alliirten betrug 20,000 Mann, worunter 1 General (Leboeuf), 7 Oberste, gegen 150 Offiziere. Verwundet wurden die Generale Auger, Dieu, Ladmirault und 600 Offiziere. Ein Regiment Turcos hatte mit Ausnahme eines Hauptmannes alle seine Offiziere verloren. Die Fanti'sche (sardin.) Division verlor alle ihre Obersten, drei blieben todt auf dem Platze, der vierte war verwundet. Im Ganzen betrug der Verlust der Sardinier 50 todte und 170 verwundete Offiziere, 700 getödtete, 3400 verwundete und 2000 vermißte Soldaten.

Ein französisches (2000 M. starkes) Linienregiment verlor 500 Mann, ein anderes, das schon bei Magenta stark gelitten hatte, wurde buchstäblich zersprengt, ebenso ein Regiment Garde-Chasseurs.

Die Oestreicher geben ihren Verlust auf 286 todte und 453 verwundete Offiziere (worunter 4 Generale, Crenneville, Baltin, Balffy, Blomberg), und 2184 todte und 9207 verwundete Soldaten an. Die Zahl ihrer Gefangenen betrug nach französischen Angaben 6000 Mann. Außerdem verloren sie 30 Kanonen und 4 Fahnen.

Den Anblick des Schlachtfeldes, auf dem die Franzosen und Piemontesen Herren des Platzes, den sie im Heldenkampfe Zoll für Zoll gewonnen, ihr Lager aufgeschlagen, schildert uns ein Correspondent des Londoner Telegraph folgendermaßen: „Mitten unter ungeheuren Haufen von Leichnamen, die zu begraben noch keine Zeit war, standen die Zelte der Franzosen und Piemontesen. Die Leichen lagen in Haufen von 20—30 an Stellen, wo die Bomben explodirt hatten und an andern Stellen, wie herumgesäet. Alle befanden sich noch in derselben Stellung, in welcher der Tod sie betroffen hatte. Hier lag Einer mit erhobenem Arm, als hätte er den Hieb abwehren wollen, der seinen Schädel gespalten und sein Hirn weit umher verspritzt hatte. Dicht daneben ein Anderer, die starre Hand auf seine von einer Kartätsche zerschmetterten Brust gedrückt. Einem Andern lag noch ein trotziges Lächeln der Verachtung auf seinen Zügen. Einige lagen auf dem Rücken, ihre Gesichter mit den stieren Augen gen Himmel gerichtet, als ob sie inmitten ihres letzten Gebetes vom Würgengel abberufen seien. Weiterhin lag ein Ungar, der seine Kleider in eine gräßlich

klaffende Wunde in der Nähe des Herzens gestopft hatte. Zu seiner Linken ein Tyroler, noch mit der Patrone, die er eben abzureißen im Begriffe gewesen war, zwischen den Zähnen. Zur Rechten ein Kroat, dem eine Kugel den Kopf glattweg von Rumpfe gerissen hatte. Der Kopf lag noch daneben, und es sah schauderhaft aus, wie die weitaufgerissenen Augen den Rumpf anzuglotzen schienen. Auf dem Leichnam eines böhmischen Offiziers sahen wir einen Hund, der darauf zu warten schien, daß sein Herr aufstehe . . — Ueberall, wohin wir unsere Augen wandten, starrte uns der Tod in der schrecklichsten und grassesten Gestalt an."

18. Der Waffenstillstand zu Villafranca 8. Juli.

Mit Solferino war für Oestreich die Lombardei verloren, deren Grenze die Truppen am Morgen nach der Schlacht überschritten. Schon am 28. setzten auch die Verbündeten über den Mincio und erhielten eine wesentliche Verstärkung durch das 35,000 Mann starke Corps des Prinzen Napoleon, das dieser in Toskana gesammelt hatte, und am 30. seinen Marsch über Massa und Parma richtend, mit dem Hauptheere der Alliirten vereinigte. Das berühmte Festungswerk war nun erreicht; Peschiera schlossen die Piemontesen ein, Mantua sollte beobachtet, Verona belagert werden; ein französisches Corps nahm bei Brescia Stellung, um Garibaldi zu unterstützen, der am Stilfser Joch gegen Tyrol Stellung nahm; eine französische Flotte mit schwimmenden Batterien war am 16. vor Venedig erschienen und hatte 10,000 Mann Landungstruppen auf der kleinen Insel Lussin piccolo ausgeschifft. Die Wogen des Kriegs schienen von allen Seiten in einer neuen gewaltigen Brandung über Oestreichs Heer zusammenschlagen zu wollen und während ganz Europa in athemloser Spannung auf die Nachricht von einer großen Schlacht innerhalb der östreichischen Festungen harrte, wird es plötzlich am 8. Juli mit der kaltblütigen Meldung überrascht, daß zwischen Napoleon und dem Kaiser von Oestreich zu Villafranca ein Waffenstillstand geschlossen, und bereits Unterhandlungen über Friedenspräliminarien im Gange sein.

In den Tagen nach der Schlacht von Solferino soll die Umgebung Napoleons ein gewisses geheimnißvolles Wesen am Kaiser bemerkt haben. Alles dachte an einen Handstreich auf Verona, als plötzlich am 6. Juli Abends der Kaiser in Gegenwart des Königs Victor Emanuel zu Fleury sagte: „Mein lieber General, ich bedarf eines milden, versöhnlichen liebenswürdigen Mannes und militärischen Diplomaten. Ich habe an Sie gedacht. Bringen Sie dieses Schreiben dem Kaiser von Oestreich nach Verona."

Dort war das Volk und die Armee nicht wenig erstaunt und bestürzt, als man den französischen General, eskortirt von östreichischen Uhlanen, in einer Chaise anfahren sah, der ein die weiße Friedensfahne tragender französischer Guide voranritt.

Der Waffenstillstand ward wirklich am 8. Juli zwischen beiden Kaisern unterhandelt und von Marschall Vaillant und Baron Heß unterzeichnet.

Der Kaiser von Oestreich war zu diesem Zwecke von Napoleon eingeladen

nach Villafranca gekommen. Einige hundert Kanonenschüsse verkündeten dort die Ankunft beider Kaiser, welche nach der ersten Begrüßung und Vorstellung der Personen ihrer Begleitung bis Abends 5 Uhr in einem besonderen Gemache über die Friedenspräliminarien unterhandelten.

Was Napoleon veranlaßt haben konnte, in seiner Siegeslaufbahn einzuhalten und dem geschlagenen Feinde einen Waffenstillstand und Frieden anzubieten, kann nur zweierlei sein — entweder seine Mäßigung oder seine Bedrängnisse. Daß die letzteren der Grund gewesen, ist wohl am meisten naheliegend. Oestreich war zwar geschlagen, aber das Heer nicht entmuthigt, hatte seine militärischen Hilfsquellen zur Hand und Deutschland als Deckung hinter sich, da Preußen und Deutschland bei der bevorstehenden Verletzung der deutschen Grenzen durch Garibaldi die Neutralität brechen mußte. Es war ferner das östreichische Heer innerhalb seiner Festungen in fast unangreifbarer Stellung.

Die Lage des Siegers Napoleon war weit weniger günstig. Seine Armee war geschwächt und die Verstärkung von dem Corps Napoleon kaum in Anschlag zu bringen, da der größte Theil desselben aus Italienern bestand. Die französische Armee war fern von der Heimath, erschöpft durch harte Kämpfe, hatte Mangel an Pferden und gar kein Belagerungsgeschütz zur Hand. Zudem drohten noch zwei furchtbarere Feinde: Preußen mit Deutschland, als östreichische Alliirte und endlich die ihm bereits über den Kopf gewachsene, von ihm heraufbeschworene Revolution in Italien. Unter solchen Umständen mußte wohl der Friede für Napoleon wünschenswerth sein und konnte er auch im Jahre 1859 das eine kaiserliche Wort nicht halten: „er werde Italien bis zur Adria befreien“ so konnte er doch das andere in Erfüllung gehen lassen, das er bei seiner Abreise siegesgewiß gegeben: „daß er bei den Herbstjagden in Compiegne wieder zurück sein werde“, und es fragt sich, ob im Jahre 1860 seinen politischen Ränken es nicht gelingen werde, auch sein erstes Wort noch zu erfüllen; die gegenwärtigen Verhältnisse lassen es wenigstens fast befürchten!

19. Einzug der Armee von Italien in Paris.

Der 14. August des vorigen Jahres bot ein für ein deutsches Herz trauriges Schauspiel dar. Schon den Tag zuvor prangte Frankreichs Metropole im Festesglanz; an allen Häusern glänzten die Farben Frankreichs, von allen Fenstern flatterte das Weiß, Blau und Roth, und in denselben Farben schimmerten Lampen, Balkons, mit Decken und Bändern geschmückt und zahlreiche Zuschauer-Tribünen. Der heranbrechende Festmorgen fand ganz Paris auf den Beinen; soweit man blicken konnte, bedeckte eine unabsehbare Menschenmenge die Straßen. Den ganzen Boulevard hinab konnte auch kein Apfel zur Erde fallen und die Häuser waren bis unter das Dach, ja die Dächer selbst mit Menschen besetzt; auf den Schornsteinen hockten die Menschen; dort oben in der luftigen Höhe wandelten Frauen, in der einen Hand den Sonnenschirm haltend zur Vertheidigung gegen die Strahlen, in der andern den Fächer, sich Kühlung zu wedeln gegen die sich steigernde Hitze, gegen welche sich

hier nicht der mindeste Schutz bot. Unten in den Straßen wogte die Menschenmenge wie das vom Sturme aufgeregte Meer. In der Rue Rivoli hatten die Truppen Spalière gebildet, sie lagen in Gruppen auf der Erde und frühstückten wie im Lager. Eine eine halbe Elle langes Brod mit Wurst oder Schinken und die Feldflache dazu mundete ihnen trefflich; ihre Kleider zu schonen, hatten sie ihre Taschentücher untergelegt. Schon waren die 21 Kanonenschüsse verhallt, welche des Kaisers Abgang aus den Tuillerien nach dem Boulevard de la Bastille verkündeten. In gespannter Erwartung richtete Alles die Augen nach der Seite, woher der Zug kommen sollte. Jetzt biegt der Etatmajor der Nationalgarde um die Ecke des Boulevard, um das Nahen des Zuges anzuzeigen, und gleich darauf erscheint der Kaiser, begleitet von seinem glänzenden Stabe, er selbst allein in der Mitte reitend.

Der Kaiser ritt den Braunen, der ihn in der Schlacht von Solferino getragen; eine reich mit Gold gestickte Decke zierte das Pferd; die Sporen des Kaisers waren golden, seine Uniform die eines Marschalls. Seine Figur, die sich wegen seines langen Oberleibes zu Pferde besser ausnimmt als zu Fuß, ist nicht gerade imponirend; das Gesicht mit dem spärlichen Haar über der engen Stirn, dem dunklen Teint, der langen Nase, den tiefliegenden unstät blickenden schwarzen Augen und dem dünnen gewichsten Barte hat sicher eher etwas Unheimliches als etwas Gewinnendes und verleiht seiner Erscheinung den Charakter des Abstoßenden. Ein Jubelruf empfing ihn, aber nur einmal ausgebracht, glich er keinem Jubelschrei einer begeisterten Menge, sondern vielmehr dem bestellten Rufe der Theaterclaqueurs.

Die Hundertgarden waren in einer Abtheilung dem Kaiser vorausgegangen und folgten ihm in einer zweiten nach. Ihre blaue Uniform, ihre wehenden Federbüsche an den blitzenden Helmen, ihr schönen Rosse bildeten einen grellen Contrast mit den folgenden Feldtruppen, welche sich in der italienischen Sonne braungesengt und ihre Kleider in den Feldlagern geschwärzt hatten und sichtlich das Bild des Krieges in seiner verheerenden Wirkung schauen ließen. Fünf Stunden dauerte nun der lange Zug. Den Hundertgarden folgten nun die Garden, zuerst die Jäger zu Pferde, alle mit Bouquets in der Hand, welche ihnen der Enthusiasmus zugetheilt, und stürmischer Beifallsruf empfing die kleine Truppe. Dann erschienen die Gardezuaven in ihren rothen Pluderhosen, über den bärtigen braunen Gesichtern den weißen Turban gewunden, unter dem ihre Tigeraugen drohend hervorblitzten, dann die unheimlichen grimmig blickenden Turcos in ihren himmelblauen Jacken und weißen Turbanen, welche einen unangenehmen Contrast mit den oft negerfarbig gebräunten Gesichtern bildeten. Ein jubelndes Hoch empfing sie und Kränze und Blumen überschütteten diese Kinder Afrika's. Die Franzosen wissen recht wohl, wem sie ihre Siege danken und man konnte heute sehen, wie sehr das französische Volk mit seiner Armee zusammenhing und wie es in ihr den Bewahrer seiner Nationalehre und seines Ruhmes erblickte und wie seiner Eitelkeit geschmeichelt war, französische Waffen als siegreich begrüßen zu dürfen. Jeder Adler wurde mit neuem Jubel begrüßt und mit Blumen geschmückt. Rührend war es, wenn ein Zu-

schauer unter den zurückkehrenden Kriegern einen Freund erkannte und in die Reihen hineinstürzte, um ihn an seine Brust zu drücken und zu herzen.

Den Garden folgten die östreichischen Fahnen und Kanonen, die prahlerisch vorübergeführt wohl einen Augenblick Jubel erregten, aber bald war er verhallt und die Menge rief: „et voilà tout?“ Es war für einen ganzen Krieg zu wenig Ausbeute, besonders als nun die Armeecorps folgten, ihre Verwundeten an der Spitze, die müden abgesetzten decimirten Regimenter mit dem verblichenen Roth der Mützen, den abgenutzten Uniformen und den kleinen, mageren, hinfälligen Pferden. Vor solcher Wahrheit erblaßte denn doch all dieser prahlerische Schein; es mußte doch viel französisches Blut geflossen sein, um die Blumen hervorzubringen, die jetzt als Siegeskränze und Bouquets die Bajonnete der einziehenden Truppen schmückten!

An der Spitze ihrer Corps ritten die Marschälle. Eine ehrwürdige Erscheinung war der alte hochgewachsene Marschall Baraguay d'Hilliers, mit weißem Haar und weißem Bart. Jauchzend begrüßte die Menge den würdigen Helden; als aber Canrobert erschien, der schöne lebensfrische Mann, da ward man unwillkürlich an Moreau erinnert, so heldenhaft, so ritterlich stolz saß er auf seinem prächtigen Araber und grüßte galant die schönen Frauen, welche nicht müde wurden, ihn mit Blumen und Beifall zu überschütten. Stolz und schön ritt er dahin, gefeiert und gekrönt und der Begeisterung würdig, mit welcher ganz Frankreich diesem Helden anhängt. Ein anderes Bild bot Mac Mahon, der ernst und düster mit gefurchter Stirne durch die jubelnde Volksmenge dahinritt.

Mit Stolz, Liebe und Begeisterung sieht das französische Volk auf seine Armee und ihre Führer, das fühlt auch jeder einzelne Soldat und daher entspringt auch jenes Selbstbewußtsein, jenes Hochschätzen des eigenen Ichs, das den einzelnen Soldaten seinen Werth erkennen und ihn jene Wunder der Tapferkeit vollbringen läßt. Nie wird eine andere Armee diesen „élan“ erlernen, den schon die Mutter Natur dem Franken in's Blut gemischt hat. Darum wird aber auch andererseits im Unglück nie eine andere Armee so schnell deprimirt werden, als eben die französische — übermüthig im Glück, klein im Unglück! Welche moralische Kraft dagegen hat trotz höchster Widerwärtigkeiten und unbegrenzten Unglücks die heldenmüthig sich opfernde östreichische Armee an den Tag gelegt! Bei dieser Vergleichung springt uns die Wahrheit der Worte Pelissiers in die Augen: „Stände ich an der Spitze der Oestreicher, so wäre kein Franzose mehr in Italien.“

Nicht ohne Besorgniß möchte man bei dieser Betrachtung den nächsten Ereignissen entgegensehen, denn nicht gleiche Führer hat Deutschland diesen intelligenten und energischen Generalen, die unter den schwierigsten Verhältnissen praktisch gebildet wurden und die Examen ihres Feldherrntalents auf verschiedenen Schlachtfeldern abgelegt haben, entgegenzustellen. Aber muß es sein, so werden Deutschlands Heere wie einst in alter Kraft dastehen und es wird ihnen nicht an braven und tapferen Generalen fehlen, die sich der Krieg schnell und bestimmt zu erziehen weiß!

VIII. Napoleon III.

Kaiser der Franzosen.

Passend erscheint es, den Cyklus unserer Geschichtsbilder mit der biographischen Skizze des Mannes zu schließen, der zur Zeit unter allen Herrschern Europa's den mächtigsten Einfluß auf die Geschicke der Länder und Nationen dieses Erdtheils ausübt, Napoleon III.

Wie ein glänzendes Meteor stieg er am politischen Himmel herauf und strahlt jetzt gleichsam als der Stern, um den sich die Politiker wie die Planeten um die Sonne bewegen. Dieser merkwürdige und mit ungewöhnlichen Geisteskräften ausgerüstete Mann ist als der zweite Sohn Ludwig Napoleon, dem ehemaligen Könige von Holland von der Königin Hortensie Eugenie am 20. April 1808 geboren. Bei dem Sturze seines Onkels erst sieben sieben Jahre alt, theilte er schon in so zarter Jugend das harte Loos der Napoleoniden, das Loos der Verbannung. Anfangs lebte er mit seiner Mutter Hortensie in Augsburg, später auf ihrem Schloß Arenenberg im Canton Thurgau; er trat als Capitain in die Armee dieser Republik, nachdem er auf der Thuner Militärschule Artilleriewissenschaften studirt hatte. Dort war sein Lehrer, der spätere schweizerische Obergeneral Dufour. Als Dank für die mannigfachen Wohlthaten, die seine Mutter den Armen in der Umgegend von Arenenberg erwies, schenkte ihm der Canton Thurgau das Ehrenbürgerrecht. In jener Zeit wird uns Louis Napoleon als ein ernster, nachdenklicher junger Mann geschildert, der übrigens die Freuden und Genüsse der Jugend keineswegs verschmähte. Seine Mutter nannte ihn ihren „sanften Starrkopf“ (doux entêté).

Der Schauplatz der ersten Thätigkeit des jungen Prinzen Ludwig Napoleon war Italien. In dieses schöne, aber wenig glückliche Land hatten sich die Stürme der Julirevolution hinübergezogen und rüttelten gefährlich an den Thronen Roms und der übrigen alten Dynastien in Italien. Modena, Bo-

logna und Ferrara hatten sich erhoben und bewaffnete Flüchtlingsschaaren überschwemmten von Lyon her das Land, überall die Fahne der Insurrection aufpflanzend, in die bereits napoleonische Ideen geworfen worden waren. Nun sehen wir auch alsbald die Repräsentanten dieser Ideen thätig in der Revolution auftreten. Napoleon Ludwig, der älteste Sohn des Königs von Holland, der nach dem damals noch lebenden Herzog von Reichsstadt die ersten Ansprüche auf den französischen Kaiserthron hatte, damals 27 Jahre alt, lebte in Rom bei seinem Vater und ließ sich schon hier in die italienische Verschwörung ein, weßhalb er vom Papst ausgewiesen wurde. Er brachte den Winter mit seinem jüngeren Bruder, Carl Ludwig Napoleon, damals 22 Jahre alt, in Florenz zu. Als nun im Februar die Revolution ausbrach, reisten die beiden Brüder heimlich nach Spoleto und traten hier öffentlich zu den Insurgenten über, mit Begierde die erste Gelegenheit nützend, um sich in die Weltgeschichte einzuführen. Die Revolution war Ende März schon durch die öſtreichischen Waffen niedergeworfen und unter den zahlreichen Flüchtlingen befanden sich auch die beiden napoleonischen Brüder. Der ältere erlag den Strapazen der Flucht in Forli am 17. März und als die Mutter, Königin Hortensie, in zärtlicher Besorgniß den Söhnen nachreiste, fand sie nur den jüngsten wieder, den sie in ihrem Gefolge als Diener verkleidet, glücklich aus Italien rettete. Ludwig Napoleon flüchtete nun nach England, dem Asyl Aller, deren politische Pläne sich mit den bestehenden Verhältnissen im Widerspruch befinden. In England verweilte er jedoch nicht lange, sondern begab sich wieder in die Schweiz, auf das Schloß Arenenberg. Hier beschäftigten ihn in seinen Mußestunden literarische Arbeiten; damals schrieb er seine „Rêveries politiques“, in welchen er die Nothwendigkeit der napoleonischen Dynastie für Frankreich darzuthun suchte, ferner seine „Considérations politiques et militaires sur la Suisse“, sowie sein „Manuel sur l'Artillerie“.

Sein rastloser Eifer verrieth, daß er seines großen Oheims nicht unwürdig sein wollte und als er durch den Tod des Herzogs von Reichstadt (1832) der gesetzliche Erbe der napoleonischen Familie geworden, glaubte er die Zeit zur praktischen Anwendung seiner Theorie von der providentiellen Rolle der Napoleoniden gekommen. In der That schienen ihm auch die Verhältnisse günstig zu sein, die Franzosen waren mit der friedlichen Politik König Philipps unzufrieden und seine Regierung als illegitime verhaßt. Die Schilderhebung des Napoleoniden war daher wohl entschuldbar und es scheint, daß die Aufmunterung einflußreicher Persönlichkeiten in Paris den kühnen Plan hervorgerufen habe. Bekannt ist darüber nichts Weiteres, man weiß nur, daß Ludwig Napoleon im Juni 1836 Arenenberg verließ, sich nach Baden-Baden begab, dort mit mehreren französischen Offizieren in den nahgelegenen Garnisonen verkehrte und endlich den Oberst Vaudrey für sich gewann, der die in Straßburg garnisonirende Artillerie commandirte. Im August begab sich Ludwig Napoleon selbst in die Stadt und regelte die weiteren Vorbereitungen. Am 30. October früh fünf Uhr brach das Attentat los. Oberst Vaudrey stellte dem 4 Artillerieregimenter im Hof der Kaserne Austerlitz

Ludwig Napoleon vor mit den Worten: „Soldaten! Eine große Revolution beginnt in diesem Augenblick. Der Neffe des Kaisers steht vor Euch. Er kommt sich an Eure Spitze zu stellen. Er hat den Boden Frankreichs betreten, um dem Vaterlande seinen Ruhm und seine Freiheit wiederzugeben. Jetzt gilt es, für eine große Sache, die Sache des Volkes, zu siegen oder zu sterben. Soldaten! kann der Neffe des Kaisers auf Euch rechnen?" Das Artillerieregiment erklärte sich wirklich für Ludwig Napoleon und folgte ihm nach der Finkenmattcaserne, wo er eben so rasch das 46. Infanterie-Regiment zum Uebertritt bewegen zu können wähnte. Aber die Geistesgegenwart des Obersten Taillandier erhielt das Regiment in seiner Treue und Ludwig Napoleon mit den übrigen Verschworenen sahen sich sofort gefangen.

Ludwig Philipp war unangenehm überrascht, als man ihm den gefangenen Prinzen nach Paris brachte und ließ ihn sogleich wieder frei, da er sich für immer lächerlich gemacht habe und somit auch nicht mehr gefährlich sei und begnügte sich schließlich, den kühnen Verschwörer nach den Vereinigten Staaten zu schicken. Als damals der beschämte Prinz über den atlantischen Ocean schiffte, hätten ihm wohl nur wenige Stimmen in Europa eine große Zukunft prophezeit, aber er blieb ungebeugt und vertraute seinem Sterne. Es ist auch nicht wohl vorauszusetzen, daß er ein Gelingen seines Versuchs auf das erste Mal sich eingebildet habe, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß er sich damit begnügte, durch sein Unternehmen auch im Falle des Mißlingens wenigstens die Augen der Welt auf sich zu ziehen,

Der entlegene Aufenthalt in den Vereinigten Staaten paßte nicht zu den Plänen Ludwig Napoleons und er kehrte daher, als er erfuhr, daß seine Mutter aus Kummer um ihn schwer erkrankt sei, noch im Jahr 1837 nach der Schweiz zurück. Als aber die französische Regierung seine Ausweisung aus der Schweiz verlangte und diese Forderung durch Ansammlung einer Truppenmacht an der Schweizergrenze unterstützte, fand es Ludwig Napoleon für gerathener, die Schweiz aufs Neue zu verlassen und abermals in England ein Asyl zu suchen.

Indessen waren seine Mitverschworenen am 18. Jan. 1837 von den Assisen freigesprochen worden, ein Umstand, der ganz geeignet war, den Prinzen zu neuen Unternehmungen aufzufordern, wenn eine französische Jury diejenigen für unschuldig zu erklären gewagt hatte, die die Herstellung eines französischen Kaiserreichs beabsichtigt hatten. Ein neues Unternehmen der Art war daher zu erwarten und erfolgte auch, schlug aber noch kläglicher fehl, als das erste. Er miethete in London ein Dampfschiff und schiffte sich mit dem bekannten Grafen Montholon, General Voison, 53 andern Personen und einem zahmen Adler, um diesen über seinem Haupte aufsteigen zu lassen, ein und landete am 6. August in der Nähe von Boulogne. Gegen 5 Uhr Morgens zog die Schaar mit dem Rufe: „es lebe der Kaiser!" durch die Stadt, wurde aber von der rasch versammelten Nationalgarde gefangen genommen. Der Prinz, von Kugeln verfolgt, hatte sich zwar auf ein Boot geflüchtet, es schlug aber um, und er wäre fast ertrunken. Er wurde nach Paris gebracht und vor die Pairskammer gestellt. Er vertheidigte sich selbst. „Obgleich von Waffen

umgeben und ein Angeklagter," sprach er, "kenne ich doch diese Hallen von meiner ersten Kindheit her. Ich bin auf den Stufen des Throns geboren. Die Abstimmung eines ganzen Volkes hat meine Familie auf diesen Thron erhoben. Alles, was seitdem geschehen, ist ungesetzlich. Mein Oheim verlor den Thron, weil er kein Dorf von Frankreich abtreten wollte. Auch Sie haben der Ehre und dem Interesse Frankreichs Alles geopfert. Nicht einen Augenblick habe ich diese Lehre vergessen. Ich habe mich mit der Ehre und dem Interesse Frankreichs identificirt und kein Unglück wird mich davon abbringen oder niederbeugen." Niemand begriff damals die Tiefe und den Adel dieser Worte. Die ganze Welt lachte damals über den verwegenen Trotzkopf, der zweimal so unvorsichtig in sein Unglück hineingetappt war. Die Kammer der Pairs verurtheilte ihn wegen Hochverraths zu lebenslänglicher, den Grafen Montholon und drei Andere zu zwanzigjähriger Gefangenschaft, die übrigen zu Freiheitsstrafen von verschiedener Dauer. Ungebeugt, trotz der Aussicht auf lange Gefangenschaft, ward der Prinz nach dem Schlosse Ham gebracht. Sein Gefängniß wurde, wie er selbst sagte, seine Universität, auf der er sechs Jahre in einsamer Haft unausgesetzt studirte, Brochüren und Bücher schrieb, sich mit französischen Partheihäuptern in Verbindung setzte — kurz sich für die Rolle eines Staatsoberhaupts im Stillen vorbereitete. Am 25. Mai 1846 gelang es ihm jedoch, als Maurer verkleidet, zu entfliehen und glücklich England zu erreichen.

Was Ludwig Napoleon bisher vor der Oeffentlichkeit gethan, hatte keine große Meinung von seiner Begabung oder seinem Charakter erweckt, ja seine Unternehmungen waren sogar von dem größten Fehler nicht frei, den sie in Frankreich haben konnten, von der Lächerlichkeit. Dagegen besaß er eine furchtbare Stärke in dem Nimbus, der in den Augen zahlreicher Klassen des Volkes den Namen Napoleon umgab. Es zeigte sich dieß beim Ausbruch der Februarrevolution 1848, wo alsbald der Ruf: „vive l'empereur!“ die Parole wurde. Louis Napoleon hatte kaum von der Februarrevolution Nachricht erhalten, als er sogleich von London nach Paris eilte, es jedoch wieder verließ, als die provisorische Regierung ihn ersuchte, sich zu entfernen. Er hatte damals weder eine große Parthei für sich, noch konnte er über ausreichende Geldmittel verfügen, um eine große Agitation zu seiner Erhebung hervorrufen zu können. Allein das Glück war ihm günstig. Die Popularität seines Namens machte ihn alsbald zu einer bedeutenden Person und ihm hatte er es zu verdanken, daß er, als am 8. Juni in Paris Ergänzungswahlen für die Nationalversammlung vorgenommen wurden, in zwei Departements (Nieder-Charente und Yonne) gewählt wurde. Lamartine's Vorschlag, das Verbannungsdecret gegen die Napoleoniden aufrecht zu erhalten, fiel durch. Demungeachtet zog es Napoleon vor, vorerst in London zu bleiben, da er sich mit der provisorischen Exekutivgewalt nicht überwerfen wollte. Seine Zeit war noch nicht gekommen; er paßte nicht für die Kämpfe in den nächsten Wochen.

Inzwischen hatte Cavaignac, der Sieger in der Junischlacht, als Präsident der Regierung und Marrast als Präsident der Nationalversamm-

lung Frankreich geleitet. Beide waren Republikaner aus Grundsatz, aber ohne Ehrgeiz. Cavaignac machte nicht den geringsten Versuch, seine Gewalt zu befestigen, sondern befolgte nach Außen hin die friedliche Politik seines schnell vergessenen Vorgängers Lamartine und suchte im Innern nur den beiden Extremen, dem Socialismus und der monarchischen Reaction entgegenzutreten.

So war der Zustand der Dinge, als Ludwig Napoleon, der bis jetzt immer scheinbar ruhig in London geblieben und sich nicht blosgestellt hatte, von fünf französischen Departements zugleich in die Nationalversammlung gewählt wurde. Jetzt eilte er nach Paris und erschien am 26. September zum ersten Male in der Versammlung; er hielt dort eine kurze Ansprache und nahm dann an den Sitzungen keinen weiteren Antheil. Inzwischen wurde die neue Verfassung fertig und enthielt die Bestimmung, an der Spitze der Regierung solle ein Präsident stehen, vom gesammten Volk auf je vier Jahre gewählt, übrigens so sehr von der Nationalversammlung abhängig, daß er ohne sie fast Nichts thun konnte. Alsbald tauchten die Candidaten auf, es waren Cavaignac Louis Napoleon, Lamartine und Ledru Rollin.

Louis Napoleon erschien in der Nationalversammlung und versprach in einer Rede wie in einem besonderen Wahlmanifest von seiner Regierung Ordnung nach Innen, Frieden nach Außen und Minderung der Abgaben und versicherte zugleich, er werde sein Ministerium aus den Besten und Talentvollsten wählen, welcher Parthei sie auch angehört hätten. In all dem lag viel Verstand und doch fuhren die Blätter fort, den Prinzen als einen gänzlich unfähigen Menschen zu verläumden und in Karrikaturen lächerlich zu machen. Aber das nützte ihm, denn je unfähiger man ihn ausgab, um so besser konnte er seine Pläne verbergen und um so weniger strengten sich seine Gegner an. Ueberdieß hatte der Prinz den größten Anhang unter dem Theile des Volkes, der keine Blätter liest, bei den Bauern und gemeinen Soldaten. Diese hatten sich seit einiger Zeit in den Kopf gesetzt, die Dinge in Frankreich seien so verwirrt, daß nur ein Napoleon sie lösen könne, und konnten sich den Namen Napoleon unmöglich ohne die dazu gehörigen Fähigkeiten denken. Wurden sie von den gebildeten Städtern haranguirt, so schüttelten sie den Kopf und meinten, Napoleon sei der Rechte, der wird's schon ausmachen. Aber der Prinz hatte auch noch andere Freunde, nämlich die ganze Intriguantenschaar aus Ludwig Philipps Zeit, Thiers an der Spitze, welche für Ludwig Napoleons Wahl agitirten, um ihn vorzuschieben, in der sicheren Hoffnung, er werde sich durch Ungeschicklichkeit bald unmöglich machen und dann werde es Zeit sein, die alte Dynastie wieder herbeizurufen. Aber das Werkzeug war klüger, als die, welche es benützen wollten. Die Wahl erfolgte am 10. December. Ueberall stieg aus der Wahlurne der Name Napoleon hervor. In Frankreich erhielt er 5,434,226, in Algier 38,364 Stimmen, während Cavaignac nur von 1½ Millionen Wählern gewählt wurde.

Am 20. December legte Cavaignac in der Nationalversammlung sein Amt nieder und übergab es dem neuen Präsidenten, welcher den Eid auf die

neue Verfassung schwur und sodann in seiner neuen Würde, wenn auch nur im einfachen schwarzen Frack, doch mit dem großen Bande der Ehrenlegion geschmückt, zum ersten Male in seinem Amtswagen in den Palast Elysée fuhr, den er von nun an bewohnen wollte. Nun hatte sich der kühne Geist seine Bahn gebrochen. In aller Stille consolidirte sich die Regierung: die Minister wurden ernannt, die Clubbs unterdrückt, ein Theil der Mobilgarde aufgelöst und gleich der Anfang der Regierung Ludwig Napoleons zeigte den bestürzten und getäuschten Partheien, die vom Präsidenten nur Ungeschicktes erwartet und ihn zu mißbrauchen und zu lenken gehofft hatten, daß er einen eisernen Charakter besitze und an Verstand Allen weit überlegen sei. Schweigsam, wie ein Größerer vor ihm, vertraute er Niemanden seine Pläne; Hindernisse schreckten ihn nicht, da es ihm weniger auf den Weg als auf das Ziel ankam, das er anstrebte. Vor Allem aber erkannte er, daß die Masse des Volkes, der politischen Aufregungen müde, Ruhe und freie Zeit zum Erwerbe verlange, und die Leidenschaften der Partheien nicht theilte. Während diese in erbittertem Kampfe ihre Zeit vergeudeten, suchte Ludwig Napoleon seine Herrschaft zu befestigen. Dabei hob ihn zu allen Zeiten eine fatalistische Ueberzeugung vom Beruf seines Geschlechtes, Frankreich glücklich und groß zu machen. Das Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sah er in der Armee. Er gewann sie durch die sog. Militärbankette, bei denen die Truppen in der Lust des Weines bereits „den Kaiser“ hochleben ließen. Heer und Beamtenstand füllte er mit seinen Anhängern und unter dem Landvolke wuchs seine Popularität durch die Ruhe, die Frankreich genoß und die Arbeit und Wohlstand wieder hob. Die Nationalversammlung wurde allmählig zahm, nahm alle Gesetzesentwürfe des Präsidenten an, obgleich dieselben fast durchgängig Einschränkungen der bisherigen Freiheiten betrafen, und die Partheien wurden sich nach und nach bewußt, daß sie gegen die Energie und Entschlossenheit des Präsidenten einen vergeblichen Kampf kämpfen. So kräftigte sich Tag für Tag die napoleonische Regierung und als der Prinz im Sommer 1850 die größeren Städte Frankreichs in einer Rundreise besuchte, begrüßten ihn überall Zufriedenheit und unverkennbares Wohlwollen in dem Grade, daß er es wagen konnte, seine Absicht, sich zum lebenslänglichen Präsidenten ernennen zu lassen, durchblicken zu lassen. „Jetzt,“ sprach er, „da der Wohlstand wiedergekehrt ist, wäre es frevelhaft, das Bestehende wieder ändern zu wollen. Kämen stürmische Zeiten wieder und das Volk wollte dem Oberhaupte neue Bürde auflegen, so dürfe er sich derselben nicht entziehen.“

Im Sommer 1851 ging Ludwig Napoleon noch bestimmter auf sein Ziel los. Die Verfassung verbot seine Wiederwahl und als die Nationalversammlung die Revision derselben verweigerte (18. Juli 1851), obgleich bei der Zerfallenheit der Partheien gar kein anderer Candidat als Ludwig Napoleon möglich war, schien Alles zum Staatsstreich reif. Er hatte dazu den 2. December, den Jahrestag des Kaiserthums von 1804, auserwählt, um sich der lästigen Verfassung und Nationalversammlung zu entledigen. In der Nacht vorher gab er eine Gesellschaft und war sehr heiter mit seinen Gästen, während in aller Stille die Truppen in Bereitschaft gesetzt und in einer und der-

selben Stunde der Nacht alle Generale, Abgeordnete und Publicisten, die dem Präsidenten gefährlich schienen (Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Leflo, Charras, Baze, Thiers, Victor Hugo, Eugen Sue) ohne Aufsehen verhaftet und theils nach Vincennes, theils nach Ham gebracht wurden. Als Paris am Morgen erwachte, sah es sich unter der Herrschaft einer Militärdiktatur. Der Widerstand der republikanischen Parthei wurde durch die schonungslose Verwendung der Truppen in blutigem Straßenkampfe gebrochen und Frankreich hatte einen Herrscher, so unumschränkt wie der Zar von Rußland! Der Revolution auf dem Festlande war der Todesstoß gegeben!

Das waren ganz andere Entschlüsse und Handlungen, als man sie von Napoleon erwartet hatte. Ein deutsches Blatt hatte nicht lange vorher von dem Präsidenten geschrieben: „Prächtig gekleidete Lakaien standen auf der Treppe mit Windlichtern, die Wachen präsentirten, greise Generale beugten tief das Haupt vor dem Ritter des Glücks! Wenn er nur eine Ader seines großen Oheims hätte! Aber nein, er ist flach, nicht genügend gebildet, geistesarm, trotz Hut und Rock nimmermehr der Kaiser! Eine üble Gewohnheit hat er außerdem — er betrinkt sich regelmäßig nach der Tafel und dann, zu der Zeit, wo in Paris das Leben beginnt und die Diplomatie der Salons ihre Fahnen aufzieht, ist gar nichts mehr mit ihm anzufangen!“

Wie sehr täuschte sich hier der Correspondent und damals ganz Europa, das sich durch ähnliche Berichte einschläfern und beruhigen ließ, bis es zu spät war.

Der Form zu genügen ließ sich nun Ludwig Napoleon auf 10 Jahre zum Präsidenten wählen. Die Wahl durch 7½ Millionen Stimmen erfolgte am 20. Dezember. Als Baroche dem Prinzen am letzten Abend des Jahrs das Ergebniß der Wahl mittheilte, sprach Napoleon stolz: „Wenn ich zu einer erstaunlichen Zustimmung des Volkes mir glückwünsche, so geschieht es, weil ich mir die Kraft zutraue, so zu handeln, wie es dem Oberhaupt einer großen Nation geziemt!“

Alle Gewalt war in dem zehnjährigen Präsidenten vereinigt, der nach der von ihm oktroyirten Verfassung vom 15. Januar in absteigenden Stufen ein Staatsrath, ein notabler Senat und ein durchaus machtloser gesetzgebender Körper berathen sollte, ohne übrigens die Entschließungen des Präsidenten hemmen zu können. Die Minister waren nur ihm verantwortlich, er befehligte Heer und Flotte, hatte das Recht, Krieg und Belagerungszustand auf eigene Autorität hin erklären.

Das Volk ließ sich Alles gefallen; Napoleon übte darauf durch die von ihm eingesetzten Präfekten einen gebietenden Einfluß, der noch durch die Kirche erhöht und befestigt wurde, welche ihn durch Hirtenbriefe unterstützte. Blind endlich war ihm noch die Armee ergeben, die er in einem Aufruf erinnerte, wie sehr sie unter der Herrschaft des demokratischen Pöbels zurückgesetzt gewesen, und wie sie jetzt Gelegenheit hätte, sich in das alte Ansehen zu setzen, als „wahrer Adel Frankreichs.“

Napoleon schritt nun muthig seinem Ziele, dem Kaiserthrone, entgegen.

Im Beginn des Jahres 1842 stellte er die goldnen Adler seines Oheims auf den französischen Fahnen wieder her, hob die Nationalgarde auf, ließ die Freiheitsbäume und andere Embleme der Republik wegschaffen und durch die alten Zeichen und Namen des Kaiserreichs ersetzen und das Kirchengebet nicht mehr für die Republik, sondern für seine Person verrichten. Vom neuen Senate ließ er sich eine Civilliste von 12 Millionen, den Titel Prince und Monseigneur, sowie den Gebrauch der Kronschlösser bewilligen. Die Tuillerien wurden für ihn hergestellt, während er die Güter der Familie Orleans confisciren ließ, um den Kindern Louis Philipps ein für allemal alle Macht und allen Einfluß in Frankreich zu nehmen.

Im Sommer und Herbst 1852 machte der Präsident eine längere Rundreise durch den Süden Frankreichs. Er ging über Lyon, wo er die Reiterstatue seines großen Oheims enthüllte, den er „den legitimsten Herrscher Frankreichs" nannte, weil ihn die Wahl des Volkes erhoben habe, eine Aeusserung, die vorbereitend nach Paris dringen sollte. In Bordeaux hielt er am 12. October die berühmte, auf das Ausland berechnete Rede, die hauptsächlich den Gedanken l'empire c'est la paix! enthielt und fügte die stolzen Worte hinzu: „wenn Frankreich ruhig ist, ist es auch die übrige Welt." Ueberall auf der Reise hatte sich das Volk in Masse um den Präsidenten gedrängt und ihn als Kaiser begrüßt. Der Jubelruf des Volkes schwoll von Tage zu Tage an und schlug so mächtig an die Mauern von Paris, daß das Echo hier nicht ausbleiben konnte. Bei seiner Rückkehr am 16. Oct. fand der Prinz ganz Paris festlich geschmückt und hörte auf dem zwei Stunden langen Einritt immer und immer wieder den Kaisergruß und erblickte ringsumher nichts als die Embleme des Kaiserthums. Diese glänzenden Kundgebungen der Nation schienen die Wiederherstellung des Kaiserthums zu fordern. Der dienstwillige Senat, zur Berathung darüber aufgefordert, erklärte wirklich die Wiederherstellung des Kaiserthums für den Willen der Nation, welche es bei der am 21. und 22. November angeordneten Abstimmung mit 7,824,189 Ja gegen 253,145 Nein bestätigte, eine Stimmenmehrheit, in der der Prinz mit vollem Recht den Willen der Nation erkannte, worauf er sich am 2. Dezember als Kaiser der Franzosen ausrufen ließ.

England erkannte Napoleon zuerst als Kaiser an; zögernd folgten die Continentalmächte und erst am 5. Jan. 1853 erfolgte die Anerkennung des französischen Kaiserthums von Seiten Rußlands, am 6. von Oestreich und Preußen.

Nachdem der Kaiser von den Continentalmächten endlich anerkannt worden war, sah er sich nach einer Gemahlin aus fürstlichem Hause um und bewarb sich zunächst um Charlotte, eine Tochter des Prinzen Gustav v. Wasa. Als aber seine Bewerbungen erfolglos waren, warf er sein Auge auf Donna Eugenia Montijo, Herzogin von Theba, eine schöne blonde Spanierin, die bei den großen Treibjagden in Compiègne und Fontainebleau besonders geglänzt hatte. Er erwählte sie zu seiner Gemahlin und erklärte seinen Entschluß dem Staatsrath und den Kammern in einer besonderen Botschaft, in

der es hieß: „dynastische Vermählungen erzeugen nur trügerische Bürgschaften und setzen das Familieninteresse an die Stelle des Nationalinteresses. Seit 70 Jahren sind alle in Frankreich vermählten fremden Prinzessinnen unglücklich gewesen. Nur Einer gedenkt das Volk gern, und diese Eine stammte nicht aus königlichem Blute. Die vergebliche Bewerbung des Herzogs von Orleans um eine Prinzessin aus souveränem Hause und die Thatsache, daß er zwar eine vortreffliche Frau, aber nur zweiten Ranges und einer anderen Confession angehörig fand, verletzte das Selbstgefühl Frankreichs. Wenn man durch die Macht eines neuen Princips auf die Höhe der alten Dynastien gehoben wird, werde man dem Princip nicht untreu, sondern bewahre seinen eigenthümlichen Charakter und nehme gegenüber von Europa offen die Stelle des Emporkömmlings ein, welches ein ruhmvoller Titel ist, wenn man ihn durch die freie Abstimmung eines großen Volkes erlangt. Ich wähle eine Braut, die ich liebe, von hoher Geburt, Französin durch ihr Herz und ihre Erziehung und durch das Blut, das ihr Vater für die Sache des Kaiserreiches vergossen. Geschmückt mit allen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes wird sie eine Zierde des Thrones sein." Sein genialer Entschluß fand im Volke den allgemeinsten Beifall und schon am 30. Jan. fand die Vermählung statt. Am 16. März 1856 gebar sie ihm einen Erben, den Prinzen Napoleon Eugen, Louis Johann Josef.

Wenn auch der Kaiser in seinen Reden, wie bei der bei seiner Vermählung, sich hie und da außerhalb des Kreises der alten Dynastien stellte, so war er doch keineswegs gemeint, in dieser Stellung zu verharren. Im Gegentheil richtete er von nun an sein ganzes Streben darauf, zu bewirken, daß die übrigen Souveraine ihn nicht bloß freiwillig als gleichberechtigt anerkannten, sondern sich in ihren Streitigkeiten seine Vermittlerrolle gefallen ließen. Gelang ihm dieß, so glaubte er seinen Beruf als Wiederhersteller des französischen Kaiserthums erfüllt und, da er, wie der erste Napoleon, seine Persönlichkeit vollständig mit Frankreich identificirte, das höchste Ziel der patriotischen Wünsche Frankreichs erreicht zu haben. Der orientalische Conflikt gab ihm, wie wir gesehen, hiezu gute Gelegenheit, die er klug benützte. Im Kriege spielte er durch seine überlegene Landmacht die erste Rolle; England ehrte ihn als seinen treuesten Verbündeten, Oestreich bewarb sich mit Eifer um seine Freundschaft, Preußen nahm seine Vermittlung in der Neuenburger Angelegenheit an und das Jahr 1856 sah die Vertreter sämmtlicher Großmächte in Paris, um mit den Vertretern des Kaisers in Frieden zu unterhandeln. Noch mehr schmeichelte den Franzosen die Zusammenkunft des Kaisers von Rußland mit Napoleon in Stuttgart und ganz Frankreich blickte mit Stolz auf seinen Kaiser, in dessen Hand Europa's Schicksal zu liegen schien. Den Glanzpunkt seiner politischen Größe erreichte vollends Napoleon durch den Feldzug in Italien, der ihn in blendendem Siegesglanze an der Spitze der blumenbedeckten, mit Loorbeer geschmückten siegreichen Armee als Schlachtfeldkaiser in seine Hauptstadt zurückführte.

War Napoleon nach Außen glücklich, so war seine Regierung im Innern

nicht weniger glänzend und zeugte von großem Verstande. Indem er in Paris ausgedehnte Bauten unternahm, die Rivolistraße bis zum Stadthause verlängerte, das Louvre ausbaute rc., beschäftigte er nicht nur die Arbeiter, sondern zerstörte auch die engen Gassen, die bei allen Pariser Revolutionen den Insurgenten zum hauptsächlichsten Stützpunkte gedient hatten. Den Bürgerstand, dem er die freie Presse, die Wahlumtriebe, das Nationalgardenspiel und die Tribune entrissen hatte, suchte er durch Beförderung des Luxus zu gewinnen. Die Priester und das Heer waren ohnedieß seine mächtigen Bundesgenossen, auf die er unter allen Umständen zählen konnte. Stark nach Innen, siegreich und glücklich nach Außen, bleibt ewig Napoleon III. das Verdienst, seine Nation würdig vertreten, ja geachtet und groß zum alten Ruhm und alter Größe zurückgeführt zu haben.

Das Attentat vom 14. Jan. 1858 hatte eine entscheidende Wendung der inneren und äußeren Politik Napoleons zur Folge. Es waren ihm zwei andere vorangegangen. Das erste Mal, am 28. April 1855, war es ein Italiener, Namens Pianori, der in den elysäischen Feldern ein Pistol auf ihn abfeuerte, angeblich um sich wegen der römischen Expedition am Kaiser zu rächen. Bellamare, der am Tage der Einnahme von Sebastopol auf den Wagen der Ehrendamen schoß, weil er den Kaiser darin glaubte, stellte sich bei der Untersuchung als verrückt heraus. Trugen diese beiden Mordversuche auch einen rein persönlichen Charakter, so stellte sich dagegen das scheußliche Attentat des Orsini's als ein planmäßiges Verbrechen einer gefährlichen, im Dunkeln schleichenden Parthei, als ein Werk der italienischen Verschworenen und des wildesten Radicalismus dar und deßhalb war auch die Wirkung dieses Attentats eine nachhaltige. Im Innern gab dieses Attentat das Zeichen zu einer maßlosen Repressivpolitik und veranlaßte das Sicherheitsgesetz, welches Freiheit und Leben eines jeden Franzosen der Willkühr der Polizei übergab. Was das Ausland betrifft, so wußten sich die herrischen Forderungen auf Beschränkung der Preßfreiheit und des Asylrechts bei den schwächeren Nachbarstaaten schon Gehör zu verschaffen, aber mit dem unnachgiebigen England kam es fast zum Bruche und jedenfalls betrachtete das englische Cabinet die Pläne seines Nachbars und nominellen Verbündeten seitdem mit unruhigem Mißtrauen. Ungegründet dürfte dasselbe Angesichts der französischen Rüstungen zur See, der starken Küstenbefestigungen rc. nicht sein und allgemein befürchtet man für das nächste Jahr einen blutigen Riß der englisch-französischen Allianz.

Welchen Einfluß das Orsini'sche Attentat auf Napoleons Betheiligung am italienischen Krieg hatte, ersehen wir aus der Einleitung zu jenem Kriege.

Schließen wir nun noch mit einer Stelle eines interessanten Aufsatzes in der deutschen Vierteljahrschrift über die Stellung Napoleons III. zu seiner Zeit, welche sagt:

„Die Stellung Napoleons III. zu seiner Zeit ist ganz analog der des Oheims zu der damaligen. Beide wurden durch die ganze Genesis ihrer Gewalt darauf hingewiesen, die civilisatorischen Ideen, wie sie selber sich ausdrücken, für ihre Herrschaftsgelüste in Bewegung zu setzen, den Despotismus

im Namen der Freiheit auszubreiten. Sie kamen der Zeit entgegen, wie die Zeit ihnen; sie mußten es so machen, weil sie nicht anders konnten und sie konnten nicht anders, weil sie nicht anders wollten. Faßt man dieses in's Auge, so kann man nicht darüber im Zweifel sein, daß der Neffe den Krieg wolle, den ihm der Onkel als fatalistische Erbschaft hinterlassen hat. Ueber Charakter und Bedeutung Napoleons III. ist man noch gar nicht im Reinen. Die Menge, die immer nur nach dem Erfolg urtheilt hat die Aehnlichkeit zwischen Neffen und Onkel früher eben so sehr verkannt, wie sie dieselbe jetzt zu überschätzen geneigt ist. Uns scheint sie unverkennbar in hohem Maße vorhanden zu sein; der napoleonische Familientypus tritt bei dem einen nicht weniger stark hervor, als bei dem andern. Die Grundlage dieses Familiencharakters aber ist keine andere, als die Energie, Alles auf sich zu beziehen, sich als den Mittelpunkt aller Dinge zu setzen. Es ist dieß das Charakteristische aller großen Männer und der Eroberer insbesondere, aber nirgends ist wohl dieser Zug so scharf und mit so ausschließender Absolutheit hervorgetreten, wie bei den Napoleons. Wir erinnern uns, wie Bonaparte schon in seinen ersten italienischen Feldzügen, als ihn noch Niemand für mehr halten wollte, als für einen strebsamen jungen General der Republik, mit den italienischen Staaten schaltete, als ob er bereits Herr der Welt wäre und wie er Alles schon in der Voraussicht des künftigen Reichs ordnete, als dessen Mittelpunkt er Niemand Anders als sich selbst dachte. Jeder Anspruch, jedes Talent war gegen ihn untergeordnet; sie waren Alle Schwätzer; dieser Bonaparte wußte Alles, konnte Alles, that Alles. Er war freilich in der That ein umfassendes Genie, dessen Energie Unglaubliches leistete; die Hauptsache des Könnens aber beruhte unzweifelhaft auf dem schrankenlosen Selbstbewußtsein, welches vor keinem Aeußersten zurückschreckt, sondern den Muth hat, das Ei überall auf die Spitze zu stellen und stark ist in dem Glauben: es wird gelingen, denn es muß gelingen."

„Ganz dieses absolute Selbstbewußtsein finden wir auch bei Napoleon III. Daß er sich Jahrzehnte lang in den Träumen einer unausbleiblichen Größe und Herrschaft wiegte, wollen wir weniger hieher rechnen, dagegen wird man die früheren Versuche Napoleons, sich des französischen Thrones zu bemächtigen, jetzt mit andern Augen anzusehen sich veranlaßt fühlen, als man früher gewohnt war. Es waren Unternehmungen, deren Gelingen oder Mißlingen von der Gunst oder Ungunst abhing. Und als ihn die Umstände in eine Lage brachten, die ihm ein planmäßiges Verfolgen seiner Absichten gestattete, wie schnell, wie energisch entfaltete sich seine cäsarische Natur! Während ihn die ganze Welt noch für unbedeutend, ohne alle Talente mit dem höchst zweifelhaften Anspruch eines großen Namens ansah, trieb er bereits mit den Cavaignac und Changarnier sein Spiel, wie einst der Oheim mit Barras und den übrigen Schwätzern des Direktoriums. Sobald er aber einmal im Besitze der Gewalt war, da wurde man mit Erstaunen gewahr, daß er auch Alles wolle und Alles könne. Nicht nur alle Macht, auch alles Wissen ist in ihm concentrirt:

der Neffe bleibt hinter dem Oheim nicht zurück, ja er übertrifft ihn vielleicht an Verschlagenheit und kluger, lange voraussehender Berechnung."

Letztere Eigenschaft charakterisirt insbesondere in der Neuzeit Napoleons Politik, die eine planmäßige Verwirrung zur Schau tragend, das Mißtrauen von ganz Europa erregt hat und seine Heere beständig in Athem erhält. Welches Ziel sich diese Politik gestellt — kein Mensch weiß es. Interessant ist die Vogelperspektive, welche Graf Pinte über die Plane Napoleons eröffnet. Wie auch er versichert, hatte schon 1844 Kaiser Nikolaus, nach dem Muster der polnischen Theilung, die Einleitung zu einer Theilung der Türkei getroffen, wobei England und Oestreich betheiligt werden sollten; Ludwig Philipp sollte als ungefährlich ausgeschlossen bleiben. Das Jahr 1848 unterbrach diese Einleitungen; Präsident Ludwig Napoleon, entrüstet darüber, daß er auf demselben Fuß behandelt werden sollte, wie Ludwig Philipp, kam England so sehr entgegen, daß dieses die endlich zur Reife gelangten Anträge des russischen Cabinets ablehnte. Dadurch war auf lange hinein eine Allianz Englands und Rußlands unmöglich und letzteres wurde im Krimkriege für eine Allianz mürbe gemacht. Derselbe Proceß sollte auch mit Oestreich vorgenommen und dieß namentlich mit England verfeindet werden; dazu bot die italienische Frage die beste Gelegenheit. Daher wurde auf dem Pariser Friedenscongreß zu Beilegung des Krimkrieges 1856 mit Cavour einleitende Verständigung gefaßt; natürlich gedachte Jeder den Andern zu benützen. Beim Waffenstillstand von Villafranca schien Napoleon seinen Plan erreicht zu haben, Oestreich mußte geneigt sein, sich in der Türkei Ersatz für die Lombardei zu nehmen; Rußland, Frankreich und Oestreich konnten sich in die Türkei so theilen, daß Frankreich wohl Egypten und Syrien nahm. England blieb ausgeschlossen und Frankreich rüstete daher zu einem kolossalen Seekrieg. Aber Napoleon wurde durch die Italiener in weitere Verwicklungen hineingezogen und offenbar hat Rußland sich eines Andern besonnen. Rußland kann unmöglich dulden, daß Frankreich auch vermittelst eines seiner Schutzstaaten (Venetien) so nahe an der Türkei und an der Grenze der slavischen Bevölkerung festen Fuß fasse, zumal seit Napoleon das Nationalitätsprinzip als Hebel in die Fugen anderer Staaten setzt. So kam es, daß Napoleon, welcher sich vor Kurzem an der Spitze einer großen, den Orient unter sich theilenden Koalition geglaubt hatte, sich plötzlich in der Gefahr der Vereinzelung sah, und jetzt bot er plötzlich England wieder, das vor Kurzem vor einer französischen Invasion gezittert, das engste Bündniß an, das zum Mindesten den Zweck hatte, Englands Kriegsrüstungen Einhalt zu thun. Es ist ganz natürlich, daß die Theilung der Türkei der Hauptgegenstand der europäischen Politik ist und bleibt; da aber die Realisirung noch hinausgeschoben werden muß, so wird Napoleon, so lange er das Hauptgeschäft nicht unmittelbar anfassen kann, sich einstweilen mit näherliegenden Geschäften befassen. Er macht mit der Einverleibung Savoyens und Nizza's den Anfang und beginnt von der „Herstellung der natürlichen Grenzen Frankreichs" zu sprechen. Selbstverständlich wird er bei der Alpengrenze nicht stehen bleiben und wenn auch die offiziösen Blätter bis jetzt vermieden haben, auf die Rhein-

grenze anzuspielen, so hat sich doch schon der bekannte napoleonische Journalist About in der Opinion nationale geäußert: „Piemonts Vergrößerung gebietet uns einige Sicherheiten gegen dasselbe zu nehmen. Wir nehmen Savoyen und schließen damit unsere Thüre. Es wird dasselbe geschehen, wenn Preußen in einigen Jahren sich um die benachbarten protestantischen Staaten vergrößerte. Wir würden der großen und heilsamen Revolution aufrichtig beistimmen, aber wir würden nicht umhin können, an uns selbst zu denken und zu begreifen, daß ein vergrößertes Preußen ein gefährlicher Nachbar für uns wäre. Wir würden unsere Thüre schließen und Europa daran erinnern, daß der Rhein dazu gemacht ist, zwischen Deutschland und uns zu fließen.“ Ja, es ist kein Zweifel, der Schlag, den der Franzose andeutet, droht den deutschen Gauen und die bedauernswerthe Uneinigkeit seiner Völkerstämme muß dem kühnen Nachbar zur Einziehung des lockenden Gewinnes reizen. Aber hoffentlich wird er sich täuschen; sie werden wie Ein Mann ihre Grenzen schirmen und Napoleon wird seine Gegner an Tapferkeit ihren östreichischen Waffenbrüdern ebenbürtig und an der Spitze ihrer Heere, so Gott will, keine unglücklichen Gyulay's finden!

---

umgeben und ein Angeklagter," sprach er, "kenne ich doch diese Hallen von meiner ersten Kindheit her. Ich bin auf den Stufen des Throns geboren. Die Abstimmung eines ganzen Volkes hat meine Familie auf diesen Thron erhoben. Alles, was seitdem geschehen, ist ungesetzlich. Mein Oheim verlor den Thron, weil er kein Dorf von Frankreich abtreten wollte. Auch Sie haben der Ehre und dem Interesse Frankreichs Alles geopfert. Nicht einen Augenblick habe ich diese Lehre vergessen. Ich habe mich mit der Ehre und dem Interesse Frankreichs identificirt und kein Unglück wird mich davon abbringen oder niederbeugen." Niemand begriff damals die Tiefe und den Adel dieser Worte. Die ganze Welt lachte damals über den verwegenen Trotzkopf, der zweimal so unvorsichtig in sein Unglück hineingetappt war. Die Kammer der Pairs verurtheilte ihn wegen Hochverraths zu lebenslänglicher, den Grafen Montholon und drei Andere zu zwanzigjähriger Gefangenschaft, die übrigen zu Freiheitsstrafen von verschiedener Dauer. Ungebeugt, trotz der Aussicht auf lange Gefangenschaft, ward der Prinz nach dem Schlosse Ham gebracht. Sein Gefängniß wurde, wie er selbst sagte, seine Universität, auf der er sechs Jahre in einsamer Haft unausgesetzt studirte, Brochüren und Bücher schrieb, sich mit französischen Partheihäuptern in Verbindung setzte — kurz sich für die Rolle eines Staatsoberhaupts im Stillen vorbereitete. Am 25. Mai 1846 gelang es ihm jedoch, als Maurer verkleidet, zu entfliehen und glücklich England zu erreichen.

Was Ludwig Napoleon bisher vor der Oeffentlichkeit gethan, hatte keine große Meinung von seiner Begabung oder seinem Charakter erweckt, ja seine Unternehmungen waren sogar von dem größten Fehler nicht frei, den sie in Frankreich haben konnten, von der Lächerlichkeit. Dagegen besaß er eine furchtbare Stärke in dem Nimbus, der in den Augen zahlreicher Klassen des Volkes den Namen Napoleon umgab. Es zeigte sich dieß beim Ausbruch der Februarrevolution 1848, wo alsbald der Ruf: „vive l'empereur!" die Parole wurde. Louis Napoleon hatte kaum von der Februarrevolution Nachricht erhalten, als er sogleich von London nach Paris eilte, es jedoch wieder verließ, als die provisorische Regierung ihn ersuchte, sich zu entfernen. Er hatte damals weder eine große Parthei für sich, noch konnte er über ausreichende Geldmittel verfügen, um eine große Agitation zu seiner Erhebung hervorrufen zu können. Allein das Glück war ihm günstig. Die Popularität seines Namens machte ihn alsbald zu einer bedeutenden Person und ihm hatte er es zu verdanken, daß er, als am 8. Juni in Paris Ergänzungswahlen für die Nationalversammlung vorgenommen wurden, in zwei Departements (Nieder-Charente und Yonne) gewählt wurde. Lamartine's Vorschlag, das Verbannungsdecret gegen die Napoleoniden aufrecht zu erhalten, fiel durch. Demungeachtet zog es Napoleon vor, vorerst in London zu bleiben, da er sich mit der provisorischen Exekutivgewalt nicht überwerfen wollte. Seine Zeit war noch nicht gekommen; er paßte nicht für die Kämpfe in den nächsten Wochen.

Inzwischen hatte Cavaignac, der Sieger in der Junischlacht, als Präsident der Regierung und Marrast als Präsident der Nationalversamm-

lung Frankreich geleitet. Beide waren Republikaner aus Grundsatz, aber ohne Ehrgeiz. Cavaignac machte nicht den geringsten Versuch, seine Gewalt zu befestigen, sondern befolgte nach Außen hin die friedliche Politik seines schnell vergessenen Vorgängers Lamartine und suchte im Innern nur den beiden Extremen, dem Socialismus und der monarchischen Reaction entgegenzutreten.

So war der Zustand der Dinge, als Ludwig Napoleon, der bis jetzt immer scheinbar ruhig in London geblieben und sich nicht blosgestellt hatte, von fünf französischen Departements zugleich in die Nationalversammlung gewählt wurde. Jetzt eilte er nach Paris und erschien am 26. September zum ersten Male in der Versammlung; er hielt dort eine kurze Ansprache und nahm dann an den Sitzungen keinen weiteren Antheil. Inzwischen wurde die neue Verfassung fertig und enthielt die Bestimmung, an der Spitze der Regierung solle ein Präsident stehen, vom gesammten Volk auf je vier Jahre gewählt, übrigens so sehr von der Nationalversammlung abhängig, daß er ohne sie fast Nichts thun konnte. Alsbald tauchten die Candidaten auf, es waren Cavaignac Louis Napoleon, Lamartine und Ledru Rollin.

Louis Napoleon erschien in der Nationalversammlung und versprach in einer Rede wie in einem besonderen Wahlmanifest von seiner Regierung Ordnung nach Innen, Frieden nach Außen und Minderung der Abgaben und versicherte zugleich, er werde sein Ministerium aus den Besten und Talentvollsten wählen, welcher Parthei sie auch angehört hätten. In all dem lag viel Verstand und doch fuhren die Blätter fort, den Prinzen als einen gänzlich unfähigen Menschen zu verläumden und in Karrikaturen lächerlich zu machen. Aber das nützte ihm, denn je unfähiger man ihn ausgab, um so besser konnte er seine Pläne verbergen und um so weniger strengten sich seine Gegner an. Ueberdieß hatte der Prinz den größten Anhang unter dem Theile des Volkes, der keine Blätter liest, bei den Bauern und gemeinen Soldaten. Diese hatten sich seit einiger Zeit in den Kopf gesetzt, die Dinge in Frankreich seien so verwirrt, daß nur ein Napoleon sie lösen könne, und konnten sich den Namen Napoleon unmöglich ohne die dazu gehörigen Fähigkeiten denken. Wurden sie von den gebildeten Städtern haranguirt, so schüttelten sie den Kopf und meinten, Napoleon sei der Rechte, der wird's schon ausmachen. Aber der Prinz hatte auch noch andere Freunde, nämlich die ganze Intrigantenschaar aus Ludwig Philipps Zeit, Thiers an der Spitze, welche für Ludwig Napoleons Wahl agitirten, um ihn vorzuschieben, in der sicheren Hoffnung, er werde sich durch Ungeschicklichkeit bald unmöglich machen und dann werde es Zeit sein, die alte Dynastie wieder herbeizurufen. Aber das Werkzeug war klüger, als die, welche es benützen wollten. Die Wahl erfolgte am 10. December. Ueberall stieg aus der Wahlurne der Name Napoleon hervor. In Frankreich erhielt er 5,434,226, in Algier 38,364 Stimmen, während Cavaignac nur von 1½ Millionen Wählern gewählt wurde.

Am 20. December legte Cavaignac in der Nationalversammlung sein Amt nieder und übergab es dem neuen Präsidenten, welcher den Eid auf die

neue Verfassung [illegible] [illegible] in seiner neuen Würde, wenn auch nur im einfachen schwarzen Frack, doch mit dem großen Bande der Ehrenlegion geschmückt, zum ersten Male in [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wollte. Kaum [illegible] sich der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gebrochen. In aller Stille consolidirte sich die Regierung; die Minister wurden [illegible], die [illegible] unterdrückt, das Ziel der [illegible] [illegible] und [illegible] der Antrag der Regierung Ludwig Napoleons zeigte den [illegible] und gemäßigten Partheien, die dem Präsidenten mit [illegible] entgegen [illegible] und ihn zu [illegible] [illegible] zu [illegible] gehofft hatten, daß er einen eigenen Charakter besitze und an Verstand Allen weit überlegen sei. Schweigsam, wie ein [illegible] vor ihm, verbarg er Niemandem seine Pläne; Hindernisse [illegible] ihn nicht, da es ihm weniger auf den Weg als auf das Ziel ankam, das er erstrebte. Vor Allem aber erkannte er, daß die Masse des Volkes, der politischen Aufregungen müde, Ruhe und freie Zeit zum Erwerbe verlange, und die Leidenschaften der Partheien nicht theile. Während diese in erbittertem Kampfe ihre Zeit vergeudeten, suchte Ludwig Napoleon seine Herrschaft zu befestigen. Dabei hat ihn zu allen Zeiten eine fatalistische Ueberzeugung vom Beruf seines Geschlechtes, Frankreich glücklich und groß zu machen. Das Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sah er in der Armee. Er gewann sie durch die sog. Militärbankette, bei denen die Truppen in der Lust des Weines bereits „den Kaiser“ hochleben ließen. Heer und Beamtenstand füllte er mit seinen Anhängern und unter dem Landvolke wuchs seine Popularität durch die Ruhe, die Frankreich genoß und die Arbeit und Wohlstand wieder hob. Die Nationalversammlung wurde allmählig zahm, nahm alle Gesetzesentwürfe des Präsidenten an, obgleich dieselben fast durchgängig Einschränkungen der bisherigen Freiheiten betrafen, und die Partheien wurden sich nach und nach bewußt, daß sie gegen die Energie und Entschlossenheit des Präsidenten einen vergeblichen Kampf kämpfen. So kräftigte sich Tag für Tag die napoleonische Regierung und als der Prinz im Sommer 1850 die größeren Städte Frankreichs in einer Rundreise besuchte, begrüßten ihn überall Zufriedenheit und unverkennbares Wohlwollen in dem Grade, daß er es wagen konnte, seine Absicht, sich zum lebenslänglichen Präsidenten ernennen zu lassen, durchblicken zu lassen. „Jetzt,“ sprach er, „da der Wohlstand wiedergekehrt ist, wäre es frevelhaft, das Bestehende wieder ändern zu wollen. Kämen stürmische Zeiten wieder und das Volk wollte dem Oberhaupte neue Würde auflegen, so dürfe er sich derselben nicht entziehen.“

Im Sommer 1851 ging Ludwig Napoleon noch bestimmter auf sein Ziel los. Die Verfassung verbot seine Wiederwahl und als die Nationalversammlung die Revision derselben verweigerte (18. Juli 1851), obgleich bei der Zerfallenheit der Partheien gar kein anderer Candidat als Ludwig Napoleon möglich war, schien Alles zum Staatsstreich reif. Er hatte dazu den 2. December, den Jahrestag des Kaiserthums von 1804, auserwählt, um sich der lästigen Verfassung und Nationalversammlung zu entledigen. In der Nacht vorher gab er eine Gesellschaft und war sehr heiter mit seinen Gästen, während in aller Stille die Truppen in Bereitschaft gesetzt und in einer und der-

selben Stunde der Nacht alle Generale, Abgeordnete und Publicisten, die dem Präsidenten gefährlich schienen (Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Leflo, Charras, Baze, Thiers, Victor Hugo, Eugen Sue) ohne Aufsehen verhaftet und theils nach Vincennes, theils nach Ham gebracht wurden. Als Paris am Morgen erwachte, sah es sich unter der Herrschaft einer Militärdiktatur. Der Widerstand der republikanischen Parthei wurde durch die schonungslose Verwendung der Truppen in blutigem Straßenkampfe gebrochen und Frankreich hatte einen Herrscher, so unumschränkt wie der Zar von Rußland! Der Revolution auf dem Festlande war der Todesstoß gegeben!

Das waren ganz andere Entschlüsse und Handlungen, als man sie von Napoleon erwartet hatte. Ein deutsches Blatt hatte nicht lange vorher von dem Präsidenten geschrieben: „Prächtig gekleidete Lakaien standen auf der Treppe mit Windlichtern, die Wachen präsentirten, greise Generale beugten tief das Haupt vor dem Ritter des Glücks! Wenn er nur eine Ader seines großen Oheims hätte! Aber nein, er ist flach, nicht genügend gebildet, geistesarm, trotz Hut und Rock nimmermehr der Kaiser! Eine üble Gewohnheit hat er außerdem — er betrinkt sich regelmäßig nach der Tafel und dann, zu der Zeit, wo in Paris das Leben beginnt und die Diplomatie der Salons ihre Fahnen aufzieht, ist gar nichts mehr mit ihm anzufangen!“

Wie sehr täuschte sich hier der Correspondent und damals ganz Europa, das sich durch ähnliche Berichte einschläfern und beruhigen ließ, bis es zu spät war.

Der Form zu genügen ließ sich nun Ludwig Napoleon auf 10 Jahre zum Präsidenten wählen. Die Wahl durch 7½ Millionen Stimmen erfolgte am 20. Dezember. Als Baroche dem Prinzen am letzten Abend des Jahrs das Ergebniß der Wahl mittheilte, sprach Napoleon stolz: „Wenn ich zu einer erstaunlichen Zustimmung des Volkes mir glückwünsche, so geschieht es, weil ich mir die Kraft zutraue, so zu handeln, wie es dem Oberhaupt einer großen Nation geziemt!“

Alle Gewalt war in dem zehnjährigen Präsidenten vereinigt, der nach der von ihm oktroyirten Verfassung vom 15. Januar in absteigenden Stufen ein Staatsrath, ein notabler Senat und ein durchaus machtloser gesetzgebender Körper berathen sollte, ohne übrigens die Entschließungen des Präsidenten hemmen zu können. Die Minister waren nur ihm verantwortlich, er befehligte Heer und Flotte, hatte das Recht, Krieg und Belagerungszustand auf eigene Autorität hin erklären.

Das Volk ließ sich Alles gefallen; Napoleon übte darauf durch die von ihm eingesetzten Präfekten einen gebietenden Einfluß, der noch durch die Kirche erhöht und befestigt wurde, welche ihn durch Hirtenbriefe unterstützte. Blind endlich war ihm noch die Armee ergeben, die er in einem Aufruf erinnerte, wie sehr sie unter der Herrschaft des demokratischen Pöbels zurückgesetzt gewesen, und wie sie jetzt Gelegenheit hätte, sich in das alte Ansehen zu setzen, als „wahrer Adel Frankreichs.“

Napoleon schritt nun muthig seinem Ziele, dem Kaiserthrone, entgegen.

Im Beginn des Jahres 1842 stellte er die goldnen Adler seines Oheims auf den französischen Fahnen wieder her, hob die Nationalgarde auf, ließ die Freiheitsbäume und andere Embleme der Republik wegschaffen und durch die alten Zeichen und Namen des Kaiserreichs ersetzen und das Kirchengebet nicht mehr für die Republik, sondern für seine Person verrichten. Vom neuen Senate ließ er sich eine Civilliste von 12 Millionen, den Titel Prince und Monseigneur, sowie den Gebrauch der Kronschlösser bewilligen. Die Tuillerien wurden für ihn hergestellt, während er die Güter der Familie Orleans confisciren ließ, um den Kindern Louis Philipps ein für allemal alle Macht und allen Einfluß in Frankreich zu nehmen.

Im Sommer und Herbst 1852 machte der Präsident eine längere Rundreise durch den Süden Frankreichs. Er ging über Lyon, wo er die Reiterstatue seines großen Oheims enthüllte, den er „den legitimsten Herrscher Frankreichs“ nannte, weil ihn die Wahl des Volkes erhoben habe, eine Aeusserung, die vorbereitend nach Paris dringen sollte. In Bordeaux hielt er am 12. October die berühmte, auf das Ausland berechnete Rede, die hauptsächlich den Gedanken l'empire c'est la paix! enthielt und fügte die stolzen Worte hinzu: „wenn Frankreich ruhig ist, ist es auch die übrige Welt.“ Ueberall auf der Reise hatte sich das Volk in Masse um den Präsidenten gedrängt und ihn als Kaiser begrüßt. Der Jubelruf des Volkes schwoll von Tage zu Tage an und schlug so mächtig an die Mauern von Paris, daß das Echo hier nicht ausbleiben konnte. Bei seiner Rückkehr am 16. Oct. fand der Prinz ganz Paris festlich geschmückt und hörte auf dem zwei Stunden langen Einritt immer und immer wieder den Kaisergruß und erblickte ringsumher nichts als die Embleme des Kaiserthums. Diese glänzenden Kundgebungen der Nation schienen die Wiederherstellung des Kaiserthums zu fordern. Der dienstwillige Senat, zur Berathung darüber aufgefordert, erklärte wirklich die Wiederherstellung des Kaiserthums für den Willen der Nation, welche es bei der am 21. und 22. November angeordneten Abstimmung mit 7,824,189 Ja gegen 253,145 Nein bestätigte, eine Stimmenmehrheit, in der der Prinz mit vollem Recht den Willen der Nation erkannte, worauf er sich am 2. Dezember als Kaiser der Franzosen ausrufen ließ.

England erkannte Napoleon zuerst als Kaiser an; zögernd folgten die Continentalmächte und erst am 5. Jan. 1853 erfolgte die Anerkennung des französischen Kaiserthums von Seiten Rußlands, am 6. von Oestreich und Preußen.

Nachdem der Kaiser von den Continentalmächten endlich anerkannt worden war, sah er sich nach einer Gemahlin aus fürstlichem Hause um und bewarb sich zunächst um Charlotte, eine Tochter des Prinzen Gustav v. Wasa. Als aber seine Bewerbungen erfolglos waren, warf er sein Auge auf Donna Eugenia Montijo, Herzogin von Theba, eine schöne blonde Spanierin, die bei den großen Treibjagden in Compiègne und Fontainebleau besonders geglänzt hatte. Er erwählte sie zu seiner Gemahlin und erklärte seinen Entschluß dem Staatsrath und den Kammern in einer besonderen Botschaft, in

der es hieß: „dynastische Vermählungen erzeugen nur trügerische Bürgschaften und setzen das Familieninteresse an die Stelle des Nationalinteresses. Seit 70 Jahren sind alle in Frankreich vermählten fremden Prinzessinnen unglücklich gewesen. Nur Einer gedenkt das Volk gern, und diese Eine stammte nicht aus königlichem Blute. Die vergebliche Bewerbung des Herzogs von Orleans um eine Prinzessin aus souveränem Hause und die Thatsache, daß er zwar eine vortreffliche Frau, aber nur zweiten Ranges und einer anderen Confession angehörig fand, verletzte das Selbstgefühl Frankreichs. Wenn man durch die Macht eines neuen Princips auf die Höhe der alten Dynastien gehoben wird, werde man dem Princip nicht untreu, sondern bewahre seinen eigenthümlichen Charakter und nehme gegenüber von Europa offen die Stelle des Emporkömmlings ein, welches ein ruhmvoller Titel ist, wenn man ihn durch die freie Abstimmung eines großen Volkes erlangt. Ich wähle eine Braut, die ich liebe, von hoher Geburt, Französin durch ihr Herz und ihre Erziehung und durch das Blut, das ihr Vater für die Sache des Kaiserreiches vergossen. Geschmückt mit allen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes wird sie eine Zierde des Thrones sein." Sein genialer Entschluß fand im Volke den allgemeinsten Beifall und schon am 30. Jan. fand die Vermählung statt. Am 16. März 1856 gebar sie ihm einen Erben, den Prinzen Napoleon Eugen, Louis Johann Josef.

Wenn auch der Kaiser in seinen Reden, wie bei der bei seiner Vermählung, sich hie und da außerhalb des Kreises der alten Dynastien stellte, so war er doch keineswegs gemeint, in dieser Stellung zu verharren. Im Gegentheil richtete er von nun an sein ganzes Streben darauf, zu bewirken, daß die übrigen Souveraine ihn nicht bloß freiwillig als gleichberechtigt anerkannten, sondern sich in ihren Streitigkeiten seine Vermittlerrolle gefallen ließen. Gelang ihm dieß, so glaubte er seinen Beruf als Wiederhersteller des französischen Kaiserthums erfüllt und, da er, wie der erste Napoleon, seine Persönlichkeit vollständig mit Frankreich identificirte, das höchste Ziel der patriotischen Wünsche Frankreichs erreicht zu haben. Der orientalische Conflikt gab ihm, wie wir gesehen, hiezu gute Gelegenheit, die er klug benützte. Im Kriege spielte er durch seine überlegene Landmacht die erste Rolle; England ehrte ihn als seinen treuesten Verbündeten, Oestreich bewarb sich mit Eifer um seine Freundschaft, Preußen nahm seine Vermittlung in der Neuenburger Angelegenheit an und das Jahr 1856 sah die Vertreter sämmtlicher Großmächte in Paris, um mit den Vertretern des Kaisers in Frieden zu unterhandeln. Noch mehr schmeichelte den Franzosen die Zusammenkunft des Kaisers von Rußland mit Napoleon in Stuttgart und ganz Frankreich blickte mit Stolz auf seinen Kaiser, in dessen Hand Europa's Schicksal zu liegen schien. Den Glanzpunkt seiner politischen Größe erreichte vollends Napoleon durch den Feldzug in Italien, der ihn in blendendem Siegesglanze an der Spitze der blumenbedeckten, mit Loorbeer geschmückten siegreichen Armee als Schlachtfeldkaiser in seine Hauptstadt zurückführte.

War Napoleon nach Außen glücklich, so war seine Regierung im Innern

nicht weniger glänzend und zeugte von großem Verstande. Indem er in Paris ausgedehnte Bauten unternahm, die Rivolistraße bis zum Stadthause verlängerte, das Louvre ausbaute 2c., beschäftigte er nicht nur die Arbeiter, sondern zerstörte auch die engen Gassen, die bei allen Pariser Revolutionen den Insurgenten zum hauptsächlichsten Stützpunkte gedient hatten. Den Bürgerstand, dem er die freie Presse, die Wahlumtriebe, das Nationalgardenspiel und die Tribune entrissen hatte, suchte er durch Beförderung des Luxus zu gewinnen. Die Priester und das Heer waren ohnedieß seine mächtigen Bundesgenossen, auf die er unter allen Umständen zählen konnte. Stark nach Innen, siegreich und glücklich nach Außen, bleibt ewig Napoleon III. das Verdienst, seine Nation würdig vertreten, ja geachtet und groß zum alten Ruhm und alter Größe zurückgeführt zu haben.

Das Attentat vom 14. Jan. 1858 hatte eine entscheidende Wendung der inneren und äußeren Politik Napoleons zur Folge. Es waren ihm zwei andere vorangegangen. Das erste Mal, am 28. April 1855, war es ein Italiener, Namens Pianori, der in den elysäischen Feldern ein Pistol auf ihn abfeuerte, angeblich um sich wegen der römischen Expedition am Kaiser zu rächen. Bellamare, der am Tage der Einnahme von Sebastopol auf den Wagen der Ehrendamen schoß, weil er den Kaiser darin glaubte, stellte sich bei der Untersuchung als verrückt heraus. Trugen diese beiden Mordversuche auch einen rein persönlichen Charakter, so stellte sich dagegen das scheußliche Attentat des Orsini's als ein planmäßiges Verbrechen einer gefährlichen, im Dunkeln schleichenden Parthei, als ein Werk der italienischen Verschworenen und des wildesten Radicalismus dar und deßhalb war auch die Wirkung dieses Attentats eine nachhaltige. Im Innern gab dieses Attentat das Zeichen zu einer maßlosen Repressivpolitik und veranlaßte das Sicherheitsgesetz, welches Freiheit und Leben eines jeden Franzosen der Willkühr der Polizei übergab. Was das Ausland betrifft, so wußten sich die herrischen Forderungen auf Beschränkung der Preßfreiheit und des Asylrechts bei den schwächeren Nachbarstaaten schon Gehör zu verschaffen, aber mit dem unnachgiebigen England kam es fast zum Bruche und jedenfalls betrachtete das englische Cabinet die Pläne seines Nachbars und nominellen Verbündeten seitdem mit unruhigem Mißtrauen. Ungegründet dürfte dasselbe Angesichts der französischen Rüstungen zur See, der starken Küstenbefestigungen 2c. nicht sein und allgemein befürchtet man für das nächste Jahr einen blutigen Riß der englisch-französischen Allianz.

Welchen Einfluß das Orsini'sche Attentat auf Napoleons Betheiligung am italienischen Krieg hatte, ersehen wir aus der Einleitung zu jenem Kriege.

Schließen wir nun noch mit einer Stelle eines interessanten Aufsatzes in der deutschen Vierteljahrschrift über die Stellung Napoleons III. zu seiner Zeit, welche sagt:

„Die Stellung Napoleons III. zu seiner Zeit ist ganz analog der des Oheims zu der damaligen. Beide wurden durch die ganze Genesis ihrer Gewalt darauf hingewiesen, die civilisatorischen Ideen, wie sie selber sich ausdrücken, für ihre Herrschaftsgelüste in Bewegung zu setzen, den Despotismus

im Namen der Freiheit auszubreiten. Sie kamen der Zeit entgegen, wie die Zeit ihnen; sie mußten es so machen, weil sie nicht anders konnten und sie konnten nicht anders, weil sie nicht anders wollten. Faßt man dieses in's Auge, so kann man nicht darüber im Zweifel sein, daß der Neffe den Krieg wolle, den ihm der Onkel als fatalistische Erbschaft hinterlassen hat. Ueber Charakter und Bedeutung Napoleons III. ist man noch gar nicht im Reinen. Die Menge, die immer nur nach dem Erfolg urtheilt hat die Aehnlichkeit zwischen Neffen und Onkel früher eben so sehr verkannt, wie sie dieselbe jetzt zu überschätzen geneigt ist. Uns scheint sie unverkennbar in hohem Maße vorhanden zu sein; der napoleonische Familientypus tritt bei dem einen nicht weniger stark hervor, als bei dem andern. Die Grundlage dieses Familiencharakters aber ist keine andere, als die Energie, Alles auf sich zu beziehen, sich als den Mittelpunkt aller Dinge zu setzen. Es ist dieß das Charakteristische aller großen Männer und der Eroberer insbesondere, aber nirgends ist wohl dieser Zug so scharf und mit so ausschließender Absolutheit hervorgetreten, wie bei den Napoleons. Wir erinnern uns, wie Bonaparte schon in seinen ersten italienischen Feldzügen, als ihn noch Niemand für mehr halten wollte, als für einen strebsamen jungen General der Republik, mit den italienischen Staaten schaltete, als ob er bereits Herr der Welt wäre und wie er Alles schon in der Voraussicht des künftigen Reichs ordnete, als dessen Mittelpunkt er Niemand Anders als sich selbst dachte. Jeder Anspruch, jedes Talent war gegen ihn untergeordnet; sie waren Alle Schwätzer; dieser Bonaparte wußte Alles, konnte Alles, that Alles. Er war freilich in der That ein umfassendes Genie, dessen Energie Unglaubliches leistete; die Hauptsache des Könnens aber beruhte unzweifelhaft auf dem schrankenlosen Selbstbewußtsein, welches vor keinem Aeußersten zurückschreckt, sondern den Muth hat, das Ei überall auf die Spitze zu stellen und stark ist in dem Glauben: es wird gelingen, denn es muß gelingen."

„Ganz dieses absolute Selbstbewußtsein finden wir auch bei Napoleon III. Daß er sich Jahrzehnte lang in den Träumen einer unausbleiblichen Größe und Herrschaft wiegte, wollen wir weniger hieher rechnen, dagegen wird man die früheren Versuche Napoleons, sich des französischen Thrones zu bemächtigen, jetzt mit andern Augen anzusehen sich veranlaßt fühlen, als man früher gewohnt war. Es waren Unternehmungen, deren Gelingen oder Mißlingen von der Gunst oder Ungunst abhing. Und als ihn die Umstände in eine Lage brachten, die ihm ein planmäßiges Verfolgen seiner Absichten gestattete, wie schnell, wie energisch entfaltete sich seine cäsarische Natur! Während ihn die ganze Welt noch für unbedeutend, ohne alle Talente mit dem höchst zweifelhaften Anspruch eines großen Namens ansah, trieb er bereits mit den Cavaignac und Changarnier sein Spiel, wie einst der Oheim mit Barras und den übrigen Schwätzern des Direktoriums. Sobald er aber einmal im Besitze der Gewalt war, da wurde man mit Erstaunen gewahr, daß er auch Alles wolle und Alles könne. Nicht nur alle Macht, auch alles Wissen ist in ihm concentrirt:

der Neffe bleibt hinter dem Oheim nicht zurück, ja er übertrifft ihn vielleicht an Verschlagenheit und kluger, lange voraussehender Berechnung."

Letztere Eigenschaft charakterisirt insbesondere in der Neuzeit Napoleons Politik, die eine planmäßige Verwirrung zur Schau tragend, das Mißtrauen von ganz Europa erregt hat und seine Heere beständig in Athem erhält. Welches Ziel sich diese Politik gestellt — kein Mensch weiß es. Interessant ist die Vogelperspektive, welche Graf Pinte über die Plane Napoleons eröffnet. Wie auch er versichert, hatte schon 1844 Kaiser Nikolaus, nach dem Muster der polnischen Theilung, die Einleitung zu einer Theilung der Türkei getroffen, wobei England und Oestreich betheiligt werden sollten; Ludwig Philipp sollte als ungefährlich ausgeschlossen bleiben. Das Jahr 1848 unterbrach diese Einleitungen; Präsident Ludwig Napoleon, entrüstet darüber, daß er auf demselben Fuß behandelt werden sollte, wie Ludwig Philipp, kam England so sehr entgegen, daß dieses die endlich zur Reife gelangten Anträge des russischen Cabinets ablehnte. Dadurch war auf lange hinein eine Allianz Englands und Rußlands unmöglich und letzteres wurde im Krimkriege für eine Allianz mürbe gemacht. Derselbe Proceß sollte auch mit Oestreich vorgenommen und dieß namentlich mit England verfeindet werden; dazu bot die italienische Frage die beste Gelegenheit. Daher wurde auf dem Pariser Friedenscongreß zu Beilegung des Krimkrieges 1856 mit Cavour einleitende Verständigung gefaßt; natürlich gedachte Jeder den Andern zu benützen. Beim Waffenstillstand von Villafranca schien Napoleon seinen Plan erreicht zu haben, Oestreich mußte geneigt sein, sich in der Türkei Ersatz für die Lombardei zu nehmen; Rußland, Frankreich und Oestreich konnten sich in die Türkei so theilen, daß Frankreich wohl Egypten und Syrien nahm. England blieb ausgeschlossen und Frankreich rüstete daher zu einem kolossalen Seekrieg. Aber Napoleon wurde durch die Italiener in weitere Verwicklungen hineingezogen und offenbar hat Rußland sich eines Andern besonnen. Rußland kann unmöglich dulden, daß Frankreich auch vermittelst eines seiner Schutzstaaten (Venetien) so nahe an der Türkei und an der Grenze der slavischen Bevölkerung festen Fuß fasse, zumal seit Napoleon das Nationalitätsprinzip als Hebel in die Fugen anderer Staaten setzt. So kam es, daß Napoleon, welcher sich vor Kurzem an der Spitze einer großen, den Orient unter sich theilenden Koalition geglaubt hatte, sich plötzlich in der Gefahr der Vereinzelung sah, und jetzt bot er plötzlich England wieder, das vor Kurzem vor einer französischen Invasion gezittert, das engste Bündniß an, das zum Mindesten den Zweck hatte, Englands Kriegsrüstungen Einhalt zu thun. Es ist ganz natürlich, daß die Theilung der Türkei der Hauptgegenstand der europäischen Politik ist und bleibt; da aber die Realisirung noch hinausgeschoben werden muß, so wird Napoleon, so lange er das Hauptgeschäft nicht unmittelbar anfassen kann, sich einstweilen mit näherliegenden Geschäften befassen. Er macht mit der Einverleibung Savoyens und Nizza's den Anfang und beginnt von der „Herstellung der natürlichen Grenzen Frankreichs" zu sprechen. Selbstverständlich wird er bei der Alpengrenze nicht stehen bleiben und wenn auch die offiziösen Blätter bis jetzt vermieden haben, auf die Rhein-

grenze anzuspielen, so hat sich doch schon der bekannte napoleonische Journalist About in der Opinion nationale geäußert: „Piemonts Vergrößerung gebietet uns einige Sicherheiten gegen dasselbe zu nehmen. Wir nehmen Savoyen und schließen damit unsere Thüre. Es wird dasselbe geschehen, wenn Preußen in einigen Jahren sich um die benachbarten protestantischen Staaten vergrößerte. Wir würden der großen und heilsamen Revolution aufrichtig beistimmen, aber wir würden nicht umhin können, an uns selbst zu denken und zu begreifen, daß ein vergrößertes Preußen ein gefährlicher Nachbar für uns wäre. Wir würden unsere Thüre schließen und Europa daran erinnern, daß der Rhein dazu gemacht ist, zwischen Deutschland und uns zu fließen.“ Ja, es ist kein Zweifel, der Schlag, den der Franzose andeutet, droht den deutschen Gauen und die bedauernswerthe Uneinigkeit seiner Völkerstämme muß dem kühnen Nachbar zur Einziehung des lockenden Gewinnes reizen. Aber hoffentlich wird er sich täuschen; sie werden wie Ein Mann ihre Grenzen schirmen und Napoleon wird seine Gegner an Tapferkeit ihren östreichischen Waffenbrüdern ebenbürtig und an der Spitze ihrer Heere, so Gott will, keine unglücklichen Gyulay's finden!

umgeben und ein Angeklagter,“ sprach er, „kenne ich doch diese Hallen von meiner ersten Kindheit her. Ich bin auf den Stufen des Throns geboren. Die Abstimmung eines ganzen Volkes hat meine Familie auf diesen Thron erhoben. Alles, was seitdem geschehen, ist ungesetzlich. Mein Oheim verlor den Thron, weil er kein Dorf von Frankreich abtreten wollte. Auch Sie haben der Ehre und dem Interesse Frankreichs Alles geopfert. Nicht einen Augenblick habe ich diese Lehre vergessen. Ich habe mich mit der Ehre und dem Interesse Frankreichs identificirt und kein Unglück wird mich davon abbringen oder niederbeugen.“ Niemand begriff damals die Tiefe und den Adel dieser Worte. Die ganze Welt lachte damals über den verwegenen Trotzkopf, der zweimal so unvorsichtig in sein Unglück hineingetappt war. Die Kammer der Pairs verurtheilte ihn wegen Hochverraths zu lebenslänglicher, den Grafen Montholon und drei Andere zu zwanzigjähriger Gefangenschaft, die übrigen zu Freiheitsstrafen von verschiedener Dauer. Ungebeugt, trotz der Aussicht auf lange Gefangenschaft, ward der Prinz nach dem Schlosse Ham gebracht. Sein Gefängniß wurde, wie er selbst sagte, seine Universität, auf der er sechs Jahre in einsamer Haft unausgesetzt studirte, Brochüren und Bücher schrieb, sich mit französischen Partheihäuptern in Verbindung setzte — kurz sich für die Rolle eines Staatsoberhaupts im Stillen vorbereitete. Am 25. Mai 1846 gelang es ihm jedoch, als Maurer verkleidet, zu entfliehen und glücklich England zu erreichen.

Was Ludwig Napoleon bisher vor der Oeffentlichkeit gethan, hatte keine große Meinung von seiner Begabung oder seinem Charakter erweckt, ja seine Unternehmungen waren sogar von dem größten Fehler nicht frei, den sie in Frankreich haben konnten, von der Lächerlichkeit. Dagegen besaß er eine furchtbare Stärke in dem Nimbus, der in den Augen zahlreicher Klassen des Volkes den Namen Napoleon umgab. Es zeigte sich dieß beim Ausbruch der Februarrevolution 1848, wo alsbald der Ruf: „vive l'empereur!“ die Parole wurde. Louis Napoleon hatte kaum von der Februarrevolution Nachricht erhalten, als er sogleich von London nach Paris eilte, es jedoch wieder verließ, als die provisorische Regierung ihn ersuchte, sich zu entfernen. Er hatte damals weder eine große Parthei für sich, noch konnte er über ausreichende Geldmittel verfügen, um eine große Agitation zu seiner Erhebung hervorrufen zu können. Allein das Glück war ihm günstig. Die Popularität seines Namens machte ihn alsbald zu einer bedeutenden Person und ihm hatte er es zu verdanken, daß er, als am 8. Juni in Paris Ergänzungswahlen für die Nationalversammlung vorgenommen wurden, in zwei Departements (Nieder-Charente und Yonne) gewählt wurde. Lamartine's Vorschlag, das Verbannungsdecret gegen die Napoleoniden aufrecht zu erhalten, fiel durch. Demungeachtet zog es Napoleon vor, vorerst in London zu bleiben, da er sich mit der provisorischen Exekutivgewalt nicht überwerfen wollte. Seine Zeit war noch nicht gekommen; er paßte nicht für die Kämpfe in den nächsten Wochen.

Inzwischen hatte Cavaignac, der Sieger in der Junischlacht, als Präsident der Regierung und Marrast als Präsident der Nationalversamm-

lung Frankreich geleitet. Beide waren Republikaner aus Grundsatz, aber ohne Ehrgeiz. Cavaignac machte nicht den geringsten Versuch, seine Gewalt zu befestigen, sondern befolgte nach Außen hin die friedliche Politik seines schnell vergessenen Vorgängers Lamartine und suchte im Innern nur den beiden Extremen, dem Socialismus und der monarchischen Reaction entgegenzutreten.

So war der Zustand der Dinge, als Ludwig Napoleon, der bis jetzt immer scheinbar ruhig in London geblieben und sich nicht blosgestellt hatte, von fünf französischen Departements zugleich in die Nationalversammlung gewählt wurde. Jetzt eilte er nach Paris und erschien am 26. September zum ersten Male in der Versammlung; er hielt dort eine kurze Ansprache und nahm dann an den Sitzungen keinen weiteren Antheil. Inzwischen wurde die neue Verfassung fertig und enthielt die Bestimmung, an der Spitze der Regierung solle ein Präsident stehen, vom gesammten Volk auf je vier Jahre gewählt, übrigens so sehr von der Nationalversammlung abhängig, daß er ohne sie fast Nichts thun konnte. Alsbald tauchten die Candidaten auf, es waren Cavaignac Louis Napoleon, Lamartine und Ledru Rollin.

Louis Napoleon erschien in der Nationalversammlung und versprach in einer Rede wie in einem besonderen Wahlmanifest von seiner Regierung Ordnung nach Innen, Frieden nach Außen und Minderung der Abgaben und versicherte zugleich, er werde sein Ministerium aus den Besten und Talentvollsten wählen, welcher Parthei sie auch angehört hätten. In all dem lag viel Verstand und doch fuhren die Blätter fort, den Prinzen als einen gänzlich unfähigen Menschen zu verläumden und in Karrikaturen lächerlich zu machen. Aber das nützte ihm, denn je unfähiger man ihn ausgab, um so besser konnte er seine Pläne verbergen und um so weniger strengten sich seine Gegner an. Ueberdieß hatte der Prinz den größten Anhang unter dem Theile des Volkes, der keine Blätter liest, bei den Bauern und gemeinen Soldaten. Diese hatten sich seit einiger Zeit in den Kopf gesetzt, die Dinge in Frankreich seien so verwirrt, daß nur ein Napoleon sie lösen könne, und konnten sich den Namen Napoleon unmöglich ohne die dazu gehörigen Fähigkeiten denken. Wurden sie von den gebildeten Städtern haranguirt, so schüttelten sie den Kopf und meinten, Napoleon sei der Rechte, der wird's schon ausmachen. Aber der Prinz hatte auch noch andere Freunde, nämlich die ganze Intriguantenschaar aus Ludwig Philipps Zeit, Thiers an der Spitze, welche für Ludwig Napoleons Wahl agitirten, um ihn vorzuschieben, in der sicheren Hoffnung, er werde sich durch Ungeschicklichkeit bald unmöglich machen und dann werde es Zeit sein, die alte Dynastie wieder herbeizurufen. Aber das Werkzeug war klüger, als die, welche es benützen wollten. Die Wahl erfolgte am 10. December. Ueberall stieg aus der Wahlurne der Name Napoleon hervor. In Frankreich erhielt er 5,434,226, in Algier 38,364 Stimmen, während Cavaignac nur von 1½ Millionen Wählern gewählt wurde.

Am 20. December legte Cavaignac in der Nationalversammlung sein Amt nieder und übergab es dem neuen Präsidenten, welcher den Eid auf die

neue Verfassung schwur und sodann in seiner neuen Würde, wenn auch nur im einfachen schwarzen Frack, doch mit dem großen Bande der Ehrenlegion geschmückt, zum ersten Male in seinem Amtswagen in den Palast Elisée fuhr, den er von nun an bewohnen wollte. Nun hatte sich der kühne Geist seine Bahn gebrochen. In aller Stille consolidirte sich die Regierung; die Minister wurden ernannt, die Clubbs unterdrückt, ein Theil der Mobilgarde aufgelöst und gleich der Anfang der Regierung Ludwig Napoleons zeigte den bestürzten und getäuschten Partheien, die vom Präsidenten nur Ungeschicktes erwartet und ihn zu mißbrauchen und zu lenken gehofft hatten, daß er einen eisernen Charakter besitze und an Verstand Allen weit überlegen sei. Schweigsam, wie ein Größerer vor ihm, vertraute er Niemanden seine Pläne; Hindernisse schreckten ihn nicht, da es ihm weniger auf den Weg als auf das Ziel ankam, das er anstrebte. Vor Allem aber erkannte er, daß die Masse des Volkes, der politischen Aufregungen müde, Ruhe und freie Zeit zum Erwerbe verlange, und die Leidenschaften der Partheien nicht theilte. Während diese in erbittertem Kampfe ihre Zeit vergeudeten, suchte Ludwig Napoleon seine Herrschaft zu befestigen. Dabei hob ihn zu allen Zeiten eine fatalistische Ueberzeugung vom Beruf seines Geschlechtes, Frankreich glücklich und groß zu machen. Das Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sah er in der Armee. Er gewann sie durch die sog. Militärbankette, bei denen die Truppen in der Lust des Weines bereits „den Kaiser“ hochleben ließen. Heer und Beamtenstand füllte er mit seinen Anhängern und unter dem Landvolke wuchs seine Popularität durch die Ruhe, die Frankreich genoß und die Arbeit und Wohlstand wieder hob. Die Nationalversammlung wurde allmählig zahm, nahm alle Gesetzesentwürfe des Präsidenten an, obgleich dieselben fast durchgängig Einschränkungen der bisherigen Freiheiten betrafen; und die Partheien wurden sich nach und nach bewußt, daß sie gegen die Energie und Entschlossenheit des Präsidenten einen vergeblichen Kampf kämpfen. So kräftigte sich Tag für Tag die napoleonische Regierung und als der Prinz im Sommer 1850 die größeren Städte Frankreichs in einer Rundreise besuchte, begrüßten ihn überall Zufriedenheit und unverkennbares Wohlwollen in dem Grade, daß er es wagen konnte, seine Absicht, sich zum lebenslänglichen Präsidenten ernennen zu lassen, durchblicken zu lassen. „Jetzt,“ sprach er, „da der Wohlstand wiedergekehrt ist, wäre es frevelhaft, das Bestehende wieder ändern zu wollen. Kämen stürmische Zeiten wieder und das Volk wollte dem Oberhaupte neue Bürde auflegen, so dürfe er sich derselben nicht entziehen.“

Im Sommer 1851 ging Ludwig Napoleon noch bestimmter auf sein Ziel los. Die Verfassung verbot seine Wiederwahl und als die Nationalversammlung die Revision derselben verweigerte (18. Juli 1851), obgleich bei der Zerfallenheit der Partheien gar kein anderer Candidat als Ludwig Napoleon möglich war, schien Alles zum Staatsstreich reif. Er hatte dazu den 2. December, den Jahrestag des Kaiserthums von 1804, auserwählt, um sich der lästigen Verfassung und Nationalversammlung zu entledigen. In der Nacht vorher gab er eine Gesellschaft und war sehr heiter mit seinen Gästen, während in aller Stille die Truppen in Bereitschaft gesetzt und in einer und der-

selben Stunde der Nacht alle Generale, Abgeordnete und Publicisten, die dem Präsidenten gefährlich schienen (Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Leflo, Charras, Baze, Thiers, Victor Hugo, Eugen Sue) ohne Aufsehen verhaftet und theils nach Vincennes, theils nach Ham gebracht wurden. Als Paris am Morgen erwachte, sah es sich unter der Herrschaft einer Militärdiktatur. Der Widerstand der republikanischen Parthei wurde durch die schonungslose Verwendung der Truppen in blutigem Straßenkampfe gebrochen und Frankreich hatte einen Herrscher, so unumschränkt wie der Zar von Rußland! Der Revolution auf dem Festlande war der Todesstoß gegeben!

Das waren ganz andere Entschlüsse und Handlungen, als man sie von Napoleon erwartet hatte. Ein deutsches Blatt hatte nicht lange vorher von dem Präsidenten geschrieben: „Prächtig gekleidete Lakaien standen auf der Treppe mit Windlichtern, die Wachen präsentirten, greise Generale beugten tief das Haupt vor dem Ritter des Glücks! Wenn er nur eine Ader seines großen Oheims hätte! Aber nein, er ist flach, nicht genügend gebildet, geistesarm, trotz Hut und Rock nimmermehr der Kaiser! Eine üble Gewohnheit hat er außerdem — er betrinkt sich regelmäßig nach der Tafel und dann, zu der Zeit, wo in Paris das Leben beginnt und die Diplomatie der Salons ihre Fahnen aufzieht, ist gar nichts mehr mit ihm anzufangen!“

Wie sehr täuschte sich hier der Correspondent und damals ganz Europa, das sich durch ähnliche Berichte einschläfern und beruhigen ließ, bis es zu spät war.

Der Form zu genügen ließ sich nun Ludwig Napoleon auf 10 Jahre zum Präsidenten wählen. Die Wahl durch 7½ Millionen Stimmen erfolgte am 20. Dezember. Als Baroche dem Prinzen am letzten Abend des Jahrs das Ergebniß der Wahl mittheilte, sprach Napoleon stolz: „Wenn ich zu einer erstaunlichen Zustimmung des Volkes mir glückwünsche, so geschieht es, weil ich mir die Kraft zutraue, so zu handeln, wie es dem Oberhaupt einer großen Nation geziemt!“

Alle Gewalt war in dem zehnjährigen Präsidenten vereinigt, der nach der von ihm oktroyirten Verfassung vom 15. Januar in absteigenden Stufen ein Staatsrath, ein notabler Senat und ein durchaus machtloser gesetzgebender Körper berathen sollte, ohne übrigens die Entschließungen des Präsidenten hemmen zu können. Die Minister waren nur ihm verantwortlich, er befehligte Heer und Flotte, hatte das Recht, Krieg und Belagerungszustand auf eigene Autorität hin erklären.

Das Volk ließ sich Alles gefallen; Napoleon übte darauf durch die von ihm eingesetzten Präfekten einen gebietenden Einfluß, der noch durch die Kirche erhöht und befestigt wurde, welche ihn durch Hirtenbriefe unterstützte. Blind endlich war ihm noch die Armee ergeben, die er in einem Aufruf erinnerte, wie sehr sie unter der Herrschaft des demokratischen Pöbels zurückgesetzt gewesen, und wie sie jetzt Gelegenheit hätte, sich in das alte Ansehen zu setzen, als „wahrer Adel Frankreichs.“

Napoleon schritt nun muthig seinem Ziele, dem Kaiserthrone, entgegen.

Im Beginn des Jahres 1842 stellte er die goldnen Adler seines Oheims auf den französischen Fahnen wieder her, hob die Nationalgarde auf, ließ die Freiheitsbäume und andere Embleme der Republik wegschaffen und durch die alten Zeichen und Namen des Kaiserreichs ersetzen und das Kirchengebet nicht mehr für die Republik, sondern für seine Person verrichten. Vom neuen Senate ließ er sich eine Civilliste von 12 Millionen, den Titel Prince und Monseigneur, sowie den Gebrauch der Kronschlösser bewilligen. Die Tuillerien wurden für ihn hergestellt, während er die Güter der Familie Orleans confisciren ließ, um den Kindern Louis Philipps ein für allemal alle Macht und allen Einfluß in Frankreich zu nehmen.

Im Sommer und Herbst 1852 machte der Präsident eine längere Rundreise durch den Süden Frankreichs. Er ging über Lyon, wo er die Reiterstatue seines großen Oheims enthüllte, den er „den legitimsten Herrscher Frankreichs" nannte, weil ihn die Wahl des Volkes erhoben habe, eine Aeusserung, die vorbereitend nach Paris dringen sollte. In Bordeaux hielt er am 12. October die berühmte, auf das Ausland berechnete Rede, die hauptsächlich den Gedanken l'empire c'est la paix! enthielt und fügte die stolzen Worte hinzu: „wenn Frankreich ruhig ist, ist es auch die übrige Welt." Ueberall auf der Reise hatte sich das Volk in Masse um den Präsidenten gedrängt und ihn als Kaiser begrüßt. Der Jubelruf des Volkes schwoll von Tage zu Tage an und schlug so mächtig an die Mauern von Paris, daß das Echo hier nicht ausbleiben konnte. Bei seiner Rückkehr am 16. Oct. fand der Prinz ganz Paris festlich geschmückt und hörte auf dem zwei Stunden langen Einritt immer und immer wieder den Kaisergruß und erblickte ringsumher nichts als die Embleme des Kaiserthums. Diese glänzenden Kundgebungen der Nation schienen die Wiederherstellung des Kaiserthums zu fordern. Der dienstwillige Senat, zur Berathung darüber aufgefordert, erklärte wirklich die Wiederherstellung des Kaiserthums für den Willen der Nation, welche es bei der am 21. und 22. November angeordneten Abstimmung mit 7,824,189 Ja gegen 253,145 Nein bestätigte, eine Stimmenmehrheit, in der der Prinz mit vollem Recht den Willen der Nation erkannte, worauf er sich am 2. Dezember als Kaiser der Franzosen ausrufen ließ.

England erkannte Napoleon zuerst als Kaiser an; zögernd folgten die Continentalmächte und erst am 5. Jan. 1853 erfolgte die Anerkennung des französischen Kaiserthums von Seiten Rußlands, am 6. von Oestreich und Preußen.

Nachdem der Kaiser von den Continentalmächten endlich anerkannt worden war, sah er sich nach einer Gemahlin aus fürstlichem Hause um und bewarb sich zunächst um Charlotte, eine Tochter des Prinzen Gustav v. Wasa. Als aber seine Bewerbungen erfolglos waren, warf er sein Auge auf Donna Eugenia Montijo, Herzogin von Theba, eine schöne blonde Spanierin, die bei den großen Treibjagden in Compiègne und Fontainebleau besonders geglänzt hatte. Er erwählte sie zu seiner Gemahlin und erklärte seinen Entschluß dem Staatsrath und den Kammern in einer besonderen Botschaft, in

der es hieß: „dynastische Vermählungen erzeugen nur trügerische Bürgschaften und setzen das Familieninteresse an die Stelle des Nationalinteresses. Seit 70 Jahren sind alle in Frankreich vermählten fremden Prinzessinnen unglücklich gewesen. Nur Einer gedenkt das Volk gern, und diese Eine stammte nicht aus königlichem Blute. Die vergebliche Bewerbung des Herzogs von Orleans um eine Prinzessin aus souveränem Hause und die Thatsache, daß er zwar eine vortreffliche Frau, aber nur zweiten Ranges und einer anderen Confession angehörig fand, verletzte das Selbstgefühl Frankreichs. Wenn man durch die Macht eines neuen Princips auf die Höhe der alten Dynastien gehoben wird, werde man dem Princip nicht untreu, sondern bewahre seinen eigenthümlichen Charakter und nehme gegenüber von Europa offen die Stelle des Emporkömmlings ein, welches ein ruhmvoller Titel ist, wenn man ihn durch die freie Abstimmung eines großen Volkes erlangt. Ich wähle eine Braut, die ich liebe, von hoher Geburt, Französin durch ihr Herz und ihre Erziehung und durch das Blut, das ihr Vater für die Sache des Kaiserreiches vergossen. Geschmückt mit allen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes wird sie eine Zierde des Thrones sein.“ Sein genialer Entschluß fand im Volke den allgemeinsten Beifall und schon am 30. Jan. fand die Vermählung statt. Am 16. März 1856 gebar sie ihm einen Erben, den Prinzen Napoleon Eugen, Louis Johann Josef.

Wenn auch der Kaiser in seinen Reden, wie bei der bei seiner Vermählung, sich hie und da außerhalb des Kreises der alten Dynastien stellte, so war er doch keineswegs gemeint, in dieser Stellung zu verharren. Im Gegentheil richtete er von nun an sein ganzes Streben darauf, zu bewirken, daß die übrigen Souveraine ihn nicht bloß freiwillig als gleichberechtigt anerkannten, sondern sich in ihren Streitigkeiten seine Vermittlerrolle gefallen ließen. Gelang ihm dieß, so glaubte er seinen Beruf als Wiederhersteller des französischen Kaiserthums erfüllt und, da er, wie der erste Napoleon, seine Persönlichkeit vollständig mit Frankreich identificirte, das höchste Ziel der patriotischen Wünsche Frankreichs erreicht zu haben. Der orientalische Conflikt gab ihm, wie wir gesehen, hiezu gute Gelegenheit, die er klug benützte. Im Kriege spielte er durch seine überlegene Landmacht die erste Rolle; England ehrte ihn als seinen treuesten Verbündeten, Oestreich bewarb sich mit Eifer um seine Freundschaft, Preußen nahm seine Vermittlung in der Neuenburger Angelegenheit an und das Jahr 1856 sah die Vertreter sämmtlicher Großmächte in Paris, um mit den Vertretern des Kaisers in Frieden zu unterhandeln. Noch mehr schmeichelte den Franzosen die Zusammenkunft des Kaisers von Rußland mit Napoleon in Stuttgart und ganz Frankreich blickte mit Stolz auf feinen Kaiser, in dessen Hand Europa's Schicksal zu liegen schien. Den Glanzpunkt seiner politischen Größe erreichte vollends Napoleon durch den Feldzug in Italien, der ihn in blendendem Siegesglanze an der Spitze der blumenbedeckten, mit Loorbeer geschmückten siegreichen Armee als Schlachtfeldkaiser in seine Hauptstadt zurückführte.

War Napoleon nach Außen glücklich, so war seine Regierung im Innern

nicht weniger glänzend und zeugte von großem Verstande. Indem er in Paris ausgedehnte Bauten unternahm, die Rivolistraße bis zum Stadthause verlängerte, das Louvre ausbaute 2c., beschäftigte er nicht nur die Arbeiter, sondern zerstörte auch die engen Gassen, die bei allen Pariser Revolutionen den Insurgenten zum hauptsächlichsten Stützpunkte gedient hatten. Den Bürgerstand, dem er die freie Presse, die Wahlumtriebe, das Nationalgardenspiel und die Tribune entrissen hatte, suchte er durch Beförderung des Luxus zu gewinnen. Die Priester und das Heer waren ohnedieß seine mächtigen Bundesgenossen, auf die er unter allen Umständen zählen konnte. Stark nach Innen, siegreich und glücklich nach Außen, bleibt ewig Napoleon III. das Verdienst, seine Nation würdig vertreten, ja geachtet und groß zum alten Ruhm und alter Größe zurückgeführt zu haben.

Das Attentat vom 14. Jan. 1858 hatte eine entscheidende Wendung der inneren und äußeren Politik Napoleons zur Folge. Es waren ihm zwei andere vorangegangen. Das erste Mal, am 28. April 1855, war es ein Italiener, Namens Pianori, der in den elysäischen Feldern ein Pistol auf ihn abfeuerte, angeblich um sich wegen der römischen Expedition am Kaiser zu rächen. Bellamare, der am Tage der Einnahme von Sebastopol auf den Wagen der Ehrendamen schoß, weil er den Kaiser darin glaubte, stellte sich bei der Untersuchung als verrückt heraus. Trugen diese beiden Mordversuche auch einen rein persönlichen Charakter, so stellte sich dagegen das scheußliche Attentat des Orsini's als ein planmäßiges Verbrechen einer gefährlichen, im Dunkeln schleichenden Parthei, als ein Werk der italienischen Verschworenen und des wildesten Radicalismus dar und deßhalb war auch die Wirkung dieses Attentats eine nachhaltige. Im Innern gab dieses Attentat das Zeichen zu einer maßlosen Repressivpolitik und veranlaßte das Sicherheitsgesetz, welches Freiheit und Leben eines jeden Franzosen der Willkühr der Polizei übergab. Was das Ausland betrifft, so wußten sich die herrischen Forderungen auf Beschränkung der Preßfreiheit und des Asylrechts bei den schwächeren Nachbarstaaten schon Gehör zu verschaffen, aber mit dem unnachgiebigen England kam es fast zum Bruche und jedenfalls betrachtete das englische Cabinet die Pläne seines Nachbars und nominellen Verbündeten seitdem mit unruhigem Mißtrauen. Ungegründet dürfte dasselbe Angesichts der französischen Rüstungen zur See, der starken Küstenbefestigungen 2c. nicht sein und allgemein befürchtet man für das nächste Jahr einen blutigen Riß der englisch-französischen Allianz.

Welchen Einfluß das Orsini'sche Attentat auf Napoleons Betheiligung am italienischen Krieg hatte, ersehen wir aus der Einleitung zu jenem Kriege.

Schließen wir nun noch mit einer Stelle eines interessanten Aufsatzes in der deutschen Vierteljahrschrift über die Stellung Napoleons III. zu seiner Zeit, welche sagt:

„Die Stellung Napoleons III. zu seiner Zeit ist ganz analog der des Oheims zu der damaligen. Beide wurden durch die ganze Genesis ihrer Gewalt darauf hingewiesen, die civilisatorischen Ideen, wie sie selber sich ausdrücken, für ihre Herrschaftsgelüste in Bewegung zu setzen, den Despotismus

im Namen der Freiheit auszubreiten. Sie kamen der Zeit entgegen, wie die Zeit ihnen; sie mußten es so machen, weil sie nicht anders konnten und sie konnten nicht anders, weil sie nicht anders wollten. Faßt man dieses in's Auge, so kann man nicht darüber im Zweifel sein, daß der Neffe den Krieg wolle, den ihm der Onkel als fatalistische Erbschaft hinterlassen hat. Ueber Charakter und Bedeutung Napoleons III. ist man noch gar nicht im Reinen. Die Menge, die immer nur nach dem Erfolg urtheilt hat die Aehnlichkeit zwischen Neffen und Onkel früher eben so sehr verkannt, wie sie dieselbe jetzt zu überschätzen geneigt ist. Uns scheint sie unverkennbar in hohem Maße vorhanden zu sein; der napoleonische Familientypus tritt bei dem einen nicht weniger stark hervor, als bei dem andern. Die Grundlage dieses Familiencharakters aber ist keine andere, als die Energie, Alles auf sich zu beziehen, sich als den Mittelpunkt aller Dinge zu setzen. Es ist dieß das Charakteristische aller großen Männer und der Eroberer insbesondere, aber nirgends ist wohl dieser Zug so scharf und mit so ausschließender Absolutheit hervorgetreten, wie bei den Napoleons. Wir erinnern uns, wie Bonaparte schon in seinen ersten italienischen Feldzügen, als ihn noch Niemand für mehr halten wollte, als für einen strebsamen jungen General der Republik, mit den italienischen Staaten schaltete, als ob er bereits Herr der Welt wäre und wie er Alles schon in der Voraussicht des künftigen Reichs ordnete, als dessen Mittelpunkt er Niemand Anders als sich selbst dachte. Jeder Anspruch, jedes Talent war gegen ihn untergeordnet; sie waren Alle Schwätzer; dieser Bonaparte wußte Alles, konnte Alles, that Alles. Er war freilich in der That ein umfassendes Genie, dessen Energie Unglaubliches leistete; die Hauptsache des Könnens aber beruhte unzweifelhaft auf dem schrankenlosen Selbstbewußtsein, welches vor keinem Aeußersten zurückschreckt, sondern den Muth hat, das Ei überall auf die Spitze zu stellen und stark ist in dem Glauben: es wird gelingen, denn es muß gelingen."

„Ganz dieses absolute Selbstbewußtsein finden wir auch bei Napoleon III. Daß er sich Jahrzehnte lang in den Träumen einer unausbleiblichen Größe und Herrschaft wiegte, wollen wir weniger hieher rechnen, dagegen wird man die früheren Versuche Napoleons, sich des französischen Thrones zu bemächtigen, jetzt mit andern Augen anzusehen sich veranlaßt fühlen, als man früher gewohnt war. Es waren Unternehmungen, deren Gelingen oder Mißlingen von der Gunst oder Ungunst abhing. Und als ihn die Umstände in eine Lage brachten, die ihm ein planmäßiges Verfolgen seiner Absichten gestattete, wie schnell, wie energisch entfaltete sich seine cäsarische Natur! Während ihn die ganze Welt noch für unbedeutend, ohne alle Talente mit dem höchst zweifelhaften Anspruch eines großen Namens ansah, trieb er bereits mit den Cavaignac und Changarnier sein Spiel, wie einst der Oheim mit Barras und den übrigen Schwätzern des Direktoriums. Sobald er aber einmal im Besitze der Gewalt war, da wurde man mit Erstaunen gewahr, daß er auch Alles wolle und Alles könne. Nicht nur alle Macht, auch alles Wissen ist in ihm concentrirt:

der Neffe bleibt hinter dem Oheim nicht zurück, ja er übertrifft ihn vielleicht an Verschlagenheit und kluger, lange voraussehender Berechnung."

Letztere Eigenschaft charakterisirt insbesondere in der Neuzeit Napoleons Politik, die eine planmäßige Verwirrung zur Schau tragend, das Mißtrauen von ganz Europa erregt hat und seine Heere beständig in Athem erhält. Welches Ziel sich diese Politik gestellt — kein Mensch weiß es. Interessant ist die Vogelperspektive, welche Graf Pinte über die Plane Napoleons eröffnet. Wie auch er versichert, hatte schon 1844 Kaiser Nikolaus, nach dem Muster der polnischen Theilung, die Einleitung zu einer Theilung der Türkei getroffen, wobei England und Oestreich betheiligt werden sollten; Ludwig Philipp sollte als ungefährlich ausgeschlossen bleiben. Das Jahr 1848 unterbrach diese Einleitungen; Präsident Ludwig Napoleon, entrüstet darüber, daß er auf demselben Fuß behandelt werden sollte, wie Ludwig Philipp, kam England so sehr entgegen, daß dieses die endlich zur Reife gelangten Anträge des russischen Cabinets ablehnte. Dadurch war auf lange hinein eine Allianz Englands und Rußlands unmöglich und letzteres wurde im Krimkriege für eine Allianz mürbe gemacht. Derselbe Proceß sollte auch mit Oestreich vorgenommen und dieß namentlich mit England verfeindet werden; dazu bot die italienische Frage die beste Gelegenheit. Daher wurde auf dem Pariser Friedenscongreß zu Beilegung des Krimkrieges 1856 mit Cavour einleitende Verständigung gefaßt; natürlich gedachte Jeder den Andern zu benützen. Beim Waffenstillstand von Villafranca schien Napoleon seinen Plan erreicht zu haben, Oestreich mußte geneigt sein, sich in der Türkei Ersatz für die Lombardei zu nehmen; Rußland, Frankreich und Oestreich konnten sich in die Türkei so theilen, daß Frankreich wohl Egypten und Syrien nahm. England blieb ausgeschlossen und Frankreich rüstete daher zu einem kolossalen Seekrieg. Aber Napoleon wurde durch die Italiener in weitere Verwicklungen hineingezogen und offenbar hat Rußland sich eines Andern besonnen. Rußland kann unmöglich dulden, daß Frankreich auch vermittelst eines seiner Schutzstaaten (Venetien) so nahe an der Türkei und an der Grenze der slavischen Bevölkerung festen Fuß fasse, zumal seit Napoleon das Nationalitätsprinzip als Hebel in die Fugen anderer Staaten setzt. So kam es, daß Napoleon, welcher sich vor Kurzem an der Spitze einer großen, den Orient unter sich theilenden Koalition geglaubt hatte, sich plötzlich in der Gefahr der Vereinzelung sah, und jetzt bot er plötzlich England wieder, das vor Kurzem vor einer französischen Invasion gezittert, das engste Bündniß an, das zum Mindesten den Zweck hatte, Englands Kriegsrüstungen Einhalt zu thun. Es ist ganz natürlich, daß die Theilung der Türkei der Hauptgegenstand der europäischen Politik ist und bleibt; da aber die Realisirung noch hinausgeschoben werden muß, so wird Napoleon, so lange er das Hauptgeschäft nicht unmittelbar anfassen kann, sich einstweilen mit näherliegenden Geschäften befassen. Er macht mit der Einverleibung Savoyens und Nizza's den Anfang und beginnt von der „Herstellung der natürlichen Grenzen Frankreichs“ zu sprechen. Selbstverständlich wird er bei der Alpengrenze nicht stehen bleiben und wenn auch die offiziösen Blätter bis jetzt vermieden haben, auf die Rhein-

grenze anzuspielen, so hat sich doch schon der bekannte napoleonische Journalist About in der Opinion nationale geäußert: „Piemonts Vergrößerung gebietet uns einige Sicherheiten gegen dasselbe zu nehmen. Wir nehmen Savoyen und schließen damit unsere Thüre. Es wird dasselbe geschehen, wenn Preußen in einigen Jahren sich um die benachbarten protestantischen Staaten vergrößerte. Wir würden der großen und heilsamen Revolution aufrichtig beistimmen, aber wir würden nicht umhin können, an uns selbst zu denken und zu begreifen, daß ein vergrößertes Preußen ein gefährlicher Nachbar für uns wäre. Wir würden unsere Thüre schließen und Europa daran erinnern, daß der Rhein dazu gemacht ist, zwischen Deutschland und uns zu fließen." Ja, es ist kein Zweifel, der Schlag, den der Franzose andeutet, droht den deutschen Gauen und die bedauernswerthe Uneinigkeit seiner Völkerstämme muß dem kühnen Nachbar zur Einziehung des lockenden Gewinnes reizen. Aber hoffentlich wird er sich täuschen; sie werden wie Ein Mann ihre Grenzen schirmen und Napoleon wird seine Gegner an Tapferkeit ihren östreichischen Waffenbrüdern ebenbürtig und an der Spitze ihrer Heere, so Gott will, keine unglücklichen Gyulay's finden!


Digitized by Google

